UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Griechische Kultur

Burckhardt, Jacob

Berlin, 1950

urn:nbn:de:hbz:466:1-80303

Visual Library

GRIECHISCHE KULTUR

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

43.58

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

JAKOB BURCKHARDT / GRIECHISCHE KULTUR

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

JAKOB BURCKHARDT

Ggriechische Kultur

Staatsbauschule Höxter a. d. Weser
Bücherei
Staatsschule für Hoch- und Tiefbau

03
M
21955

122 ABBILDUNGEN GRIECHISCHER KUNST
42 HANDZEICHNUNGEN IM TEXT NACH ALTEN KUPFERN
UND 80 KUPFERTIEFDRUCKTAFELN

SAFARI-VERLAG / BERLIN

EK 3542
K CII/B3

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herausgegeben und bearbeitet von Reinhard Jaspert

Alle Rechte dieser bearbeiteten Ausgabe (gekürzte Ausgabe der Griechischen Kulturgeschichte), insbesondere das Urheberrecht, vorbehalten / Nachdrucke, auch auszugsweise, und Übersetzung nur mit Genehmigung des Verlages.
COPYRIGHT 1950 BY SAFARI-VERLAG / PRINTED IN GERMANY
Gedruckt im Druckhaus Tempelhof, Berlin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

STAAT UND NATION

I. DIE POLIS

Per me si va nella città dolente
Dante inf.

Die Grundlagen des hellenischen Lebens

Die Frage, wo und wie ein Volk beginnt, bleibt dunkel, wie alle Anfänge. Indes scheinen die sozialen Grundlagen des griechischen Lebens, die Familie, die Ehe und das Eigentumsrecht schon in der vorhellenischen Zeit vorhanden gewesen zu sein, spätestens, als Hellenen und Gräko-Italiker noch ein Volk bildeten. Sie müssen das Werk einer *Urreligion* sein, die dem Kultus der Väter und Ahnen, sowie dem des Herdes eine zentrale Stellung einräumte. Der Ahnenkult ist es auch, der die Monogamie bedingt, die, wie aus den umständlichen Trauungszeremonien und aus der schweren Ahndung des Ehebruchs hervorgeht, auf griechischem Boden von Anfang an vorhanden ist. Und ebenso steht das Recht des Eigentums an Grund und Boden mit der Verehrung des Herdes und der Gräber in ursächlichem Zusammenhang. Der Herd lehrte nach Diodor den Menschen den Häuserbau, und zwar waren die Häuser ursprünglich getrennt; es gab keine Scheidemauern. Im Grundstück befand sich das Familiengrab, und deshalb waren die Grundstücke unveräußerlich. Auch das Erbrecht knüpft an die durch den Totenkultus bedingte Erbpflicht an. Im Grunde erbt die Habe der Sohn; die Töchter erben anfangs nicht mit. Zur Sicherung der Totenopfer aber werden Erbtöchter mit den nächsten Verwandten vermählt und ist die Adoption gestattet. Einen großen Umfang muß die väterliche Gewalt gehabt haben.

Die Überreste der Geschlechtsgemeinschaft

In der historischen Zeit ist das *Genos*, d. h. die Geschlechtsgemeinschaft im alten Sinne, nur noch als Überrest bekannt und in seiner Urgestalt nirgends mehr vorhanden. Es tritt noch als Erinnerung auf, als Bewußtsein gemeinsamer Abstammung und in gemeinschaftlichem Gräberkultus, indem das Grab der einzige Gemeinbesitz ist. Schon wie man sich das Verhältnis der jüngeren Linie zur Stammlinie zu denken habe, bleibt fraglich und ebenso, wie die Geschlechtsgemeinschaft durch das Hinzutreten der Sklaven und Lohnarbeiter (πελάται, θῆτες) modifiziert worden sei. Unvorstellbar aber und gänzlich hypothetisch ist das Verhältnis von Geschlechtern und Stämmen. Die Frage, ob sich Geschlechter zu Phratrien, Phratrien zu Phylen, Phylen zu Stämmen zusammengetan haben, oder ob umgekehrt der Stamm das Prius sei, welches in Phylen, Phratrien und Geschlechter auseinanderging, ob es sich um Unterabteilung oder um Zusammenschluß handelt, ist für uns nicht zu beantworten.

Die Phylen

Dagegen ragt wie ein Felszahn des Urgebirges aus spätern Alluvionen ein Stück grauen Altertums empor: die *Phylen*. Der spätere, sehr verschiedene Gebrauch der Sache und des Wortes hat hier, wie so oft, das Verständnis des Ursprünglichen erschwert.

a) die dorischen

Die Bevölkerung *dorischer* Staaten pflegte aus drei Phylen oder Stämmen zu bestehen; Pamphyler, Dymanen und Hylleer. Pamphylos und Dyman waren Söhne des Königs Aigimios und Enkel des Doros gewesen, Hyllos aber der Sohn des Herakles, welcher einst dem Aigimios beim Kampfe gegen die Lapithen geholfen hatte; dieser dritte Bestandteil muß hier der irgendwie bevorzugte gewesen sein, indem er die Anführer hergab, die Herakliden, unter welchen die Dorer ihre berühmte, staatenbildende Wanderung ins Werk setzten.

b) die ionischen

In Attika und wahrscheinlich auch in anderen *ionischen* Staaten waren der Phylen vier: Geleontes, Argadeis, Aigikoreis und Hopletes, deren Namensheroen als die Söhne des Ion galten. Schon das Altertum glaubte aus diesen Namen verschiedene Lebensweisen herauszuhören: etwa Grundbesitzer, Gewerbsleute, Hirten und einen ritterlichen Adel. Allein in der historischen Zeit enthielt jede Phyle zusammen Eupatriden und gewöhnliche Bürger jeder Gattung; die Phylen wurden Wahlkörper und nach Solons Verfassung stellte in Athen jede hundert Mitglieder in den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rat. Ob in den frühen Anfängen des Stammeslebens die Phylen sich nach Wohnplätzen schieden, ist nicht zu ermitteln; später wohnte jedenfalls alles durcheinander, und es genügte, daß jeder wisse, zu welcher Phyle er gehöre. Noch die Namen der bei Marathon gefallenen Athener waren auf den Steinpfeilern des großen Grabhügels nach Phylen verzeichnet, und zwar nach den neuen Phylen, welche Kleisthenes an die Stelle der alten gesetzt hatte.

Soll man nun sagen: Dorer seien ursprünglich in drei, Ionier in vier Phylen eingeteilt worden? oder eher: jene seien durch Zusammentreten von drei, diese von vier Stämmen gebildet worden, entstanden? Ein feuriger Verschmelzungsprozeß, für uns unvorstellbar, bringt ein Volkstum zustande, welches dann in seinen Einzelstaaten sich fast regelmäßig in seiner Urform ausspricht.

Daß ursprünglich eher die Herkunft als die Beschäftigung die Phylen ausmachte, läßt sich einigermaßen schon aus solchen Beispielen schließen, da bei spätern Gründungen Phylen künstlich gebildet wurden. In dem zerrütteten Kyrene bildete der aus Griechenland herberufene Ordner Demonax drei Phylen aus den tatsächlichen Hauptbestandteilen der Bevölkerung: den Theräern, den Peloponnesiern samt den Kretern und den übrigen Inselleuten.

Vor 530

Das Analogon der römischen Tribus

Rom besaß vielleicht in seinen drei ursprünglichen Tribus eine sehr viel ältere Einrichtung als es selbst wußte, nämlich an das ursprüngliche gräko-italische Zusammenleben, in welcher Gegend dasselbe auch zu denken sein mag. Über die Namen Ramnes, Tities und Luceres ist man insoweit einig, daß dieselben zwar in der Überlieferung erst die sogenannten romulischen Ritterzenturien bezeichnen, ursprünglich aber die Tribusnamen gewesen seien. Freilich hatte in Rom eine entgegengesetzte Sage das Übergewicht, wonach es sich um drei erst längere Zeit nach Gründung der Stadt zusammengekommene Volksteile gehandelt hätte: um Latiner, Sabiner und etwa Etrusker; nur Dionysios von Halikarnaß, als geborener Grieche, sah das Richtige, daß nämlich alle drei Tribus ursprünglich seien, und daß die Spätergekommenen, Sabiner und wer es sonst gewesen, in die schon bestehenden Tribus nachträglich seien mitverteilt worden.

Die Phylen der späteren Zeit

Daß Kleisthenes für Attika aus den vier Phylen zehn machte, konnte eine dringend gewordene Ausgleichung sein, indem etwa die vier alten, welche noch von Solon als Grundlage anerkannt worden, in dem bewegten Jahrhundert von seiner Zeit bis auf die des Kleisthenes an Stärke sehr ungleich geworden waren. Solche Einrichtungen sind wahre Janusköpfe; nach der einen Seite uralte Vorgänge und Grundlagen alles Seienden, durch Abstammung weiter verpflanzt, nach der andern aber die Basis der Repräsentation in Staaten und daher viele Male verändert und künstlich neu geschaffen.

Die phönizische Polis als Vorbild

Schon vor den Griechen hatten die *Phönizier* Poleis, d. h. Stadtgemeinden, städtische Staatswesen gegründet, mit Verfassungen; ihre Königtümer waren beschränkt durch Räte, deren Mitglieder die Häupter der bevorzugten Familien gewesen zu sein scheinen. Diese Städte hatten die Fähigkeit, Kolonien auszusenden, als freie Abbilder ihres heimischen Zustandes. Es war etwas anderes als die alten Königsburgen des Orients, welche bei jeder einzelnen Nation den Mittelpunkt des Ganzen vorstellten, etwas anderes als das enorme Heerlager der assyrischen Dynastien am Tigris, als das zur gemeinsamen Burg aller Güter und Götter gegründete Babylon, als die drei wechselnden Residenzen der Achämeniden, als die Großmärkte des orientalischen Handels und als die Tempelstädte Ägyptens: es waren bereits Bürgerschaften. Sollte der Ehre der Griechen ein Abbruch geschehen, wenn man annähme, daß dies Vorbild nicht ohne Wirkung auf sie geblieben? In so manchen anderen Beziehungen ist das frühe Eindringen phönizischer Kultur in das griechische Leben jetzt allgemein anerkannt, und vielleicht war Theben eine ursprünglich phönizische Stadt auf später böotischem Boden. Jedenfalls aber müssen die Griechen schon früh auch Kunde von den Städten der phönizischen Küste und von den Kolonien derselben gehabt haben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leben nach Stämmen

Sie selber lebten in Gestalt einer Menge kleinerer und größerer Stämme lange unter Häuptlingen, welche Könige heißen. Der Stamm selbst oder sein Königtum müssen in alten Zeiten hier und da feste Burgen und Städte gegründet oder auch schon vorgefunden haben; es sind nach der Ansicht des Thukydides diejenigen — sowohl auf dem Festland als auf den Inseln —, welche, entfernt vom Meere, landeinwärts liegen, des damaligen Seeraubes wegen; denn erst die neuern, seit dem Aufkommen einer eigenen Schiffahrt, seien am Meere, etwa auf Halbinseln, mit starker Ummauerung erbaut worden. Mykenä und Tiryns sind sehr viel älter als alle Poleis.

Wohnen in Dörfern mit Burgen

In jener alten Zeit aber lebte weitaus der größte Teil des Stammes dorfweise (κατὰ κωμας). Ob diese Gemeinden schon politisch organisiert und wie sie im Stamme rechtlich vertreten waren, weiß man nicht und ebensowenig, inwieweit gemeinschaftliche Heiligtümer, Sitten und Wehrpflicht sie mit den benachbarten Gemeinden enger verbanden. Hatten sie feste Ortschaften in ihrem Gau oder Stamm, so werden ihnen dieselben als gemeinsame Burgen, als Asyle gegen Land- und Seeraub gedient haben. Die alten Sikaner in Sizilien wohnten in lauter festen Ortschaften auf den Höhen wegen der Räuber, und dennoch heißt es: *sie wohnten dorfweise*, obwohl für diese Ortschaften bereits der Name Poleis antizipiert wird.

Der hellenische Lebensdrang und seine Äußerung

Nun muß ein gewisser starker Pulsschlag schon den alten griechischen Stämmen mehr als anderen Ariern eigen gewesen sein; man kann sagen: die nachmalige Lebensvehemenz der Nation hat eine Art Vorbild in den Wanderungen, Ansiedelungen und Mischungen der alten Einzelstämme, die oft lange müssen in Bewegung begriffen gewesen sein. Die Berichte hiervon sind kraus, verworren und zur genauen historischen Zusammenstellung kaum hier und da genügend, aber äußerst zahlreich. Jede Minimalbevölkerung hat ihre Wandersage, während man bei den Germanen alles nur im großen erfährt. Bei den griechischen Bevölkerungen zeigt sich das stärkste, wenn auch *mythisch* ausgedrückte Bewußtsein von Herkunft und Ansiedelung. Die Persönlichmachung durch Stammesheroen, deren Fluchten und neue Herrschaften, ihre möglichste Verflechtung in den allgemeinen Mythus, ihre Gräber und deren Kult sind ein Angeld auf das mächtige Lebensgefühl der künftigen Poleis. Neben den Sängern der Heldensage konnte sich dann eine allgemeinere genealogische, tatsächlich zugleich ethnographische Dichtung wie die Eöen, der homerische Schiffskatalog und ähnliche *Epen* erheben.

Nach diesen Wanderungssagen ist nun dem einzelnen Stamm alles erlaubt, wenn es sich darum handelt, sein Dasein zu verteidigen, und mit triumphierendem Hohn erzählen Kinder und Kindeskinder davon, wie dies geschehen.

Die Polis

Die *Polis* ist die definitive griechische Staatsform, der unabhängige Kleinstaat, der über eine Feldmark herrscht, in welcher kaum mehr ein anderer fester Ort und jedenfalls keine weitere unabhängige Bürgerschaft mehr geduldet wird. Ihre Entstehung wird nie als eine allmähliche, immer nur als eine einmalige gedacht, infolge eines starken momentanen Willens oder Entschlusses. Die Phantasie der Griechen ist erfüllt von lauter einmaligen Städtegründungen (κτίσεις), und wie sich von Anfang an nichts von selbst ergeben hat, so ist dann das ganze Leben der Polis lauter Notwendigkeit.

Kleinstaatlicher Charakter

Gegeben ist vor allem der kleinstaatliche Charakter. Die aus dem südlichen Peloponnes vertriebenen Achäer hätten in ihren neuen Sitzen in Achaia am Golf von Korinth gewiß einen Einheitsstaat bilden können, ja es hätte ihnen dies sehr naheliegen können, wenn es in ihrem Wesen gelegen hätte; statt dessen gründen sie in den zwölf Gebieten, wo bisher Ionier in zwölf Teilen (μέρεα) dorfweise gewohnt, ebenso viele Poleis, und ihr *Gemeinsames* (κοινόν) erhob sich tatsächlich kaum über periodische Opfer und Feste, etwa beim Hamarion, im Hain des Zeus unweit Ägä. Und bei den Ioniern, die vor ihnen gewichen waren und dann unter athenischer Führung an die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Westküste von Kleinasien gingen, versteht es sich abermals von selbst, daß sie dort eine Reihe, und zwar wiederum eine Zwölfzahl von Poleis einrichten.

Die Hegemonien von Sparta und Athen

Um weitere Gebiete so zu beherrschen, daß ihre Einzelortschaften nicht Herde des Widerstandes wurden, bedurfte es entweder einer spartanischen Gewaltsamkeit oder einer ganz ausnahmsweisen Anlage, wie die des Volkes von Attika war. Versuche aber, durch Bündnisse größere Gruppen zu bilden, haben nur auf Augenblicke, in Kriegen, nie auf die Dauer Glück und Macht für sich gehabt. Die Hegemonien von Sparta und Athen erregten auf die Länge furchtbaren Haß, und wer die Polis kennenlernt, wird sich bald überzeugen, wie wenig sie geeignet war, gegen schwächere Verbündete auch nur diejenige Billigkeit walten zu lassen, welche zugleich Klugheit gewesen wäre. An die stets wiederholten Versuche, aus Böotien einen Bundesstaat zu machen, knüpft sich das ganze Unglück der böotischen Geschichte.

Diejenige Form, welche der fieberhafte Lebensdrang annimmt, indem er die Polis schafft, ist in der Regel der sogenannte *Synoikismos*, das Zusammensiedeln bisheriger Dorfgemeinden in eine feste Stadt, jetzt womöglich am Meere. Mit bloßen Zwecken des Verkehrs, des materiellen Gedeihens usw. wäre man über ein Polisma, ein Ptoliethron nicht hinausgekommen, die Polis jedoch ist mehr.

Folge der dorischen Wanderung

Der äußere Gewaltzustand aber, der zu ihrer Gründung trieb, war ohne Zweifel in vielen Fällen diejenige Bewegung, welche man die dorische Wanderung nennt. Sowohl die betreffenden Wandervölker selbst, als diejenigen, welchen es gelang, sich gegen sie zu behaupten, waren reif für eine Form, welche auf alle Zeiten größere Macht zur Verteidigung wie zum Angriff verhieß und das eigentliche Ziel ihres Daseins in sich enthielt.

Die Zeit, da man dorfweise (κωμηδόν), bisweilen in Gauen von sieben, acht Dörfern gewohnt hatte, war bei aller Leidenschaft der Stämme doch wohl die unschuldigere gewesen; man hatte sich etwa gegen Landräuber und Piraten zu wehren gehabt, dabei aber das Bauernleben gepflegt; jetzt stand Polis gegen Polis als Konkurrentin des Daseins und der politischen Macht. Und ohne allen Zweifel war früher das Land mehr angebaut, denn mit der Zusammenziehung in eine Stadt mußte die Vernachlässigung der entfernter gelegenen Teile der Feldmark beginnen. Die Synoikismen können der Anfang der Verödung Griechenlands gewesen sein.

Der attische Synoikismos

Mit allem Luxus einer spätern politisierenden Phantasie malte man sich das berühmteste, noch in die mythische Zeit fallende Beispiel als ein Vorbild aus: den Synoikismos der Bevölkerung von Attika in Athen durch Theseus. Er erst habe in den zwölf Ortschaften, zu welchen bereits Kekrops die Landesbewohner sicherheitshalber zusammengesiedelt, die besonderen Prytaneen und Archonten aufgehoben und nur noch ein Buleuterion und Prytaneion aller geduldet, in Athen; sie mochten draußen wohnen bleiben auf ihren Grundstücken, allein sie hatten fortan nur noch eine Polis, welche er dann, indem alle bereits zusammensteuerten, schon als eine große und mächtige den Nachkommen überliefern konnte. So hätte man es gerne überall gehabt, und alles griechische Wesen drängte auf diese seine schließliche Gestalt, die Polis, hin, ohne welche die höhere griechische Kultur gar nicht denkbar wäre.

Schon allein die Entfernung von den Gräbern der Ahnen muß für den Griechen ein Unglück gewesen sein; er mußte nun den Totenkult verabsäumen, oder er konnte denselben nur mit Schwierigkeiten vollziehen; jedenfalls hatte er das Ahnengrab nicht mehr täglich vor Augen. Es ist eine in der ganzen übrigen Geschichte kaum wieder vorgekommene Häufung von bittern Schmerzen in dieser griechischen Polis: der allerstärkste Ortssinn und die größte Ortsandacht und diesem gegenüber die größte Menge von gewaltsam auferlegten und beschlossenen Ortswechseln.

Zahlreich sind die Berichte von Städtegründungen: im Peloponnes wurde das schon bei Homer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erwähnte Mantinea später zur Polis durch Vereinigung von fünf Landgemeinden — δῆμοι, wie man hier sagte, statt κῶμαι. Elis wurde erst nach den Perserkriegen aus vielen Landgemeinden ringsum zur Stadt gesammelt. Während des Peloponnesischen Krieges wollten die Mitylenäer alle Lesbier mit Gewalt zur Übersiedelung in ihre Stadt zwingen, worauf jedoch die Methymnäer in Athen Anzeige machten, und der Streich unterblieb. Und wenn im Jahre 408 Lindos, Jalysos und Kameiros freiwillig sich zusammentaten zur Gründung des prächtigen Rhodos, welchem doch wahrlich eine glänzende Zukunft vorbehalten war, mit welchen Gefühlen glaubt man, daß die meisten ihre bisherigen uralten Städte werden verlassen haben? Zur Zeit des Peloponnesischen Krieges überredete Perdikkas II. von Makedonien die Einwohner der Halbinsel Chalkidike, ihre Strandstädte zu verlassen und in eine Stadt, Olynth, zusammenzusiedeln, womit zugleich ein Abfall von der athenischen Hegemonie verbunden war. Der Staat von Argos war besonders berüchtigt durch die gewaltsamen Synoikismen, welche er vollzog, allerdings um sich gegenüber von Sparta eine stärkere Haltung zu geben. Gegenüber einem Feinde wie Sparta wußte freilich auch ein Epaminondas keinen anderen Rat, als daß er eine große Anzahl schwacher arkadischer Landstädte bewog, sich als solche aufzulösen und nach einer *Großstadt*, Megalopolis, überzusiedeln. Die sich weigernden Trapezuntier wurden teils niedergemacht, teils flohen sie nach dem pontischen Trapezunt. Nach der Schlacht bei Mantinea wollten viele wiederum die *Großstadt* verlassen, wurden aber von den übrigen Megalopolitanern mit athenischer Hilfe und unter Anwendung der größten Gewalt gezwungen, zurückzukehren und dazubleiben. Die verlassenen Orte lagen später teils völlig öde, teils waren sie zu *Dörfern* der Megalopoliten geworden, d. h. sie waren noch einigermaßen bewohnt, und ihre Feldmark noch angebaut.

Die späteren Synoikismen

Warum ließ man solche Städte nicht einfach als Landstädte bestehen und etwa durch gewählte Repräsentanten im Rat der Polis vertreten? Deshalb, weil sie sich als Städte nie würden auf die Länge gefügt, sondern die äußersten Kräfte daran würden gesetzt haben, unabhängig und selber wieder Poleis zu werden.

Mit vollem, widerspruchslosem Enthusiasmus wurde vielleicht nur das ganz neue Messene gegründet. Hier hatte Epaminondas keine Gezwungenen aus den nächsten Feldmarken, sondern die längst in die ganze Griechenwelt verlaufenen, jetzt wieder zusammenberufenen Abkömmlinge des Landes Messenien zum Bau einer neuen Hauptstadt anzuführen. Solche, die seit mehreren Generationen, ja seit Jahrhunderten ihre Heimat verloren gehabt, erhielten sie wieder. — Dagegen sind unendlich zahlreich die gewaltsamsten Gründungen durch Tyrannen und mächtige Fürsten. Die sizilischen Tyrannen, auch die besten, sind rücksichtslose Menschenmischer gegenüber schon vorhandenen Poleis, weil sie des Gehorsams derselben sich nur dann sicher glauben, wenn sie die halbe Bevölkerung (oder noch mehr) weggeschafft und durch eine anderswo hergeführte, auch durch angesiedelte Söldner ersetzt haben. Der sonst verdienstvolle Gelon konzentrierte die obere Bevölkerung von Kamarina, Gela, hybläisch Megara und anderen Städten in Syrakus und verkaufte deren Volksmasse als Ausschuß ins Ausland, sintemal der Demos der unbequemste Mitbewohner wäre; sein Bruder Hieron versetzte dann die Einwohner von Katana nach Leontinoi und siedelte 5000 Syrakusier und ebenso viele Peloponnesier in den ausgeleerten Mauern an, teils um an einer so wehrfähigen Stadt eine stets hilfsbereite Mannschaft zu haben, teils um einst von einer so ansehnlichen Polis als Gründer nach Heroenart verehrt zu werden. Von den schrecklichen spätern Neumischungen und Ausrottungen auf Sizilien wird bei Anlaß der Dionyse und des Agathokles die Rede sein. — Auch ein Herrscher wie Mausolos drängte in sein Halikarnaß die Bevölkerung von sechs Städten zusammen; es waren von den acht Lelegerstädten die drei Vierteile, und wir erfahren nicht, wieweit es die Leute als eine Wohltat ansehen mochten. — In der Geschichte

Die Neugründung von Messene (369)

Die sizilischen Gründungen

Halikarnaß und die Diadochenstädte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Diadochen nehmen die neugegründeten Städte im Orient und in Ägypten die Aufmerksamkeit vor allem in Anspruch, daneben aber wird nicht zu übersehen sein, was sie sich in dem längst hellenisierten vordern Kleinasien erlaubten an gewaltsamer Deportation, Menschenmischung und Neutaufen berühmter alter Städte.

Die Bedeutung der Städtegründung

Die Bildung einer Polis war das große, das entscheidende Erlebnis im ganzen Dasein einer Bevölkerung. Die Lebensweise, auch wo man fortfuhr, die Fluren zu bebauen, wurde aus der ländlichen doch eine vorwiegend städtische; bisher waren es *Landwirte* gewesen, nun, als alles beisammen wohnte, wurden es *Politiker*. Die Bedeutung des Erlebnisses aber spiegelte sich in Sagen von der Gründung der Stadt und von ihrer Rettung aus frühen großen Gefahren. Herakles, als er seine Rinder durch Italien trieb, hatte den Kroton, welcher ihm Hilfe bringen wollte, nächtlicherweile für einen Feind gehalten und getötet, darauf aber seinen Irrtum erkannt und gelobt, um dessen Grabmal herum eine gleichnamige Stadt zu bauen. War es kein Denkmal, so heftete sich die Erinnerung etwa an eine Quelle. Zu Haliartos in Böotien entsprang der Fluß Lophis aus dem Blute eines Knaben, den sein eigener Vater zusammengehauen, weil bei völliger Wasserlosigkeit Pythia ihm die Tötung des ersten ihm begegnenden Wesens befohlen hatte. Zu Keläna in Phrygien hatte sich ein Schlund geöffnet, in welchen viele Häuser samt den Menschen versanken; da laut Orakelspruch das Kostbarste hineingeworfen werden sollte, und Gold und Silber nichts half, sprang der phrygische Königserbe zu Roß hinein, und nun verschloß sich der Schlund. Es kommen wohl Beispiele vor, da bei Gründung einer Stadt die Herbeischaffung der Gebeine eines längst Verstorbenen, eines Menschen aus der mythischen Zeit, genügt, wie z. B. bei der definitiven Gründung von Amphipolis durch die Athener unter Hagnon, als er heimlich Leute nach dem Gefilde von Troja sandte und aus dem Grabhügel des Rhesos dessen Überreste holen ließ; auch mag das Menschenopfer später durch unschuldigere Begehungen, die sogenannten Telesmen, ersetzt worden sein, welche in der Vergrabung geheimnisvoller Gegenstände bestanden.

Es gab auf den Agoren auch Grabmäler von nicht unheimlicher Art: in Thurioi war auf der Agora der große Herodot bestattet, ja später mochte ein Wald von Statuen berühmter Leute und von Altären manchen Platz der Griechenstädte beinahe unbequem machen, allein das Denkmal der schauerlichen Erinnerung an einen Geopferten wird selten gefehlt haben. Auch bei anderen Völkern tönt hier und da um einen Schloßbau eine ähnliche Sage; auf die Serben aber, als das ergreifende Lied von der Gründung von Skadar entstand, könnte wohl eine griechische Anschauung übergegangen sein.

Die Literatur über die Gründungen

Ein eigener Zweig der Erzählung in Poesie und Prosa war der Geschichte oder dem Mythus der Gründungen (κτίσεις) gewidmet; erlauchte Namen wie Mimnermos von Smyrna, Kadmos von Milet, Xenophanes von Kolophon finden sich unter den Erzählern solcher heimatlicher Sagen, und außerdem verdankte man dem Letztgenannten auch noch die Aufzeichnung der kühnen Wanderfahrten der geflüchteten Phokäer bis zur Gründung von Elea. Im Grunde hat das, was später griechische Geschichtsschreibung wurde, mit diesen Anfängen begonnen.

Die Agora als Lebensorgan der Stadt

Der eigentliche Mittelpunkt einer Polis aber war die *Agora*, der Platz. In altertümlichen, kleinen Städten war dieselbe eins und alles; an ihr waren Prytaneion, Buleuterion, Gerichtslokal, einer oder mehrere Tempel gelegen; dabei diente sie noch für Volksversammlungen und Spiele. Aber auch wenn für die einzelnen Bestimmungen anderswo und reichlich gesorgt worden war, blieb die Agora das eigentliche Lebensorgan der Stadt. *Marktplatz* ist eine sehr ungenügende Übersetzung, auch hatten gewiß alle Völker Marktplätze, welche überhaupt Städte hatten. Agora dagegen kommt von ἀγείρειν versammeln, bedeutet auch sehr oft geradezu die Versammlung ohne Rücksicht auf den Ort, und Aristoteles hilft uns überdies zu einer sehr deutlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unterscheidung. Er verlangt eine Agora der Freien, wo nichts verkauft wird, und wo kein Arbeiter und kein Bauer sich einfinden darf, es sei denn auf Befehl der Behörden; außerdem aber eine andere Agora, die der Bedürfnisse für Kauf und Verkauf. In Seestädten lag der Platz gewiß gerne in der Nähe des Hafens; wenigstens ist es bei den Phäaken so, deren ganzes Dasein ja auf das Wünschenswerteste eingerichtet gewesen sein muß. Hier, angesichts der Schiffe, umgeben von Tempeln, Amtsgebäuden, Denkmälern, Kaufläden und Wechslerbuden, so viele deren noch Platz haben mochten, lag der Grieche dem ἀγοράζειν ob, jenem für Nordländer nie mit einem Wort übersetzbaren Treiben. Die Wörterbücher geben an: *auf dem Markt verkehren, kaufen, reden, ratschlagen usw.*, können aber das aus Geschäft, Gespräch und holdem Müßiggang gemischte Zusammenstehen und Schlendern nicht wiedergeben. Genug, daß der Vormittag davon seine allbekannte Bezeichnung bekam: die Zeit, da die Agora voller Leute ist.

Wenn sich dann in den Städten ein Pöbel ausbildete, so offenbarte sich derselbe unvermeidlich sehr als Platz-Pöbel (ὄχλος ἀγοραῖος), und schon sehr frühe soll der ältere Cyrus im Hinblick auf manche Geschäfte der griechischen Agoren zu einem spartanischen Boten gesagt haben: Ich fürchte mich nicht vor Leuten, welche inmitten ihrer Stadt einen Platz haben, wo sie sich versammeln, um einander mit falschen Eiden zu betrügen.

Das griechische Bürgertum

Wenn aber irgendwo der Mensch mehr ist als seine Stätte, so gilt dies von den Griechen. Die lebendige Polis, das Bürgertum, ist ein sehr viel mächtigeres Produkt gewesen, als alle Mauern, Häfen und Prachtbauten. Aristoteles nennt schon den Menschen überhaupt *ein politisches Wesen von Natur*, in einer beredten Stelle seiner Politik stellt er dann den Griechen den zweierlei Barbaren gegenüber, den nordischen Naturmenschen und den asiatischen Kulturmenschen, und weist ihm die Vorzüge beider zu, den Mut der einen und den Verstand der anderen, so daß er nicht nur frei und im Besitz der besten Staatseinrichtungen sei, sondern sogar — sobald er nur einen Staat bilden würde — über alle anderen herrschen könnte.

Menschenrechte gibt es im Altertum überhaupt nicht und auch bei Aristoteles nicht; die Polis ist ihm nur eine Gemeinschaft von Freien; der Metöke und der massenhaft vorhandene Sklave ist vor allem kein Bürger, und ob er daneben ein Mensch sei, wird nicht weiter erörtert. Diejenigen Forderungen, welche an den Bürger gestellt werden, sind in der Tat, wie sich zeigen wird, nicht Sache des ersten Besten, und man könnte unbedingt nicht jeden dazu brauchen.

Die Sorge für die Qualität und die Beschränkung der Quantität

Vor allem kommt es hier auf die Qualität an, während man sich in der Quantität Schranken gefallen läßt. Verstümmeltes, mißgestaltet Geborenes soll man — so will Aristoteles — nicht aufziehen, und wenn man bedenkt, was für ein unglückliches Wesen der Krüppel unter Griechen war, so wird dies begreiflich. Bekanntlich wurden aber beständig viele Kinder ausgesetzt, schon weil man sie nicht aufnähren wollte oder konnte, und Theben, wo die Aussetzung verboten war, wird als eine Ausnahme zitiert.

Die Autarkie als Maßstab für die Größe einer Polis

Das Lebensmaß, welches eine Polis in sich enthalten muß, wird bezeichnet mit dem Wort αὐτάρκεια, das Genügen. Für unsere Rechnungsart ein sehr dunkles Wort, für den Griechen aber völlig verständlich. Eine Feldmark, welche die nötigsten Lebensmittel schaffte, ein Handelsverkehr und eine Gewerblichkeit, welche für die übrigen Bedürfnisse in mäßiger Weise sorgt, endlich eine Hoplitenschar, mindestens so stark als die der nächsten, meist feindlichen Polis, dies waren die Bedingungen jenes *Genügens*. Aristoteles redet hier so deutlich, als man es wünschen mag. Eine Polis, sobald sie zu volkreich ist, kann schon kaum mehr gesetzlich leben. Die Zahl der wirklichen Bürger macht eine Stadt groß, nicht eine Vielheit der Gewerbsarbeiter, *Banausen*, bei Wenigkeit der Hopliten. Um gerecht zu richten und um die Ämter nach Verdienst zu vergeben, müssen die Bürger einander kennen und wissen, welcher Art die Leute sind.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die beste Begrenzung ist, daß die Stadt so groß sei, als das Genügen des Lebens erfordert, aber übersichtlich. Und zwar scheint es, daß man eine Stadt von 10 000 erwachsenen Bürgern (πόλις μυρίανδρος) für das im ganzen wünschbare Maß gehalten habe; Heraklea Trachinia und Katana bei seiner Neugründung als Aitne erhielten diese Zahl; wir dürfen zur Erläuterung herbeiziehen die Volksversammlung der Zehntausend (μύριοι) in Arkadien.

Das unbeschränkte Recht der Polis über den einzelnen und seine Aufgaben in der Gemeinschaft

In neueren Zeiten ist es, abgesehen von philosophischen und sonstigen idealistischen Programmen, wesentlich der einzelne, das Individuum, welches den Staat postuliert, wie es ihn braucht. Es verlangt von ihm eigentlich nur die Sicherheit, um dann seine Kräfte frei entwickeln zu können; hierfür bringt es gerne wohlabgemessene Opfer, hält sich aber um so viel mehr dem Staat zu Danke verpflichtet, je weniger derselbe sich um sein sonstiges Tun kümmert. Die griechische Polis dagegen geht von vornherein vom Ganzen aus, welches früher vorhanden sei als der Teil, nämlich als das einzelne Haus, der einzelne Mensch. Wir dürfen aus einer inneren Logik hinzufügen: und dies Ganze wird den Teil auch überleben; es handelt sich nicht bloß um eine Bevorzugung des Allgemeinen vor dem Einzelnen, sondern auch des Dauernden vor dem Augenblicklichen und Vorübergehenden. Von dem Individuum wird nicht bloß im Felde und auf Augenblicke, sondern jederzeit die Hingebung der ganzen Existenz verlangt, denn es verdankt dem Ganzen alles; ja schon die Sicherung seines Daseins, welche damals nur der Bürger genießt, und zwar nur in seiner Stadt oder soweit deren Einfluß reicht. Wer hier am Regieren und Regiertwerden teil hat, der ist Bürger: das erstere wird noch näher bestimmt als Teilnahme an Gericht und Ämtern. Allein der Bürger verwirklicht überhaupt all sein Können und jede Tugend im und am Staat, der ganze griechische Geist und seine Kultur steht in stärkster Beziehung zur Polis, und weitaus die höchsten Hervorbringungen der Poesie und der Kunst des Blütezeitalters gehören nicht dem Privatgenuß, sondern der Öffentlichkeit an.

Die oft großartig pathetische Kunde von diesen Anschauungen erhalten wir teils durch die Dichter der Blütezeit, teils durch Philosophen und Redner des IV. Jahrhunderts, welche bereits nicht mehr das Gefühl konstatieren, wie es wirklich noch herrschte, sondern wie es hätte herrschen sollen.

Die Vaterstadt (πατρίς) ist nicht bloß die Heimat, wo dem Menschen am wohlsten ist und wohin ihn das Heimweh zieht, sondern ein höheres, göttlich mächtiges Wesen. Vor allem ist man ihr den Tod im Kampfe schuldig, und zwar zahlt man ihr damit nur das *Nährgeld* zurück. Schon *Homer* gönnt den Troern, zumal dem Hektor, hier und da die feurigsten Klänge des Patriotismus, und die Elegiendichter, in dem so Wenigen, was von ihnen erhalten ist, bleiben nicht zurück. Der gewaltigste Zeuge aber ist *Äschylos*. Seine *vom Kriegsgott erfüllte* Dichtung *Sieben gegen Theben* vereinigt in den Reden des Eteokles den höchsten Ausdruck der Opferpflicht des Bürgers gegen die Muttererde mit dem Pathos des Königs und Verteidigers. In seiner eigenen Grabschrift redet der Dichter nicht von seiner Poesie, sondern von seiner Tapferkeit: *sagen mag es der marathonische Hain und der starklockige Meder, der es hat erfahren müssen.*

Das Recht der Vaterstadt auf alle Opfer und allen Ruhm

Aber die Großtaten gehören im Grunde gar nicht dem einzelnen, sondern der Vaterstadt; diese, nicht Miltiades und Themistokles, hat bei Marathon und Salamis gesiegt, und Demosthenes findet dann ein Zeichen des Verfalls darin, daß jetzt viele sagen, Timotheos habe Kerkyra genommen und Chabrias habe bei Naxos die Feinde geschlagen. Jedenfalls hat auch der Verdienstvollste der Heimat mehr zu danken, als diese ihm.

In den *Schutzflehenden* häuft das prachtvolle Chorlied der Danaiden auf das gastliche Argos jeden denkbaren Segen im Überfluß; das Beste aber hat Äschylos seiner eigenen Vaterstadt gegönnt, in dem letzten großen Chorgesang der Eumeniden mit den Zwischenreden der Athene.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nur einer in der alten Welt hat noch gewaltigere Töne dieser Art anzustimmen vermocht; Äschylos wünscht und betet; Jesaias in seiner Vision des künftigen Jerusalems (Kap. 60) weissagt und schaut das Geweissagte schon als ein Vollendetes.

Ihre erziehende Kraft

Die Polis hat ferner eine erzieherische Kraft; sie ist nicht nur *die beste Amme, die früher euch als Knaben, welche spielten auf dem weichen Grund, treu hegte und pflegte und keine Last der Wärterin versäumte,* sondern sie erzieht den Bürger sein Leben lang. Sie hält zwar keine Schulen, wenn sie auch den herkömmlichen gymnastischen und musischen Unterricht begünstigt; auch mag hier des vielseitigen Bildungsstoffes noch nicht näher gedacht werden, welcher durch die Chorgesänge der Feste, durch den reichen Kultus, durch Bauten und Kunstwerke, durch das Drama und durch die Rezitationen von Dichtern der ganzen Bürgerschaft von selbst entgegenkam. Wohl aber galt als eine fortwährende Erziehung das Leben im Staat selbst mit seinem Regieren und Gehorchen, und ganz besonders stark lenkte die Polis in den bessern Zeiten ihre Leute durch die Ehren, welche sie dem einzelnen erweisen konnte, bis auch hier der Mißbrauch überwog und die Klügeren gerne auf die betreffenden Kränze, Heroldsrufe usw. verzichteten. Endlich erschien die ganze bisherige Geschichte einer ruhmvollen Stadt als eine der stärksten Anleitungen zur Trefflichkeit: nirgends, sagt Xenophon, hat man größere und zahlreichere Taten der Vorfahren aufzuweisen als in Athen, und viele, hiervon erhoben, suchen dann sich der Tugend zu widmen und stark zu werden.

Ihre Aktivität

So ist die Polis die Darstellung eines Gesamtwillens von höchster Tätigkeit und Tatfähigkeit, indem sie ja nur im Sinne der Tat, der Machtübung, der Leidenschaft aus dem Dorfleben herausgetreten ist; daher sie streng sein muß in der Definition des Aktivbürgers, der ja ein Teil von dieser Kraft sein soll.

Solche Poleis kennen eine ganz andere Sorte von Glück und Unglück als die Städte anderer Völker und Zeiten, und selbst die lebendigsten Stadtrepubliken des Mittelalters reichen nur momentan an diesen Grad des Lebens und Leidens.

Ihre Gewaltsamkeit

Hieraus erklärt sich aber auch ihre Gewaltsamkeit. Nach außen ist die Polis trotz aller Bündnisse usw. in der Regel isoliert und oft in Lebenskonkurrenz mit den nächsten Nachbarn, im Kriege aber herrscht ein schreckliches Kriegsrecht.

Im Innern wird sie dem einzelnen höchst furchtbar, sobald er nicht völlig in ihr aufgeht. Ihre Zwangsmittel, von denen sie ausgiebigen Gebrauch macht, sind Tod, Atimie und Exil. Und zwar gibt es keine Appellation an eine auswärtige Instanz mehr; sie ist völlig unentrinnbar, da ein Entrinnenwollen den Verzicht auf alle Sicherheit der Person in sich schließt. Mit der Staatsallmacht geht der Mangel an individueller Freiheit in jeder Beziehung Hand in Hand. Kultus, Festkalender, Mythen — so ist der Staat zugleich eine mit dem Rechte Asebie-Klagen anzustrengen ausgestattete Kirche, und dieser vereinigten Macht erliegt der einzelne vollständig. Mit Kriegsdienst gehört er der Polis leiblich, in Rom bis zum sechsundvierzigsten Jahre, in Athen und Sparta lebenslang; mit seiner Habe hat sie ihn völlig in der Gewalt und kann auch schon für mancherlei Güter die Werte bestimmen. Kurz, gegenüber der Polis und ihren Interessen fehlt jede Garantie von Leben und Besitz. Und zwar besteht diese Staatsknechtschaft des Individuums unter allen Verfassungen, nur wird sie unter der Demokratie, als sich die verruchtesten Streber für die Polis und deren Interessen ausgeben, d. h. den Satz *salus rei publicae suprema lex esto* in ihrem Sinne interpretieren konnten, am drückendsten gewesen sein.

Die Polis als Religion

Während die Polis schon eine Religion ist, enthält sie die übrige Religion noch mit in sich, und schon die Gemeinsamkeit der Opfer und Feste bildete ein sehr starkes Band unter den Bürgern, auch abgesehen von Gesetzen, Verfassung und öffentlichem Verkehr.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ihre Vergötterung als Tyche

Als es dann mit der Polis anfing bergunter zu gehen, genügte ihr auch der Kult der Götter, selbst der in besonderem Sinne stadthütenden Götter und Heroen nicht mehr, und sie vergötterte sich selbst als Tyche mit der Mauerkrone. Den Übergang bezeichnet hier merkwürdig deutlich ein Wort Pindars. Er redet die Tyche, welche eine der Personifikationen der Moira, des Schicksals, ist, noch in dieser allgemeinen Eigenschaft an, bittet sie aber um Gunst für eine besondere Stadt: *Ich flehe, o Tochter des befreienden Zeus, umschwebe das kräftige Himera, rettende Tyche! Du beherrschest auf dem Meere die schnellen Schiffe und zu Lande die reißenden Heereskämpfe und die ratbringenden Agoren.* Vielleicht war das Tychaion zwar nicht der größte, aber oft einer der zierlichsten Tempel einer Stadt, und noch ein später Rhetor entwirft das sehr reiche Gedankenbild eines solchen.

und als Demos

Inzwischen hatte auch die Tyche nicht mehr genügt, indem die in den meisten Städten siegreiche Demokratie sich es nicht versagen konnte, ihre unterlegenen Gegner dadurch zu kränken, daß sie sich selbst als Demos idealisieren ließ. Und dies ebenfalls bisweilen kolossal, wie z. B. in dem Standbild auf der Agora zu Sparta, welches nur in der jämmerlichsten Zeit dieses Staates entstanden sein kann. Da man diesen Demos in derjenigen Gestalt zu bilden pflegte, welche sonst dem sogenannten *guten Dämon* eigen war, so konnte ihm auch ein wirklicher Kultus erwiesen werden.

Ihre Idealisierung als Nomos

Als ideales Ganzes schaut sich aber die Polis noch in einem anderen Sinne und in anderer Gestalt, nämlich in ihrem Nomos, unter welchem Ausdruck bekanntlich Gesetze und Staatsverfassung zusammen begriffen sind. In den erhabensten Ausdrücken werden Gesetz und Verfassung gepriesen, als Erfindung und Gabe der Götter, als Charakter der Stadt, als Hüter und Bewahrer jeglicher Tugend. Sie sind die *Herrscher der Städte*, und Demaratos, der Spartiate, sucht dem Xerxes begreiflich zu machen, daß seine Landsleute den Herrscher Gesetz (δεσπότης νόμος) mehr fürchten als die Perser ihren Großkönig. Der Gesetzgeber erscheint daher wie ein übermenschliches Wesen, und vom Ruhm eines Lykurg, Solon, Zaleukos, Charondas ging dann noch ein Reflex auf viel spätere Leute über, so daß z. B. noch gegen das Jahr 400 v. Chr. der syrakusische Gesetzesredaktor Diokles nach seinem Tode heroische Ehren und sogar einen Tempel erhielt.

Der Nomos soll nun vor allem nicht den vorübergehenden Interessen und Stimmungen der einzelnen oder der zufälligen Mehrheiten folgen; man rühmte wenigstens in der Theorie sehr das Beibehalten alter Gesetze, ja in dem, was vielleicht schon seit Gründung einer Stadt gegolten, in Brauch und Sitte, erkannte man die Grundkraft, von welcher die Gesetze nur der Ausdruck seien. Ja in einigen Staaten mußten schon die Knaben die Gesetze nach einer Melodie oder Kadenz auswendig lernen, nicht bloß um sich dieselben einzuprägen, sondern damit die Gesetze um soviel unabänderlicher würden. Nomos hat ja den Doppelsinn Gesetz und Melodie.

Der Ruhm der Gesetze, ihre kurze Dauerhaftigkeit

Andererseits jedoch erfährt man aus alter, nicht erst spät anekdotischer Kunde, daß schon Solon, als er nach vollbrachtem Werke zehn Jahre außer Landes ging, die Athener hatte durch hohe Eide binden müssen, sie wollten in seiner Abwesenheit nichts an seiner Gesetzgebung ändern. Und bald nachher machten sie die stärksten politischen Krisen durch und veränderten endlich seine Verfassung in eine völlig demokratische. Ähnlich ging es in vielen anderen griechischen Poleis, und auch die meisten Kolonien hatten trotz aller anfänglichen Gesetzgebung eine unruhige, ja stürmische Geschichte. In der vollendeten Demokratie ist dann die Revisionslust in Permanenz. Es ist der Zustand, da nach dem Ausdruck des Aristoteles nicht mehr das Gesetz, sondern die Menge (πλῆθος) herrscht.

Die Herrschaft der Individuen und Parteien

Die griechische Staatsidee nämlich, mit ihrer völligen Unterordnung des einzelnen unter das Allgemeine, hatte, wie sich zeigen wird, zugleich die Eigenschaft entwickelt, das Individuum auf das stärkste vorwärts zu treiben. Diese ungeheuren individuellen Kräfte hätten sich nun, laut der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

idealisierenden Anschauung, völlig im Sinne des Allgemeinen ausgebildet; sie wären dessen lebendigster Ausdruck geworden. In Tat und Wahrheit ist vor allem die griechische Freiheit zunächst dahin zu modifizieren, daß die Polis, wie gesagt, unentrinnbar war; nicht einmal in die Religion konnte der einzelne vor ihr fliehen, denn auch diese gehörte dem Staat, und ohnehin war man nicht sicher, daß die Götter gut und barmherzig seien. Im Namen der Polis regieren hierauf Individuen und Parteien.

Wer sich aber im Altertum zur Herrschaft berechtigt glaubt oder sie auch nur begehrt, der erlaubt sich gegen den Gegner oder Konkurrenten sogleich das Äußerste, die Vernichtung. Alle politischen Strafen, so schuldig der Unterlegene an sich gewesen sein mag, haben in diesen Poleis das Wesen der Rache und des unbedingten Fertigmachens an sich. Wir werden sie kennen lernen, wenn von Verbannten oder Getöteten nicht nur die Kinder mitgestraft werden, sondern gewissermaßen auch noch die Vorfahren, indem man die Gräber der betreffenden Familien verwüstet. Die Hellenen glaubten klar zu sein über die Alternative: entweder wir vernichten jene, oder jene uns, und handelten dann unerbittlich demgemäß. Daß Tyrannenmörder, wenn sie das Leben davonbrachten, aufs höchste geehrt wurden und nach ihrem Tode Denkmäler und Kultus erhielten, gibt als etwas Allbekanntes nicht mehr viel zu denken. Die Folge davon aber war z. B., daß ganz unberufene und obskure Mörder eines Menschen, der nachträglich als Schurke und Verräter erkannt worden war, wie in Athen Phrynichos, als öffentliche Wohltäter die Auf- 411
nahme in das Bürgerrecht, die öffentliche Bekränzung an den großen Dionysien u. dgl. erhielten. Die Täter werden gefeiert, gleichviel welches ihre Motive und ihre Persönlichkeit gewesen.

Die Abwendung der Fähigen von der Polis

Da die Polis das höchste und die eigentliche Religion der Hellenen ist, so haben die Kämpfe um sie auch die volle Schrecklichkeit von Religionskriegen, und jeder Bruch mit ihr hebt das Individuum aus allen Fugen. Da wird denn der Bürgerkrieg bejammert als der scheußlichste, schlimmste, gottloseste und Göttern und Menschen verhaßteste aller Kriege, allein den Frieden brachte eine solche Erkenntnis nicht. Daß man die Fiktion vom unbedingten Bürgertum höher gespannt hatte, als die menschliche Natur auf die Länge erträgt, durfte einstweilen niemand laut sagen, aber die heimliche, innerliche Abwendung der Fähigen, welche allmählich eintrat, war nicht zu beseitigen. Die philosophische Ethik folgte dann nach, indem sie ihre frühere Verflechtung mit dem Staat aufgab und eine allgemein menschliche wurde, und bei Epikur und seiner Schule ist die Polis, entblößt von aller fieberhaften Vergötterung, nur noch ein Sicherheitsvertrag aller mit allen. Es sollte sich zeigen, unter welchen furchtbaren Leiden die Polis um jeden Preis weiterzuleben suchte. *Ein schuldiger, einzelner Mensch*, sagt Isokrates, *stirbt vielleicht, bevor ihn die Vergeltung erreicht, die Poleis aber mit ihrem Nichtsterbenkönnen* (ἀθανασία) *müssen die Rache der Menschen und der Götter ausdulden.*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Giebelgruppe des Zeustempels in Olympia (Westen) Rekonstruktion nach Treu von Kurt Lange

II. DIE POLIS IN IHRER HISTORISCHEN ENTWICKLUNG

I. Das Königtum

Königtum und Fremdenherrschaft

Die ältesten Heroen sind wohl Könige, allein ihre Kämpfe und Abenteuer gehen meist noch ohne Heere durch sie allein vor sich und sind auch in der Regel derart, daß keine Mannschaft dabei helfen könnte. Endlich dämmern dann diejenigen Königtümer auf, an deren Waltung die älteren und die späteren Griechen einigermaßen bestimmte Bilder haben knüpfen können: das Athen des Theseus, das Theben der Labdakiden, das Argos-Lakedämon der Atriden. — Daß die Königshäuser (Pelopiden usw.) zum Teil fremde sind, daß im ganzen Mythus sogar überall und sehr leicht Ausländer, ja Flüchtlinge Könige bei einem anderen Stamme werden — wie ja z. B. die heraklidischen Könige der Dorer mit ihrem Ahn Herakles selber Achäer sind —, ist in der Geschichte auch sonst nicht unerhört. Daß aber jedenfalls das Königtum die alleinige Staatsform der Urzeit gewesen, war eine allgemeine Annahme, und so lange man sich die Stämme vollends in Bewegung und Wanderung begriffen denken muß, war es die einzig denkbare. War dann ein Stamm seßhaft geworden, so behauptete es sich vielleicht lange Zeit weiter.

Das homerische Königtum

Das Herrschertum, wie Homer es schildert, ist freilich bereits sehr eigentümlich zusammengesetzt aus wirklich uralten Erinnerungen, aus hoher Poesie und aus einzelnen Zügen der schon im Erlöschen begriffenen Königsherrschaft der nachdorischen, homerischen Zeit. Aber die alten, typischen, glänzenden Eigenschaften der epischen Könige sind dem Griechen völlig klar und vertraut; von Zeus abstammend, von ihm mit dem Szepter und den Rechten belehnt, als Feldherr, Richter und Opferer an der Spitze ihres Stammes, umgeben von einem festlichen Hof und einem Rat von Ältesten, begleitet von Wagenlenker, Herold und Sänger, gehören sie zu den unvergeßlichen Gestalten. Diesen Gestalten hat dann das politisch gewordene Griechentum allerdings ihre Existenz näher nachzurechnen gesucht. Weiter will dann Thukydides ausmitteln, welches die berechtigten Steuern und Einnahmen dieser Herren gewesen, vollends aber wagt sich Aristoteles an eine Konstruktion der Entstehung der Königtümer, wobei er freilich verrät, daß er sich keine Staatsform anders als durch Reflexion und durch Beiziehung des Willens vieler, ja als momentane Gründung (κτίσις) entstanden denken kann: das Volk habe solche zu seinen Königen erhoben, die sich ihm in den Lebensfördernissen (κατὰ τέχνας), im Kriege, durch Gebietsvereinigung und Gebietserweiterung als Wohltäter erwiesen; oder: das Königtum sei entstanden zum Schutz der Stärkeren oder Höherstehenden gegen den Demos; dies Königtum habe das Recht über Leben und Tod nur auf Feldzügen gehabt; auch habe man ein solches nur, solange man es wolle, zum Unterschied von der Tyrannis, welche auch über die herrsche, welche nicht wollen. — In der griechischen Sage beginnen die Heroen ihre Herrschaft damit, daß sie Ungetüme und entsetzliche Menschen aus dem Wege räumen, in Minos dagegen steckt neben dem König von Kreta und anderen Inseln auch der Minotaurus, welcher den Menschenzoll erhebt, ja vielleicht noch ein asiatischer Men oder Mondgott, nicht zu reden von dem Richter in der Unterwelt, dem Eroberer bis nach Sizilien und dem eifersüchtigen Brot-

Minos

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

herrn des Dädalos. Sehr möglich ist, daß zur See eine Zeitlang Einheit herrschte, während zu Lande alles lauter Vielheit war, und daß Kreta mit seiner *herrschenden Lage* gegenüber dem ganzen griechischen Meer, mit seiner Größe und vermutlichen Bevölkerung am ehesten sich dazu eignete.

Wanderkönigtümer Homer

Daß sich dann bei der dorischen Wanderung auch neue Wanderkönigtümer, nämlich Kriegsanführerschaften, bildeten, ist namentlich in den Herakliden symbolisiert. In den nächsten Jahrhunderten, ja hier und da schon nach Jahrzehnten, erlöschen sie bis auf wenige, und eine längst vorhandene Aristokratie nimmt die Herrschaft in die Hände, als früheste Gestalt der eigentlichen Polis. Den Hergang in Griechenland genau ermitteln zu wollen, wäre eitle Mühe; doch verrät Homer, welcher altheroische sowohl als nachdorische Königtümer sinken sah, wenigstens einige Züge. Die Lagergemeinde der Achäer vor Ilion, wenn sie rauh ist (τετρήχει), hat das Ansehen einer demokratischen Agora. Sie ist eine *männerverherrlichende* (κυδιάνειρα), so gut als die Schlacht es ist: d. h. das Individuum hat einen Schauplatz gewonnen, wo es sich geltend machen kann. Und wenn hernach in dem wirren Durcheinanderlaufen bei den Schiffen Odysseus auf die Schreier mit dem Szepter losschlägt und ihnen sein berühmtes Wort vom Nichtstaugen der Vielherrschaft zuruft, bis sich die Versammlung wieder herstellt, so erhebt sich doch gleich darauf die sprechende Gestalt des Thersites, wahrhaft prophetisch für die Demagogie des künftigen Griechenlands. Könige, welche noch Eindruck machen wollen, kommen mit *Sanftmut und Takt* (αἰδοῖ μειλιχίῃ) am besten durch, und der bei Hesiod so glänzend geschilderte gerechte Herrscher muß seine Sache mit *sanften Worten* durchsetzen, wobei ihm seine Beredsamkeit, die Gabe der Musen, noch besonders zugute kommen mag.

Ihr Verfall

Endlich bricht der offene Verfall und der Sturz herein. Uneinigkeit in der Familie, Untauglichkeit und Übermut der Königssöhne mögen öfter den Anlaß gegeben haben, wenn dieselben waren, wie Priamos von den seinigen sagt, nachdem die besten davon umgekommen:

Diese verschlang mir der Krieg, nur die Schandfleck' alle sind übrig,
Lügener all' und Gaukler und treffliche Reigentänzer,
Räuber des Volks, nur schwelgend im Fett der Lämmer und Zicklein.

Volkstümlich und echt sagenhaft ist es, wenn ein Volk seinen König tötet, um den Zorn der Götter zu versöhnen. Auch wenn man dabei die übrige Dynastie hätte schonen wollen, so lief dies gegen den bekannten Spruch: *Ein Tor, wer den Vater tötet und die Söhne am Leben läßt.* Arkadien hörte auf Könige zu haben nach dem Frevel der beiden Aristokrates, welche gesteinigt worden waren, der Großvater wegen Notzucht an einer Priesterin, der Enkel wegen Verrates an den Messeniern. Man entschloß sich wohl nicht leicht dazu, es ist etwas Schreckliches, sagt bei Homer Amphinomos, der beste unter den Freiern, ein Königsgeschlecht zu töten (Odyss. XVI, 401). — Oder das Königtum hört durch eine andere Schreckenstat auf: nach dem Selbstmord des Aristodemos erhoben die Messenier keinen König mehr, sondern nur noch einen Strategen mit unbedingter Vollmacht im Kriege. Bei den Athenern dagegen meldet sich sofort die Reflexion, welche ihre ganze alte Sagengeschichte durchzieht: der Opfertod des Kodros wird dahin ausgebeutet, daß gar niemand mehr würdig sei, einem so trefflichen Mann als König zu folgen, und die Eupatriden degradieren seinen Sohn Medon zum bloßen lebenslänglichen Archonten, während die übrigen Söhne und die Bastarde Kolonien nach Ionien ausführen. Aristoteles (Polit. V, 8 u. 9) faßt den Hergang so zusammen, daß die Könige verächtlich geworden seien und etwa eine *Hybris*, eine Gewalttat geübt hätten, wozu nur eine tyrannische, nicht aber eine (beschränkte) königliche Gewalt hingereicht haben würde. *Die Auflösung erfolgte dann leicht, denn, wenn die Menschen*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht mehr wollen, so wird es sofort keine Könige mehr geben, während der Tyrann auch über solche herrscht, die da nicht wollen. Außerdem möge auch Meuterei der Teilnehmer der Macht deren Untergang herbeigeführt haben.

Der Übergang der Gewalt auf Beamte

Die einzelnen Funktionen, welche das Königtum bisher verwaltet, wurden jetzt auf Beamte verteilt; demjenigen, welcher die feierlichen Staatsopfer zu besorgen hatte, blieb nicht bloß in Athen, sondern auch anderswo der Name Basileus; auch die obersten Richter heißen hier und da so.

Isokrates in seinem Panathenaikus (p. 258ff.) meint: die alten athenischen Könige, trefflich und frei von den Hausgreueln anderer Dynastien, hätten das Volk so zur Tugend und Besonnenheit erzogen, daß hierauf die Einführung der Republik (die er freilich schon dem Theseus zuschreibt) in den vorzüglichsten Formen habe erfolgen können. — Neben dem Erlöschen von Königtümern erfolgte etwa auch die Neugründung eines solchen: das Aufkommen des Temenidischen Königshauses in Mazedonien, wovon Herodot so poetisch und volkstümlich erzählt. Was Griechenland von den gewaltigen Abkömmlingen desselben erleben würde, ahnte damals noch niemand.

Die Aristokratie als Erbin der Gewalt

Die Aristokratie, welche zunächst in den griechischen Staaten das Königtum ablöste, wird sich als eine relativ schwache, ja als eine bloße Übergangsform erweisen. Die meiste Aussicht hatte sie etwa in solchen Gegenden, wo durch die dorische Wanderung ein siegreicher Stamm von festem inneren Zusammenhang eine Herrschaft der relativ Wenigen über viele Unterworfene anderen Stammes hatte gründen und sich als Gesamtadel auftun können. Der bei weitem wichtigste Staat dieser Art wird vorweg zu betrachten sein.

2. Sparta

Weh' euch, ihr allen Sterblichen verhaßteste
Bewohner Lakedämons, falschen Rates voll,
Der Lügen Meister, Mißgeschick ersinnende,
Geschmeidige, unwahrhafte, doppelzüngige
Unholde! Befleckt nicht Mord auf Mord,
Nicht schändlicher Gewinn euch? Sprach nicht anders stets
Die Zung', und anders dachte das Verräterherz? —
Verderbet! —

Spartas Beurteilung durch die übrigen Griechen, die Besonderheit seiner Geschichte

So ruft die Andromache des Euripides ihren Jammer über Sparta in die Luft, und attische Redner verbreiteten sich weiter in diesem Sinne. Es ist das unvermeidliche Schicksal des nicht schreibenden, kurzredenden Sparta gewesen, daß Athen, welches vorzugsweise in hellenischen Dingen die Feder führte, die Reputation des Todfeindes im ganzen festgestellt hat. Schon dem ältesten umständlichen Zeugen über Sparta, dem Halikarnasser Herodot, wird ja vorgeworfen, daß er von seinem langen athenischen Aufenthalt her den Spartanern zu abgünstig geworden; dagegen hält sich Thukydides in einer hohen, fast unbegreiflichen Objektivität, und endlich hat es auch athenische Konvertiten gegeben, welche Sparta verherrlicht haben; im VII. Jahrhundert Tyrtäos, den frühesten, im V. und IV. Jahrhundert Xenophon, den eifrigsten und einflußreichsten von allen.

Die Größe dieses merkwürdigen politisch-sozialen Gebildes ist eine doppelte: Sparta an sich war gewissermaßen die vollendetste Darstellung der griechischen Polis, zugleich aber bildete es das Gegengewicht zu dem ganzen übrigen, teils anders gearteten, teils ganz anders entwickelten Griechenland, und da ihm in der großen Krisis alles griechischen Lebens zu Ende des V. Jahrhunderts der Sieg geblieben, den es dreißig Jahre hindurch schonungslos genoß, so war die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Blendung eine große und allgemeine und überdauerte auch das nachherige Unglück. Je tiefer das wirkliche Sparta sank, desto mehr wurde das frühere dann verklärt. Dieser Staat war eben noch mehr beneidet als verabscheut gewesen, und manche andere Polis wäre gerne auch so geworden, hatte sich aber andere Kräfte, nämlich Demokratie und Individualismus, über den Kopf wachsen lassen.

Die Lykurgische Neuorganisation

Dasjenige Dorervolk, welches bei der großen Wanderung, etwa im XI. Jahrhundert, in das Eurotastal eindrang, scheint zuerst die vorgefundenen und besiegten Achäer, soweit dieselben nicht auswanderten, und andereVölkerreste (Leleger, Minyer usw.) glimpflich behandelt zu haben. In der Folge dann, unter sich in gefährlichem Zwist, von den Besiegten vielleicht bedroht, tut es im IX. Jahrhundert den mächtigen Ruck, der ihm selbst eine gewaltig feste Organisation, den Achäern eine dauernde Knechtschaft bereitete. Diese Bewegung wird personifiziert in Lykurg; in seine Gestalt, wie für Athen in die des Theseus, wird allerdings eine Reihe von Entwicklungen aufsummiert, wovon vieles schon handgreiflich erst in späte Zeiten fällt, weil es Änderung des Anfänglichen ist. Die antike Anschauung macht sich hierüber nicht die mindeste Sorge: ihr Lykurg ist Sparta selbst mit all seinen Einrichtungen und Lebensformen; vier Jahrhunderte hindurch tritt er handelnd und schaffend bei den verschiedensten Anlässen auf. Ja es ist schon öfters gefragt worden, ob er überhaupt ein menschliches Individuum gewesen und nicht eher eine göttliche Gestalt. Man läßt ihn herumreisen bis Ägypten, ja bis Libyen und Indien und verfolgt sein vergleichendes Studium; namentlich sollte Kreta sein Vorbild gewesen sein (Herodot I, 65).

Der Charakter der spartanischen Macht

Spartas Erhebung kam die Unterworfenen ganz besonders teuer zu stehen. Man hat die Wahl zwischen allen Arten von Knechtung, Vernichtung, Verjagung. Eine Anzahl von Achäerstädten blieben bewohnt, ohne Zweifel jetzt als offene Orte, oder wurden von den Dorern ausschließlich besetzt; die Wanderung durch die Ruinen der übrigen, die noch Homer blühend gekannt, mag der Leser an der Hand des Pausanias vornehmen. Hier ist noch ein Kult der Kore am Leben und in der Nähe ein Eleusinion; dort liegen Trümmer einer Achäerstadt, welche wohl Kyparissa hieß. Es ist noch niemals gelinde zugegangen, wenn sich eine neue Macht bildete, und Sparta ist wenigstens wirklich eine solche geworden, im Verhältnis zu allem, was ringsum lebte; es hat es aber auch der ganzen gebildeten Welt auferlegen können, daß sie Kenntnis nehmen muß von ihm bis an den Abend ihrer Tage, so groß ist der Zauber eines mächtigen Willens selbst über späte Jahrtausende, auch wenn keine Sympathie dazu mithilft.

Die neue Landteilung

Den entscheidenden Hergang wird man wohl nicht anders denn als einen einmaligen und plötzlichen auffassen können. Das Dorervolk war stark genug, um eine neue Landteilung, einen jener überall vorkommenden ἀναδασμοί (Aufteilung) vorzunehmen und für sich das Meiste und Beste zu behalten, jene neuntausend Lose, auf welchen alle Rechte und Pflichten haften, und welche in vollständiger Zahl als unveräußerlich erhalten bleiben sollten. Die Unterworfenen — lauter Mithellenen — zerfielen in solche, die noch eigenes Land zu bauen bekamen (Periöken mit 30 000 Losen, tatsächlich einem schlechten Rest), und solche, welche das Land der Dorer bauen mußten (Heloten, je zu sieben Familien auf einem Dorerlose angesiedelt). Es war keine geringe Aufgabe, diese Masse in gleichmäßiger Abhängigkeit zu erhalten während jener Jahrhunderte, da überall in Griechenland Tyrannis und Demokratie einrissen. Aber die Aufgabe wurde gelöst, und der stärkste Beweis der unbedingten Gewalt der Dorer oder Spartiaten war, daß sie Periöken und Heloten in großer Masse in den Krieg nahmen, jene bis auf dreimal so zahlreich, als ihr eigener Auszug war, diese als Waffendiener und Träger der Vorräte, und zwar kamen wenigstens im Feldzug von Platää sieben Heloten auf jeden einzelnen Spartiaten. Allerdings wäre es schon gefährlich gewesen, sie zu Hause zu lassen, wenn das herrschende Volk auszog, und insofern ist das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mitnehmen in den Krieg noch kein Beweis irgendeines Vertrauens. Die Periöken waren der gewerbtreibende Stand, den selbst Sparta nicht entbehren konnte, und durften außer ihrem Grund und Boden auch bewegliches Vermögen sammeln. Wenn aber ihr Verhältnis zu den Herrschenden so dargestellt wird, so muß doch entgegnet werden, daß wenigstens laut athenischem Urteil kaum ein Unterschied zwischen ihnen und den Heloten obwaltete, und daß ihre Seelen nicht weniger geknechtet waren als die von Sklaven. — Auch in betreff der Heloten hat man schon einige gar zu herbe Züge der Überlieferung zu mildern gesucht, und es kann ja wohl sein, daß sie auf den Ackerlosen der Spartiaten, deren Anbau ihnen oblag, unter Ablieferung bestimmter Quoten des Ertrages reichlich zu leben hatten, auch hätte man schwächliche Leute schon im Kriege nicht brauchen können. Allein sie waren in einer vollkommenen Sklaverei, nur nicht in der von gekauften, sondern von Erbsklaven. Wohl war ihnen Familienleben gegönnt, aber der Grieche hielt das Erzeugtsein in der Sklaverei für ein elendes Los. Die Spartiaten aber genossen nun den großen ökonomischen und moralischen Vorteil, daß der Sklavenkauf vermieden blieb, und überließen sich einer konsequenten, durch keine Gemütlichkeit unterbrochenen Härte gegen diese ehemaligen Mithellenen, wie sie die sonstigen Griechen gegen ihre gekauften Skythen und Asiaten wenigstens nicht regelmäßig übten. Dem Heloten wurde seine Ehrlosigkeit nicht nur durch eine kenntliche Tracht, sondern durch alljährliches regelmäßiges Durchprügeln ohne Ursache und durch Lächerlichmachen in der Trunkenheit immer von neuem eingeschärft. Wenn aber einer *das sklavenmäßige Aussehen überragte*, so wurde er getötet und sein Gutsherr gestraft, weil er den Aufstrebenden nicht unten gehalten. Und wenn ihrer überhaupt zu viele wurden, ließ man die sogenannte Krypteia gegen sie los, nämlich den nächtlichen Mord gegen so viele, als zweckdienlich war. In einem kritischen Augenblicke des Peloponnesischen Krieges wußte man die zweitausend tüchtigsten und freiheitsbegierigsten durch eine Arglist auszumitteln und ließ sie alle verschwinden.

Der Verkehr mit Delphi

Auf dieser Grundlage hatte nun das Dorervolk sein neues Dasein aufgebaut, und zwar unter beständiger Beratung des delphischen Apoll. Jahrhunderte hindurch gingen die regelmäßigen Boten der Könige, die sogenannten Pythier, zwischen Sparta und Delphi hin und her, und am Ende behält man eher die Überzeugung, daß Sparta durchaus der verlangende Teil war, und daß Delphi sich nicht aufdrängte, sondern sich zu Sprüchen erbitten ließ. Was aber die Phantasie der übrigen Griechen sich von dieser Intimität für ein Bild machte, war ganz gewiß beiden Teilen gleichgültig und blieb außer Rechnung.

Die Gesetze

Alle griechischen Poleis legten der Verfassung, dem Nomos in Worten einen hohen Grad von Weihe und Heiligkeit bei. Aber in Sparta heißen schon die einzelnen Gesetze Lykurgs ῥῆτραι, d. h. heilige Satzungen des Gottes, Orakelsprüche (nicht Verträge, wie man sonst erklärt hat), und wenn wir nur wenige davon in der Überlieferung besitzen, so hängt dies daran, daß Lykurg überhaupt keine schriftliche Verfassung und vollends, wie Plutarch bemerkt, keine politischen Schriften und Idealbilder wie Plato und Zeno, sondern einen lebendigen Staat hinterlassen hatte, den man völlig auf ihn bezog. Der große Neugründer des Staates genoß nicht bloß, wie andere Gründer und Gesetzgeber von Poleis, heroischen Kult, sondern göttlichen, mit Tempel und Opfern, und selbst damit war ihm, wie Aristoteles äußerte, noch nicht die gebührende Ehre erwiesen (Plut. Lyk. 31).

Das Doppelkönigtum

Was man bei der großen Entscheidung im IX. Jahrhundert beibehielt, und was damals Neues hinzukam, mag auf sich beruhen. Vor allem dürfte hier weiterleben das heraklidische Doppelkönigtum, wie man es von der dorischen Wanderung her übernommen; politisch schwach schon durch seine Zweiheit, mit gesonderten Zeremonien, Begräbnissen, Annalen usw., ohne Erlaubnis gegenseitiger Verschwägerung, vielleicht weil diese sonst zur Regel geworden wäre und lauter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verwandtenehen mit Aussicht auf Entartung der Rasse würde herbeigeführt haben. Zugleich hielt das Königtum für den ganzen Staat das Prinzip der Erblichkeit aufrecht und machte es Ehrgeizigen schwer, nach der höchsten Gewalt zu streben. Unterstützt war es dabei von der Vorstellung einer erblichen kriegerischen Begabung, worüber man freilich mit der Zeit an verschiedenen Herakliden allerlei Erfahrungen machte.

Die Gerusie und das Volk

Neben den Königen stand eine *Gerusie*, ein Rat der Alten von 28 Mitgliedern, vielleicht früher die eigentliche Macht im Staate, aber seit Einführung der *Ephoren* offenbar auf die sogenannten laufenden Geschäfte beschränkt. Ihre Wahlart ist nicht näher bekannt, und Aristoteles findet sie *kindisch* und tadelt, daß man sich um das Amt bewerben mußte. Andere Autoren, welche in Lykurg einen aus Reflexion schaffenden, unter verschiedenen Vorbildern auswählenden Staatsweisen sehen, sind voll Entzücken darüber, wie schön er die beschwichtigende Gerusie dem hitzigen Königtum beigemischt habe, als Hauptdamm gegen dieses, wie gegen eine etwaige Demokratie. Die periodische *Volksversammlung* endlich, an welcher sämtliche Dorer von 30 Jahren und darüber teilnahmen, billigte oder verwarf durch bloßen Zuruf, was Könige oder Gerusie vorbrachten; hatte der dorische Demos *das unrechte Teil* erwählt, so konnten jene sich dessen weigern und ihn heimschicken.

Seine Zunahme und das Bedürfnis nach Eroberung

Dies Volk ist nun vor allem ein stets kriegsbereites Heer, welches den Peloponnes in Untertänigkeit oder in Belagerungszustand hält und nach außen droht, soweit es kann. Sparta mag der Vermutung nach zur Zeit seiner politischen Neugestaltung 9000 erwachsene Dorer gehabt haben, so daß jeder ein Los erhielt; ja man hatte eine Kunde, wonach es einmal eine Polis von 10 000 (μυρίανδρος) gewesen wäre. Wahrscheinlich wurden ihrer aber jetzt sehr viel mehr, und die Familien mochten sich auf ihren Landlosen schon stark beengt fühlen. Warum sich nun nicht auf einen benachbarten Bruderstamm werfen, der sich nicht so kräftig konstituiert hatte und durch seine mildere Waltung gegen die vorgefundenen Bewohner ein beständiger Vorwurf, ja vielleicht eine Gefahr für Sparta war? Nachdem man noch mit einigen unabhängigen Resten im Eurotastal (Amyklä usw.) aufgeräumt, wagte man den großen Schlag: während andere Hellenen Kolonien aussenden, überzieht Sparta Messenien.

Der erste messenische Krieg (743—724)

Als beim Ausbruch des *ersten messenischen Krieges* jemand den König Polydoros fragte, ob er in der Tat Krieg gegen Brüder führen wolle, sagte er: Wir wollen nur Land besetzen, das noch nicht verteilt, d. h. das noch nicht zu Ackerlosen für die Unsern geworden ist. Natürlich wurden in Messenien weder Pflanzungen noch Gebäude nach sonstiger griechischer Art verwüstet, da die Eroberer das Land schon als das ihrige betrachteten. Es wurde in spartanische Ackerlose eingeteilt, und was von den Einwohnern nicht getötet, verkauft oder verjagt worden war, diente den neuen Herren in Gestalt von Ackerknechten. Der neue Besitz muß für den Überschuß spartiatischer Bevölkerung nicht einmal zugereicht haben, da man bald darauf doch eine große Schar besitzloser, junger Dorer, die sogenannten Parthenier (Justin. III, 4), außer Landes senden mußte; sie nahmen Tarent. — Das Orakel von Delphi war während des ganzen Krieges völlig auf der Seite der Eroberer.

Der zweite (685?), die Abnahme der spartiatischen Bevölkerung

Durch eine Erhebung der Messenier begann der *zweite* Krieg, und hier zum erstenmal bemerkt man ein Sinken der spartiatischen Fruchtbarkeit, indem die verringerten Scharen bereits mit Heloten ergänzt worden sein sollen, welche hier nicht bloß als Waffenträger, sondern als Teile der spartiatischen Mannschaft aufgetreten wären. Auch mußte schon von diplomatischen Mitteln Gebrauch gemacht werden. Doch gewann Sparta endlich den Sieg, und alle Messenier, welche nicht aus dem Lande weichen konnten, wurden jetzt Heloten, d. h. es gab in Messenien keine Eigentümer mehr als Spartiaten. Zu Hause aber mußte man bereits die abnehmenden Spartiaten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ergänzen, und zwar, wie vorher im Heere, bezeichnenderweise nicht aus Periöken, sondern aus Heloten, welche man später zu Vollbürgern erklärte (die sogen. Epeunakten: Athen. VI, 101).

Die künstliche Erhaltung der Macht

Bei solcher Lage der Dinge konnte von Spartiatisierung und Helotisierung weiterer Striche des Peloponnes nicht mehr die Rede sein, und man mußte sich mit Oberherrschaft, Hegemonie, erzwungener Heeresfolge begnügen. Es beginnt ein künstliches, mit den merkwürdigsten Mitteln obengehaltenes Sparta, und dieses ist es, mit dessen Schilderung die alten Autoren so stark beschäftigt sind. Eine Organisation, welche sich die schon weniger Gewordenen geben mußten, um sich gegen die Geknechteten zu behaupten, die Gefahren von außen abzuwehren und auf die übrigen Hellenen einen Eindruck des Erstaunens und der Furcht hervorzubringen. Wenn es wirklich noch zur Zeit der Perserkriege 8000 Spartiaten gab, wie Herodot vielleicht schon etwas hoch annimmt, so waren dieselben bereits auf das Eurotastal und auf Messenien verteilt, jedenfalls nahm die Zahl bald darauf sehr schnell ab. Man wird kaum irregehen, wenn man die mit dieser Sachlage zusammenhängenden Einrichtungen in eine ursächliche Verbindung setzt mit der Erhebung der Ephoren.

Das Ephorat und sein Zweck

Entstanden waren dieselben bekanntlich schon während des ersten messenischen Krieges, als Stellvertreter der abwesenden Könige, besonders für das Rechtsprechen. Aber zu Anfang des VI. Jahrhunderts muß eine eigentliche Staatsveränderung erfolgt sein, an welche sich dann das übrige anschloß. Die Ernennung der fünf Ephoren wird nämlich den Königen entzogen und zur Sache einer alljährlichen Volkswahl gemacht. Das Amt wurde mit einer religiösen Weihe umgeben, wie das Königtum sie nicht besaß, es wurden ihnen sogar Himmelsbeobachtungen gestattet zum Behufe der Königsanklage. Sie standen vor den Königen nicht auf; das einzige Ehrenvorrecht der letzteren vor den übrigen Bürgern bestand darin, daß sie, vorgeladen, erst auf die dritte Mahnung zu erscheinen brauchten, während sonst jeder andere auf den ersten Wink eines Ephoren eiligst und eifrigst über die Agora gelaufen kam. Allmonatlich schwur man sich gegenseitige Eide, die Könige auf Beobachtung der Verfassung, die Ephoren im Namen des Staates auf Treue gegen ein Königtum, welches selber seinem Eide treu bleiben würde. Auf den ersten Blick ist man versucht zu glauben, die Veränderung sei eingeführt worden etwa gegen Gelüste eines Königs nach der Tyrannis, allein, wenn auch die Art und Weise ausdrücklich festgesetzt war, wie über einen fehlbaren König durch eine große Kommission, bestehend aus den Ephoren, der Gerusie und dem anderen König, Gericht zu halten sei, so erscheint sie bei näherer Betrachtung doch eher als Resultat eines allgemeinen Zustandes. Das Ephorat ist, wenn es auch gegen Herrschergelüste einzelner Begabter und Begehrlicher, auch wohl gegen Revolutionsgelüste einzelner Heruntergekommener mag ins Leben gerufen worden sein, eines jener Damoklesschwerter, welche eine *ganze* herrschende Kaste *über ihrem eigenen Haupte* aufhängt. Daher das mächtige Treiben auf Gleichheit der Genüsse und der Lebensweise, auf Unmöglichmachung und Wertlosmachung von angehäufter beweglicher Habe. Wie armselig nimmt sich daneben das Sykophantenwesen der Demokratie aus!

Die Kompetenzen der Ephoren

Die Ephoren handelten nicht nach Statuten und Gesetzen, sondern nach eigener Ansicht, wie sie ihnen der Augenblick eingab; sie ließen den schuldigen Beamten nicht etwa sein Jahr ausmachen wie andere Griechenstaaten, sondern konnten augenblicklich jeden stillstellen, verhaften und töten. Sie konnten die Volksversammlung berufen und leiten und hörten die fremden Gesandten. Im Krieg war alle wesentliche Gewalt auf sie übergegangen; sie ordneten die Auszüge an, verkehrten mit den Anführern in der berühmten Chiffernschrift (Skytale) und beschränkten den dem Namen nach kommandierenden König durch mitgegebene *Beiräte*, ja später zogen etwa zwei Ephoren selber mit. Das *Volk*, d. h. die Kaste, verhielt sich hierbei völlig ruhig, weil sie die Wahl der Ephoren, und zwar alljährlich, in Händen hatte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Krieger mit Schild von Pfeilen bedrängt (Innenbild einer Kylix)

Parallele mit Venedig

Die nächste Parallele in der Geschichte bietet wohl der Rat der Zehn in Venedig, ebenfalls alljährlich durch die ganze regierende Kaste gewählt und mit ebenso unbedingten Vollmachten ausgestattet. Nur genügte es in Venedig, Versuche zur Tyrannis, Verschwörungen verarmter Nobili und Gefahren von außen abzuschneiden, Sparta dagegen hatte mit der Zeit nicht nur ebenfalls seine verarmten Dorer, sondern die große innere Gefahr von seiten der Periöken und Heloten auf dem Nacken. Venedig hatte den Gehorchenden ihr Eigentum gelassen, Sparta ihnen das Meiste und Beste geraubt; Venedig war von seinen Untertanen in Stadt und Gebiet geliebt, Sparta entsetzlich gehaßt; Venedig begehrte im Grunde nach außen nicht mehr Macht zu haben, als es zu seiner Sicherheit bedurfte; Sparta übte eine bedrohliche auswärtige Politik und mußte die Abhängigkeit der übrigen Griechen wünschen, damit dieselben nicht auf seine Unterworfenen einwirkten. Vom Ephorat wird wohl das neue, raffinierte Sparta wesentlich ausgegangen sein, ein ganz besonderer Höhepunkt der vollendeten griechischen Polis, mit völliger Gleichheit aller Bürger in Sitte und Bildung, mit möglichster Aufhebung des individuellen Lebens, des κατ' ἰδίαν ζῆν, mit *Fülle der Muße*, mit Verachtung des Erwerbes, mit ausschließlicher Betreibung *dessen, was den Staaten Freiheit bringt*. Von allen Poleis erstrebte, heißt es, nur Sparta von Staats wegen das, was das allgemeine Ideal der Hellenen war, die *Kalokagathie*.

Die Bildung von Menschen, die dem übrigen Hellas geistig fremd sind

Dies hatte man zustande gebracht, indem schon das Familienleben, das Kind und seine Erziehung und dann der ganze weitere Lebenslauf des einzelnen weit strenger dem allgemeinen untertänig gemacht wurde als irgendwo sonst in Griechenland. Man bildete vor allem lauter solche Menschen, welche neben den übrigen Griechen abstachen und kaum mit ihnen verkehren konnten. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unentrinnbarkeit, anderswo mit Gewalt gehandhabt, ergab hier von selbst, insofern ein Spartiate sich draußen überall schlecht befinden mußte, wenn er nicht etwa als siegreicher Krieger auftrat. Der Trost lautete nach dem bekannten Sprichwort: Dir ist Sparta als Heimat zugefallen, diesem mußt du Ehre machen! *Spartam nactus es, hanc orna!* Andererseits war es nicht schwer, die Fremden auch ohne Verbot fernzuhalten; sie gingen gewiß sobald als möglich wieder fort, und wer nicht mußte, kam nicht.

Nun ist die Ehe mit den merkwürdigsten Maßregeln umgeben, scheinbar im Sinne einer höchst willkommenen Rassezüchtung. Dahin gehört die körperliche Vorbildung der Mädchen zur möglichsten Kraft und Gesundheit. Bei näherer Prüfung aber scheint es, als sei bereits auf den Ehen ein Unsegen gewesen, welchem man durch Gesetze und Gebräuche aller Art hätte abhelfen wollen. Lykurg, heißt es, habe verordnet, daß das Kinderzeugen eine für die *Würdigen* gemeinsame Sache sein solle, und habe damit alle leere (!) Eifersucht abgeschnitten; die Rechnung sei gewesen, daß auf diese Weise die Bürger nicht vom ersten besten (d. h. vom zufälligen Gatten), sondern vom Trefflichsten würden erzeugt werden, sobald man sich über Gründe und Folgen des Gesagten Rechenschaft gibt.

Die spartiatische Erziehung

Das Kind gehörte dann in der Tat der Kaste mehr als dem einzelnen, und schon frühe begann jene unzählige Male geschilderte gemeinsame Erziehung, welche dann den Spartiaten durch das ganze Leben begleitete. Jede Altersstufe meisterte und beaufsichtigte die nächstjüngere, und gar nie waren die Leute ἔρημοι ἄρχοντος, ohne jemanden, der sie regierte. Abhärtung, Felddiebstahl, Leibesübungen, Wettkämpfe füllten die Zeit der Jugend aus, wobei eine absichtliche Verrohung kaum zu verkennen ist. Die blutigen Geißelungen vor dem Altar der Artemis Orthia, einer zu Wahnsinn und Mord treibenden Gottheit, die man nicht den Mut gehabt hatte ins Feuer zu werfen, waren eine Ausnahme in der ganzen griechischen Welt und eine wahre Schule der Ferozität, und ebenso der mörderische Wettkampf der Epheben. Das Ziel der Erziehung war besonders, den künftigen Krieger und Aufseher der Geknechteten an die ihm nötigen Fertigkeiten und Entbehrungen zu gewöhnen, weshalb auch die Gymnastik, die sonst in ganz Griechenland sich so reich entwickelte, hier nur in einem bestimmt abgemessenen Umfang gepflegt wurde. So kam es, daß Sparta trotz tatsächlicher Oberaufsicht über Olympia nur wenige Olympioniken und bis auf Herodot nur einen einzigen Sieger im Viergespann, den König Demaratos, aufzuweisen hatte. Lesen und Schreiben wurde nicht gelernt, alle Bildung war eine mündliche oder musikalische. Im höchsten Grade bezeichnend für die Ansicht der Spartaner selbst von ihrer Erziehung und deren politischer Tendenz ist, was von den sogenannten Mothakes gemeldet wird. Man hatte nämlich, gewiß nicht von Anfang an, sondern erst bei der einreißenden Ungleichheit, unter den Spartiaten die Gewohnheit aufkommen lassen, daß den Söhnen der Reichen Genossen (wohl aus den Periöken oder Heloten) beigegeben wurden, welche deren Erziehung und namentlich die Gymnastik mitmachten. Lykurg, d. h. der spartanische Staat, gewährte dann solchen das volle Bürgertum, und in der Tat war dies bei Leuten, die nicht bloß mitgeturnt, sondern auch sonst manches gehört und gesehen hatten, das klügste, was man tun konnte. Einige der berühmtesten Spartiaten, Kallikratidas, Gylippos und Lysander, waren solche Mothakes.

Das Leben in Muße ohne Erwerb

Der Spartiate genoß dann sein Leben lang in der Tat jene *Fülle von Muße*, d. h. der Nichtarbeit, welche ein so teures Ideal auch aller übrigen Hellenen war, nur daß diese noch mit Volksversammlungen und Gerichtssitzungen beschäftigt waren, welche in Sparta wegfielen. Es war ein Leben ohne Erwerb, mit zeitweiliger Beaufsichtigung des Landloses der Familie und mit sehr freier Verfügung über den beweglichen Besitz (Tiere, Vorräte, Heloten usw.) des Nach-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bars. Gold und Silber waren außer Verkehr, Eisengeld mußte für das wirkliche Bedürfnis genügen.

Die Beschäftigungen der Spartiaten

Alle Zeit der Spartiaten, wenn sie nicht im Kriege waren, ging nun laut Plutarch dahin mit Tänzen, Festlichkeiten, Genuß, Jagd, Leibesübung und Gesprächen. Hierbei ist nur eins vergessen, das unentbehrliche bewaffnete Streifen im eigenen Lande, ohne welches lakedämonische und messenische Heloten und Periöken schwerlich ruhig geblieben wären. Auch diejenigen, welche in Sparta selbst verweilten, waren stets zum augenblicklichen Aufbruch gerüstet. Das berühmte Zusammenspeisen in Gesellschaften von fünfzehn, die Syssitien, hatte (wie auf Kreta die Andreia) keinen anderen Zweck. Die Geselligkeit, welche in anderen Städten ihre Gestalt vom Symposion und von der Agora empfing, war hier die einer mehr oder weniger geistreichen Wachtstube und eine Schule des Spottes, den man sich zwar verbitten konnte, aber eher klüglich wird geduldet haben. Außer der schwarzen Suppe, d. h. einer sehr derben und kräftigen Speise, die sogar in Athen für Feinschmecker nachgekocht wurde, kam auch die von den einzelnen gelieferte Jagdbeute auf den Tisch, und höchstwahrscheinlich speiste der Spartiate besser als z. B. der mittlere athenische Bürger. Nur in einer Beziehung wurde ein hartes Opfer gebracht: Der Genuß des Weines war auf das sorglichste beschränkt, weil die Sicherheit des Staates von beständiger Nüchternheit abhing. Selbst an den Dionysien, da man in Athen Trunkene auf Wagen wegführen sah und in Tarent die ganze Stadt betrunken war, wurde keine Ausnahme gestattet, indem gerade bei Festen dieser Art die gefährlichsten Verschwörungen hätten ausbrechen können.

Die Heereseinrichtungen

Dieses Volk ist eben überhaupt ein Heer, und sein Staat ist der eines Lagers, στρατοπέδου πολιτεία. Zu den Staatsgeheimnissen gehörte jeweilen die Zahl der Ausziehenden; die Zahl ihrer Gefallenen erfuhr man auch nach einem Siege nicht leicht, und vollends nicht nach einer Niederlage, wenn nicht ein Epaminondas da war, der die Zahl dennoch ermittelte. Nach Leuktra befahl er nämlich, zuerst sollten die Bundesgenossen der Lakedämonier ihre Toten abholen und dann erst die Lakedämonier die ihrigen; erst als es sich zeigte, wie wenige jener waren, mußten die übrigen 1000 Leichen Spartiaten und Periöken sein.

Zum spartanischen Stil gehörte bekanntlich das Glücklichpreisen der Familien Gefallener und die heroischen Reden der Mütter, welche bei Plutarch in einer eigenen Sammlung (Apophthegmata Lacaenarum) zu lesen sind. Außerdem aber hatte man für nötig befunden, für diejenigen, welche *gezittert* hatten, d. h. in der Schlacht geflohen waren, eine Ehrlosigkeit, *Atimie*, in Bereitschaft zu halten, welche mit komischer Fürchterlichkeit ausgemalt wird. — Seit Sphakteria begann man jedoch in Sachen der Atimie etwas behutsamer zu werden. Bald darauf fand 425
der Staat auch schon hohe Geldstrafen angenehm.

Spartas Stellung zum Schönen

Höchst merkwürdig ist die Stellung Spartas im Reiche des hellenischen Schönen. Diese künstlich einseitig gemachten, auf völlige Gleichheit der Lebensweise und auf beständiges Niederhalten der unterworfenen Kasten gerichteten Menschen waren doch Griechen und bedurften schon für ihre Götterverehrung der Kunst in demselben weiten Umfang wie ihre Stammesgenossen überall. Der Staat war zu Zeiten reich genug, um die Heiligtümer aufs prachtvollste zu schmücken. Die bildenden Künstler wird man den Spartiaten erlassen; galten ja doch auch bei den übrigen Griechen die allergrößten Meister der Plastik als Banausen, bloß weil man sich keine körperliche Bemühung als edel vorstellen konnte, und wäre sie auch mit dem mächtigsten Aufschwung des Geistes verbunden gewesen.

Zunächst befremdet einiges Unschöne in der spartanischen Symbolik. Ihr Kriegsgott war gefesselt dargestellt, damit er ihnen treu bliebe, — während Athen denselben Sinn soviel schöner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auszudrücken wußte, indem es einfach die Siegesgöttin flügellos (ἄπτερος) bildete. Auch Aphrodite war in Sparta gefesselt gebildet, als Andeutung der ehelichen Treue, von welcher man nach dem oben Mitgeteilten besser getan hätte, kein Aufhebens zu machen.

Poesie und Musik in Sparta

Indes könnte dergleichen reichlich aufgewogen erscheinen durch die vielen Nachrichten über den Betrieb von Poesie und Musik in Sparta. Wie einladend lautet es, wenn nicht nur in der Stadt ein Kultus und ein Heiligtum der Musen vorhanden waren, sondern sogar zu Anfang der Schlachten die Könige den Musen opferten. Man zog hier zum Kampfe aus nicht unter Trompetenschall, sondern unter dem Klang von Flöten, Lyren und Kitharen. Der Kreter *Thaletas* wird schon mit Lykurg zusammengebracht; seine Gesänge trieben durch Melodie und Rhythmus zu Gehorsam und Eintracht an, sie hatten etwas Würdiges und Beruhigendes. Um die Zeit des zweiten messenischen Krieges treten dann *Terpandros* von Lesbos und *Tyrtäos* der Athener auf. *Terpandros*, der die Kithara von vier Saiten auf sieben gebracht, wurde bei schwerer Unruhe berufen, weil das Orakel gesagt hatte, es würde Versöhnung eintreten, wenn der Methymnäer auf den Saiten spielte, und in der Tat *umarmte man sich bald mit Tränen*. In den wenigen erhaltenen Worten preist er Sparta, *allwo blühe die Lanze der Jünglinge und die hellsingende Muse und das Recht auf weitem Markte*. Mit *Tyrtäos* aber holte man sich nicht nur einen Dichter von Gesängen, sondern einen heftigen Paränetiker, wie ihn Sparta selber gar nicht hätte hervorbringen können. Sein Tun in Sparta ist zwar stark sagenhaft überliefert, aber bedeutende Reste seiner Elegien sind noch vorhanden, und wir wissen nun, wie athenisches Pathos sich im Dienst von Sparta und zum Hohn gegen dessen Opfer äußerte. Gegen Ende des VII. Jahrhunderts dichtete wenigstens der in Sparta erzogene und freigelassene Lyder *Alkman* im Dialekt des Ortes, und es wird versichert, *daß die nicht sehr wohltönende Sprache seinen Gesängen doch nicht an der Anmut geschadet habe*. Die späteren berühmten Dichter mieden Sparta, und späteren Musikern, wie *Timotheos*, bekam der dortige Aufenthalt nicht immer gut, aber die Musik war und blieb hier auffallend im Vordergrunde des Lebens und hatte ihre sehr ausgezeichnete Stelle auch im Felde und bei Festen. Sorgsam hielt man die alten Gesänge im Gebrauch und lernte sie genau. Alle Gattungen des älteren Chorliedes waren darin vertreten, und im Zusammenhang mit den gymnastischen und kriegerischen Tänzen muß Gesang und Musik das Dasein täglich berührt haben. Man wagte Sparta allegorisch darzustellen als Weib mit einer Lyra.

Dies alles aber beweist noch keineswegs, daß die Spartiaten eine stärkere musikalische Anlage oder Begeisterung gehabt hätten als andere Griechen. Die Musik aber war damals noch eine Heilkunst, und nun faßt ein Späterer, der aber manche gute alte Kunde besaß, das ganze Phänomen in folgende Worte zusammen: *Die Spartaner verstanden nichts von der Musik, denn ihnen war mehr an Leibesübung und Waffen gelegen. Wenn sie aber der Hilfe der Musen bedurften gegen Krankheit oder Geistesstörung oder ein anderes allgemeines Ungemach, dann ließen sie auf delphischen Rat hin fremde Männer kommen, als Ärzte oder Sühnpriester* — worauf die Musiker von Terpandros an aufgezählt werden. Wohl war die Stellung dieser Kunst eine mächtige, und Alkman erkühnte sich zu sagen: *Treffliches Kitharspiel geht dem Schwert voran* (ἔρπει γὰρ ἄντα τῷ σιδάρῳ τὸ καλῶς κιθαρίσδειν), aber an und für sich *schätzten die Spartaner am allerwenigsten von allen Menschen die Poesie und den Ruhm, der von ihr zu gewinnen ist*.

Die Brachylogie

Statt aller Literatur hatte man die kurze Rede, die *Brachylogie*, für welche das Wort *Lakonismus* zum Gattungsnamen geworden ist. Die Sache wurde bereits früh sehr absichtlich gepflegt. Als man fühlte, daß gegenüber dem Redefluß anderer Griechen doch nicht mehr aufzu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kommen wäre, legte sich Sparta absichtlich auf die Kürze, vielleicht nicht ohne Ahnung, wohin es andere Poleis mit lauter Rhetorik und Wohlredenheit bringen würden. Im politischen Verkehr lernt man den lakonischen Redner nur durch nichtlakonische Berichterstatter kennen, unter welchen jedoch gerade der wichtigste, *Thukydides*, keine Belehrung gibt, weil er selbst durchgängig nach einer erstaunlichen Kürze strebt und diese auch den Rednern anderer Staaten angedeihen läßt.

Religion, Götterfeste, Superstition

Von der besonderen Farbe, welche die griechische Religion in diesem Staate annahm, ist kaum nötig etwas zu sagen. Man hatte Delphi als beständige Autorität für die Kultussachen; die Götterfeste aber waren in diesem Staat ohne gewerbliches Tun und politisches Treiben, ohne Symposion und Agora, ohne Volksversammlung und Volksgericht ganz eigentlich ein Ausdruck des Lebens, wie vielleicht kaum irgendwo in Griechenland. Wegen Hyakinthien und Karneien und Mondphasen konnten die wichtigsten Kriegszüge verschoben werden; im Kriege selber wurde dann der dazu gehörende Kultus mit größter Genauigkeit innegehalten. Daß in Sparta überhaupt eine beschränkte Superstition herrschte, daß die einseitige Ausbildung der spartanischen Köpfe und Gemüter sich hier strafte, geht aus dem Tun eines Kleomenes und Pausanias unwiderleglich hervor und vollends aus der Rechnung, welche sich Lysander gegenüber dem in Sparta herrschenden Aberglauben gestatten durfte, Dinge, welche in Athen, wenigstens bei den leitenden Klassen, damals schon völlig undenkbar gewesen wären; Aberglaube und ruchlose Benützung des Aberglaubens anderer wechseln hier ab.

Die Resultate: Peloponnesische Hegemonie und Bekämpfung der Tyrannen

Es bleibt noch übrig, in möglichster Kürze die Resultate dieses Staats- und Volkswesens zu betrachten, wie sie sich im Verlauf der Zeit geoffenbart haben. Schon oben ist gezeigt worden, daß auf weitere Helotisierung des Peloponneses verzichtet werden mußte; man nahm den Arkadern Tegea und den Argivern die Thyreatis, im übrigen aber mußte man sich mit der Hegemonie über möglichst viele Peloponnesier und mit deren Heeresfolge begnügen. Eine Staatsform, welche den Spartiaten völlig unleidlich schien, ist im Laufe des VI. Jahrhunderts durch sie an vielen Stellen mit Gewalt verdrängt worden: die Tyrannis, und zwar nicht nur die peloponnesische (Kypseliden in Korinth, Äschines in Sikyon), sondern auch diejenige auf mehreren Inseln in Hellas und an der Küste von Ionien. Aber mit ihren Interventionen gegen die Peisistratiden in Athen mischten sich die Spartaner in eine Sache, von der sie nichts verstanden; alles, was sie bezweckten, schlug ins Gegenteil um, Athen wurde demokratisch und nahm an Macht und Größe zu. Da beklagten sie, sagt *Herodot*, ein doppeltes Mißgeschick: sie hätten Leute, die ihre Gastfreunde gewesen (Hippias), aus Hab und Gut getrieben und dafür von den Athenern keinen Dank genossen; man sah jetzt ein, daß nur Tyrannen Athen in der gehörigen Schwäche und Ergebenheit gegen Sparta erhalten könnten.

Sparta in den Perserkriegen

Das Verhalten Spartas in den Perserkriegen war dann blinder Egoismus und kaltes Preisgeben der übrigen Griechen, in der Meinung, den Peloponnes, etwa gar mit Willen der Perser, für sich behaupten zu können. Zum Kriege von Marathon kamen die Spartaner absichtlich zu spät; im Xerxeskriege wird die kleine Schar des Leonidas absichtlich aufgeopfert, damit Sparta ruhmvoll dastehe und doch seine Hauptmacht nicht der Niederlage auszusetzen brauche. Was es brauchte, damit gegen den spartanischen Willen nur die Schlacht von Salamis möglich wurde, ist aus Herodot bekannt. Beim Beginn des Mardonioskrieges glaubte man hinter der vollendeten Isthmosmauer in allem Ernst des Kampfes müßig gehen und Hellas im Stiche lassen zu können, bis der weise Chileos von Tegea den Spartanern begreiflich machte, es möchte doch noch andere Eingangspforten in den Peloponnes geben, wenn etwa einmal Athen und Persien zusammenhielten. Und nun erfolgte in der letzten Stunde der wichtigste Entschluß der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

spartanischen Geschichte: die große Sendung der ganzen Heeresmacht. Mit dem Siege von Platää wurde die schon verlorene Handhabe der gesamtgriechischen Angelegenheiten wieder fest ergriffen.

Bis ins VI. Jahrhundert scheinen sich die Spartiaten, wie die alten Römer, alle geglichen zu haben; sie hatten alle nur einen Gedanken, ein Recht gekannt: Spartas Macht zu erhöhen (τήν Σπάρτην αὔξειν). Seither aber lernt man einzelne mächtige Individuen kennen, alle in heimlicher Empörung gegen die gesetzlichen Einschränkungen und Entbehrungen der Heimat, ja in einer kaum verhaltenen Wut gegen alles und jedes.

Die mächtigen Individuen

Kleomenes

Schon im VI. Jahrhundert tritt uns die furchtbare Persönlichkeit des Königs *Kleomenes* entgegen, welchem die Ephoren, wie es scheint, keinen rechten Widerstand mehr leisten konnten. Eigentliche Bestechung wies er wohl einmal ab, daß aber in seinem Hause doch täglich von solchen Dingen die Rede war, verrät uns bei einem anderen Anlaß sein achtjähriges Töchterchen Gorgo mit ihrer Warnung: Vater, der Fremde (es war Aristagoras) wird dich gewiß bestechen, wenn du ihn nicht stehen lässest und weggehst. Sein sonstiges Tun ist ein ganzer Haufen von Frevel gegen Götter und Menschen, vermischt mit abscheulichem Aberglauben; derselbe Mann, welcher die Pythia gegen seinen Mitkönig Demaratos bestach, konsultierte bei jedem Vorhaben den einbalsamierten Kopf eines ermordeten früheren Spießgesellen. Seine Flucht, die Aufhetzung der Arkader, seine Rückkehr und sein Wahnsinn und Selbstmord lauten in der Erzählung bei *Herodot* wie ein böser Traum. Höchst bedenklich war, daß man den Mann, gerade auf seine arkadischen Machenschaften hin, aus *Furcht* wieder nach Sparta zurückführte, *damit er wieder herrsche wie früher.* — Dann folgt, ähnlich aus Aberglauben und Ruchlosigkeit gemischt, *Pausanias*. Ein spartanischer Anführer, welcher einmal eine Schlacht von Platää gewonnen, war vielleicht überhaupt nicht mehr zu bändigen; allein dieser in seinem Groll gegen das ganze bestehende Sparta versprach sogar den Heloten Freiheit und Teilnahme am Staat, wenn sie mit ihm aufstehen und ihm helfen würden, alles über den Haufen zu werfen. Was er vorher mit den Persern angesponnen, die Unterwerfung aller Griechen, auch der Spartaner, unter den Großkönig, hatte ihm nur eine kurze Haft zugezogen und er war (ohne Zweifel um Geld) wieder frei geworden; diesmal aber, bei dringender, naher Gefahr mußten die Ephoren zugreifen — und doch gab ihm einer und der andere von ihnen noch einen verschwiegenen Wink, so daß er in den Tempel der Athene Chalkioikos flüchten konnte. Hier fand er dann allerdings das weltbekannte Ende, wahrscheinlich, weil es jetzt, unter allgemeinem Aufsehen, zu gefährlich gewesen wäre, ihn zu retten. — Der Sieger von Mykale, *Leotychides*, der sich auf einem Feldzug nach Thessalien hatte erkaufen und — auf einem Ärmel voll Geld sitzend — erwischen lassen, starb als Flüchtling in Tegea. Gleichwohl wurde in Sparta weiter bestochen, sobald etwas erreicht werden sollte; nur durfte man sich nicht auf die Könige beschränken, welche ohnehin zu sehr beobachtet waren und in der Regel zu wenig vermochten, wie denn später Perikles mit den zehn Talenten, die er jährlich nach Sparta fließen ließ, um den Ausbruch des großen Krieges hinauszuschieben, *alle Angesehenen zu berücksichtigen pflegte*. Eines aber war den Spartiaten klar geworden: die große Versuchung, welcher ihre Leute bei langen und wichtigen Kommandos außer Landes zu unterliegen Gefahr liefen. Aus diesem Grunde wahrscheinlich gaben sie ihre begonnene Hegemonie über die Griechen preis und ließen die Athener die ihrige vollenden. Die wirkliche Lage der Dinge verriet sich nach dem großen Erdbeben des Jahres 464 durch einen allgemeinen Aufstand der Heloten von Lakedämon und Messenien, welcher nicht umsonst der *dritte messenische Krieg* heißt. Mit Hilfe ihrer peloponnesischen Bundesgenossen wurden die Spartiaten nach neunjährigem Kampf wieder Meister. Daß sie auf Befehl des Orakels von Delphi die Gegner mußten *infolge eines Vertrages* abziehen lassen, statt sie vernichten oder

Pausanias

Leotychides

Preisgabe der Hegemonie

Der dritte messenische Krieg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mindestens noch einmal knechten zu können, war für Spartas Macht schon ein deutlicher Schritt abwärts, allein man machte wenigstens noch selber fertig!

Die Politik bis zum Peloponnesischen Kriege

Was Sparta in den nächstfolgenden Zeiten von Feldzügen außerhalb des Peloponneses unternahm, war etwa unvermeidliche Pietätssache, wie die Hilfeleistung an das stammverwandte Doris und später an Delphi gegen Phokis; in den böotischen Händeln hätte es gerne Theben zur Gegenpolis von Athen erhoben; es half siegen bei Tanagra und führte sogar einmal seine Peloponnesier nach Attika, allein dies alles nur wie gelegentlich und ohne Eifer. Mit dem Abschluß des sogenannten dreißigjährigen Stillstandes ließ Sparta die Meinung aufkommen, es wünsche nur noch Behauptung des Status quo (τὰ ὑπάρχοντα σώζειν) und fürchte denselben durch Kriege zu gefährden; Klagen seiner Verbündeten gegen Auswärtige überhöre es leicht und schenke ihnen keinen Glauben. Daß zu dieser zögernden Weise die heimlichen athenischen Bestechungsgelder das ihrige taten, unterliegt keinem Zweifel; doch wirkte auch eine richtige Beurteilung der Sachlage mit. Sparta hatte wirklich seine Prinzipien (τὸ δοκοῦν ἡμῖν), wie Thukydides den König Archidamos sagen läßt; es unterschätzte den Gegner nicht und baute nicht zum voraus auf dessen Fehler, d. h. es war der Phantasie und dem Augenblicke nicht untertan wie Athen mit seiner Volksversammlung; es wurde geführt von einer *Regierung*. So konnte denn Sparta, als der *Peloponnesische Krieg* endlich ausbrach, förmlich erklären, es wolle Hellas befreien; es hatte entschieden die zahlreicheren Sympathien auf seiner Seite.

und während desselben

In der ersten Hälfte des Krieges behielt man bereits gerne die Spartiaten im Peloponnes und sandte, wo möglich, Heere von Bundesgenossen mit spartanischen Anführern aus; daß sich im Jahre 425 auf Sphakteria 292 Mann, darunter nur 120 Mann von der herrschenden Kaste, an die Athener ergaben, konnte jetzt ein Ereignis von der größten Bedeutung sein, und die Athener wußten recht gut, weshalb sie den spartanischen Antrag auf Austausch der Gefangenen gegen ebenso viele Gefangene aus Athen zurückwiesen. Der Kredit Spartas erhob sich dann wieder durch die Führung des *Brasidas*, einer der wenigen sympathischen Gestalten seiner Kaste, deren Hauptpersonen ihn freilich nicht mochten und nicht genügend unterstützten. Der sogenannte *Friede des Nikias* war doch erwünscht, indem er wenigstens für den Augenblick die innere Krisis still zu stellen gestattete. Immerhin erscheint Sparta in den Jahren dieses sogenannten Friedens eher im Nachteil und der athenische und demokratische Einfluß auf der Halbinsel im Wachsen; erst die *sizilische Expedition der Athener*, und was sich daran hing, machte den Spartanern gründlich Luft. In der zweiten Hälfte des Krieges war ihnen zunächst der Peloponnes sicher, und sie konnten, beraten von *Alkibiades*, wieder Attika schwer heimsuchen und durch ein Bündnis mit König *Dareios Nothos* sowohl Geld für ihre jetzt unentbehrlichen Flottenzüge als auch die Hilfe seiner Satrapen gewinnen, freilich, indem sie dem König die Griechenstädte von Kleinasien zusprachen. Mit dem Siege von Ägospotamoi und mit der Übergabe von Athen unter den kläglichsten Bedingungen schloß der Krieg, und Sparta genoß hinfort mehr als drei Jahrzehnte hindurch im ganzen genommen das Supremat in Griechenland.

421

Die Leitung des Staates in dessen späterer Zeit

Die Leitung des Staates und seiner Politik in den späteren Zeiten des Krieges gehörte gewiß weniger dem zeitweise gemißhandelten und durch *Alkibiades* in seiner Hausehre schwer gekränkten König *Agis* als einem Verein fähiger Spartiaten an, welche das Ephorat in ihren Händen gehabt haben werden. Diese müssen jene Anführer ausgesucht haben, deren einer ein ganzes Heer wert war, indem sie Scharen von Bundesgenossen und Söldnern so zu brauchen wußten, als wären es lakedämonische Heere. *Agesilaos* bekam zu seinem Zug nach Kleinasien nicht mehr als dreißig eigentliche Spartiaten mit, im Grunde nur einen Kriegsrat. Dem gewöhnlichen Vorgeben nach hätte diese neue spartanische Hegemonie vor der früheren athenischen den Vorzug gehabt, daß

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sparta weder Schiffe noch Geld, sondern nur Unterordnung verlangte, allein in Wirklichkeit häufte Sparta jährlich, zumal aus den Zahlungen seiner Untergebenen, tausend Talente an, und ob das *Werben* (στρατολογεῖν) in den Ländern derselben ohne allen Zwang geschah, kann man nicht wissen. Gesichert war die Herrschaft Spartas einstweilen wesentlich durch die Parteien, welchen es überall, auch mit den äußersten Mitteln, zum Siege verholfen hatte. Im Munde dieser Anhänger und derer, die ihnen nachschwatzten, ist Sparta jetzt der „Erzieher" von Hellas, nachdem einst Perikles im Namen Athens denselben Anspruch erhoben.

Die innern Übel, Lysander

Allein bei näherem Zusehen war dieser Staat von großen und unheilbaren inneren Übeln bedroht. Zunächst der Mann, in welchem er sein Hauptwerkzeug, seinen Ausdruck anerkannte, *Lysander*, welche Gestalt! In ihr verbündet sich die Ruchlosigkeit des innerlich gegen die Ordnung seiner Polis empörten Spartiaten mit jener Routine alles Bösen, wie sie dem übrigen Griechenland in der Verwilderung des Peloponnesischen Krieges eigen geworden war. Er versteht sich auf das furchtbarste Klubwesen wie ein Athener, hält dienstbare Schwätzer und Lobdichter um seine Person herum und läßt sich opfern wie einem Gott. Wie von *Alkibiades* in Beziehung auf Athen, so hieß es von ihm: Sparta hielte nicht zwei Lysander aus; nur daß Alkibiades noch immer die sympathischere Gestalt bleibt. Er spann zugleich Frevel gegen den eigenen Staat, um König zu werden, nicht mehr durch Aufrufen von Periöken und Heloten, sondern, wie er meinte, durch die Spartiaten selbst. Die groben Täuschungen (mit Hilfe von Orakeln), welche er sich zu diesem Zweck erlaubte, geben einen merkwürdig geringen Begriff von dem Verstand seiner Landsleute in diesen Dingen.

Was aber die Kräfte des spezifisch spartanischen Lebens schon seit dem Peloponnesischen Kriege aufzuzehren begannen, war der jetzt nicht mehr zu hemmende Privatbesitz und — in naher innerer Verbindung damit — die rasche und gefährliche Abnahme der herrschenden Kaste.

Das Dulden von angehäuftem Privatbesitz

Jener Krieg hatte die Spartiaten ganz anders unter den übrigen Griechen und in deren Sitten und Anschauungen herumgetrieben als je ein früherer, und vollends hatte die Verbindung mit Persien große Summen in spartanische Hände gebracht. Das alte geschlossene Wesen brach jetzt völlig auseinander, und der Staat ließ fortan die Bereicherung der einzelnen offenbar auf sich beruhen. Der Jammer darüber, daß die Ausartung mit dem hochverdienten *Gylippos* angefangen habe, welcher die Marke (Skytale) an den Säcken mit Staatsgeldern nicht bemerkte und 300 Talente entwendete, ist ganz unrichtig angebracht, denn Kassendiebe hatte es längst gegeben; das nunmehrige Dulden von angehäuftem Privatbesitz war das Entscheidende. Zugleich aber gingen auch mit dem alten Besitz, mit den Landlosen der Spartiaten, große Veränderungen vor. Das Landlos war hier eine sehr ernste Sache und hätte in seiner Eigenschaft als Basis der herrschenden Bevölkerung auf alle Weise geschützt werden müssen. Mächtige ließen sich nunmehr von anderen Reichen ins Testament setzen und stießen die Verwandten der letzteren aus dem Erbe. *Dieselben verarmten und sanken in Unfreiheit und Unvermögen zu edlem Streben, in Neid und Haß gegen die Besitzenden.* Es gab seither eine vornehme und eine geringe Schicht unter den Spartiaten selbst.

Weiteres Sinken der Bevölkerung

Wäre nun nur die Kaste selbst wenigstens noch zahlreich gewesen! Allein unmittelbar nach dem Peloponnesischen Kriege, bei Anlaß der Verschwörung des *Kinadon* wird dieselbe im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung schon nur als ein Hundertstel taxiert. Nicht nur unter den Periöken und Heloten, sondern auch unter den Halbkasten, die sich mit der Zeit ausgebildet hatten, war es nämlich eine zugestandene Sache, daß man die Spartiaten am liebsten roh fräße (ὠμῶν ἐσθίειν αὐτῶν). Noch vor Leuktra war dieses Sparta in seiner Sünden Maienblüte der mächtigste und namhafteste Staat von Hellas und doch zugleich einer der bürgerärmsten.

Ein Staat und eine Gesellschaft in solcher Lage können von heute auf morgen innerlich zu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sammenbrechen. Für Sparta lag bereits die Möglichkeit nahe, daß sich eine Tyrannis erhob, welche dann vielleicht sehr absonderliche Kräfte würde entwickelt haben. Daß dies nicht geschah, hing am Auftreten des *Agesilaos*.

Agesilaos als Retter der Verfassung und sein Charakter

Erwachsen ohne Aussicht auf den Thron inmitten jener schrecklichen Männer, ohne Zweifel Zeuge und Mitkämpfer in der ganzen späteren Zeit des Peloponnesischen Krieges, war er im Jahre 398, schon als reifer Mann, durch *Lysander* zum Königtum befördert worden, mit kaum berechtigter Umgehung seines Neffen Leotychides. Mit durchdringendem Scharfblick muß er seine und Spartas Lage beurteilt haben, ein eisenfester Wille ließ ihn auf Gier und Genüsse der losgebundenen Spartiaten verzichten; ihre Tyrannenmanieren war er entschlossen zu entbehren, um dafür wieder einmal ein König von Sparta zu sein, so echt und groß, als es der nunmehrige Zustand zuließe. Mit diesem, wie er war, beschloß er zu regieren — und nun fiel schon in sein erstes Königsjahr die Verschwörung jenes *Kinadon*, welche die innerste Schwäche des Spartanertums bloßlegte. Agesilaos mag das Gefühl gehabt haben, daß es sich nicht mehr um Heilung, nur noch um Verlängerung des allgemeinen Daseins handle, und diese konnte gelingen, wenn man die noch vorhandenen Kräfte möglichst in Bewegung hielt. Mit Wagemut ließ sich das Übel am besten verdecken, und Agesilaos ist einer der größten Vertuscher unter den Herrschern aller Zeiten gewesen. Für alle äußeren Formen, für das ganze Zeremoniell des Staates zeigte er die höchste Achtung und gegen die Ephoren legte er eine fast kindliche Demut an den Tag. Dazu seine Religiosität und Sicherheit seines gegebenen Wortes — im ganzen ein so völlig anderer Anblick als damalige attische Staatsmänner, Feldherrn und Feldherrnprozesse.

397

Sein asiatischer Feldzug

Bald verschaffte ihm *Lysander*, der anfangs noch neben ihm stand und ihn zu beherrschen gedachte, den Heerbefehl gegen die Satrapen in Kleinasien. Mit demselben Persien, welchem man die Möglichkeit des endlichen Triumphes im Peloponnesischen Krieg verdankt hatte, wurde gebrochen, und zwei Jahre hindurch mit einem Heere von nur 2000 *Neodamoden*, halbfrei erklärten Heloten, und 8000 Mann von den Bundesgenossen, freilich auch mit beliebig hinzugeworbenen Ergänzungen zog Agesilaos hin und her bis tief nach Phrygien. *Xenophon*, welcher ein paar Jahre vorher unter ganz anderen Gefahren ein griechisches Heer im Osten angeführt hatte, war jetzt längere Zeit im Hauptquartier des Agesilaos und schilderte später in einer eigenen Schrift dieses Namens den Feldzug und den Feldherrn mit Bewunderung, weil er hier einen rechten spartanischen Typus preisen konnte. Andere, welche einen Überblick über diesen Zug gewonnen hatten, urteilen dann: *Agesilaos* und die Seinen hätten im Grunde nichts Ruhmvolles noch Großes verrichtet. Noch einmal war die Verrottung der persischen Dinge, die man längst kannte, klar zutage getreten; allein die griechischen Dinge waren ebenfalls verrottet, und König *Artaxerxes* Mnemon hatte jenen Krieg gegen Sparta kaufen können, welchen man den *korinthischen* nennt.

396—394

Seine Rückkehr nach Griechenland

Daß nun Agesilaos, sowie die Skytale angelangt war, durch welche ihn die Ephoren heimberiefen, sofort gehorchte und seine asiatischen Pläne — angeblich selbst zum Vorrücken auf Ekbatana und Susa — ohne Widerrede preisgab, wird als ein wahres Wunderstück gepriesen, und in der Tat war Sparta eines solchen Gehorsams gar nicht mehr recht gewohnt. Allein es läßt sich fragen, ob Agesilaos nicht froh war, sich von einem Abenteuer loszumachen. Nun erschien er wieder in Griechenland, siegte mit mächtigem Einsetzen seiner Person bei Koroneia und trat dann in Sparta auf so einfach und anspruchslos wie immer, ohne einen Schatten von jenem gefährlichen Hochmut, welchen andere von ihren Kommandos in der Ferne mitzubringen pflegten. Und wenn die hundert Talente, welche er unterwegs vor dem delphischen Gott niedergelegt, wirklich der Zehnte seiner asiatischen Beute waren, so brachte er neunhundert in den spartanischen Staatsschatz und blieb arm dabei.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sein Verhalten bis zum Frieden des Antalkidas

Im Kriege aber mußte Agesilaos am besten wissen, daß auch Siege bei der Wenigkeit der Spartiaten ihre Schattenseite haben konnten; auf die glänzende Überwältigung von Korinth hin geschah es, daß einige hundert lakedämonische Schwerbewaffnete durch *Iphikrates* und dessen Söldner vernichtet wurden, und *Agesilaos*, der die Reste dieser Schar heimzuführen hatte, brauchte alle mögliche Schlauheit, um den Zustand derselben den höhnischen Arkadern beim Durchzug zu verbergen. Und als *Konon* und *Pharnabazos* — als persische Admirale — die Küste von Lakonien heimsuchten, und mit persischem Geld Athen seine Befestigungen herstellte, bildete sich in Sparta eine solche Stimmung aus, daß man um jeden Preis wieder der Verbündete Persiens werden wollte. *Antalkidas*, der um den Frieden unterhandelte und denselben abschloß, soll wohl
387 zu den Gegnern des *Agesilaos* gehört haben, allein letzterer mußte den Frieden doch billigen, weil derselbe durch Autonomerklärung aller, auch der böotischen Städte, die Thebaner zu schwächen versprach.

Seine Stellung zu den thebanischen Angelegenheiten (382 ff.)

Den Handstreich des *Phöbidas*, welcher mit spartanischer Mannschaft die Burg von Theben einnahm, hat Agesilaos in einer Weise gebilligt, welche auf ihn als heimlichen Auftraggeber schließen ließ. Was Sparta mit der Gewaltherrschaft über Theben erreichte, war ein Auflodern des Grimmes, ein Drang nach Befreiung bei allen denen, welche von ihm zu leiden hatten, und als nach drei Jahren durch die Erhebung unter *Pelopidas* und *Epaminondas* Theben frei wurde und mit Athen in Bund trat, war die Lage Spartas unvergleichlich viel ungünstiger, als wenn es die Kadmeia nie besetzt gehalten hätte. Agesilaos aber schlägt um diese Zeit die Feldzüge aus, auch wegen längerer Krankheit, und die, welche er führt, sind nicht mehr glänzend und bestehen mehr nur in Verwüstungen.

Die Provokation des Krieges mit Theben (372)

Nachdem in mehrjährigen Fehden Theben und seine Verbündeten immer kriegerischer, die Leute der spartanischen Hegemonie immer mißmutiger geworden, kam es zu einem allgemeinen Friedenskongreß in Sparta, wo auch *Epaminondas* auftrat und den größten Eindruck hervorrief. *Xenophon* beschweigt die Hauptszene; wenn aber der Bericht des *Plutarch* auch nur in den wichtigsten Zügen wahr ist, so hat *Agesilaos* den Thebanern unter rohen Formen von neuem den Krieg erklärt, indem er zugleich mit den übrigen Griechen meinte, den Frieden geschlossen und Theben isoliert zu haben. Auf ihn fällt offenbar die ganze Verantwortlichkeit des Krieges von Leuktra,
371 obgleich dann nicht er, sondern König *Kleombrotos* das spartanische Heer anführte.

Leuktra

Alles wurde auf eine Karte gesetzt, wie einst beim Krieg von Platää, aber jene Zeiten und Kräfte waren nicht mehr. Die Schlacht von Leuktra, derjenige Schlag, von welchem sich Sparta nie mehr erholt hat, war vor allem, wie man auch die Zahlenangaben rechne, ein furchtbarer Blutverlust für die herrschende Dorerkaste, auch wenn von den 1000 Lakedämoniern, welche umkamen, nur ein kleiner Teil Dorer waren — denn die 4000 Spartiaten, von welchen Diodor spricht, hätte man vollends längst nicht mehr zu verlieren gehabt. Ein Zweites war, daß das vereinzelte Theben, welches mit seinen 6000 Kämpfern den vollständigen Sieg errungen, jetzt sofort an die Spitze eines großen Bundes gegen Sparta treten konnte, während die spartanische Hegemonie in ihren Grundfesten wankte.

Darauf vollzogen sich die weiteren Folgen der Niederlage. Sparta war gerichtet und der Hauptergebnisse seiner ganzen Geschichte beraubt, wenn Arkadien abfiel und vollends das
369 vernichtet geglaubte Messenien wieder ein unabhängiger Staat wurde. Dies geschah, während *Epaminondas* und *Pelopidas* samt ihren nunmehrigen Verbündeten im Peloponnes standen und

Die Rettung Spartas

in der Nähe von Sparta erschienen. Diesem *Strom* wagte sich *Agesilaos* mit den Seinigen im offenen Felde nicht zu stellen; er verteidigte vor allem die Stadt und überhörte die höhnischen Herausforderungen der Feinde; dabei mußte er erleben, daß die lakonischen Greise, von deren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heldengesinnung so manche schöne kurze Sprüche erzählt wurden, jetzt im Jammer schrieen und durcheinander liefen, und daß jene berühmten lakonischen Mütter und Frauen beim Wahrnehmen des Lärms und der Wachtfeuer der Feinde alle heroische Ruhe verloren und sich wie wahnsinnig gebärdeten; er mußte einen Verschwörerhaufen von 200 Männern, wahrscheinlich desperate Dorer, die einen festen Punkt beim Artemistempel besetzt, durch Geistesgegenwart zerstreuen und nachts mit Hinrichtungen nachhelfen, und dies geschah auch gegen weitere, nächtlich in einem Hause Versammelte; dies alles aber, während die zu den Waffen eingestellten Periöken und Heloten massenweise zum Feinde überliefen. Daß man im Augenblick der größten Not tausend Heloten frei erklärte, geschah wohl nur, damit sie nicht mit den übrigen davongehen möchten. Sparta verdankte dem König ganz unleugbar die Rettung und im folgenden Jahre seinem Sohn *Archidamos* auch einen ersten neuen Erfolg gegen die Arkader (ἄδακρυς μάχη). Der heimkehrende Sieger wurde vom Vater und von den Spartanern mit der größten Rührung empfangen, nachdem man früher mit Siegern und Siegesbotschaften kaum irgendwelche Umstände gemacht hatte. Hätte Sparta gar Volksversammlungen demokratischer Art, Volksgerichte, Redner und Sykophanten gehabt wie Athen, so wäre wohl der blutigste Staatsprozeß nicht ausgeblieben.

Die neue Rettung Spartas

Agesilaos aber bekam es dann doch zu hören, daß unter seinem Königtum das herrliche Messenien verloren gegangen. Ein letzter Glanz ging über sein Leben, als er beim späten Überfall des Epimanondas nochmals Sparta rettete, und diesmal wehrten sich König und Stadt mit dem Mut der Verzweiflung, und es geschahen noch einzelne glänzende Taten. Mit dem *Ende des Epaminondas bei Mantinea* hörte dann die größte Bedrohung Spartas auf, und in der allgemeinen Verwirrung Griechenlands hätte dasselbe sich einige Sammlung und Erholung gönnen können. Aber jetzt war es gerade der völlig verbitterte, greise Agesilaos, welcher sich und Sparta von dem wenigstens nominellen allgemeinen Frieden ausschloß, um allein weiter Krieg zu führen und Messenien wieder zu erobern. Da dies zunächst aber doch unmöglich war, erschien jetzt Agesilaos als unersättlich an Kriegen und wurde auch seinem Anhang lästig.

361

Des Agesilaos letzte Schicksale

Seine Ausfahrt nach Ägypten, welches sich gegen die persische Herrschaft empört hatte, war noch ein Akt des spartanischen Staates und eine Vergeltung dafür, daß der Perserkönig sich für Unabhängigkeit Messeniens ausgesprochen hatte. Seine Verrichtungen am Nil gehören nicht hierher; als der mehr als achtzigjährige Held im Menelaoshafen starb, war er auf dem Heimweg und hatte den Vorsatz, wieder in die heimische Fehde, diesmal gegen Arkadien, einzutreten.

Wenn damals in ganz Griechenland bei den Fähigeren eine völlige Abwendung vom Staat einriß, so nahm dieselbe bei den Spartanern und ganz besonders bei ihren Königen die Form des Absentismus (φιλαποδημία) an; da sie es in dem elenden Staat nicht mehr aushalten mochten, gingen sie, sooft sie konnten, mit Geworbenen in auswärtige Dienste, wo sie sich bisweilen schmählich aufführten. Der Verdienstvollste dieser Reihe, *Archidamos* III., Sohn des Agesilaos, hatte, bevor er in tarentinische Dienste ging, Bestechungen aus dem delphischen Tempelschatz angenommen und ebenso seine Gemahlin Deinicha. — *Philipps des Mazedoniers* Herrschaft über Griechenland mußten die Spartaner murrend über sich ergehen lassen und nach Chäronea die äußerste Demütigung im eigenen Gebiete erdulden. Ihr ganzer Trost bestand in der Folgezeit darin, in keinem Feldlager des mazedonischen Königs zu erscheinen, keinen Kongreß zu besuchen und nirgends etwas beizusteuern. Sonst aber war das alte Großtun auf keine Weise mehr zu behaupten, und als *Antipatros* die gegen Mazedonien empörten Peloponnesier bei Megalopolis geschlagen, sprach Sparta die Seinigen, die dabei gewesen und geflohen waren, wie einst Agesilaos nach Leuktra getan, ausdrücklich von der Atimie los.

Das Verhalten gegenüber Mazedonien

330

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein ruchloser beleidigter Königssproß Kleonymos war es auch, welcher den *Pyrrhos* ins Land rief, und die damalige Rettung der Hauptstadt durch König Areus und dessen Sohn Akrotatos ist einer der letzten Augenblicke des Ruhmes für den verkommenen Staat gewesen. Die beiden Genannten erlagen hernach in erfolglosen Fehden gegen Mazedonier und Megalopolitaner, und Jahrzehnte hindurch wird dann die Geschichte von Sparta undurchsichtig, bis sie noch einmal vor dem Ende des dorischen Heraklidenstaates in das Tragische umschlägt mit den Taten und Schicksalen der Könige *Agis und Kleomenes*.

Agis (240) und Kleomenes (236—222)

Beide haben das Glück gehabt, von höchst sympathischer Seite, in Schriften, welche dem *Plutarch* vorlagen, umständlich geschildert zu werden samt ihrer Familie und Umgebung, und namentlich dem Kleomenes bleibt die Teilnahme der Nachwelt gesichert, auch wenn die dunkleren, bei *Polybios* und anderen hervorgehobenen Züge ihre Wahrheit behalten.

Die Revolution von oben

Es handelte sich um nichts Geringeres als um eine Revolution von oben, durch welche der spartanische Staat auf eine ganz neue Grundlage gestellt werden sollte. Wenn man erfährt, daß es bereits nur noch 700 waffenfähige Spartiaten, d. h. Dorer gab und unter diesen nur noch 100 Besitzende, welche alles zusammengeerbt hatten, so staunt man, daß nach allen Niederlagen und Demütigungen die Herrschaft dieser Kaste über die Minderberechtigten solange hatte behauptet werden können. Nun sollte durch starke Neumischung mit Periöken und neue Landverteilung ein mächtiges, tatfähiges Obervolk gebildet werden, welches durch unbedenkliche Eroberungen und Allianzen nach außen seine Weihe empfangen, ja vielleicht die Hegemonie über Griechenland wieder erreichen würde. An und für sich lag eine solche Revolution ziemlich nahe in einer Zeit, da anderswo in den demagogisch zerrütteten Griechenstädten Neuverteilung der Landmark, Annullierung der Schulden und Vernichtung der widerstrebenden Kräfte an der Tagesordnung waren, und was die Gefahren des Übergangs betraf, so fehlte kräftigen Spätgriechen der erforderliche Frevelmut niemals.

Das Projekt des Agis

Nach dem Projekt des *Agis* wären die Dorer, gemischt mit einer großen Überzahl solcher Periöken und auch Fremden, welche bereits an spartiatischer Lebensweise teil gehabt, Leuten von auserlesener Persönlichkeit, in einem bestimmt abgegrenzten Teile Lakedämoniens auf 4500 neue Lose verteilt worden; der Rest des Landes sollte in Gestalt von 15 000 Losen an die übrigen waffenfähigen Periöken gegeben werden. Jene 4500 wären offenbar die Inhaber der Staatsmacht geworden; die 15 000 aber würden ihnen wenig nachgestanden haben, nachdem aus ihren Reihen jene Ergänzung des herrschenden Standes geschehen. Der Staatsstreich gedieh nur bis zur Verjagung der widerstrebenden Ephoren und des Mitkönigs und wurde dann gekreuzt durch einen tückischen Oheim des Agis, welcher seine großen Güter zu behalten gedachte; alles wurde rückgängig und *Agis* ging im Kerker unter. Seine Witwe aber wurde jetzt Gemahlin des *Kleomenes*, des Sohnes jenes feindlichen Mitkönigs, und gewann ihn heimlich für die Gedanken ihres ersten Gatten; das übrige tat *Sphairos*, einer jener Stoiker, welche seit dieser Zeit nicht selten als Lehrer und Beichtväter politischer Idealisten auftreten. Als Schattenkönig unter der Herrschaft der argwöhnischen Ephoren mußte nun Kleomenes Krieg erheben, um nur zu einiger Geltung zu gelangen, und zwar gegen den achäischen Bund, jenen Verein sehr geschwächter Poleis, welcher damals gegenüber von Mazedoniern, Stadttyrannen und raubsüchtigen Ätoliern das offizielle Griechenland vorstellte; dabei aber war er kläglicherweise auf tarentinische und kretische Söldner angewiesen, während er die Spartiaten in kleine Scharen trennen und möglichst auswärts verteilen mußte, um sie ohnmächtig zu halten. Sein Staatsstreich konnte nur damit beginnen, daß er an der Spitze jener Söldner in Sparta einzog; es folgte Ermordung der Ephoren, Zerstörung ihrer Sitze, Verbannung von 80 Leuten und

Kleomenes

Sein Staatsstreich (226)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Rede des Kleomenes, worin er dem versammelten Volke Schuldentilgung, neue Landverteilung und Dotierung seiner Söldner ankündigte. Eine Auswahl der letzteren mußte zu Spartiaten erklärt werden, *damit Stadt und Gebiet nicht mehr wegen Wenigkeit der Verteidiger Gefahr liefen, eine Beute von Ätoliern und Illyriern zu werden.* Eine falschere politische Stellung als die, welche in diesem Augenblick der heraklidische König einnahm, ist schwer zu erdenken.

Seine Herrschaft

Hierauf gaben er und sein näherer Anhang und endlich alle Bürger ihren Besitz her und das Land wurde wirklich neu verteilt. Die einzige Zahl, welche diesmal überliefert wird, ist die, daß es wieder viertausend Schwerbewaffnete gegeben habe, indem Kleomenes die Bürgerschaft (πολίτευμα) aus den fähigsten Periöken ergänzte, welche wie im Projekt des Agis die Dorer an Zahl sehr weit überholten. Was von der Herstellung der lykurgischen Sitte und Lebensweise gerühmt wird, kann bei der kurzen und unruhigen Regierung, die ihm hinfort noch gegönnt war, kaum sehr erheblich gewesen sein; er mußte eilen, sich durch einen neuen Krieg zu befestigen, und brach gegen die Achäer los. Aber seine rauschenden anfänglichen Erfolge trieben jetzt bisherige Gegner, den achäischen Bund und die Mazedonier unter *Antigonos Doson*, in ein sonst für unmöglich gehaltenes Bündnis zusammen. Kleomenes seinerseits war der tatsächliche Verbündete der Ätolier und hoffte, zuletzt umsonst, auch auf Hilfe des *Ptolemäos Euergetes* von Ägypten; außerdem wird er die bedenkliche Sympathie des Demos mancher Achäerstädte genossen haben, welche auf das spartanische Beispiel hin neue Landverteilung und Repudiation der Schulden hoffte, was damals das übliche Losungswort zu allen Umwälzungen war. Nach längeren Kriegsbewegungen, welche bei *Polybios* sehr umständlich behandelt sind, unterlag Kleomenes vollständig bei Sellasia und fuhr, nach kurzem Abschied von Sparta, gen Ägypten. Sein und der Seinigen Ende in Alexandrien, in der Schilderung bei Polybios und Plutarch, sichern diesen letzten spartiatischen Dorern ein ewiges Andenken.

Seine Niederlage bei Sellasia und sein Ende

Für alles, was fortan in Lakonien geschieht, gilt nun die Vorfrage, von welches Stammes Leuten die Rede sei? Außerdem wird gemeldet, daß bei Sellasia sämtliche (nunmehrige) Lakedämonier, also die aus Dorern und sehr viel Periöken gemischten, 6000 an Zahl, gefallen seien bis auf 200. Unter dem ganzen freien Volk des Eurotastales können also die Dorer seither nur noch eine verschwindend kleine Quote ausgemacht haben.

Der Zustand nach dem Untergang des Königtums

Endlich war nun einmal ein fremdes Heer unleugbar in Sparta eingezogen, und *Antigonos Doson*, welcher Eile hatte nach Hause zu kommen, überließ das Volk unter den gnädigsten Ausdrücken seinem Zustande, wie er war. Allein diese Zeit war in ganz Griechenland die der allgemeinen Zersetzung; auch das ganze Tun des *Kleomenes* war eine jener Revolutionen gewesen, welche nur in Verbindung mit Erfolgen nach außen können in eine feste Bahn gelenkt werden, nach Niederlagen aber erst recht aufflammen; endlich war man nicht ungestraft Erbe von Altsparta, seinem Hochgefühl und der Überlieferung des Frevels bei den einzelnen Individuen. Vom übrigen Griechenland her konnte die volle Demokratie mit ihren Gelüsten und Gewalttaten, aber auch die Tyrannis in ihrer wüsten Spätgestalt sturmgleich über Sparta daherbrausen und es innerlich widerstandslos vorfinden. Irgendwann einmal ist allgemeine Gleichheit erklärt worden, und es fragt sich nur, ob auch die Heloten daran Teil erhielten, von deren Dienstbarkeit später nicht mehr deutlich die Rede ist. Ein riesiges Standbild des Demos, ragend in der Nähe der Agora, mag in diesen traurigen Zeiten errichtet worden sein.

Neue Wirren und Fehden

Ephoren — jetzt wohl ohne Zweifel Achäer — machen Parteiung und werden ermordet, mehr als einmal von ihren Amtsgenossen oder vom sogenannten *Volk*, welches dann neue wählt. Auch Geronten fallen durch Mord, und selbst der Tempel der Chalkioikos und der Altar der Göttin schützen die Opfer nicht. Ein *letzter Heraklide*, ein Kind, wird zum einen König, ein gewisser

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lykurgos, den man erst gegen Bestechung zum Herakliden befördert, zum Mitkönig erhoben, und dieser wird zweimal verjagt und kehrt wieder. Dazwischen regt sich das alte Rachegelüste gegen Messenien und Arkadien in neuen Fehden; ein mazedonischer König rückt wieder in Lakonien ein und plündert und verwüstet diesmal das Land, doch ohne Sparta selbst nehmen zu können. Auf jenen Lykurgos, oder auch erst auf dessen Sohn Pelops, folgt dann der erste Herrscher, den man hier als Tyrannen bezeichnet, weil er mit den Ephoren aufräumte und ohne

Machanidas weitere Vollmacht herrschte, *Machanidas*, sein einzig mögliches Programm war Eroberung, zunächst im Peloponnes, und zwar mit Hilfe von Söldnern, welche er natürlich nur hätte bezahlen können, wenn er von den bereits im Elend befindlichen Städten der Halbinsel eine nach der anderen bis auf den Boden ausraubte; allein der achäische Bund hatte damals das

Philopömen letzte Glück, einen fähigen Leiter und Kriegsanführer zu besitzen, den *Philopömen*, und dieser

207 erlegte in offenem Treffen mit eigener Hand den Tyrannen in seinem Purpurmantel. Die

Nabis Tyrannis aber lebte weiter; es erhob sich, aus unbekannten Anfängen, der schreckliche *Nabis*,

(206—192) der selbst unter den Verrufensten, welche bei den Griechen Tyrannen geheißen haben, als einer

und der weitere Verlauf der Ärgsten gilt. Die griechischen Verhältnisse gerieten um diese Zeit durch die Einmischung der Römer und deren Krieg gegen den jüngeren Philipp von Mazedonien aufs hohe Meer hinaus; was aber hier vorzüglich betrachtet werden muß, ist weniger das abwechselnde Bündnis des Nabis mit Rom und Mazedonien, als sein Walten im Innern, und dieses konnte sich folgerichtig entwickeln, weil ihm volle vierzehn Jahre dafür gegönnt waren. Bei seinen Kriegszügen — er nahm und behauptete u. a. Argos — könnte ihm außer Soldtruppen auch das Aufgebot des Volkes einigermaßen zur Verfügung gestanden haben; für seine sonstige Machtübung aber warb er ausgesuchte Verbrecher, den Abschaum von weit und breit her. Nabis war in einem Kompagniegeschäft mit den Piraten von Kreta, und auch was von Straßenräubern, Mördern und Tempeldieben im ganzen Peloponnes herumstrich, assekurierte sich bei ihm auf Unterkommen im Notfall. In Sparta selbst übte er Erspressung mit Hilfe ausgesuchter Foltern, das Hauptziel aber war die beharrlich verfolgte *Ausrottung aller Dorer*, welche irgendwie hervorragten; man darf wohl hierunter den ganzen höheren Stand des Kleomenes verstehen, die Reste der Dorer sowohl, als die ausgezeichneten Achäer. Die Fehden des *Nabis* gehören in die Geschichte des achäischen Bundes und der römischen Politik, und es ist nicht rühmlich, daß der große *T. Quinctius Flamininus* ihn zwar mehrmals überwand, aber aus höherem Auftrag entschlüpfen ließ. Dem spartanischen Staat wurde damals sein Südrand, d. h. seine Seestädte, abgesprochen und als Gebiet der später sogenannten *freien Lakonen* dem Schutz des achäischen Bundes unterstellt; dies aber wollte dann Nabis rückgängig machen, sobald die Römer abgezogen waren. In dem daraus entstandenen Krieg mit dem achäischen Bunde fand er Hilfe und Zuzug von den ebenfalls mit Rom unzufriedenen Ätoliern; der Anführer dieser Zuzügler jedoch begann damit, den Tyrannen zu ermorden, und in den darauf folgenden Wirren rückten die Achäer unter *Philopömen* ein und erzwangen den einstweiligen Anschluß an ihren Bund, ja sogar an ihre achäische Sitte und Erziehung mit Verzicht auf die lykurgische. Diese letzte unnütze Härte rief den heftigsten Widerstand hervor bei einer Bevölkerung, welche zwar selber achäisch war, aber das alte dorische Wesen viel höher schätzte. Der Rest der Geschichte Spartas ist sehr kümmerlich;

um 180 auf neue schreckliche Wirren durch einen Demagogen *Chäron* mit Landverteilung und Mordtaten folgt noch eine achäische Intervention; Sparta wendet sich dann mit beständigen Klagen an den römischen Senat, und dieser läßt die Dinge absichtlich in der Schwebe; diese Verhältnisse aber sind dann noch eine Mitursache des letzten achäischen Krieges geworden, der dem achäischen Bunde und noch vielem andern griechischen Treiben auf immer ein Ende machte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Übergang des dorischen Pathos auf die früheren Unterworfenen

In Tat und Wahrheit muß das dorische Geblüt, zumal seit dem Aderlaß durch *Nabis*, soviel als völlig verschwunden gewesen sein. Schon unter all den Leuten, welche z. B. bei *Livius* in den Händeln zur Zeit des *Philopömen* auftreten, war wohl kaum mehr ein einziger echter Dorer, und auch die *exules* sind keine solchen. Dafür hatten alle achäischen Nichtdorer und Halbkasten, welche seither im Eurotastal wohl oder übel weiterlebten, sich der dorischen Lebensweise nach Kräften bemächtigt und ahmten wenigstens das Äußerliche vom Tun ihrer untergegangenen Herrscher soviel wie möglich nach. Das Dorische war das Vornehme gewesen, zu welchem man einst mit Neid und Haß emporgestaunt hatte; jetzt hinderte niemand mehr die Bevölkerung, sich dasselbe anzueignen, und die Fremden nahmen es ja so gerne für echt und ursprünglich. Die Ruhmlust ist eines derjenigen Mysterien der griechischen Nation, welche diese am meisten von anderen Völkern unterscheiden. Als Staat und Besitz den Dorern aus den Händen schwanden, war das Glanzbild des alten Lakonentums längst eine Macht im griechischen Leben überhaupt und hatte sich der ganzen Nation, Freund und Feind, in unzähligen einzelnen Zügen lebendig eingeprägt; dieses Erbe, vom Mythus abwärts bis auf das Andenken des letzten Kleomenes, betrachten nun die späteren Inhaber von Grund und Boden, als wäre es von jeher nicht nur ihr Eigentum, sondern ihr Werk gewesen.

3. Untertänige Bevölkerungen anderer Poleis

Sparta hatte seine eigentliche Lebensaufgabe in Gestalt des Untenhaltens seiner Geknechteten: der Nichtspartiaten im Eurotastale und der Messenier; zu diesem Zweck wurde das ganze Dasein im Innern gestimmt, und auch die auswärtige Politik hing sehr wesentlich davon ab. Nun hatte *die dorische Wanderung* ohne Zweifel *eine Menge ähnlicher Gewaltverhältnisse überall begründet*, viele kräftige Poleis mögen ihre nächsten Umwohner — unterworfene Griechen oder Halbbarbaren — in Knechtschaft gebracht haben, aber keine einzige vermochte wie Sparta ihr ganzes inneres und äußeres Leben auf die Behauptung dieser Lage dauernd zu orientieren. An Härte gegen die Unterworfenen hätte es nicht gefehlt, wohl aber an der nötigen Konsequenz im eigenen Kreise und an der nötigen Eintracht und Lebenseinheit. In den Zeiten, aus welchen unsere sehr unvollkommenen Kunden hierüber stammen, waren diese Zustände ohnehin meist im Aufhören begriffen oder schon erloschen und wurden kaum mehr verstanden. Beharrlich und einigermaßen deutlich erweisen sie sich nur auf *Kreta* und in *Thessalien*, während man anderswo nur Vermutungen darüber hat, wieweit jene Unterworfenen halbfrei oder unfrei, Teilbesitzer, Erbpächter oder nur fronpflichtige Knechte oder Tagelöhner auf dem den Bürgern gehörigen Landgebiet gewesen. Ohne bürgerliche Rechte und beliebig von der Polis aus beherrscht, waren sie nicht imstande, das Interesse der Schreibenden rechtzeitig auf sich zu lenken. Wir lassen dahingestellt, wie es sich des nähern verhalten habe mit den Orneaten und Gymneten um *Argos*, den Kynophalen in *Korinth*, den Kittelträgern (Katonakophoren) um *Sikyon*, den Staubfüßlern (Konipoden) um *Epidauros*. In betreff Kretas glaubt man die verschiedenen Abstufungen der Knechtschaft noch in den einzelnen überlieferten Bezeichnungen zu erkennen; jedenfalls hatte die Insel, als sie dorisiert wurde, Lebensformen angenommen, welche mit denjenigen von Lakedämon viele Ähnlichkeit hatten, und wenn auch eine politische Vielheit entstand und die kretischen Städte sich befehdeten, so rief doch keine die Hörigen der andern zum Abfall auf, im allgemeinen aber schien der Gehorsam derselben schon dadurch gesichert, daß die Insel keine unmittelbaren Nachbarn hatte. In Thessalien sind die sogenannten Penesten die alte perrhäbische und magnetische Bevölkerung, die sich beim Einbruch der Thessaler zur Dienstbarkeit hergab, nur um auf der altgewohnten Scholle bleiben zu dürfen;

Untertanenverhältnisse in peloponnesischen Städten

auf Kreta

in Thessalien

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegen eine Quote des Landertrages versprach man ihnen, sie weder wegzuführen noch zu töten. Manche waren, wie hier und da Leibeigene im neueren Rußland, reicher als ihre Herren, indem die herrschende Kaste ihr Leben in Saus und Braus hinbrachte. Immerhin übten die Herren von Thessalien und Kreta wenigstens keinen Druck nach außen wie Sparta, welches ringsum alles zu Heeresfolge und oligarchischen Einrichtungen zu zwingen suchte, um daheim ungestörten Druck zu üben; auch begehrten jene nicht Erzieher Griechenlands zu sein.

Koloniale Poleis

Die Kolonien seit dem VIII. Jahrhundert sind wohl zum Teil entstanden, weil unterworfene oder gedrückte griechische Bevölkerungen ihren Poleis zu entrinnen entschlossen genug waren. Angelangt am fremden Strande aber machten sie es oft nicht anders als ihre heimischen Unterdrücker — freilich gegen Barbaren oder Halbbarbaren, welche zu einem rechtlosen, wenn auch nicht besitzlosen Untertanenvolk wurden. Hie und da soll dies sich in Güte entschieden haben: als das pontische Heraklea entstand, begaben sich die umwohnenden Mariandynen freiwillig unter die Herrschaft der Herakleoten als der *Gescheitern* (συνετωτέρων), gegen Garantie des Lebensunterhaltes und des Nichtverkaufes in die Fremde. Byzanz dagegen behandelte seine Bithynier wie Sparta die Heloten, und um Syrakus lebten die Kallikyrier oder Killikyrier in einer ähnlichen Dienstbarkeit.

Heraklea

Byzanz

Syrakus

Das Urteil des Aristoteles darüber

Aristoteles verwirft das ganze Verhältnis: es sei nicht möglich, mit solchen Untergebenen auf einen richtigen Fuß zu kommen; bei gelinder Behandlung werden sie übermütig und begehren gleiche Stellung mit den Herren, bei harter sind sie voll Verrat und Haß und verbinden sich gelegentlich mit zurückgesetzten Klassen in der Stadt selbst. So hielten einst die Kallikyrier mit dem syrakusischen Demos zusammen zur Austreibung der Geomoren, bis Gelon diesen half, die Kallikyrier unterwarf und bei diesem Anlaß Herr von Syrakus wurde; selbst die so glimpflich behandelten Penesten erhoben sich öfter, wenn ihre thessalischen Herren durch Kriege mit Nachbarn in Anspruch genommen waren. *Aristoteles* findet wenigstens wünschbar, daß solche Untertanen Barbaren und nicht geknechtete Menschen griechischen Stammes seien; daneben aber deutet er auch schon die Auskunft an, durch welche inzwischen Ersatz geschafft worden war: die gekauften Sklaven, welche jetzt mehr und mehr im Gebiet einer Stadt den Feldbau besorgten und zudem fast lauter Nichtgriechen waren.

4. Die Sklaverei

Ihr Alter, die homerischen Sklaven

Dasjenige goldene Alter, in welchem es laut den spätern Komikern noch durchaus keine Sklaven gab, müßte in eine sehr frühe Zeit verlegt werden, denn soweit die Überlieferung, auch die poetische, reicht, haben immer Sklaven existiert in den Ländern dieses Archipels, wo Menschenraub und Menschenhandel so leicht und Phönikier als Lehrer und Vorgänger tätig waren. In zwei unvergänglichen Gestalten hat *Homer* das Sklaventum mit einer ganz eigenen Größe bekleidet: Eumäos, das persönlich gewordene Eigentum, das sich gegen die Räuber und Frevler wehrt, und die herrliche Eurykleia. Allein Homer beweist nur für Königshöfe und große Anführer, und in *Hesiods Werken und Tagen* bleibt es zweifelhaft, wieweit die Bauernknechte wirklich als Sklaven zu denken sind, unzweifelhaft aber, daß der Dichter die ehrliche Landarbeit noch nicht als Banausie, sondern als das einzige Heil betrachtet. Abgesehen von den soeben betrachteten unterdrückten Bevölkerungen könnte im IX. Jahrhundert noch fast der ganze Landbau von Freien betrieben worden sein.

Am anderen Pol, bei den vornehmen Besitzenden, wuchs ebenso die Verachtung der Arbeit und der Arbeiter, jene antibanausische Gesinnung, welche als allein würdigen Zweck des Lebens die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

edeln Wettkämpfe anerkannte. Es ist dieselbe Aristokratie, welche zugleich den besten, ja wohl hie und da den ganzen Grundbesitz in der Feldmark der Polis irgendwie für sich gewonnen hatte und denselben seither durch diese besitzlosen Freien anbauen ließ; in diesen aber mochte noch eine Erinnerung lebendig sein, daß es einst ihre Väter besser gehabt hätten, als man noch dorfweise lebte, vor der Gründung der erbarmungslosen Polis. Als vollends die große Bewegung nach den Kolonien hin in Fluß kam, werden viele mitgezogen sein, um nicht mehr Bauernknechte (θῆτες) bleiben zu müssen; die Lücken aber wird man um so leichter mit Gekauften ausgefüllt haben, als gerade die Kolonien bereitwillig die nötige Menschenware schafften; lagen sie doch zum nicht geringen Teil an Küsten, wo Menschen aus dem Binnenland verhandelt wurden. Im Kriege von Hellenen gegen Hellenen aber töteten die Sieger die erwachsenen Männer und verkauften die Weiber und Kinder, und zwar, wie es scheint, ins Ausland. Wo man die Männer am Leben ließ, geschah es nicht, um sie daheim zu Haussklaven zu machen, sondern um sie in die Bergwerke zu stellen, oder ebenfalls um hohes Lösegeld von ihnen zu gewinnen. Seit manche Gegenden völlig auf Sklavenarbeit eingerichtet waren, hätte der Krieg überhaupt eine viel zu ungleiche und unsichere Quelle für den Erwerb von Sklaven dargeboten; nur der Handel verbürgte die Regelmäßigkeit. Den erwachsenen kriegsgefangenen Griechen als Sklaven im Hause zu haben, war und blieb gewiß schwer und gefährlich; auch erfährt man bei allen Anlässen, wenigstens der Haus- und Ackersklave sei selbstverständlich barbarischer Abkunft.

Ihre Förderung gegenüber der freien Landarbeit

In einzelnen Landschaften, wo man noch vorherrschend *dorfweise* lebte, hielt sich die freie Arbeit noch lange; bei Lokrern und Phokiern dienten die Jüngern dem Ältern oder Erstgebornen; erst kurz vor dem heiligen Krieg des IV. Jahrhunderts wurden Sklaven angenommen. Wo dagegen die Polis alle ihre Konsequenzen hatte entwickeln können, herrschte überall die Sklavenarbeit. Wer hier als Freier um Lohn arbeiten mußte, beim Landbau oder in der Stadt, hätte die so hoch gesteigerte Idee des Bürgertums doch nicht mehr verwirklichen können; Sklaven und Metöken füllten das Bedürfnis aus. Der arme Freie seinerseits war hinwiederum als Diener nicht mehr zu brauchen; ein solcher zog einen zufälligen, täglich wechselnden Verdienst jeder gesicherten Verpflichtung vor, denn diese war schon Knechtschaft (δουλεία), und man fühlte sich dabei als einen Abhängigen (ὑπαίτιος).

Fortleben der freien Arbeit

Wann und in welchen Staaten hat zuerst der gewöhnliche Bauer für seine Landarbeit, der Stadtbürger für die Bedienung im Hause, der Handwerker für sein Gewerbe regelmäßig Sklaven eingestellt? Wann und wo sind die Ruderer zuerst aus Sklaven genommen worden? Großer Unternehmungen mit Sklavenmassen, wie z. B. der Bergwerke, nicht zu gedenken, wo vermutlich immer nur mit Sklaven war begonnen worden.

Die Herkunft war eine bunte; Skythen, Gethen, Lyder, Phryger, Paphlagonier, Karer, Syrer füllten Haus oder Landgut der Griechen an, und vorsichtige Käufer mischten ihre Sklavenschaft gerne aus lauter verschiedenen Nationen, was bei einer Zahl von dreien oder vieren leicht zu erreichen war. Ob die Barbaren, von welchen man kaufte, mehr ihre eigenen Leute oder mehr Kriegsgefangene oder die Beute von Menschenjagden auf die Märkte brachten, ist ungewiß. Aber auch der hochgebildete Grieche der Blütezeit konnte Sklave eines anderen Griechen werden: es genügte, mächtigen Feinden oder Seeräubern in die Gewalt zu fallen — war man dann einmal in zweiter Hand, so half keine freie Geburt und kein Bürgerrecht. Phädon und Platon, welche beide dies Schicksal hatten, jener in seiner Jugend, dieser als bereits ruhmvoller Philosoph, wurden losgekauft, und auf den Loskauf mochte hier und da der zweite Besitzer spekulieren; Diogenes aber blieb bei seinem Käufer Xeniades zu Korinth, später offenbar freiwillig.

Ihre Herkunft

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Durchschnittspreis, Züchtung und Sklavenehen

Der Durchschnittspreis des gewöhnlichen Sklaven, im V. Jahrhundert zwei Minen, die Mine gleich 100 Drachmen, im IV. Jahrhundert dritthalb Minen, muß als ein wohlfeiler und die Zufuhr als reichlich und sicher gegolten haben, indem sonst die Züchtung neben den Ankauf getreten wäre. Auf diese aber wird gar kein ökonomischer Wert gelegt; die Ehe des Sklaven — kaum mehr als ein vom Herrn geduldetes Konkubinat — kam höchstens insofern in Betracht, als man die Besseren unter ihnen durch ihre Kinder enger an das Haus und dessen Wohlergehen geknüpft glaubte. Von Sklavenkindern hielt man nicht viel Gutes. — Der jährliche Abgang wird auf zehn Prozent berechnet, und den Sklaven, den man hatte, wünschte man zu erhalten wie ein nützliches Tier. *Freunde läßt man kaltblütig Not leiden und untergehen, dem kranken Sklaven aber führt man den Arzt zu, pflegt ihn sorgsam, stirbt er, so klagt man und hält es für einen Schaden.* — Es ist erlaubt zu fragen, was geschah, wenn eine Gegend so weit verarmt war, daß man keine Sklaven mehr kaufen konnte, und wenn etwa auch die Freien abnahmen und arbeitsscheuer waren als je? Vielleicht trat dann rasche Verödung ein.

Die Haus- und Ackersklaven

Beim gewöhnlichen Haus- und Ackersklaven verstand sich der Gebrauch von selbst; im Brotbacken galten später Kappadokier, Phryger und Lyder als besonders geübt. Bei etwas größerer Landwirtschaft ergab sich dann das Verhältnis eines Obersklaven zu den gewöhnlichen, unter den Sklavinnen aber trat hervor die Schaffnerin, welche sorgfältig unterwiesen, auch diskret und gemütlich behandelt werden sollte. Auch männliche Sklaven, welchen man höhere Stufen der Arbeit (τὰ ἐλεύθερα τῶν ἔργων) übertrug, sollten, meint *Aristoteles*, freier behandelt und geehrt werden, während die zur gewöhnlichen Arbeit bestimmten mit reichlicher Nahrung hinlänglich gut gehalten seien. Größere Ökonomien bedürften auch eines Türhüters zur Aufsicht über alles, was hinaus- und hineingetragen wird, wozu etwa ein Sklave dienen möge, der zu anderer Arbeit nicht mehr brauchbar wäre.

Die Handwerks- und Bergwerkssklaven

Der Vater des Sophokles *hatte nur Sklaven, welche Erzarbeiter und Bauleute waren*, der des Isokrates hatte nur solche, *welche Flötenmacher waren*. Manche solche Werkstätten konnten je nach der Zeit und Geschäften wohl Hunderte von Sklaven halten, vollends aber standen in den Bergwerken die Sklaven offenbar zu vielen Tausenden, sei es als Eigentum des betreffenden Staates, sei es der Unternehmer. Das todesunglückliche Dasein dieser Massen gab den Bürgern hauptsächlich dann zu denken, wenn dieselben gefährlich zu werden drohten. In einer Schrift, von welcher nur zu wünschen wäre, daß sie dem greisen *Xenophon* abgesprochen werden dürfte, wird jedoch den Athenern in verlockender Weise ausgemalt, mit welchem Nutzen sie die Zahl der Sklaven in den Silberbergwerken noch steigern könnten; schon bei 10 000 derselben würde der Ertrag auf 100 Talente steigen, und bei weiterer Vermehrung könnte wohl das ganze freie Athen schon davon leben. Als wäre es noch nicht genug an der bereits so großen Quote von Haus- und Ackersklaven in Attika, meint *Xenophon*, der Staat müßte mindestens so viele Bergwerkssklaven anschaffen, daß auf jeden Bürger deren drei kämen, also damals reichlich 60 000; dann würde Athen *noch geordneter und kriegstüchtiger* sich entwickeln können als sonst. Diese Vorschläge sind genau ebenso töricht wie die zu höchster Begünstigung der fremden Einsassen oder Metöken, deren erst recht viele noch herbeigelockt werden sollten. Wie teuer konnte es Athen zu stehen kommen, wenn es auf diese Art hätte aus den Renten leben wollen! Eine einzige unglückliche Schlacht, in welcher viele Bürger gefallen wären, hätte genügt, um die schon ohnehin reich gewordenen Metöken zu Herren des im buchstäblichen Sinn unterwühlten Staates zu machen. Die letzteren aber waren der Abkunft nach Lyder, Phryger, Syrer wie so viele Sklaven, ja vielleicht zum Teil Abkömmlinge von freigelassenen Sklaven dieser Herkunft. Dazu dann noch die vermutliche Befreiung der Bergwerkssklaven und Haussklaven! Schließlich ist der Verfasser der Meinung,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

man möge in betreff der vorgeschlagenen Maßregeln noch in Dodona und Delphi anfragen, ob dieselben erfolgen sollten? und unter dem Schutze welcher Götter?

Die Größe und Gefahren des Sklaventums

Es fällt uns einigermaßen schwer, ein Griechenland zu denken, das neben vier bis fünf Millionen Freier zwölf Millionen Sklaven, fast alle ungriechischer Herkunft, beherbergt hätte (Hellwald), ein Attika mit viermal so viel Sklaven als Freien (Curtius), einzelner Industriestädte wie Korinth nicht zu gedenken, wo die Freien etwa nur ein Zehntel betrugen; denn das Gebiet von Korinth soll ja 460 000 Sklaven gehabt haben und Ägina vollends 470 000.

Über die großen Gefahren, welche das Sklaventum mit sich brachte, ist man niemals verblendet gewesen. Allerdings waren diejenigen Scharen, welche sich tatsächlich zeitweise zu Herren von ganzen Städten machten, nicht, wie man auf den Wortlaut (δοῦλοι) hin annahm, Sklaven, sondern unterdrückte alte Landbevölkerungen. Die großen sizilischen Sklavenkriege aber fallen erst unter die römische Herrschaft, als das Latifundienwesen eine nochmalige Steigerung der Sklavenzahl bis ins Ungeheure verursacht hatte. Gleichzeitig mit dem zweiten dieser sizilischen Aufstände erfolgte auch in Attika ein Aufruhr der bis zu vielen Myriaden gediehenen Bergwerkssklaven, welche ihre Wächter ermordeten, die Akropolis von Sunion besetzten und lange Zeit das Land verwüsteten. Je größer in einem Staat die Sklavenquote war, desto schärfer die Züchtigung und desto dringender der Wunsch des Entrinnens und der Rache. Bei jedem Kriege war daher das Ausreißen großer Sklavenmassen zu befürchten. Den bedrängten Athenern wenigstens, als ihr Heer in Sizilien unterlag und König Agis mit den Spartanern in Dekeleia stand, entliefen über 20 000 Sklaven, und zwar meist handwerksgeübte (χειροτέχναι), also die wertvolleren. Im offenen Kriege war es ein Kampfmittel, die Sklaven des Feindes zum Abfall aufzurufen, daher, wer es irgend vermochte, bei drohenden Feindesüberfällen außer der übrigen Familie auch die Sklaven über die Grenze in Sicherheit brachte. Auf überwältigten Flotten machte der Sieger etwa die Sklaven (d. h. die Ruderer) frei und fesselte dafür die Freien.

um 100

Das Ausreißen bei Kriegen

Allein auch in ruhigen Zeiten mußte die Nation die Folgen davon tragen, daß ihre Freien in allen höher entwickelten Städten und Landschaften die Arbeit nach Kräften verschmähten. Wohl gab es, wie sich zeigen wird, einzelne bessere, gemütliche Verhältnisse, in Attika aber wußte man, daß die Sklaven durchgängig gegen die Herren sehr übelgesinnt seien. — Im Grunde sicherte den einzelnen Herrn nur die Nähe der übrigen, welche ebenfalls Sklaven hielten: *Die Bürger dienen sich gegenseitig als freiwillige Leibwache gegen die Sklaven.* — *Die Reichen in den Städten,* sagt Plato, *welche viele Sklaven haben, leben furchtlos, indem die ganze Stadt jedem einzelnen zu Hilfe bereit ist. Wenn aber ein Gott etwa einen Besitzer von fünfzig Sklaven aus der Stadt hinweg in eine Einöde versetzte samt Familie und Habe, an einen Ort, wohin ihm kein Fremder zu Hilfe kommen würde, in welcher Furcht würde er leben, aus der Welt geschafft zu werden durch die Sklaven! Er wäre genötigt, einigen von ihnen schön zu tun und Versprechungen zu machen, auch Freilassungen ohne Grund vorzunehmen, er würde Schmeichler seiner Knechte oder ihr Opfer.* Ein Eigentümer, dessen Sklaven Mitwisser einer unrechtlichen Handlung desselben waren, durfte sich als den *unglücklichsten aller Menschen* betrachten; sie waren zeitlebens Herren über ihn, und — was immer sie auch begingen — der Straflosigkeit sicher, ja unter Umständen der Freilassung, wenn sie ihn anzeigten. Schon der sehr intelligente Sklave galt als unbequem und gefährlich, zumal wenn er die Denkweise der Freien sich angeeignet hatte.

Die Behandlung der Sklaven

Die tatsächliche Behandlung der Sklaven wird von vornherein dadurch bestimmt, daß dieselben fast ausschließlich Barbaren oder Halbbarbaren sind. Schon ihre niedrige theoretische Taxierung, wie sie uns bei *Plato* und *Aristoteles* entgegentritt, geht offenbar von diesem Gesichtspunkt aus, obwohl dies nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, und wenn Aristoteles in der Praxis milde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und menschenfreundlich war, wie sein Testament beweist, so gereicht ihm dies zu um so größerer Ehre. Man verhärtete sich völlig dagegen, von einer gewaltigen Menschenmasse umgeben und bedient zu sein, deren Leben schlimmer sei als der Tod. Rechtlich war der Sklave gegen willkürliche Tötung und gegen Notzucht gesichert, wahrscheinlich nicht um seinetwillen, sondern um der Verwilderung der Besitzer zu steuern, sonst aber jeder Züchtigung und Mißhandlung preisgegeben. Es war schon ein Unglück für alle Sklaven, daß in Gestalt der Bergwerksarbeiter eine allerunglücklichste Klasse vorhanden war, an welcher Jahrhunderte hindurch dargetan wurde, was man sich überhaupt gegen menschliche Wesen erlauben dürfte; ihnen wurde gewiß nur gegönnt, was nötig war, um sie am Leben und einigermaßen bei Kräften zu erhalten, und die Fesselung wird außer der Arbeitszeit eine permanente gewesen sein. Auch bei den gewöhnlichen Sklaven kam sie sehr häufig vor, und zwar nicht als Strafe, sondern um nach Kräften die Flucht zu verhindern. Daß der Sklave überhaupt lieber auf dem Lande als im städtischen Hause diente, hing wohl mit seiner meist ländlichen Herkunft zusammen, und unter einem vernünftigen Herrn konnte sein Los hier mindestens so leidlich sein als dasjenige, welches ihn bei der Rückkehr nach der Heimat erwartete. Der Hirtensklave vollends wurde wahrscheinlich so gut gehalten wie ein heutiger Knecht, weil bei der Behandlung der Tiere so vieles von seinem guten Willen abhing; die sizilischen und unteritalischen Hirten des *Theokrit*, ohne Zweifel Sklaven, haben eigenen Besitz, der auch bei den Landsklaven *Xenophons* vorkommt, und können über Lämmer und Ziegen verfügen und zierliche Geschenke machen. In Arkadien gab es große Bewirtungen, zu welchen man die Herren samt ihren Sklaven einlud, ihnen dieselben Gerichte vorsetzte und ihnen den Wein in demselben Krater mischte. Auch beging man hier und da Feste, wo die Herren die Sklaven bedienten und mit ihnen Würfel spielten, ja als die Griechen die römischen Saturnalien, wo ersteres ebenfalls vorkam, kennenlernten, fanden sie, dies sei ein überaus hellenisches Fest.

Das durchschnittliche Verhalten schildert *Xenophon* kurz dahin: Die Herren bändigen die Üppigkeit der Sklaven durch Hunger, das Stehlen durch Verschluß alles Verschließbaren, das Davonlaufen durch Fesseln, die Trägheit durch Schläge.

Ihre Stellung in Athen

In Athen, seit der Zeit des Peloponnesischen Krieges, benahmen sich die Sklaven sehr frei und keck. Ihr Kittel war eine Tracht, wie sie der ärmere Bürger und Metöke auch trug, so daß man sie von diesen, die ohnehin nicht besser aussahen, kaum mehr unterscheiden konnte; vermittelst ihres Pekuliums, das — wenigstens nach der neueren Komödie zu schließen — oft sehr beträchtlich gewesen sein muß, müssen sie sogar oft besser gestellt gewesen sein. In Athen war nach dem Schlage von Chäronea der Demos im Begriff, die Sklaven zu Freien, die Fremden (Metöken) zu Bürgern, die ehrlos Gewordenen wieder für ehrlich zu erklären. Zur Zeit des *Demosthenes* führten die Sklaven das Wort lauter als in manchen Städten die Bürger, ja sie scheinen auch das Theater besucht und hier und da an den attischen Mysterien teilgenommen zu haben, bis man in Augenblicken heftigsten Faktionswesens sie sogar in die Volksversammlung eindringen sah.

Die gerichtliche Sklavenfolter

Allein der Sklave konnte in diesem hochgebildeten Athen jeden Augenblick an seinen wahren Stand aufs bitterste erinnert werden. *Einige*, sagt Plato, *trauen ihren Sklaven gar nicht und traktieren sie mit Stacheln und Geißeln oft und viel, wodurch sie deren Seelen erst recht knechten.* Außerdem aber gab es eine gerichtliche Folterung der Sklaven, von welcher man nur nicht glauben darf, sie sei nicht häufig vorgekommen. In Prozessen, sogar in privatrechtlichen, durfte der Herr seine Sklaven dazu anbieten oder die des Gegners dazu verlangen, jenes zur eigenen Entlastung, dieses zu des Gegners Belastung. Der Redner *Lykurgos*, dessen rohes Pathos so manches aus der Praxis des späteren IV. Jahrhunderts ausschwatzt, nennt die Sklavenfolter weit das gerechteste und dem Demos gemäßeste Mittel zur Erforschung eines streitigen Tatbestandes, indem er die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sklaven seines Opfers *Leokrates* zur Folterung verlangt; letzterer verweigert sie und soll damit wiederum sein *böses Gewissen* verraten haben, ganz als hätte Menschlichkeit und Anhänglichkeit an die Sklaven unmöglich ein Wort mitreden können. Meineid und falsches Zeugnis liefen damals in Athen auf allen Gassen herum. Freilich, wenn man sich einmal auf das Foltergeständnis zurückgewiesen glaubte, konnte es mit der Zeit nicht ausbleiben, daß dasselbe auch von Freien erpreßt wurde.

Sklaven als Pädagogen

Der Sklave bleibt eben eine Sache, und auch diese oder jene Gunst, welche er erfährt, ist eine nur scheinbare, so z. B. die Aufsicht über die Kinder bis tief ins Jünglingsalter, welche durchweg dem Sklaven als Pädagogen übertragen wurde. Hierbei ist vor allem zu erwägen, daß derselbe wesentlich die negative Seite der Erziehung, die Hütung und Abwehr vertrat, während der Unterricht bei freien Lehrern empfangen wurde, besonders aber, daß man Freie für das Amt des Pädagogen vielleicht für den Augenblick zu finden, aber dann nur schwer richtig zu lenken vermocht hätte, weil kein Freier, namentlich kein Mitbürger derselben Stadt, auf die Länge taugte, abhängig (ὑπαίτιος) zu leben. Unter mehreren oder gar unter zahlreichen Sklaven denjenigen auszumitteln, welcher sich am besten dazu eignete, konnte im Lauf der Jahre so schwierig nicht sein; auch werden Beispiele der beiderseitigen Treue und Anhänglichkeit nicht gefehlt haben, wie einige Grabschriften auf treffliche Pflegesklaven beweisen, ähnlich wie sie getreuen Ammen, ebenfalls Sklavinnen, sind gesetzt worden.

Die Freigelassenen

Von den Freigelassenen hatte man im ganzen keine gute Meinung. Zunächst verstand sich von selbst, daß böse und undankbare Sklaven, wenn sie frei geworden, ihren Herrn *am meisten von allen Menschen haßten*, weil dieser sie in der Knechtschaft gekannt hatte. In der neueren attischen Komödie trat aber der Freigelassene überhaupt leicht als Ankläger (ohne Zweifel seines Herrn) auf, *als bestände der Genuß der freien Rede in der Anklage*, und was die Poesie als Typus zu brauchen wagt, das muß im Leben häufig vorgekommen sein. — Den ganz fatalen Freigelassenen in *Lucians Timon* (Kap. 22f.) wird man wohl der römischen Kaiserzeit völlig zu überlassen haben, so gut als den *Petronischen Trimalchio*.

Talentierte Sklaven

Übrigens gab es Fälle im Leben, da ein spezifisches Talent alle Schranken zu beseitigen wußte, wenn nämlich ein bestimmtes Geschäft Fähigkeiten verlangte, welche in der freien griechischen Familie nur vereinzelt vorhanden und nicht erblich waren.

Sklaven als Subalternbeamte

Endlich versteht sich von selbst, daß für jede spezielle und regelmäßige, also unfreie Tätigkeit, die der Staat, und ganz besonders der so ausgebildete athenische, nicht entbehren konnte, Sklaven gebraucht wurden. Ihnen fielen regelmäßig die unteren Beamtungen, das Schreiberwesen, die Polizei usw. zu. Der freie Streber begehrte nicht ein Ämtchen, sondern er wurde entweder Demagoge oder hungerte. Nur solche Ämter, wobei etwas Tüchtiges zu profitieren war (ἀρχάς), nahm der Demos mit Begier an.

5. Die griechische Aristokratie

Ihr Aufkommen, ihr Grundbesitz, ihre Rechte

Am einfachsten entschied sich die Sache da, wo infolge der dorischen Wanderung ein ganzer siegreicher Stamm sich unmittelbar als alleinherrschender Adel und Hauptbesitzer des Landes konstituierte (*Sparta*). Wie sich anderswo aus der früheren adligen Umgebung der Könige oder aus solchen, die reich genug geworden, um Rosse zu halten, oder aus den besonders Kriegsfähigen, ja aus einer einzigen ehemals königlichen Familie (*Korinth*) der alleinherrschende Adel gebildet, wie er den meisten und besten Grundbesitz entweder schon inne hatte oder ihn den übrigen Freien abdrückte, wie ferner die Kaste wichtige Priestertümer und das Privilegium der Rechtskunde besaß und das des Rechtsprechens mißbrauchte bis zum Verkauf der Schuldner als Sklaven in die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fremde (*Athen*), dies alles mag wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Mächtig war diese Aristokratie, solange sie sehr zahlreich und der Grundbesitz das einzig Entscheidende war; den beweglichen Besitz zu erwerben und für sich allein nutzbar zu behaupten, verstanden und bezweckten die Aristokraten nicht, zum Unterschiede von den herrschenden Klassen in den phönizischen Städten, welche dies gar wohl verstanden zu haben scheinen. Daß die besitzlos gewordenen Freien die Hauptmassen der Auswanderer nach den Kolonien gebildet, daß gekaufte Sklaven die entstandenen Lücken ausgefüllt haben mögen, ist schon oben angedeutet worden. Die Form des aristokratischen Staates ist noch eine von selbst entstandene, die Autorität eine eigenwüchsige; nur in den kleinasiatischen und großgriechischen Städten, welche bereits Kolonien waren, wird wohl bei Errichtung der Herrschaft der Reichsten (*Timokratie*) auch schon die Reflexion mitgewirkt und irgendeine Art von Vertrag stattgefunden haben. Die Dauer der Aristokratie und der, wie sich zeigen wird, mit ihr alternierenden Tyrannis war verschieden, je nachdem die ihr entgegenwirkenden Kräfte früher oder später sich ausbildeten; im ganzen hat sie drei oder vier Jahrhunderte hindurch die Gewalt in Händen gehabt. Diese Zeit erscheint trotz mancher Fehden auf beiden Ufern des Archipels im Vergleich mit der nachfolgenden wie lauter Frieden und Eintracht, der Adel fühlte sich wie einen gemeinsamen höheren Stand der Nation, das gegenseitige Emporschrauben und Vernichten war noch nicht an der Tagesordnung, und dies darf jener Periode nie vergessen werden.

Der Charakter ihrer Autorität

Ihre Dauer

Dieser Adel aber war nicht bloß eine politische, sondern eine soziale Macht, und dies wirkte noch lange nach im späteren Griechentum, als von dem Adelsstaat längst kein Stein mehr auf dem anderen stand. Das große Vermächtnis der aristokratischen Periode an die Nation war die *Kalokagathie*, jene ganz untrennbare Verschmelzung einer moralischen, einer ästhetischen und einer materiellen Überzeugung zu einem Begriff, den wir nicht genau wiedergeben, nur umschreiben können; und zwar liegt der moralisch-ästhetische Akzent eher auf dem καλός, der materielle eher auf dem ἀγαθός, indem schon bei Homer die ἀγαθοί die Vornehmen und Reichen sind im Gegensatz zu den Geringen (χείρονες, χέρητες). Jene Verschmelzung, vollzogen in einer noch jugendlichen Entwicklungsperiode des Volkes, hat sich dann in der Anschauung behaupten können, solange es Hellenen gab; auch die *Philosophen* bemühten sich umsonst, der *Kalokagathie* einen neuen Sinn unterzulegen, und die stärkste Demokratisierung des Staatswesens war nicht imstande, dieser Anschauung ein Ende zu machen. Alle schönen Reden von einer Wohlgeborenheit durch bloßen inneren Wert schlugen nicht durch. Der Glaube an das Geblüt behauptete sein Recht.

Ihre soziale Bedeutung, die Kalokagathie

Das Leben der Aristokraten war wie eine Weiterführung des heroischen; Waffen, Leibesübungen und Gelage füllten das Dasein der *Edeltrefflichen* aus, soweit es nicht durch Staat, Rechtsprechen und Gottesdienste zum voraus in Anspruch genommen war. Ein Höhepunkt desselben war das Auftreten an den berühmten Stätten der Wettkämpfe, ganz besonders zum Wettreiten und zum Wagenrennen. Der edle Mensch hatte sich das edle Tier, das Roß, beigesellt, welches zum Kriege wie zum Kampfspiel sein Begleiter war und, in so viele menschliche Eigennamen aufgenommen, sich ganz deutlich als der geliebteste Besitz zu erkennen gab. Das Pferdehalten (ἱπποτροφεῖν) galt als das eigentliche Kennzeichen adligen Daseins, und wer es vollends vermochte und Rennwagen für die Feste hielt, *dessen Streben war das schönste und stolzeste von allen.*

Die Beschäftigung der Aristokraten

Wieweit das damalige Geistesleben der Nation von diesem Adel gepflegt wurde, ist im einzelnen nur unvollständig nachzuweisen, und die Überlieferung ist hier den Tyrannen günstiger, deren Höfen Kunst und Dichtung eher nachgezogen sind. Dafür aber boten die aristokratischen Staaten eine reiche Fülle von bevorzugten Einzelmenschen dar, welche zusammen das Ideal des griechischen Lebens im Sinne ihrer Jahrhunderte verwirklichten: gemeinsame Waltung im Staat, Kriegstüchtigkeit, Glanz in den Wettkämpfen und edle Muße für dies alles. Mit ihnen beginnt im großen

Die Entwicklung des agonalen Wesens

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dasjenige agonale Wesen, derjenige Wettstreit unter Gleichen, welcher dann in zahllosen Gestaltungen das ganze Tun und Denken der Hellenen durchzieht.

Gründe der Auflösung der Aristokratie

Ähnlich wie wir vom Königtum das meiste erst erfahren bei Anlaß seines Untergangs, so auch in betreff der Aristokratie bei Anlaß der verschiedenen Gründe und Wege ihrer Auflösung. Sie entartet, sobald sie nicht mehr imstande ist, sich selber zu disziplinieren; sie wird zur Oligarchie, indem sich in ihrem Innern eine engere, alleinherrschende Clique bildet, welche aber nicht bloß die Macht, sondern den größten Reichtum, auch wohl die wichtigsten Ämter an sich reißt und auch nicht bloß gewalttätig, sondern habsüchtig zu regieren anfängt. Man hat es, wie in Sparta, versäumt, die alten Landlose aufrechtzuerhalten, wie dies einzelne alte Gesetzgebungen vorgeschrieben hatten; jüngere Zweige der Familien wurden ein gleich bedenkliches Element im Staate, ob sie besitzlos blieben, oder ob das Erbgut sich in sehr viele Teile zersplitterte; unter heftigem Hader ist innerhalb der Kaste eine gefährliche Zahl von besitzlosen Aristokraten entstanden, welche zwar noch das Bewußtsein ihres edlen Geblütes, aber nicht mehr die Mittel zum edlen Leben haben; daß aber dieses letztere möglichst vielen gegönnt sei, war die erste Lebensbedingung der Kaste gewesen, denn ein Vorrecht gedeiht nur bei sehr zahlreichen Verteidigern.

Das Aufkommen der unteren Massen

Das Geld und der bewegliche Besitz, Industrie und Handel werden eher in den Händen der Nichtadligen gediehen sein. Aus Handwerkern und Seeleuten werden industrielle Unternehmer, Reeder und Kaufleute emporgestiegen sein. Und wenn diese unteren Klassen — neben den adligen Hippeis — jetzt große Hoplitenscharen im Kriege zu bilden anfingen und, stets bereit zum Ausfahren, die Ruderer der Flotten stellten, so mußten sie Inhaber der Polis werden. Durch Pietät fanden sie sich gewiß nicht mehr an die Herrschenden gebunden, sind sie doch alle desselben politischen Räsonnierens fähig geworden, welches damals in hundert Kolonien gute oder schlechte Verfassung schaffte.

Das harte Schuldrecht

Hierzu kommt die harte Ausübung des Schuldrechts, wie wir sie hauptsächlich bei den attischen Eupatriden kennen lernen, deren Handlungsweise uns ebenso gefährlich für sie selbst als hart und grausam erscheint. Sie hatten sich Knechtung sehr vieler Schuldner, ja deren Verkauf ins Ausland erlaubt; der allgemein verschuldete Demos mußte sogar oft seine Kinder verkaufen. Was *Solon* in diesen Dingen für Hilfe schaffte, war so wichtig wie seine ganze Verfassung.

Der Umschlag in Tyrannis oder Demokratie

Dieses Schuldrecht in Verbindung mit einzelnen besonders ärgerlichen Gewalttaten kann dann rasch den Umschlag herbeiführen, sei es in eine Tyrannis oder in eine Demokratie. Letztere namentlich pflegt begleitet zu sein von Schuldenerlaß, Verteilung des Grundbesitzes der Reichen, Aufnahme von bisher geknechteten Landbauern in die souveräne Stadtgemeinde, Zwangsvermählungen der adligen Töchter usw. Den Kummer und Groll der Gestürzten lernt man ziemlich vollständig aus *Theognis* kennen, welcher in seinem Megara alles miterfahren hatte.

Auch das Aussenden von zahlreichen Kolonien hat erweislich mehr als eine Aristokratie nicht vor dem Untergange bewahren können, ja denselben vielleicht mittelbar beschleunigt, indem sich mit den Kolonien auch der Handel, d. h. das bewegliche Vermögen und die Bevölkerung der Mutterstadt, aber auch der damit verbundene Trotz vermehrten. Milet, welches 75 Kolonien ausgesandt, mußte schreckliche Krisen durchmachen.

Aristoteles über temporäre Oligarchien

Diejenigen Aristokratien, welche *Aristoteles* noch lebendig sah, waren nicht altüberlieferte, sondern temporäre Oligarchien, wie sie hauptsächlich als Reaktion gegen die Demokratie, auch als Stützpunkte Spartas in manchen Städten entstanden waren. Es sind im ganzen nicht mehr Altadlige, sondern Besitzende (εὔποροι), welche sich zu ihrer Selbstverteidigung der Polis bemächtigt haben. *Meist nehmen die Reichen, dünkt mich, die Stelle der Edeltrefflichen ein.* Diese Art von Oligarchen ist es, welche dann die Lasten des Staates auf andere wälzt und zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Staatswürden auch noch den Gewinn sucht. Gute Ratschläge, wie man auch einer so späten Oligarchie einige Dauer verleihen könne, finden sich in der zweiten Aristotelischen Rhetorik; wir wissen aber nicht, ob dieselben sind näher befolgt worden, und ob, wenn dies geschah, es auf die Länge geholfen hat gegenüber der stets von neuem andringenden Demokratie.

Pindar und die alte Aristokratie

Jene frühere, ursprüngliche Aristokratie hatte wenigstens nicht bloß Rechte oder gar nur Interessen vertreten, sondern eine Weltanschauung und eine Sitte. *Pindar*, der sie besang, als sie in den meisten Poleis das Steuerruder verloren hatte oder nahe daran war, es zu verlieren, ist in gewissem Sinne eine fortlaufende Urkunde ihrer Denkweise.

6. Die Tyrannis

Aristoteles' Auffassung

Aristoteles, bei welchem die Tyrannis als üble Seitenform (παρέκβασις) der Monarchie figuriert, will nur das Notwendigste darüber sagen, indem kein Grund vorhanden sei, sie umständlich abzuhandeln. Er hätte aber gar nicht nötig gehabt, so spröde zu tun, denn die Tyrannis ist eine der ganz unvermeidlichen Formen der griechischen Staatsidee, und in jedem begabten und ehrgeizigen Griechen wohnte ein Tyrann und ein Demagog.

Vor allem sind die Tyrannien nicht als aus den Königtümern entsprungen zu denken, und auch Aristoteles will dies nicht sagen; von den sehr wenigen Beispielen, die dafür zu sprechen scheinen, bleiben, wie sich zeigen wird, nicht einmal *Pheidon von Argos und Arkesilaos* III. *von Kyrene* wirklich bestehen. Die Tyrannis ist vielmehr eine Todeskrankheit der Aristokratie. Diese mag zunächst bedroht sein durch Wirren in ihrem eigenen Innern; hat sie noch die Kraft, von sich aus einen zeitweiligen Rechtsverteiler (αἰσυμνήτης) aufzustellen, wie z. B. das (adlige) Volk von Lesbos den *Pittakos* und wie der patrizische Populus von Rom seine Diktatoren, so kann sie sich noch retten. Gefährlicher ist diejenige Tyrannis, welche sich im Namen der Beherrschten, der Massen erhebt. Diese ist in ihrem Ursprung geradezu eine antizipierte, durch einen einzigen vertretene Demokratie; da aber die Polis eine unbedingte Macht über die Bürger hat, so besitzt sie dieselbe auch in dieser Gestalt; der Tyrann tut nicht mehr, als sich die Polis jederzeit erlaubt, und der einzelne hat es unter ihm eigentlich nicht schlimmer. Öfter ist die Polis ganz vollkommen in einem solchen Manne repräsentiert gewesen, und die große Verbreitung des Phänomens über die ganze hellenische Welt im VII. und VI. Jahrhundert beweist, daß es einer relativen Notwendigkeit entsprochen haben muß. Daß nach einiger Zeit überall ein Mißverhältnis eintrat zwischen der oft sehr persönlich gewordenen Herrschaft des Tyrannen und den Wünschen und Gelüsten der verschiedenen Bevölkerungsklassen, versteht sich von selbst; auch war alles Gelingen sehr an die persönliche Begabung des einzelnen geknüpft; man darf aber das Ganze nicht beurteilen von den Deklamationen der späteren Zeit aus, da durchschnittlich die völlige Demokratie gesiegt hatte, und gerade daneben hie und da die verruchteste Spätgestalt der Tyrannis florierte, wie bei *Alexander von Pherä, Klearch von Heraklea* und *den beiden Dionysen*.

Aristokraten als Urheber der Tyrannis

Der erste Urheber ist in der alten Zeit fast überall ein Aristokrat, etwa ein zurückgesetzter Halbblütiger, wie *Kypselos*, oder ein olympischer Sieger im Vollgefühl seines Wertes, wie *Kylon*, auch vornehme Priesterschaft konnte dazu helfen, wie beim Hause *Gelons*, ebenso Anführerschaft in einem glücklichen Kriege u. a. Ämter mit einer verführerischen Machtfülle. Irgendwie mußte man sich bei der Masse als ihr künftiger Helfer bekannt und womöglich beliebt gemacht haben, *denn nur durch Volksmassen oder durch Bestechung ist die Tyrannis zu erlangen*. Letzteres konnte in ganz gelinder Art geschehen. *Peisistratos*, der schon populär geworden durch die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anführung im megarischen Kriege, zeigte sich freigebig und öffnete seine Güter und Gärten; damit geriet er an die Spitze. Auch die Mithilfe der Religion wird nicht verschmäht; man verschafft oder fingiert sich einen delphischen Spruch, ja Peisistratos bei seiner zweiten Usurpation brachte bekanntlich die Stadtgöttin leibhaft auf seinem Wagen mit.

Der Hergang der Usurpation

Der eigentliche Staatsstreich der Machtergreifung erfolgte auf die verschiedensten Arten, je nachdem eine Gelegenheit benützt werden mußte. Im Durchschnitt wird der Hergang eher blutig gewesen sein, indem es sich nicht bloß um Änderung des Zustandes, sondern um Rache für Erlittenes und Abschneiden jeder Reaktion handelte. *Phalaris* machte sich zum Herrn des kaum vor zwanzig Jahren gegründeten Agrigent, indem er als Bauunternehmer des Zeustempels vor allem die Akropolis, in welcher derselbe lag, befestigte und dann beim Thesmophorienfest mit seiner Arbeiterschar über die Bevölkerung herfiel und die Männer tötete. Zwei Menschenalter später unterwarf *Theron* dieselbe Stadt, nachdem er das Geld, das ihm für den Bau eines Athenatempels anvertraut worden, an heimlich bereit gehaltene Söldner gegeben. *Polykrates* überwältigte Samos an dem Feste der Landesgöttin Hera, indem im Festzuge selbst die Einverstandenen sich mit plötzlichem Mord über die übrigen herwarfen, während er mit seinem sonstigen Anhange die wichtigsten Punkte der Stadt besetzte. — Der gestürzten Partei, soweit sie solche Augenblicke überlebte, blieb nur die Flucht, im günstigsten Fall ein offener Abzug übrig. Was der Tyrann dem Volke dann unvermeidlich wird haben gewähren müssen, war die Aufhebung der Schulden, indem er sich hier unmöglich als Rechtsnachfolger der von ihm teils vernichteten, teils verjagten Aristokraten hätte gebärden können. Schon zweifelhafter steht es mit der Frage, wieweit er die Äcker neu verteilt haben möge; unvermeidlich war nur die Konfiskation des adligen Grundbesitzes, und daß hier und da ein gelinder Tyrann denselben innebehielt und ihn später wieder den einst von ihm Verbannten verkaufte, wird ausdrücklich gemeldet. Ganz von selber aber wird sich die Sache gemacht haben, wenn der Usurpator der Repräsentant eines bisher unterdrückten Volksstammes war, wie z. B. die Tyrannen von Sikyon, welche den dortigen Ioniern wieder über die Dorer emporhalfen und ihnen den Alleinbesitz von Rat, Gericht und Ämtern sicherten, als dem *Herrschervolk* (ἀρχέλαοι); wer aber dies alles erhielt, der bekam wohl faktisch auch im Grundbesitz den Vorrang, obschon nicht gemeldet wird und auch nicht wahrscheinlich ist, daß die Dorer völlig seien depossediert worden.

565

536

Die Konzessionen an das Volk

Welches aber im einzelnen Fall die Vorteile von bisher bedrückt gewesenen Volksbestandteilen sein mochten — der Tyrann hatte in den Augen der letzteren eigentlich seine Bestimmung erfüllt, sobald jene Vorteile gesichert waren; hinfort frei zu leben, schien wohl auch ohne ihn möglich. Und nun muß er die Erfahrung machen, wieviel leichter es ist, die Gewalt zu ergreifen als zu behaupten. Die Masse der bedrückten Freien, die ihm mit der Tat geholfen oder durch ihr Geschehenlassen sein Tun möglich gemacht hat, erwartet oder verlangt wohl eine allgemeine Glückseligkeit, wie sie überhaupt nie und nirgends zu finden ist, er aber kann selbst den scheinbar billigsten Erwartungen nicht genügen. Nur durch Gewalt kann er sich oben halten, und der sichtbare Ausdruck hiervon ist die Leibwache der *Speerträger*, anfangs wohl errichtet zum Schutz gegen Attentate der Gestürzten, aber fortgeführt zum Schutz gegen das Volk.

Behauptung nur durch Gewalt und Söldner

In Griechenland aber werden die Geworbenen auch wohl griechischen Stammes gewesen sein, ja vielleicht tritt uns hier in der hellenischen Geschichte zum ersten Male kriegerische Kraft abgelöst von jeder Polis, als frei verwendbares Element entgegen; diese Doryphoren sind die Vorgänger jener gewaltigen Söldnermassen des IV. Jahrhunderts.

Nun aber treten einzelne hochbegabte und kühne Tyrannen auf, welche nicht bloß in die aristokratische, sondern in die allgemeine griechische Lebensweise eine Bresche zu legen suchen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und das Reich der Nützlichkeit, der erwerbenden Tätigkeit proklamieren, auf welcher ja sonst bei den Hellenen ein Fluch lag.

Pheidon (+ um 660)

Zuerst muß ein eigentümliches Janushaupt, *Pheidon*, König von Argos, erwähnt werden, vom alten Stamme der Temeniden und vielleicht um einer einzigen Gewalttat willen in die Reihe der Tyrannen geraten: er hatte nämlich die Leitung des Festes von Olympia an sich gerissen, was ihn bei seinen Argivern sehr populär machen konnte. Und dieser Herrscher, einer der wenigen, die es noch durch Erbe waren, Abkömmling des Herakles, ist eifrig für Handel und Verkehr, regelt Maß und Gewicht und schlägt die vielleicht frühesten griechischen Münzen.

Periander

Noch merkwürdiger und etwas näher bekannt sind die Maßregeln des zweiten Tyrannen von Korinth, *Perianders*. Die Stadt war von alters her bedeutend durch Handel und Industrie, und die Bacchiaden hatten wenigstens, wie Strabo sagt, das Emporeion rücksichtslos ausgebeutet. Was nun Periander anordnet, hat wohl eine politische Seite und dient zur Sicherung seiner Macht, daneben aber wirkt, wie es scheint, eine ökonomische und erziehende Tendenz mit. *Er zog beständig zu Felde und war kriegerisch, er baute Trieren und herrschte über beide Meere*, wahrscheinlich, weil Korinth sich nach außen regen mußte, um sich nur zu behaupten, und ob er dazu lauter Söldner verwandt, ist ungewiß. Er sandte Kolonien aus, aber nicht bloß, um Unzufriedene los zu werden und Söhne und Bastarde zu versorgen, sondern um gehorsame Außenposten für sein kleines Reich zu gewinnen. Vor allem aber scheint er seine Hauptstadt in eine scharfe und überlegte Zucht genommen zu haben, deren sie dringend bedurfte. Möglich, daß die Kunde von dem damals eröffneten Ägypten und seinem Kastenwesen ihn angeregt hatte, die Tätigkeit von Korinth nicht schrankenlos walten zu lassen, sondern zu regeln; ein gewöhnlicher Tyrannenegoismus aber würde wohl nicht so weit gesehen haben: *Er gestattete nicht jedem die Ansiedlung in Korinth, er hinderte die Bürger an Erwerbung von Sklaven und am Müßiggang, er fand ihnen immer irgendeine Tätigkeit aus, wer auf der Agora saß, wurde bestraft.* Die Absicht, welche für letzteres vorausgesetzt wird, wäre gewesen, mit dem Müßiggang die Verschwörungen abzuschneiden, was doch wohl nicht die Hauptsache war. *Zuletzt setzte er eine Behörde* (βουλή) *ein, welche den Leuten die Ausgaben über ihre Einkünfte hinaus zu wehren hatte.* — Vor allem ist klar, daß ihm vor einem weiteren Anschwellen der großen Stadt graute, und daß er nicht die Ambition hatte, eine riesige Menschenmasse zu hüten. Sodann sollte Korinth aus dem Ruf des wilden Genußlebens herauskommen, und wenn er auch noch, wie behauptet wird, die Gelage verbot, so wird dies geschehen sein weniger, weil sie Herde von Verschwörungen sein konnten, denn die gefährlichen Verschwörer bedürfen ihrer nicht, als weil sie in grenzenlose Schlemmerei ausgeartet sein mochten. Die Korinther sollen fleißige, ungefähr gleichmäßig wohlhabende, durch Macht des Staates nach außen gedeckte Banausen sein, und vor diesen fürchtet sich der Herrscher nicht und hält ihre Interessen vielleicht einstweilen für die seinigen. Daß die Erwerbung von Sklaven zwar gewiß nicht aufgehoben, aber beschränkt wurde, läßt verschiedene Deutungen zu: handelte es sich um Haussklaven, so sollte wohl der orientalische Pomp, die Schar von Luxussklaven aufhören; sind dagegen Handwerkssklaven gemeint, so sollte das Entstehen allzu großer Fabriken gehemmt werden und mittelbar wiederum das übermäßige Anschwellen der Stadt. Und Periander regierte ohne direkte Steuern, bloß durch Einnahmen

Polykrates

von Markt und Häfen, und in Korinth genügte dies. — *Polykrates*, der viel später und ruchloser emporgekommen und auf eine hastige und abenteuerliche Politik gestellt war, hat doch offenbar auch geglaubt, die Masse seiner Samier für sich zu gewinnen, indem er nach außen viele Inseln und Festlandsstädte nahm und Freund und Feind plünderte, den Samiern aber Teilnahme an den Prisen gönnte und den Handel nach Ägypten in Aufschwung brachte; daß

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gefangene Lesbier den ganzen Graben um die Mauer der Hauptstadt graben mußten, war gewiß etwas Populäres. Die Mütter von gefallenen Kriegern wies er jede einem reichen Samier zum Unterhalt zu: *Diese gebe ich dir zur Mutter.* — *Peisistratos* endlich, der Athen in die Hände bekam, nachdem dort eine große politische und soziale Krisis durch *Solons* Verfassung noch keineswegs abgeschlossen, sondern erst recht in Fluß gekommen war, scheint seine Aufgabe in manchem Betracht ähnlich wie früher *Periander* aufgefaßt zu haben: der athenische Staat, gedeckt nach außen durch seine Macht, durch Bündnisse und feste Außenpunkte, im Innern gesichert durch Arbeit und Tätigkeit. Leute, die, von der Hauptstadt magnetisch angezogen, dort herumlagen, wies er auf ihr Landstück hinaus: *Warum gehst du müßig? Ist dir ein Gespann gestorben, so empfange eins von mir und arbeite! Hast du kein Saatkorn, so gebe ich dir!* Zu allem kam dann noch der echte Prachtsinn, die geistige Bildung, welche sich von ihm aus verbreitete, und der entschiedene Glanz seiner Persönlichkeit. Wenn seine dritte Machtergreifung ein förmliches Aktienunternehmen vieler Städte war, die ihn mit Geld unterstützten, so muß das Vertrauen, welches man auf sein Gelingen und auf seine Bedeutung für Griechenland setzte, bereits ein sehr großes gewesen sein. Die Hauptabgabe, welche er und sein Haus von den Athenern bezogen, war eine Einkommensteuer von nur fünf Prozent, und damit schmückten sie die Stadt und bestritten die Kosten der Kriege und der Opfer — freilich wird nicht gesagt, daß ihnen dieselbe vom Volke bewilligt worden, aber ohne einigen guten Willen wäre sie nicht zu beziehen gewesen.

Peisistratos

541

Tyrannenregierungen dieser Art sind der ausgesprochene Gegensatz zum Ideal von Sparta: Fülle der Muße (ἀφθονία σχολῆς) und zur Kalokagathie der Aristokraten, mögen auch einzelne Tyrannen für ihre Person, die letztere sich vorbehalten und die großen Kampfspiele der Griechen besuchen, beschicken, unter ihre Aufsicht zwingen (wie *Pheidon*), ja solche neu stiften, wie *Periander* angeblich die Isthmien und *Kleisthenes* die Pythien, soweit dieselben nicht schon als bloß musischer Agon vorhanden gewesen waren. Unvermeidlich und für so kluge Männer wohl vorauszuahnen war es allerdings, daß ihre Untertanen, soweit sie freien Standes waren, durch Handel und Tätigkeit in völlig gesicherter Lage einen Geist der Unabhängigkeit entwickeln mußten, welche am Ende zum Sturz der Tyrannis führen konnte; vielleicht verließen sie sich auf die Einsicht der Leute, daß Gewinn und Genuß durch den Wegfall des Tyrannen nur verlieren könnten; allein in diesen Einwohnerschaften lebte bereits etwas anderes als bloße Berechnung, nämlich das Bild irgendeiner aristokratischen oder schon demokratischen Polis. Der aus Gold getriebene Zeus des *Kypselos* in Olympia, der herrliche Quellbau des *Theogenes* in Megara, das Olympieion des *Peisistratos*, sein und seiner Söhne Verdienste um die Sammlung und Redaktion des *Homer* und vielleicht um das *attische Theater*, der Hof von Techniten, welche *Polykrates* mit hohem Sold um sich versammelte, die fremden Nutztiere, welche er kommen ließ — dies alles hat den zum Teil frühen Sturz der betreffenden Häuser nicht abwenden können. Und doch hatten auch die größten Dichter ihrer Zeit diese Höfe aufgesucht und gepriesen, und wir treffen *Arion* bei Periander, *Ibykos* und *Anakreon* bei Polykrates, *Simonides* und *Anakreon* bei Hipparch, nicht zu reden von den sizilischen Tyrannen des V. Jahrhunderts, bei welchen persönlich oder durch Gesänge *Simonides*, *Pindar*, *Aschylos* und *Bacchylides* gegenwärtig gewesen sind. Daß aber solche Dichter nicht notwendig Schmeichler sein mußten, lehrt *Pindar* in seinen Offenherzigkeiten.

Gegensatz zum Ideal von Sparta

Die älteren, ionischen und äolischen Tyrannen in Ephesus, Milet, Kyme usw. sind uns nur so fragmentarisch bekannt, daß weder über ihr Auf- und Niedersteigen gegenüber von Aristokratien

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Timokratien noch über ihre (der Sage nach sehr harte) Waltung ein sicheres zusammenhängendes Urteil möglich ist.

Opposition gegen jede Lenkung von oben

Die große und allgemeine Gefahr, in welcher jede Tyrannis schwebte, lag, wie gesagt, in dem Drang entweder aller Freien oder der aristokratisch Gesinnten, selber die Polis sein zu wollen. Mochte das Privatleben mit all seinen Genüssen noch so frisch sein, die politische und polizeiliche Waltung noch so gelinde — man wollte nicht von oben gelenkt werden und verübelte es wohl den Tyrannen ganz besonders, wenn sie die nützliche Tätigkeit zu befördern suchten. Griechenland hatte eine andere Bestimmung, als in Gestalt von lauter kleinen Karthagos auszuleben oder vollends Stadt um Stadt persisch zu werden, was namentlich den Staaten ohne Bürgerheere unvermeidlich bevorstand. Einstweilen bildeten die Tyrannen, offenbar im Bewußtsein ihrer bedrohten Lage, eine Art von Bündnis untereinander und wünschten, daß auch anderswo die Staaten in die Hände von ihresgleichen kommen möchten. Aber zunächst war Sparta manchem von ihnen aus oben angegebenen Gründen schon frühe feindselig und verderblich, und dazu kam eine innere Garantielosigkeit ihrer Herrschaft. Die Griechen selbst konstatieren vor allem die kurze Dauer der Dynastien, und zwar als von einer höheren Macht gewollt. Schon das Orakel weiß dieselbe voraus, und später heißt es dann: *Die Gottheit führt die Tyrannien nicht bis aufs dritte Geschlecht, sondern fällt dieselben wie Fichten oder beraubt sie der Söhne, in der Tat sind von allen nur die der Kypseliden, die des Hieron und die der Leukoniden am kimmerischen Bosporus bis auf den Enkel gelangt.* (Aelian V. H. VI, 13.)

Spartas Tyrannenfeindschaft

Sturz der Tyrannis

Daß gegen das Ende hin schärfer regiert wurde, hing daran, daß auch die Gegner schon kecker und näher auftraten. Vielleicht war es die alte unterdrückte Partei, die noch in Gestalt von Kindern und Enkeln der Flüchtlinge draußen weiterlebte, oder auch nur diese und jene mächtige Familie aus derselben. Die *Alkmäoniden* im Exil waren noch reich genug, den ihnen verdungenen delphischen Tempel in parischem Marmor statt in Tuffstein aufzuführen und die Pythia zur Parteinahme gegen *Hippias* zu bestechen, so daß das Orakel den Spartanern dessen Sturz auftrug. *Perianders* Haus endigte schon mit der Ermordung seines Enkels und nächsten
581 Nachfolgers *Psammetichos* durch eine Adelsverschwörung, welche Demolition des Tyrannenpalastes, Einziehung der Kypselidenhabe und Ausleerung aller Gräber des Hauses verfügte. Sonst aber gefielen sich die späteren Erzähler darin, den Tyrannen durch eine Privatrache umkommen zu lassen, welche zugleich durch ein ethisches oder politisches Motiv eine höhere Weihe gehabt haben sollte. *Aristoteles* behandelt dies Kapitel sehr umständlich und gibt als Hauptanlaß irgendein Einzelverbrechen, namentlich die *Hybris*, die mit tiefer Schmach verbundene Mißhandlung an; als die drei Hauptantriebe zu der befreienden Tat nennt er den Haß, die Verachtung und die Ruhmliebe. Die *Peisistratiden* hatten durch das Attentat auf *Hipparch* ihren fähigsten Mann eingebüßt; Hippias, welchen nach einigen Jahren der Sturz des Hauses traf, kam mit glimpflichem Abzug davon. Auch freiwillige Abdankung einer ererbten, wohlbefestigten Tyrannis an das Volk, aus bloßem Billigkeitsgefühl, kommt vor; weniger erbaulich lautet, wie im ionischen Aufstand *Aristagoras* seine milesische Tyrannis niederlegt, indem er zugleich seine Kollegen an ihre respektiven Städte ausliefert.

Samos nach dem Sturze des Polykrates (522)

Höchst merkwürdig war der Hergang auf Samos, als *Polykrates* in Magnesia untergegangen war. Sein Geheimschreiber *Mäandrios*, den er mit großen Vollmachten zurückgelassen, begehrt nicht die Herrschaft, sondern Rettung für seine sehr kompromittierte Person durch Übernahme eines Priestertums. Es war nichts Ungewohntes, daß das früher mit dem heroischen Königtum verbundene priesterliche Amt unter der Aristokratie für sich allein fortlebte, z. B. im *Archon Basileus* der Athener. Allein Samos, beim plötzlichen Aufhören einer Herrschaft, wie die des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Polykrates gewesen, war in großer Aufregung, und als Mäandrios einen Altar des befreienden Zeus errichtete, einen geweihten Raum ringsum abgrenzte, in der Volksversammlung die Herrschaft niederlegte, Gleichheit der Rechte proklamierte und für sich nichts als sechs Talente und das erbliche Priestertum seiner Stiftung verlangte, da bekam er wilde Drohungen auf Rechenschaft wegen des Vergangenen zu hören. Und jetzt erwog er, daß statt seiner doch nur ein anderer Tyrann sich erheben würde, und ergriff die Gewaltherrschaft ganz rücksichtslos. *Die Erben des gestürzten Tyrannen*

Die Erbschaft der Tyrannis kam entweder, wie in diesem Fall, an eine neue Tyrannis, oder, wie in Athen, an eine längst vorbereitete Demokratie, sonst aber im VI. Jahrhundert meist an irgendeine Art von Aristokratie.

Die sizilischen Tyrannen bilden eine besondere Gruppe. Leider sind wir über diejenigen, welche vor dem V. Jahrhundert auftraten, nur sehr unvollkommen unterrichtet; bei *Diodor*, welcher zur Zeit des Augustus in seinem großen Geschichtswerke die Schicksale seiner schönen und unglücklichen Heimatinsel nach zum Teil höchst vorzüglichen Quellen ganz besonders umständlich behandelt hat, fällt in jene Frühzeit die große Lücke vom sechsten bis zum zehnten Buche. Die Griechen hatten seit dem VIII. Jahrhundert das Land mit einer Menge von Kolonien besetzt und konnten sich gegenüber den vorgefundenen Völkern (Sikanern, Sikelern usw.) völlig als die Herren betrachten; nur in drei Städten des Nordwestens behaupteten sich noch Phönizier. Nun erhoben sich in einigen griechischen Poleis fast von Anfang an Tyrannen, wie *Panaitios* in Leontinoi, der im Bürgerheer das Fußvolk gegen die *Reichen und Berittenen* gewann und nach Niedermetzelung derselben die Herrschaft ergriff; von *Phalaris* und Agrigent ist bereits die Rede gewesen, und die Stadt scheint nach ihm wieder eine Aristokratie unter gesetzlichen Oberhäuptern geworden zu sein. Gegen Ende des VI. Jahrhunderts aber nimmt die Tyrannis wie etwas Selbstverständliches rasch an Umfang zu, und zwar, als noch keine karthagische Macht auf der Insel stand, ohne allen Vorwand kräftigerer Nationalverteidigung. Die inneren Wirren, deren sie sich dabei bediente, hingen wohl an der Ungleichheit der freien Einwohner, indem die Abkömmlinge der ursprünglichen Kolonisten einer Polis (gleichviel ob dorischen, ionischen oder anderen Stammes) allen oder den meisten Grundbesitz und vielleicht noch das Alleinrecht im Staate besaßen gegenüber den seitherigen Angesiedelten und vollends etwa gegenüber vorgefundenen Umwohnern, welche man zu Knechten gemacht hatte. Einen und vielleicht einen zweiten Tyrannen wurde man wieder los, wie z. B. Selinunt, wo *Peithagoras* mit Hilfe eines spartanischen Abenteurers *Euryleon* gestürzt und dann auch dieser, als er sich zum Tyrannen erhoben, bald am Altar des Zeus auf der Agora ermordet wurde; aber dieselben Kräfte kehrten immer wieder. *Gelon* ging mit Menschen und Städten rein als mit leblosen Stoffen um und verkaufte mitunterworfenen Demos als Ausschuß in die Fremde. Wenn durchaus ein größerer Staat mit Syrakus als Hauptstadt gegründet werden sollte, so war dies allerdings die einzig mögliche Weise, denn niemals würden die einzelnen Städte gutwillig gehuldigt haben; sie wären Republiken oder Tyrannien auf eigene Hand geblieben, und schon nahte für solche, die sich um jeden Preis zu behaupten gedachten, ein furchtbarer Verbündeter: Karthago. Durch den gewaltigen Schlachttag am Flusse Himera gewann *Gelon* diejenige Stellung eines Retters der hellenischen Nation, welche es ihm hernach möglich machte, in der Volksversammlung zu Syrakus Rechenschaft und Abdankung anzubieten und unter lauter Begeisterung damit abgewiesen zu werden. Im Sterben konnte er seinen Bruder *Hieron* zum Nachfolger einsetzen; dieser aber fuhr mit der betäubenden Mischung und Verpflanzung von Bevölkerungen, wie oben erwähnt, auf das gewaltsamste fort, und *Theron* von Agrigent, mit welchem er den Frieden sorgsam aufrecht hielt, machte es in seinem kleineren Gebiet nicht viel anders. Das Gefühl der Sicherheit glaubten sich aber beide Dynastien doch nur durch mächtige Werbung von Söldnern verschaffen

Die sizilische Tyrannis

Ihre Anfänge

680

Die sie fördernden Umstände

Gelon von Syrakus

480

478

Hieron

zu können, die in Syrakus, Agrigent und den einverleibten Städten garnisonierten oder geradezu als Bürger eingesetzt wurden; auch war *Hierons* Regierung eine geldsüchtige und harte, und daß
466 geistiges Leben Glanz verleihen könne, mag ihm nur von außen klar geworden sein. Er selbst hinterließ die Herrschaft einem für grausam geltenden Bruder, welcher sie schon nach kurzer Zeit durch eine Empörung der Hauptstadt verlor und frei nach Italien abziehen durfte.

Die athenische Invasion (415—413)

Die Unruhe der Demokratie, welche zumal in Syrakus schon die schärfsten Formen annahm, oszillierte unvermeidlich in eine Städtefehde hinüber, deren Folgen die berühmte sizilische Intervention der Athener war. Der Sieg der Syrakusier, wenn auch mit spartanischer Hilfe erkämpft, befreite sie von dem ihnen durch die Athener zugedachten Verkauf in die Sklavenschaft; allein das große Ereignis hatte das von Athen mitbedrohte *Karthago* aufgeregt, und dieses beschloß jetzt,
Seit 408 bei Athens tödlicher Schwächung, die Eroberung der Insel mit allen Mitteln. Nachdem Selinunt,
Der ältere Dionys 405—367 Himera und Agrigent aufs jammervollste gefallen, erhob sich in dem zerwühlten Syrakus *Dionysios*, in seiner inneren Waltung der vollständigste Typus des neueren, aus der Demokratie entstandenen Tyrannen; das äußere Schicksal der Insel aber nahm einstweilen folgenden Gang: Nach allem, was geschehen, war ein freies Bündnis freier Städte gegen Karthago nicht mehr möglich; *Dionys* gab sich nun als allgemeinen Hort des Hellenentums gegenüber den chamitischen Barbaren und imponierte damit anfangs auch den Großgriechen des Festlandes und den übrigen Hellenen, bis man inne wurde, daß er es gar nicht auf Vertilgung der Karthager absah, sondern dieselben absichtlich schonte, um notwendig zu bleiben für diejenigen, welche das Entsetzen vor karthagischer Knechtschaft ihm in die Arme trieb. Er trat in Verträgen den Karthagern große, alte Städte ab, erklärte andere ihnen zinspflichtig und unterwarf sich mit den ruchlosesten Mitteln die noch übrigen. Einige von diesen überließ er gefährlichen Söldnern zum Ausmorden und zur Ansiedelung in der Feldmark; aus anderen wurden die Einwohner entweder als Sklaven verkauft oder nach Syrakus übergesiedelt, der einzigen großen Zwangsstadt, welche sich nach mehrmaligem, völlig terroristischem Besitzwechsel in den letzten Jahrzehnten des Dionys ganz ruhig verhielt. So herrschte er wenigstens über eine Anzahl von Feldmarken, nachdem er deren ehemalige Poleis vernichtet hatte, weil sie als solche nicht zu bändigen gewesen waren. Seine Finanzen mußten ihm nötigenfalls Plünderungsfahrten nach Unteritalien und Etrurien und großartige Tempelräubereien, besonders auch an Chryselephantinstatuen, aufbessern helfen, wobei er es an frivolem Hohne nicht fehlen ließ, und jede Erhebung des Stadtvolks wurde durch eine wohleingerichtete, spionierende Geheimpolizei (προσαγωγεῖς) verhütet (*Plutarch* Dion 29).

Seine Familie und der jüngere Dionys

Als Dionys 367 starb, glaubte er die Tyrannis seinem Sohne mit ehernen Banden gefestigt zu hinterlassen, und sie war es auch, wenn lediglich die finanziellen und militärischen Garantien in Betracht gekommen wären; 400 Trieren, 10 000 Geworbene zu Fuß, 10 000 Reiter und mehrere Myriaden von Hopliten waren ihre Stützen. Dagegen durften die von ihm hinterlassenen Familienverhältnisse schon Besorgnis erregen. Nachdem seine erste Frau in einem syrakusanischen Aufstand auf schauerliche Weise zugrunde gegangen war, hatte er an einem Tage eine Doppelehe mit der Lokrerin Doris und mit Aristomache, der Tochter des Syrakusiers Hipparinos, geschlossen; von jener hatte er drei, von dieser vier Kinder, die ohne alle Scheu vor der Blutsverwandtschaft mit den nächsten Angehörigen verheiratet wurden, so daß Dionysios, sein Sohn von der Doris, mit Aristomaches Tochter Sophrosyne, sein jüngerer Schwager Dion, der Bruder der Aristomache, mit der eigenen Schwestertochter vermählt und somit zugleich sein Schwiegersohn war. Daß diese Verhältnisse zu Rivalitäten führen mußten, ist einleuchtend. Und nun sollte die Tyrannis auf den Sohn übergehen, der noch sehr jung war, und dem Dionys, trotz sorgfältiger Abschließung vom Umgang mit allen für den künftigen Tyrannen ungeeigneten Personen, die für einen solchen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

notwendigen Eigenschaften nicht hatte geben können. Neben diesen aber stand die merkwürdige, mitten in die Tyrannenumgebung geratene Gestalt des Doktrinärs *Dion*, in der sich doch immer eine eigentümliche Kraft des hellenischen Wesens zeigt, die sie näherer Betrachtung wert macht.

Der Doktrinär Dion

Als Schwager des älteren Dionys und als Augenzeuge des mörderischen Schicksals der sizilischen Städte hätte er völlig hoffnungslos bleiben, fliehen oder sich töten müssen; denn die wirkliche Lage war so, daß jede Losspannung oder auch nur Lockerung der syrakusanischen Tyrannis das Übereinanderherfallen der Geknechteten herbeiführen mußte; aber *Plato*, von dem eine Tradition schon frühe zu ihm gedrungen war, und der dann freilich, nachdem es gelungen war, ihn von Tarent nach Syrakus zu laden und dem Tyrannen zu präsentieren, kaum wieder lebend hatte heimkehren können, hatte ihn mit seinen politischen Idealen und mit blinder Hoffnung erfüllt; es schwebte ihm ein unklares Bild von einem aristokratischen, in lakonisch-kretischer Weise eingerichteten Staatswesen vor; was er der Einzelstädte wegen für Absichten hatte, erfährt man nicht, wohl aber sieht man aus seinem ganzen Tun, daß er von der Meinung beherrscht war, auch die Schlimmsten bessern zu können. So hielt er denn wohl in der Hoffnung aus, die Tyrannis einst zu erben, um sie dann aufzuheben. Bei Lebzeiten seines Schwagers hatte er nun aber doch dessen Gebote auszuführen, und dabei war weder Mildes noch Gerechtes, und wenn er dessen Tochter heiratete, so gab er ihm damit eine Garantie mehr für sein Wohlverhalten. Als dann der jüngere *Dionys* zur Herrschaft gekommen war, erhielt derselbe von ihm die trefflichsten Ratschläge und war deshalb anfangs für ihn begeistert; bald aber ließ er sich durch Höflinge gegen ihn einnehmen, die ihn vor dem Aufkommenlassen einer Vormundschaft Dions warnten, wobei ihnen dessen auch von *Plato* gerügte schroffe und rechthaberische Art zu Hilfe kam. Immerhin brachte *Dion* es dazu, daß *Plato* dringend zu einer zweiten Reise nach Syrakus eingeladen wurde; seine geheime Hoffnung soll gewesen sein, daß dieser dem Tyrannen, indem er sich seiner annähme, die maßlose Despotenart benehmen und ihn zu einem die Gesetze achtenden Regenten machen würde, sollte dies aber nicht gelingen, so gedachte er ihn zu stürzen und die Stadt den Syrakusiern zu übergeben; die ihm wenig sympathische städtische Demokratie, die ein solcher Schritt ans Ruder bringen mußte, sah er wenigstens der Tyrannis gegenüber als das geringere Übel an. *Plato* kam und schien in kurzer Zeit den Tyrannen und dessen Hof ganz für sich begeistert zu haben; aber gerade jetzt war auch die Gegenpartei tätig. Diese setzte durch, daß der Geschichtsschreiber Philistos, der theoretische und praktische Vertreter tyrannischer Realpolitik, aus dem Exil, wohin er durch den verstorbenen Tyrannen eines Zerwürfnisses wegen gekommen war, zurückberufen wurde; auch gelang es ihr, Dionys einen höchst kompromittierenden Brief Dions an die karthagische Regierung in die Hände zu spielen, worin er den Karthagern einen günstigen Frieden zu verschaffen versprach, wenn sie sich an ihn wendeten. Der Tyrann überführte ihn und ließ ihn dann sofort auf einem Boote nach Italien schaffen, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen; doch sollte offiziell nur von einer Landesabwesenheit, nicht von seiner Verbannung die Rede sein, und man durfte ihm seine Gelder nachsenden, so daß er groß auftreten konnte, ein Verfahren, das Dionys im Grunde alle Ehre macht.

Plato in Syrakus

Dions Einfluß auf den jüngeren Dionys

Platos 2. Aufenthalt in Syrakus

Machinationen gegen Dion und seine Verbannung

In Athen, wohin er nun ging, und wohin ihm *Plato* auf einige Zeit folgte, verkehrte Dion zumeist in der Akademie; indem *Plato* ihm besonders die Gesellschaft seines Neffen *Speusippos* empfahl, verfolgte er den Zweck, seinen Charakter nach der heiteren und angenehmen Seite hin umzubilden. Auch in andere Städte ging er und verkehrte überall mit den *Besten und politisch Einsichtsvollsten*, d. h. mit den Gegnern der damaligen Demokraten; an verschiedenen Orten wurden ihm Ehren zudekretiert, und die Spartaner gaben ihm, obwohl sie im Kampfe mit Theben

Sein Aufenthalt in Griechenland

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Silen mit Bacchantin (Innenbild einer Trinkschale)

syrakusanische Hilfe genossen, das Bürgerrecht, was freilich nach Leuktra nicht mehr viel bedeuten wollte; auch in die eleusinischen Mysterien wurde er eingeweiht, und sein Mysterienpate war *Kallippos*, sein athenischer Gastfreund und späterer Mörder.

Dies alles reizte das Mißtrauen und die Eifersucht des *Dionys*, der ihm nun vor allem die weiteren Geldsendungen vorenthielt. Der nämliche wollte aber durchaus *Plato* wieder bei sich sehen und suchte zu diesem Zweck sogar die Verwendung der italischen Pythagoreer nach.

Platos 3. Reise nach Syrakus

Da er auch brieflich jede Konzession an Dion von Platos Erscheinen abhängig machte, so entschloß sich dieser zur dritten Reise nach Syrakus. Aber hier war seine Verwendung fruchtlos, und nach Jahresfrist war sein Verhältnis zum Tyrannen so gespannt, daß er Mühe hatte, ohne weitere Beeinträchtigung wieder nach Athen zu gelangen, und man den Eindruck gewinnt, es sei Dionys bei der ganzen Einladung einzig um ein Pfand für Dions Wohlverhalten zu tun gewesen. Rücksichtslos wurden jetzt aber dessen Güter verkauft, seine Frau wider ihren Willen mit einem anderen verheiratet, sein junger Sohn mit Absicht liederlich gemacht, so daß ihm nun kaum etwas anderes übrigblieb als der Versuch, die Tyrannis mit Gewalt zu stürzen. *Speusippos* und die meisten übrigen Freunde von der Akademie ermunterten ihn hierzu, während *Plato* selbst sich zurückhielt; auch in Sizilien muß die Parole, man erwarte Dion, ausgegeben worden sein. Und nun konnte auch der tugendhafte Dion die Anwerbung eines Söldnerheeres nicht vermeiden, denn von den über tausend geflüchteten Syrakusiern hatten nur fünfundzwanzig den Mut mitzuhalten. Die Werbung fand erst heimlich auf Zakynthos durch andere statt, wobei ihm viele *Politiker und Philosophen* behilflich waren und ihm z. B. in dem Thessalier *Miltas* einen Seher verschafften, der an den Lehren der Akademie teilgehabt hatte. Als den Geworbenen dann das Ziel des

Rüstungen Dions zum Sturz der Tyrannis

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zuges genannt wurde, waren sie verblüfft, wurden aber durch die Aussicht, mehr zu Anführern der Syrakusier als zu gewöhnlichen Soldaten bestimmt zu sein, und durch die Schaustellung von Dions Reichtum bei einem großen Apollonopfer davon abgehalten, sich zu verlaufen, und bestiegen die Schiffe, die sie nach einer anfänglichen Irrfahrt glücklich bei Eknomos ans Land brachten. *Dionys* befand sich in diesem Augenblick in Italien, und so konnte *Dion*, dem sich verpflanzte oder ausgewichene Agrigentiner, Geloer, Kamarinäer und Bewohner des syrakusischen Gebietes anschlossen, unbehelligt mit einigen tausend Mann vor Syrakus erscheinen, und da sich die Garnison von Epipolä durch einen falschen Bericht zum Abzuge hatte verleiten lassen, ohne Blutvergießen seinen Einzug halten. Die angesehenen Bürger kamen ihm in feierlicher Prozession entgegen, und seine Herolde verkündeten, er komme zum Sturze der Tyrannis und zur Befreiung der Syrakusier und der übrigen Sikelioten, aber auf der Burg hielt sich die Gegenpartei, zu der am achten Tage der Tyrann selbst stieß, und unvermeidlich, wenn es auch *Plutarch* zu sagen vergißt, muß sich damals, sowie man sich in und um Syrakus stritt, die Auflösung des syrakusanischen Staates angebahnt haben, so daß allmählich jener schreckliche Zustand eintreten konnte, den später *Timoleon* antraf.

Einnahme von Syrakus außer der Burg

Während nun aber die Akropolis belagert wurde, sah sich Dion beständig von Demagogen im Kommando gestört, wobei eine ganz enorme Petulanz des verruchten und unglücklichen syrakusischen Mischvolkes zutage trat. Sein Mann war ein gewisser *Herakleides*, ein syrakusischer Flüchtling, der schon im Peloponnes gegen Dion operiert hatte. Als nach der glücklichen Zurückweisung eines Ausfalls der dionysischen Besatzung, wobei Dion im Handgemenge selber das Beste getan hatte und verwundet worden war, ein Brief öffentlich vorgelesen wurde, worin der Tyrann diesen durch Drohungen und Versprechungen nach Kräften zu kompromittieren suchte, war derselbe mit sieben Trieren und einigen anderen Schiffen gerade im Hafen von Syrakus eingelaufen, hatte die Situation sofort erkannt und beschlossen, Dionys auf eigene Rechnung zu stürzen; er brachte es durch seine Demagogenkünste und durch die Verdächtigungen, die er gegen jeden Schritt Dions bereit hatte, sofort dazu, daß er gegen dessen Willen von der Menge zum Nauarchen gewählt wurde, welche Stellung ihm dieser auch nicht mehr zu nehmen für geraten fand, als das Volk auf seinen Protest hin die eigenmächtige Wahl zurückgenommen hatte. Als dann vollends von der Flotte ein Vorteil erfochten war, indem es gelungen war, den aus Japygien dem Dionys Verstärkung bringenden *Philistos* vor der Stadt zu vernichten, fing das Volk an, Dions Söldner überflüssig zu finden und von Herakleides alles zu hoffen. Diesem gelang nun freilich, was die Menge am allerliebsten gehabt hätte, nämlich die Gefangennehmung des Tyrannen auch nicht; vielmehr konnte *Dionys*, nachdem eine angebotene Kapitulation von den nach seinem Tode lüsternen Syrakusiern zurückgewiesen war, mit seiner besten Habe und den wichtigsten Personen mit Hilfe eines günstigen Windes, indem er seinen Sohn *Apollokrates* auf der Burg zurückließ, unbemerkt nach Italien absegeln; aber eben der Umstand, daß ihn dieser Mißerfolg mit dem Verluste seiner Popularität bedrohte, bewog Herakleides nun erst recht, der Masse die Erfüllung der äußersten Wünsche zu bieten, und so stiftete er denn einen anderen Streber, *Hippon*, an, den Demos zur Verteilung des Grundbesitzes aufzurufen, da die (Besitz)gleichheit aller Freiheit Anfang, die Armut der Besitzlosen aber der Anfang aller Knechtschaft sei. Dions Proteste gegen diese Vorschläge scheiterten am Widerstande der Intriganten, und Herakleides bewog das Volk, seinen Söldnern den Sold zu versagen und neue, ihm feindliche Strategen zu wählen; als dann gar der Versuch gemacht wurde, die Söldner durch das Anerbieten des syrakusischen Bürgerrechts von ihm abspenstig zu machen, beschloß er mit diesen die Stadt zu verlassen und nach Leontinoi zu gehen. Aber noch beim Abzuge wurde er von der frechen Masse angegriffen und konnte es,

Die Intrigen des Herakleides gegen Dion

Dions Abzug nach Leontinoi

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nachdem sein Hinweis auf die von den Feinden besetzte Akropolis und eine unblutige Demonstration seiner Truppen erfolglos geblieben waren, schließlich nicht vermeiden, scharf einhauen zu lassen.

Die Syrakusier wurden nun immer übermütiger, und als sie über eine Schiffsendung des Dionysios unter *Nypsios* gesiegt hatten, gab es lauter Gelage bis tief in die Nacht, und die Strategen wagten keinen Zwang gegen trunkene Menschen. Plötzlich aber drang der nämliche *Nypsios* an der Spitze barbarischer Söldner mordend und raubend bis zur Achradina vor, so daß jetzt alle Hoffnung nur noch auf Dion und dessen Söldner beruhte, und endlich, nachdem man sich lange geschämt hatte, es zu bekennen, ging von den Bundesgenossen und Reitern auch das Wort aus, man solle ihn von Leontinoi zurückrufen. Die Deputation, die Dion von dem allgemeinen Umschwung der Stimmung unter Tränen Kenntnis gab, wurde von diesem vor die Volksversammlung ins Theater geführt, und auf seine empfehlende Rede hin wurde allgemeiner Aufbruch nach Syrakus beschlossen. Aber schon war es inzwischen dort den Demagogen, die durch den Rückzug des Nypsios in die Akropolis wieder etwas Luft bekommen hatten, gelungen, die Menge von neuem gegen ihn umzustimmen; er wurde nicht eingelassen, und es bedurfte eines neuen, noch viel furchtbareren Ausfalls des Nypsios, um ihnen seine Unentbehrlichkeit klarzumachen. Dionys, von welchem Nypsios neuen Auftrag muß gehabt haben, muß nämlich diesmal gewünscht haben, daß die Tyrannis, an deren Behauptung er jetzt verzweifelte, in und mit der Stadt begraben werde, und ließ daher allgemeine Brandstiftung anbefehlen, und so konnte auch Herakleides nicht umhin, Dion flehentlich um Beschleunigung seines Marsches bitten zu lassen. Dieser erschien den Bürgern als *Retter und Gott* und seine Söldner als *Brüder und Mitbürger*, und nach hartem Kampfe glückte es ihm auch, die Gegner in die Akropolis zurückzutreiben und das Feuer zu löschen.

Umschwung der Stimmung zugunsten Dions

Dions Rückkehr und Sieg über Nypsios

Aber wie wenig gesichert seine Stellung darum war, sollte sich bald zeigen. Während nämlich die übrigen Demagogen bei seinem Siege geflohen waren, hatte Herakleides sich mit beweglichen Worten seiner Großmut empfohlen und es dazu gebracht, daß er ihn gegen den Rat seiner Freunde begnadigte, welche fanden, er sollte den bösen und neidischen Menschen den Soldaten preisgeben. Herakleides schlug ihn dafür in der Volksversammlung zum Alleinfeldherrn zu Land und Wasser vor und die *Besten* waren dafür; aber der Beschluß konnte schon nicht durchgesetzt werden, weil die Masse des geringeren Volkes von dem ihr genehmen Nauarchen nicht lassen wollte, und Dion mußte sich damit zufrieden geben, daß wenigstens der frühere Beschluß der Verteilung des Grundbesitzes aufgehoben wurde; Herakleides aber beutete nun wieder die Unpopularität dieser Aufhebung aus, indem er in Messana, wohin er gefahren war, seine Soldaten und Schiffsleute gegen Dion hetzte, als ob dieser nach der Tyrannis strebte, während er selber in der gleichen Zeit mit dem Lakedämonier Pharax, einem in der agrigentinischen Gegend stehenden Söldnerführer des Dionys, geheime Abmachungen traf. Dion wurde darauf zunächst durch die verräterische Insinuation, als sei es ihm nur um Verlängerung seines Kommandos zu tun, zu einem Kampf unter ungünstigen Umständen gezwungen und mußte es dann, als er zum zweiten Male angreifen wollte, erleben, daß Herakleides mit der Flotte nach Syrakus fuhr, um ihn von neuem von dort auszusperren. Zwar konnte er mit seiner Reiterei noch rechtzeitig in die Stadt gelangen; aber er war nicht stark genug, eine neue Versöhnung mit Herakleides ablehnen zu können, die der inzwischen in Syrakus aufgetauchte spartanische Abenteurer Gaisylos vermittelte. Herakleides mußte feierliche Eide schwören, bei deren Bruch Gaisylos als Rächer auftreten wollte; eine bessere Garantie für seine Subordination aber war es, daß die Syrakusier beschlossen, ihre Flotte aufzulösen, weil sie unnütz, kostspielig und für die Nauarchen eine Verführung zur

Neue Machenschaften des Herakleides

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Empörung sei, und jetzt kam endlich auch der Augenblick, da Apollokrates, durch Hunger und Mißstimmung seiner Söldner genötigt, mit seiner Mutter, seiner Schwester und fünf vollen Trieren seinem Vater Dionys nachfuhr und die Akropolis kapitulierte. *Kapitulation der Akropolis*

In der Stadt herrschte allgemeiner Jubel, und *Dion* war nun wieder mit seiner Schwester Aristomache, seinem Sohne und seiner Gemahlin Arete vereinigt, die er trotz ihrer gezwungenen Vermählung mit einem anderen wieder gerührt zu sich nahm. Er beschenkte seine Freunde und Helfer reichlich, für sich richtete er sich einfach ein; denn während ihm *Plato* schrieb, die ganze Welt schaue auf ihn, schaute er, wie es heißt, nur auf ein Quartier einer Stadt, nämlich die *Akademie*, und wollte nur von dieser die Anerkennung, daß er seine Lage besonnen und maßvoll trage, gab aber doch anderseits, trotz *Platos* Warnung, von seiner würdevollen Zurückhaltung nichts ab. Es galt nun eine Verfassung einzuführen, und hierfür schwebte ihm als Ideal eine Monarchie nach Art der lakedämonischen vor, d. h. eine Mischung aus Demokratie und Monarchie mit einer in den wichtigsten Dingen den Ausschlag gebenden Aristokratie. Dieses Ziel mit einem Herakleides als Mitbürger zu erreichen schien unmöglich; denn dieser hatte bereits wieder intrigiert, indem er sich weigerte, an einer Sitzung teilzunehmen, weil er als Privatmann mit den anderen Bürgern in der Volksversammlung sei, auch darüber klagte, daß Dion die Akropolis nicht zerstört habe und das Grab des älteren Dionys nicht schänden wolle, und endlich begehrte, daß derselbe aus Korinth Mitberater und Mitregenten solle kommen lassen. Dions früher geäußerte Meinung, die Bosheit eines Menschen sei doch nicht so völlig schlimm, daß sie sich nicht durch häufige Güte überwinden lasse, ließ sich diesem Treiben gegenüber nicht mehr behaupten. So gab er denjenigen, die er längst von seiner Tötung hatte zurückhalten müssen, den Auftrag, ihn in seinem Hause zu töten, gewährte ihm aber dann eine prächtige Bestattung, wobei er dem Bürgerheere in einer Rede auseinandersetzte, daß die Stadt nie aus den Wirren würde herausgekommen sein, wenn sie beide zugleich darin tätig geblieben wären. *Dions Waltung in Syrakus* *Tötung des Herakleides*

Da nun der Demos ohne Führer war, tauchte in der Gestalt des Atheners *Kallippos* in Dions nächster Nähe ein neuer Streber auf, der da meinte, nach Sizilien als Kampfpreis greifen zu müssen. Dieser bedenkliche Freund, der von den (karthagischen?) Landesfeinden zwanzig Talente für den Mord am Gastfreund erhalten haben soll, gewann einige von Dions Söldnern für sich, machte dann selber bei Dion den Zuträger dessen, was die Soldaten gesagt hatten oder gesagt haben sollten, und bekam von Dion den Auftrag, über ihn keck zu reden, damit die Übelgesinnten ausgeholt würden. So fand er die für ihn verwendbaren schlechten Elemente heraus, und wenn jemand Dion von seinen Reden Nachricht gab, so blieb dieser ruhig, weil er ja selbst den Befehl dazu erteilt hatte. Als freilich Kallippos ausstreute, Dion, der seinen Sohn Hipparinos durch den Tod verloren hatte, gedenke des Dionys' Sohn Apollokrates zu seinem Nachfolger zu ernennen, wurde der Verdacht gegen ihn ein allgemeiner; aber Dion, dessen Gemüt seit dem Morde des Herakleides verdüstert war, den er als den Fleck seines Lebens betrachtete, sagte, er sei vielmal zu sterben bereit und werde dem Mörder geduldig hinhalten, wenn er doch nicht nur in Sorgen vor Feinden, sondern auch vor Freunden leben sollte, und schließlich ließen sich auch die Frauen der Familie, die besonders gewarnt hatten, durch einen ganz fürchterlichen Eid des Kallippos beruhigen. Dieser aber sah sich nun zu schneller Tat genötigt. Als Dion mit mehreren Freunden in einem Saale schmauste, umgaben die Verschworenen diesen und besetzten die Türen und Fenster; dann drangen die zum Morde bestimmten Zakynthier, offenbar Söldner Dions, ein, stürzten sich auf ihn und suchten ihn, weil sie unbewaffnet waren — denn man wurde offenbar beim Eintritt in die Residenz visitiert —, mit den Händen zu erwürgen. Dion wehrte sich, und der Kampf dauerte lange, weil weder Dions Freunde noch die Draußenstehenden den Mut ein- *Emporkommen des Kallippos* *Dions Ermordung*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zugreifen fanden und jedermann abwarten wollte, wie es ginge. Endlich aber reichte doch ein Syrakusier einem der Zakynthier durch das Fenster einen Dolch, und mit diesem wurde Dion wie ein Opfertier umgebracht. Aristomache und Arete kamen ins Gefängnis, und Kallippos ergriff die Regierung.

Dions nachträgliche Popularität

Übrigens rührte sich nach vollbrachter Tat Dions Anhang auch. Leute, die man mit Unrecht für die Mörder hielt, wurden umgebracht, und dasselbe Volk, das ihn für einen Tyrannen erklärt hatte, pries ihn jetzt als Retter und Befreier; auch konnte Kallippos nicht hindern, daß er prachtvoll bestattet und durch ein Denkmal geehrt wurde. Aber derselbe *Nepos*, der uns (c. 10) diese seine nachträgliche Popularität meldet, berichtet doch auch, was von den enthusiastisch für Dion eingenommenen Quellen offenbar absichtlich verschwiegen wird, daß er nämlich nach Beseitigung des Herakleides unbedenklicher das Vermögen solcher, die er als seine Gegner kannte, den Soldaten verteilt und bei weiterem Mangel auch seine Anhänger gebrandschatzt und so, während er die Söldner an sich fesselte, die angesehenen Bürger sich entfremdet habe; obschon er kein Tyrann sein wollte, konnte doch auch er, wenn er überhaupt die Regierung nicht verlieren wollte, die tyrannischen Regierungsmittel nicht entbehren, und während ihn die Masse deshalb als unerträglichen Tyrannen beurteilte, wurde er zu seinem großen Leidwesen auch von denjenigen strenge kritisiert, auf deren Urteil ihm etwas ankam.

Die ferneren Schicksale der Insel bis zur römischen Zeit

Kallippos hatte seine Regierung, wie es heißt, mit Glanz begonnen, verlor aber Syrakus schon nach zehn Monaten, als er ausgezogen war, um Katana zu nehmen. In Sizilien konnte er sich darauf nicht halten, und in Rhegion, das er endlich besetzte, mangelte es ihm an Geld für den Unterhalt seiner Truppen; er soll daselbst mit demselben Dolche ermordet worden sein, dem Dion erlegen war. Syrakus aber kam erst an *Hipparinos*, des Dionysios Halbbruder von der Aristomache, und nach dessen baldiger Ermordung an seinen Bruder *Nysäos*, bis *Dionysios*

346 selbst von Lokroi, wo er inzwischen Tyrann gewesen war, in seine alte Hauptstadt zurückkehrte. Zugleich erhoben sich wieder in mehreren Städten Nebentyrannen, und zwar wiederum als Verbündete der jetzt so nahen Karthager. Noch einmal wurden zwar alle Tyrannen, auch

seit 343 *Dionys*, vertrieben und die Karthager in die westliche Ecke der Insel gedrängt durch *Timoleon* und den Zustrom von Griechen und Flüchtlingsfamilien, welche er anführte; noch einmal wurden Städtebevölkerungen hergestellt und Demokratien ausgerufen. Allein ähnliche Wirren

337 wie einst nach dem Ausgang der alten Tyrannenhäuser traten nicht lange nach *Timoleons* Tode ein, und nach zwanzig Jahren erhob sich *Agathokles*, in welchem die Macht eines neueren Tyrannen, wie der ältere Dionys gewesen, mit der großartigsten Kühnheit des Feldherrn und Abenteurers verbunden schien. Diese grauenvolle, aber ergreifende Gestalt macht den Eindruck, als hätte sich alle geistige und moralische Kraft und aller Frevel und Eidbruch der Späthellenen in einem einzigen Menschen verdichtet; kaum ein Charakter in der Weltgeschichte hält das Urteil so zwischen Bewunderung und Abscheu in der Schwebe, bis er durch Anstiften

289 eines Enkels vergiftet, zweiundsiebzigjährig, den Scheiterhaufen besteigt, um zu enden wie Herakles. Allein bei der Betrachtung der Schicksale Siziliens in dieser Zeit steigt man wie in Dantes Hölle von Bulge zu Bulge nieder; noch gegen Agathokles hatten sich Poleis aufs wütendste für ihre Autonomie gewehrt, ihr Lebenswille hatte auch jetzt noch nicht völlig ausgeblutet, nur daß sie dann im III. Jahrhundert zwischen raubenden Söldnern, Einzeltyrannen und Karthagern sich wie im Wahnsinn herumstießen und z. B. ihr mögliches Heil in *Pyrrhos* nicht

274 erkannten. Was dann *Hieron* II. auf die Länge vermocht haben würde, welchen tatsächlich die Soldaten in Syrakus erhoben, mag ungewiß bleiben; es war Zeit, daß die Römer nach anfänglicher Feindschaft sich seiner und der Insel annahmen, so hart auch hernach das Schicksal der-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

selben als römische Provinz war. Das spezifisch Griechische, die Polis, war untergegangen, aber das Hellenische, der Rest der Nationalität, vor den Afrikanern gerettet worden.

Die Tyrannen der späteren Antigonidenzeit

Das letzte sind dann die Tyrannien der späteren Antigonidenzeit, wobei wir uns gerne auf diejenigen in Griechenland beschränken (Elis, Sikyon, Argos, Megalopolis usw.). Solange die Demokratien imstande waren, ihre Wohlhabenden selber aufzuessen, Schuldnachlaß und neue Ackerverteilung von sich aus durchzusetzen, brauchten sie keinen Tyrannen, durch welchen voraussichtlich das Ergebnis der Konfiskation bestenteils nicht an das Volk, sondern an Söldner kommen mußte; aber Zerfahrenheit, Frevel und Ungeduld brachten doch hier und da das Ereignis zustande. Regierungen können solche Tyrannien freilich kaum mehr heißen, weil alle Mittel bei ihrer Erhaltung draufgehen. Von den Antigoniden werden sie bald unterstützt, bald angefeindet und preisgegeben; Korinth wechselte nur noch zwischen Tyrannis und mazedonischer Garnison. Der achäische Bund machte sich eine Hauptaufgabe aus der Beseitigung dieser Herrschaften; aber wenn die Zustände danach waren, erhoben sich doch wieder solche; der erste beste Demagog oder Abenteurer genügte dazu, und der Krawall des Anfanges war das leichteste. Dann aber kam unvermeidlich die Verbannung, auch wohl der Mord und die Konfiskation gegen die Besitzenden, deren Habe teils an die Anhänger verschenkt, teils an die Söldnerwache gewandt werden mußte; für sichere Mannschaft aber hielt man damals nur noch die Gallier, die ja in allen Diadochenheeren als das allein siegverbürgende Element galten, und wo die Mittel aufzubringen waren, griffen auch die Tyrannen zu dieser teueren Menschengattung. Nun war aller Mord und alle Gütereinziehung nur kurze Zeit ergiebig genug, um diese Schar zu nähren; bewaffnetes und dotiertes Proletariat aber wäre eine schwache Stütze gewesen. Der Tyrann, welcher die Verteilung der Feldmark gewährt hatte, war persönlich nicht einmal mehr nötig zum Schutze gegen Wiedereinbruch der Verbannten und Geflüchteten, ein anderer an seiner Stelle genügte auch, wie es denn an wilden Personenwechseln nicht gefehlt hat; die Gier der dotierten Massen hinwiederum war aus inneren Gründen unerfüllbar und mußte stets zu neuen Änderungen drängen. Kein Wunder, wenn gelindere Tyrannen, die wenig oder keine Blutschuld auf sich hatten, den Göttern dankten, als sie ihre müde Gewalt in die Hände des fast ebenso müden achäischen Bundes niederlegen konnten. Andere, welche das Fürchterlichste begangen, lebten in beständiger Todesangst *zwischen Doryphoren, Waffen, Pforten und Falltüren* und unterlagen dennoch dem Mord. Bei den Attentaten werden als Anstifter und Täter hier und da Philosophen genannt, welche ja damals beim Wegsterben sonstiger Kapazitäten sehr in den Vordergrund des Lebens geraten waren. Der Tyrann *Abantidas* von Sikyon, welcher meinte, er könne nach greulichen Proskriptionen doch noch auf der Agora mit Philosophen konversieren, wurde ebendort von diesen Leuten und ihrem Anhang, ähnlich wie einst *Klearch* von *Heraklea* umgebracht. Diesmal, wie in manchen Fällen, wechselte man freilich nur den Tyrannen; wenn dagegen eine Verschwörung der Demokraten gelang und der Tyrann in seiner Wohnung oder auf der Agora selbst an einem der dortigen Götteraltäre niedergemacht war, dann wurden die Bürger zur Freiheit gerufen, die Burg zerstört und die Familie schmachvoll ermordet oder im besten Fall dem Selbstmord überlassen, wie denn von jeher an Gemahlin und Kindern dieser unseligen Herrscher die furchtbarste Vergeltung gesucht zu werden pflegte, um die Dynastie unmöglich zu machen. *Aratos*, das Haupt des achäischen Bundes, konnte u. a. seine Heimat Sikyon befreien, und schon morgens in der Frühe war das Theater voll, bis der Herold erschien und verkündete: Aratos rufe die Bürger zur Freiheit. Es gab jedoch Bürgerschaften, welche ihr Zuschauertum wörtlich nahmen; als derselbe Aratos gegen einen Tyrannen um Argos kämpfte, saßen die Argiver ganz ruhig und

Das Pathos des Tyrannenmordes, die Opposition der Philosophen und der demokratischen Streber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unparteiisch dabei, als handelte sich's nicht um ihre Freiheit, sondern als hätten sie das Kampfrichteramt an den nemeischen Spielen zu üben; Aratos, schwer verwundet, mußte sich diesmal zurückziehen und verwüstete dann Argolis, womit seiner und ihrer Sache auch nicht geholfen war. — Wie es damals mit den Demokratien weiter wurde, darf uns hier noch nicht beschäftigen. Bevor aber noch Rom die Griechen der weiteren gegenseitigen Vernichtung entzog, erlitt Sparta jene furchtbarste Tyrannis, welche wohl je (außerhalb Siziliens) vorgekommen, die des *Nabis* (206—192 v. Chr.).

Lucian über die Tyrannis

Zur Kaiserzeit, da man die ganze Reihe hellenischer Tyrannen hätte übersehen können, hat *Lucian* in der Gestalt seines Megapenthes doch nur alle diejenigen Züge zusammengestellt, welche seit den Rhetoren das konventionelle Bild des Tyrannen, nämlich im späteren und ausschließlich bösen Sinne ausmachen. Anderswo aber verrät *Lucian* die Verehrung des Griechen für das Unererbte, durch eigene Kraft und Willkür Gewonnene überhaupt. Die Geschichtsforschung darf immer aufmerken, wenn in der Poesie vergangener Völker das scherzhafte Bild des rückhaltlos Wünschenden auftritt, und nun braucht man nur *Lucians* Samippos zuzuhören: *Ich möchte nicht König werden durch Erbe, wie Alexander oder Mithridat, sondern als Räuber mit dreißig zuverlässigen Mitverschworenen, bis wir unser fünf Myriaden wären, um dann Griechenland zu überwältigen und den Orient zu erobern* (vgl. Lucian Navigium 28 und Kataplus).

7. Die Demokratien und ihre Ausgestaltung in Athen

Die Demokratie als Konsequenz der politischen Reflexion

Alle Herrschaft der Reflexion im Staatswesen drängt über kurz oder lang auf Gleichheit der Bürger im weitesten Umfange; auf wie viele Lebensbeziehungen sich diese Gleichheit ausdehnen werde, hängt von den Umständen ab. Von den früheren Staatsformen hatten das alte Königtum und die Aristokratie auf ursprünglicher Eroberung und selbstverständlicher Autorität beruht, die Tyrannis auf tatsächlichem Zugreifen, schon mit dem Anspruch, das Interesse aller zu vertreten gegen die Wenigern. Nun wird man sich umzusehen haben nach solchen griechischen Staaten, bei deren Gründung bereits die Reflexion nicht nur tätig, sondern unvermeidlich das Bestimmende gewesen ist.

Deren früheste Äußerung in den Gesetzgebungen der Kolonien

Dies waren die Kolonien. Hier erscheint zum erstenmal als eine Naturgabe des Hellenen das Vermögen zu bewußten, auf Berücksichtigung verschiedener Elemente und Kräfte beruhenden Neugründungen und Einrichtungen. Es geht nicht elementarisch und mit bloßer Gewaltsamkeit zu, sondern die oft so verschiedenen Bestandteile, aus welchen eine Kolonie entsteht, verlangen rechtliche Rücksicht. Hier erhält auch das Amt des Gesetzgebers einen neuen Sinn; wenn *Theseus* und *Lykurg* noch mythisch, d. h. Verdichtungen ganzer Zustände zu Personen gewesen waren, so treten jetzt einzelne, von ihrem Staat damit betraute Redaktoren von Verfassung und Gesetz auf, wie bei den Großgriechen *Charondas* und *Zaleukos*, oder das Orakel von Delphi sendet in eine zerrüttete Kolonie einen Einrichter (καταρτιστήρ), wie z. B. nach Kyrene den Mantineer *Demonax*.

Die Gesetzgebung des Solon seit 594 und des Kleisthenes

Im Mutterlande aber wirkte dieselbe Kraft und Lust, jedoch hier im Sinne der Umgestaltung und wandte sich unvermeidlich gegen die Aristokatien und Tyrannien. Auf der Grenzscheide der Zeiten steht hier Athen mit *Solon*, er vermochte dem ganzen Volke das Wahlrecht für den Rat, den Grundbesitzenden (welche tatsächlich noch weitmeist bisherige Adelige waren) die alleinige Wahlfähigkeit zu sichern, den beweglichen Besitz aber einstweilen von der Gleichberechtigung auszuschließen; der Volksversammlung sollten alle höchsten Entscheide bleiben. Athens Ruhm ist, daß es nicht nur einen solchen Mann hervorgebracht, sondern ihm

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zutrauen und wenigstens für die Zeit des Übergangs Gehorsam geschenkt hat, und dies ist nur erklärlich, wenn man etwas voraussetzt, das sich unsern Blicken entzieht: die innerliche Ausreifung, welche dieses hochbegabte Volk schon während der Eupatridenzeit, ja in dieser Kaste selbst muß durchgemacht haben. Allerdings folgt jetzt erst mit *Peisistratos* und seinen Söhnen die Tyrannis, dann aber seit *Kleisthenes* eine Reihe rascher Umbildungen bis zur vollendeten Demokratie. Und nun wird es wohlgetan sein, die Betrachtung vor der Hand auf Athen zu beschränken.

Beteiligung möglichst vieler an Rat und Gericht

Vor allem begegnet uns die klare Einsicht, daß es nicht genüge, die Masse der Bürger im allgemeinen zum Herrn des Staates zu erklären und es darauf ankommen zu lassen, ob sie sich wirklich regen wolle oder nicht. Jedenfalls suchten die späteren Staatslenker die möglichste Beweglichkeit im Volke wachzuhalten; dasselbe hatte jetzt alljährlich den Rat der Fünfhundert (je 50 aus den jetzigen 10 Phylen) und ebenso das in einer Anzahl von Kammern sitzende Volksgericht der Fünftausend zu wählen, an welches nunmehr in allen Fällen appelliert werden konnte; vom Rat der Fünfhundert amtierten je 50 während 35 Tagen. Zugleich wurde die Bürgerschaft wieder aus Fremden und Metöken vermehrt und durch die Eroberung von Euböa ein neues Gebiet gewonnen, welches in 4000 Landlosen an dieselbe verteilt werden konnte. Wieweit *Kleisthenes* und seine Nachfolger hierbei Führer oder Geführte waren und nur gewährten, was man dem einmal geweckten athenischen Geist nicht mehr versagen konnte, mag dahingestellt bleiben. Wenn jeder Athener wirklich Bürger im vollen Sinne des Wortes war, dann paßte auch jeder in jede Behörde und Verrichtung, und, bei dieser Anschauung angelangt, führte man statt der Wahlen, namentlich für den Rat der Fünfhundert, das Los ein, womit denn jede Stetigkeit des Personals und die Ausbildung einer aparten Geschäftstradition vollkommen abgeschnitten wurde, samt allen Vorzügen und Nachteilen, welche daraus erwachsen können. Vor demselben Rate, dessen Mitglieder sämtlich eine Prüfung durchmachten, mußte der einzelne zu einem Amt durch Los oder Wahl Gelangte sich ausfragen lassen über Wandel und Charakter, Verhalten gegen Familie und jedermann, Mitmachen der Kriegszüge, Unangefochtenheit von gerichtlichen Klagen usw., während nach Wissen und speziellen Fähigkeiten nicht im mindesten examiniert wurde. — Antwortete man nicht genügend, oder klagte jemand, so wies der Rat die Sache an einen der Volksgerichtshöfe oder entschied auch gleich selbst.

Vermehrung der Bürgerschaft und Kleruchie

Dokimasie (δοκιμασία)

Jedenfalls kontrastiert die nunmehrige Zeit, sowie die Demokratie auf ihren eigenen Füßen steht, durch einen Hauptunterschied von der Peisistratidenzeit: damals hatte eine Regierung die Finanzen in den Händen, während es jetzt fähige Streber sind, welche es verstehen, den Staat für sich auszubeuten. Neben diesen Menschen sticht dann *Aristides* so merkwürdig ab.

Die Finanzen in der Demokratie

Und nun mag selbst ein *Themistokles* so groß und fähig gewesen sein, als man wolle, für ihn war vielleicht doch das Hauptresultat, daß er es von 3 Talenten Erbe auf 100, wenigstens auf 80 brachte. Auch ging die Sache von Anfang an durch Cliquen. Und damit ging es in Athen weiter, solange man irgend dessen innere Geschichte näher verfolgen kann. Für die Persönlichkeit des *Themistokles* aber fand schon *Herodot* eine zurechtgemachte Tradition vor. Athen hatte sich in seinen Zügen zum Teil selber geschildert: daher im Perserkriege jene glänzenden Ruchlosigkeiten mit patriotischer Grundabsicht und jene Einzelheiten, welche schon so deutlich an *Alkibiades* erinnern. Gegen die Vornehmen hob er den Demos und füllte ihn mit Keckheit an, persönlich aber hielt er durch Brandschatzung solcher, welche im Kriege persisch gesinnt gewesen, eine aparte goldene Ernte. Man darf hierbei fragen, wozu er das viele Geld brauchen wollte, und ob er nicht am Ende an einen Staatsstreich gedacht habe; denn daß es für ihn in der attischen Demokratie nicht ewig gut gehen würde, das mußte er schon aus dem Schicksal des *Miltiades* erkennen, und den Ostrakismos hatte er schon selber gegen andere ins Werk gesetzt.

Ἑταιρεῖαι

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eins scheint in Athen ganz unmöglich gewesen zu sein, nämlich die Einführung eines Systems, das Regierung durch wenige mit Freiheit für alle verband, einer die Gleichberechtigung der Regierten voraussetzenden Oligarchie, der ὀλιγαρχία ἰσόνομος des *Thukydides*. Denn der Mißbrauch der Gewalt wäre zu unvermeidlich gewesen, und *Thukydides* selber sagte: es bedürfe des demokratischen Regiments, damit die Armen eine Zuflucht und die Reichen einen Zügel hätten. Die Griechen haben nie bürgerliche Gleichheit mit politischer Ungleichheit zu verbinden gewußt. Der Arme mußte zu seinem Schutz gegen Unbill Mitstimmer, Richter und Magistrat sein können. Und bei der enormen Macht der Polis über das ganze Dasein mußte auch der Geringste um soviel dringender verlangen, mit dabei zu sein. So gerät denn die ganze Macht, welche früher Könige, Aristokraten oder Tyrannen besessen, jetzt in die Hände des Demos und wurde von diesem nun zu einem weit größern Umfang, zu einem weit stärkeren Druck auf Leib und Seele des Individuums getrieben, denn der Demos ist unruhiger und eifersüchtiger im Herrschen, und hier sind nun vor allem die Maßregeln zu betrachten, wodurch er sich des Einflusses talentvoller Invididuen erwehrte, das Verfahren bei der Feldherrnwahl und der Ostrakismos.

Die ὀλιγαρχία ἰσόνομος des Thukydides in Athen unmöglich

Die Anführung im Kriege wurde bekanntlich, um ja keinen einzelnen übermächtig werden zu lassen, an zehn jährlich gewählte Strategen gegeben, deren jeder die Mannschaft seiner Phyle kommandierte, und welche täglich mit dem Oberbefehl wechselten. Glücklicherweise gab dann bei Marathon *Aristides* das gute Beispiel, dem *Miltiades* allein die Anführerschaft zu überlassen; drei Menschenalter später aber, vor der Niederlage bei Ägospotamoi, warnte *Alkibiades* umsonst: die Spartaner seien ein Heer unter Anführung eines einzigen. — Ferner wurde, dem Vorgeben nach zu ewiger Verhinderung der Tyrannis, der Ostrakismos eingeführt, indem jeden Winter der Rat das Volk anfragte, ob Grund zur Verbannung eines Bürgers vorhanden sei; wer über 6000 Stimmen gegen sich hatte, mußte auf zehn, wenigstens auf fünf Jahre das Land meiden, in Zeiten, da der Aufenthalt außerhalb der Vaterstadt gar nicht ohne Gefahren und die Verbannung der Todesstrafe gleichgesetzt war. Alle ausgezeichneten Athener des V. Jahrhunderts haben einmal diesen Weg gehen müssen, oder es hat ihnen dies wenigstens gedroht, und auch eine Anzahl von obskuren. Hier äußert sich der ewige Haß, nicht des Pöbels — denn die Volksmasse denkt oder fühlt eher für den Großstreber, wenn man sie nicht künstlich aufhetzt —, sondern der impotenten Eitelkeiten gegen das Seltene und Einzelne, der Ostrakismos ist eine Erfindung der Strebermasse. Nur hat freilich, solange die Welt steht, die Mediokrität keinen so vortrefflichen Einfall mehr gehabt, sie verschanzte sich förmlich hinter einem Volksgefühl, und so trat denn der Ostrakismos ein, sobald sich an jemanden das öffentliche Zutrauen zu hängen begann, welches in diesem Staate systematisch ausgeschlossen war, bis man es den Demagogen blindlings gewähren lernte. *Der Demos, hochmütig wegen des (marathonischen) Sieges und sich selbst über alles setzend, zürnte denjenigen, welche Namen und Ruhm hatten über die Menge hinaus. Der Ostrakismos war nicht eine Züchtigung begangener Schlechtigkeit, man bezeichnete ihn schicklichkeitshalber nur als Erniedrigung und Züchtigung des Stolzes und eines zu sehr ins Gewicht fallenden Einflusses, er war eine schonende Befriedigung des Neides*, sagt Plutarch bei Gelegenheit der Verbannung des Aristides mit Recht (Aristid. 7).

Vielheit der Strategen und Ostrakismos als Schutzmittel gegen Persönlichkeiten

Sehr zur rechten Zeit, zumal noch früh genug, kamen die Perserkriege. Die athenische Demokratie schien ihre Probe abgelegt, ihre unzerstörbare Weihe erhalten zu haben, indem bei Marathon ihre Hopliten, bei Salamis ihre Seeleute über die Perser gesiegt hatten, und vollends, als an diese Siege sich eine Hegemonie über andere Griechenstaaten anschloß. Vor allem schien die Macht zur See wesentlich mit der Demokratie verschwistert, und im Piräus war man noch demotischer

Die Probe der Demokratie und der Seemacht in den Perserkriegen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gesinnt als in der Stadt. *Es ist ein mächtiges Ding um die bürgerliche Gleichheit*, sagt Herodot, *unter ihren Tyrannen waren die Athener keinem ihrer Nachbarn im Kriege überlegen und wurden, als sie jene losgeworden, bei weitem die ersten* (V. 78).

Die mächtigen Individuen und ihr Schicksal

Aber nicht bloß der Demos war zu einem glänzenden Gefühl seiner Macht gekommen; die reiche athenische Naturanlage und die außerordentlichen Zeiten trieben trotz aller Einrichtungen des Mißtrauens auch mächtige Individuen empor. *Oberhäupter kann die demokratische Republik noch weniger entbehren als die oligarchische, aber ebenso wenig ertragen* (Ranke). *Miltiades* starb im Kerker, *Themistokles* aber, nachdem er mit Athen ein Spiel gespielt, das noch heute den Leser seiner Geschichte mit Schwindel erfüllt, endete als Gast des persischen Großkönigs. Allein die Ausweitung und Befestigung der Hegemonie und die kühnsten Flottenzüge bis nach dem gegen Persien empörten Ägypten gingen ihren Gang weiter. Und dies alles lag auf den Schultern von 20 000 bis höchstens 30 000 Bürgern, welche sich mehr und mehr dem öffentlichen Leben mußten hingeben können, während die Arbeit den Metöken und den (300 000—400 000?) Sklaven oblag. Daher die Einführung des Kriegssoldes, indem ja Heer und Flotte nicht bloß die Hegemoniestaaten (welche ihr Kontingent in Geld bezahlten) zu decken, sondern Athen als Macht überall und zu jeder Stunde zu vertreten hatten —; der Richtersold, indem man nicht die Vermögenden zu Richtern haben wollte, und Athen jetzt das Tribunal auch für die Rechtsfälle der Bundesgenossen wurde, so daß manchen Tag beinahe ein Drittel der Bürger zu Gerichte saß —; der Volksversammlungssold, denn das ganze innere Getriebe wie die auswärtige Politik dieser Macht war Sache eines öffentlich beratenden Volkes geworden, wenngleich etwa ein populärer Staatsmann auf Geheimnisse hindeuten und von gewissen Geldern sagen durfte, man habe sie *für notwendige Zwecke* (Bestechungen in Sparta u. dgl.) verwandt. — Der schädlichste Sold aber war das Theorikon (Schaugeld), welches an die Bürger verteilt wurde teils zur Feier der Feste und Spiele, teils um ihnen das Eintrittsgeld in das Theater zu erstatten, teils für Opfer und öffentliche Speisungen. Die Verschwendung war dabei verhältnismäßig nicht geringer als die der üppigsten Höfe, und später sind Kriege aus Geldmangel verlorengegangen, weil dieses Heiligtum unangetastet bleiben mußte. Dazu kam noch, daß Athen mit den herrlichsten Bauten und Kunstwerken geschmückt und zugleich das Zentrum eines sehr großen Geschäftes wurde.

Die Einführung des Soldes in seiner Bedeutung

Das Theorikon

Perikles, welcher schon das meiste von dem Angeführten zu verantworten hat, schildert in der weltberühmten Leichenrede auf die ersten Opfer des peloponnesischen Krieges das athenische Dasein so, als wären hier Macht und Lebensschönheit wie eine Blume von selber gewachsen, als würde, was anderen Sterblichen Beschwerde macht, hier leicht und wie selbstverständlich erledigt. Dieser Optimismus übt, zumal aus der Ferne von Jahrtausenden gesehen, eine um so größere Täuschung, als er klug und diskret auftritt. Jene so kurzen Jahrzehnte der vollen athenischen Herrlichkeit haben ja zum Frommen aller späteren Zeiten einmal erlebt werden müssen, nicht nur damit das Edelste diesmal geschaffen, sondern noch mehr, damit ein Maßstab gewonnen würde für das, was der griechische Geist überhaupt vermöge, aber die nachträglichen frommen Wünsche, daß es noch recht lange hätte so bleiben sollen, sind völlig eitel, denn der allgemeine Zustand war ins Unmögliche geschraubt, und jede Veränderung konnte kaum anderes als Verderben bringen. Fürs erste hatten die Athener nicht nur ihre sehr wirklichen Qualitäten und Fähigkeiten, sondern auch ihre bösen Leidenschaften, und *Perikles* war gezwungen, neben seiner Art von *Erziehung* auch ihre Gier — nicht zu stillen, denn dies war nie möglich, sondern mit Genüssen jeder Art hinzuhalten. Wäre er reich gewesen wie *Kimon*, so hätte er sein eigenes Vermögen aufgewandt, so aber mußten die öffentlichen Mittel hierzu gebraucht werden. Außerdem wandte sich der furchtbar gesteigerte Ehrgeiz der Athener unvermeidlich gegen ihre Erzieher selbst

Perikles

Die Unmöglichkeit einer langen Dauer der athenischen Herrlichkeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und suchte ihnen vorauszulaufen, und *Perikles* selbst, in seiner letzten Zeit von allen Seiten angefochten, hat eben doch den Ausbruch eines allgemeinen hellenischen Krieges allermindestens wünschbar finden müssen, denn die Jahre waren vorüber, da er hatte können *den Übermut der Leute hinab- und ihr Zagen heraufstimmen*. Ferner waren die Bürger von den vielen Volks- und Gerichtsversammlungen her (dem ἐκκλησιάζειν καὶ δικάζειν) offenbar nervös geworden, denn die beruhigende Kraft der täglichen Arbeit fehlte den meisten. Man braucht nur *Perikles* selber in seiner zweiten Rede anzuhören: ja wir sind verhaßt wie alle, die je sich unterfangen haben über andere zu herrschen, und um großer Ziele willen muß man sich entschließen können, beneidet zu sein; unsere Herrschaft ist tatsächlich eine Tyrannis, aber wenn es unrecht scheint, eine solche ergriffen zu haben, so steht es jetzt gar nicht mehr bei euch, darauf zu verzichten, denn dann käme über euch die Rache. Wie drückend diese Herrschaft auf den Untergebenen lastete, berichtet mit erschreckender Deutlichkeit die *Schrift vom Staate der Athener*. Wenn man aber bei den eigenen Hegemoniestaaten so angeschrieben war, dann konnte auch aus dem *panhellenischen Projekt des Perikles* nichts werden, in welchem man den sonst so klugen Realpolitiker gar nicht wiedererkennt. Ein Kongreß aller europäischen und asiatischen Griechenstaaten in Athen *zum Zwecke des Friedens und gemeinschaftlichen Handelns* lautet schön und ist angenehm näher auszumalen, blieb aber unvermeidlich ein frommer Wunsch, weil Sparta, wie vorauszusehen war, sich widersetzte. Daß es dann beim Ausbruch des Krieges die größten Sympathien bei den Hellenen für sich hatte, wird offen zugestanden.

Die Bundesgenossen (σύμμαχοι) im Attischen Seebund waren zu Unterworfenen geworden

In diesem Kriege hat Athen unendliche Schätze ausgegeben, nicht bloß an Geld, sondern an fähigen, aufopfernden, tapferen Menschen. Aber nach eben dieser Leidenschaft erkor sich Athen auch seine Demagogen, wie z. B. *Kleon*, der den Richtersold verdreifachte, um das arme Volk davon leben zu lassen und es für sich zu haben, daneben aber aus tiefer Verschuldung zu einem Privatvermögen von 50 Talenten gedieh. In der Folge wird dann freilich Athen verzaubert durch seinen glänzenden *Alkibiades*, in ihm und in seiner sizilischen Expedition kommt erst das ganze innere Fieber dieses hochbevorzugten Volksorganismus zum Ausbruch, pathologisch eins der merkwürdigsten Schauspiele der ganzen Weltgeschichte. Den Ausgang des Krieges bildete dann jene entsetzliche Episode der Unterwerfung durch Sparta und der dreißig Tyrannen.

Der Peloponnesische Krieg und die späteren Demagogen

Die innere Bewegung, welche in den einzelnen Staaten diesen Krieg begleitete, war zu furchtbaren Kämpfen zwischen den Demokraten und den noch vorhandenen *Mächtigen* (δυνατοί), Aristokraten oder Reichen ausgeschlagen, und auch in Athen erhob sich nun hierüber ein letzter Kampf. Hier hatten sich seit den Zeiten des *Themistokles* bei allen Parteien und in der Umgebung aller Hauptführer Klubs oder Hetärien gebildet; zur Zeit der vollen Macht des *Perikles* schienen sie verschwunden, jetzt wachten sie wieder auf und scheuten kein Mittel. Einer Fusion sämtlicher antidemokratischer Klubs gelang bereits 411 v. Chr. auf die gewalttätigsten Mittel hin die Einführung einer wesentlich oligarchischen Verfassung, welche freilich nur wenige Monate Bestand hatte. In den nächstfolgenden Jahren finden wir dann die athenischen Oligarchen völlig ausgereift zu den äußersten Entschlüssen und Handlungen. Die Demokratie, als sie seit *Kleisthenes* alles wie selbstverständlich nach ihrem Sinne umgestaltete, hatte vergessen, daß diese Gegner auch Griechen, d. h. ebenfalls zum Unbedingten bereit waren; während manche davon vielleicht gerne weggezogen wären, hatte sie gegen die Auswandernden eine ähnliche offizielle Entrüstung wie die Französische Revolution gegen die Emigranten; daß sie die Fähigen jeder, auch ihrer eigenen Partei zur absoluten inneren Unabhängigkeit erzog, wurde ihr vielleicht erst an *Alkibiades* klar.

Kampf mit der oligarchischen Bewegung und den Hetärien

405 Die (wohlgemerkt äußerst zahlreichen) Oligarchen aber, indem sie den letzten Widerstand gegen *Lysander* brechen halfen, beförderten aus allen Kräften die Niederlage der Vaterstadt, weil jeder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sieg derselben doch nur ein Sieg des Demos gewesen wäre; sie hatten sich vertraut gemacht mit dem Problem, ein ungewerbliches, vom beweglichen Besitz unabhängiges, von der See abgewandtes Athen zu schaffen. Nach der Übergabe bemächtigten sie sich auf die bekannte Weise der Regierung und erhoben den Terrorismus der dreißig Tyrannen, welcher sich neben 1500 Hinrichtungen auch als ein großer Besitzwechsel ankündigte.

Die 30 Tyrannen

Daß Athen im Kriege völlig unterlegen war, erscheint noch wie ein kleineres Unheil daneben, daß die klaffenden Lücken, welche derselbe allmählich in der Bürgerschaft hervorgebracht, mit viel geringerem Stoffe wieder ausgefüllt wurden. Und nun schlotterte der Königsmantel, welcher dem vormaligen, über eine ganze Hegemonie herrschenden Demos gepaßt hatte, um eine magere und eingesunkene Figur, und weil man keine Bundesgenossenprozesse mehr zu entscheiden hatte und doch an das ewige Richten gewöhnt und nach Art Geschlagener voll von Verdacht war, so richtete man jetzt um so viel mehr Athener; eins der ersten Opfer aber hieß *Sokrates*.

Die Kraftlosigkeit Athens nach der Krisis

Bei der Muße, die man genoß, war es leicht, Stellen, Kollegien und Kommissionen, sowohl vorübergehende als bleibende, für alles mögliche zu schaffen. Und nun gewann unvermeidlich neben den stets wechselnden, ausgelosten Mitgliedern solcher Behörden der einzige ständige und geübte Beamte, der Sekretär (γραμματεύς, ὑπογραμματεύς), mit dem wirklichen Geschäft auch den größten Einfluß; dieser war aber oft nur ein Staatssklave. In solche Abhängigkeit von seinen Schreibern ist das alte Venedig nie geraten. Natürlich erließen die Athener, die in späten Korrektiven des unrichtig Angefangenen sehr geübt waren, ein Verbot: nie mehr solle das nämliche Individuum zwei Jahre nacheinander bei der nämlichen Behörde als Schreiber gebraucht werden. Es lohnt der Mühe zu erfahren, wie es bei der hochwichtigen Kodifikation der Gesetze zuging, der Solonischen und der äußerst zahlreichen, zum Teil in ihrer Geltung streitigen, welche seither erlassen worden.

Die Unordnung in den Geschäften und die Abhängigkeit von den Schreibern

Bekanntlich fehlte es in Athen nicht an weisen alten Gesetzen, welche mit Gerühm zitiert werden. Aber, wenn man die Gesetze nicht aufhob, so setzte man doch allmählich neue daneben und ließ es auf den Widerspruch ankommen. Vor Gericht wurden völlig widersprechende geltend gemacht, und zuletzt wurde der Übelstand so schreiend, daß eine Kodifikation unerläßlich schien. Aber gerade dieses Geschäft geriet von Kommission zu Kommission an einen jener Routiniers, den im Sklavenstand geborenen *Nikomachos*, der die Sache nicht nur Jahr um Jahr verschleppte, sondern wirkliche Gesetze ausstrich und falsche fingierte, beides um Geld. Bevor man ihn zur Rechenschaft ziehen konnte, brach mit Ägospotamoi das Unglück über Athen herein. Nach der Herstellung des Staates wurde wiederum ein größeres Kollegium und ein Ausschuß für die Kodifikation ernannt, und durch starke Protektoren kam alles noch einmal wesentlich in die Hände des *Nikomachos*, welcher abermals vier Jahre zögerte und in seinem besonderen Fache, den Kultussachen, sich durch ersonnene Gesetze über neue prächtige Opfer populär zu machen suchte.

Die Übertretungen der Gesetze infolge der Verwirrung in denselben, die Kodifikation des Nikomachos

Der Mensch unserer Rasse wenigstens, sobald er aus der Barbarei auftaucht, verlangt neben dem Staatswesen und der Öffentlichkeit noch ein besonderes Dasein, ein ungestörtes Heim und einen unabhängigen Kreis von Gedanken und Gefühlen. Den Spartanern war es bis zu einem gewissen Grade gelungen, den Menschen der herrschenden Kaste zu einem bloß politischen Wesen zu machen, anderswo dagegen, und ganz besonders in Athen, hatte die Polis, indem sie den einzelnen vorwärts trieb, zugleich die stärkste Entwicklung des Individuellen befördert und die Erwerbung von Privatbesitz und die davon bedingte Anschauung auf jede Weise begünstigt. Nun verlangte der Demos in hohem Grade den Mitgenuß dieses Reichtums in Gestalt von Leistungen der verschiedensten Art, und bis gegen den peloponnesischen Krieg hin war es eine Sache teils der wirklichen Hingebung, teils der Ambition, sich liberal zu zeigen. *Kimon* machte sich seinen Reichtum

Die Ansprüche an die Reichen und deren Ausbeutung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf alle Weise verzeihen. Allein mit den schlimmen Zeiten begann eine eigentliche Ausbeutung, die als solche empfunden wurde, wie wir aus einer Menge von Aussagen erfahren, und die nur deshalb möglich war, weil der Besitzende die Polis nicht verlassen konnte, und weil auch, wenn er entrann, draußen dieselben oder noch größere Gefahren auf ihn warteten.

Die verschiedenen Arten von Leiturgien

Hätte es sich nun bei solchen Leistungen (Leiturgien) nur um Bedürfnisse des Staates gehandelt, so wäre darüber im Sinne des Altertums kein Wort zu verlieren, allein abgesehen von den eigentlichen, oft sehr hohen Steuern gehörte hierher bloß die *Trierarchie* (die je nach den Zeiten sehr verschiedene Verpflichtung zur Ausrüstung von Schiffen); alles übrige war entweder eine nicht immer ganz freie Benefizenz: Ausstattung ärmerer Bürger im Kriege und ihrer Töchter zur Ehe, Übernahme von Begräbniskosten usw., oder es diente rein zur Ergötzlichkeit des Volkes: vor allem die Choregie, d. h. die vollständige Übernahme des Chores für Schauspiele und der lyrischen Chöre für die Gottesdienste und Feste samt Tänzern, Flötenspielern usw.; ferner die sog. *Gymnasiarchie* und deren kostspieligste Gattung, die *Lampadarchie*, ja aller Aufwand für Agone jeder Art; sodann Festgesandtschaften nach fernen Heiligtümern; endlich die Bewirtung zahlreicher Genossen der Phyle oder des betreffenden Demos. Auf Freiwilligkeit ließ man es hierbei durchaus nicht ankommen und diesmal auch nicht auf das Los, vielmehr wählten die zehn Phylen die betreffenden Mitbürger aus, und diese mußten in einer bestimmten Reihenfolge sowohl die alljährlich wiederkehrenden als die außerordentlichen Leistungen übernehmen. Der Versuch, diesen aus dem Wege zu gehen, war nicht rätlich, und im Peloponnesischen Kriege zitterten die Wohlhabenden vor dem Hasse, welchen ihnen eine Ablehnung der Ausbeutung zuziehen könnte. Lange Zeit hielt daneben noch die ererbte Anschauung vor, daß es sich um eine Ehrensache handle, und Gunst bei den Mitbürgern galt wenigstens als nicht leicht entbehrlich, so daß sich viele über Vermögen anstrengten; wer (wie *Plato*) die Mittel zu einer Choregie nicht hatte, ließ sich dieselben eher von reichen Freunden schenken, als daß er sich derselben entzogen hätte; wer aber reich war und mit einer Choregie gesiegt hatte, baute etwa für den ihm als Preis zuerkannten Dreifuß erst noch ein prächtiges Sacellum an der Dreifußstraße.

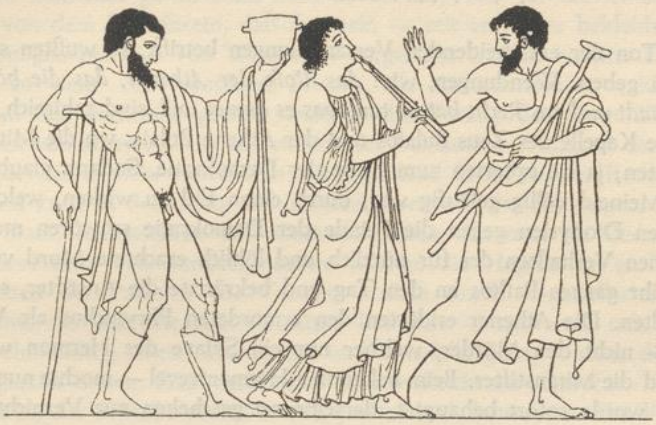
Die Verschwendung für Kunst und die Bedrohung der Besitzenden

Man kann nun sagen: das Geld, welches die Betreffenden sonst doch nur für ihr Privatwohlleben würden aufgewandt haben, sei großenteils in Gestalt hoher Kunstgenüsse des ganzen Volkes ausgegeben worden, und dies mache den Athenern große Ehre; allein der Zwang nahm den Dingen die Weihe. Der athenische Staat hatte die Macht, den einzelnen Besitzenden und Erwerbenden für die (immerhin nur sehr bedingte) Sicherheit, die er ihm gewährte, nach Belieben zu taxieren, der Staat, welcher mit der Zeit auch die Bezahler der höheren Steuern einfach bezeichnete und sogar unmittelbare Geldverteilungen ans Volk sehr demokratisch fand.

Die Herrschaft der dreißig Tyrannen war im Prinzip und in den Hergängen schrecklich gewesen, aber die Manieren des früheren Athen, wie sie sich sofort nach ihrem Sturze herstellten, waren der Art, daß für die Tyrannen doch noch ein Schimmer von Rechtfertigung herauskommt. Der einzige *Lysias* beleuchtet diesen scheußlichen Zustand zur Genüge. *Dies war's*, konnten die überlebenden Anhänger der Tyrannen sagen, *was wir auf ewig unmöglich machen wollten, und jetzt ist es wieder da.* Dinge, wie die Ausbeutung der Reichen, gehen aber eine Zeitlang ungestraft ihren Gang, bis man eines Tages inne wird, daß man einen Boden gefunden hat. Vielleicht von der makedonischen Zeit an werden selbst die Panathenäen sich wieder der Einfachheit befleißigt haben. Später war Athen offenbar arm und lebte von den Fremden. Der Grund aber davon, daß der Demos sich dieses Treiben gestattete, liegt nicht weit ab. Nämlich dasjenige Volk in Athen, welches von der ehrlichen Arbeit abgewandt und an lauter Volksversammlungen und Gerichthalten gewöhnt war, unterlag einer völlig verdrehten und lüsternen Phantasie, so wie ein Tagedieb immer an das Essen denkt;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es malte sich die Habe der Opfer, die mögliche Beute nach seiner Gier aus. Daß andere sich den Steuern und Lasten auf ungerechte Weise entzogen und von sich abwälzten, was sie konnten, versteht sich von selbst; sie waren ebenfalls Athener und wagten bei ihrem Betrug und ihren falschen Zeugen auch etwas; im großen und ganzen aber wird man die Schuldigen in den Verfolgern erkennen und daher zunächst das so gerne zur Strenge neigende Volksgericht (die in zehn Abteilungen sitzende Heliäa) ins Auge zu fassen haben. Die Athener lagen demselben mit um so viel größerem Eifer ob, seit Kleon den Richtersold verdreifacht hatte, was überhaupt einer der stärksten Schritte abwärts gewesen war.



Sieger mit Flötenspieler und Komarch (rotfiguriges Vasenbild)

Der aristophanische Philokleon

Statt aller Antiquitäten könnte es hier hinreichen, den aristophanischen *Philokleon* reden zu lassen, welcher die annehmlichen Seiten seines Richteramtes so vergnüglich hervorhebt. Hier haben wir die Gewißheit, daß jeder einzelne Zug aus dem wirklichen Tun entnommen ist, und daß dieser entsetzliche Philister in Tausenden von Exemplaren vorhanden war: glücklich, sich gefürchtet und von jammernden Verklagten und deren Angehörigen umgeben zu finden; von der Verhandlung, wie von einem kunstreichen Schauspiel unterhalten, da ihm die Unglücklichen und Bedrohten schmeicheln und sogar Possen vormachen müssen; sich weidend an der verantwortungslosen Willkür und dem Schrecken, welchen er verbreiten kann. Der attische Gerechtigkeitssinn war gering, die Wahrheit ohne Wirkung, das Überredenkönnen (τὸ πιθανόν) alles, das Sturmlaufen auf die Richter durch Vorführen von trauernden Familiengliedern und durch Fürbitte einflußreicher Parteigenossen kam häufig vor. Auch durfte man dem Gerichte selber Dinge sagen, die sich keine heutige Jury gefallen ließe. Als kurzes Gesamturteil mag das des Hermogenes bei *Xenophon* gelten: *Die athenischen Richter haben, durch Reden herumgebracht, viele, die nichts verbrochen, hingerichtet und viele Verbrecher freigesprochen.* Fortan wurden im ganzen Altertum vielleicht nicht die höchsten, aber die meisten Kräfte der Redekunst auf den Erfolg vor Tribunalen hin ausgebildet; mit Prozessen hat ja diese Kunst auf Sizilien begonnen, und neben dieser ihrer beständigen und überall vorkommenden Betätigung wirkte mehr nur auf Augenblicke mächtig die Staatsberedsamkeit.

Die Volksversammlung

Der Schauplatz dieser letzteren ist in Athen die berühmte Volksversammlung, welche wie in allen Demokratien wesentlich die Geschäfte des Rates (hier der βουλή der Fünfhundert) usurpiert

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hatte und in hohem Grade zur Regierung geworden war. Das Urteil über sie ist in umfassendem Sinne zugleich das über die Geschichte von Athen, und dieses ist im Vergleich zu anderen Poleis ein relativ günstiges. Sie war und blieb auch seit der Restauration nach den dreißig Tyrannen das zwar unendlich ungleiche, aber ausdauernd lebendige Organ dieses Staatswesens, und während in anderen Städten später die blutigsten Krisen sich wiederholten, blieb durch sie Athen auf dem Weg der Beratungen und Beschlüsse, welche es auch sein mochten. Dieser versammelte Demos wurde wie ein lebendes Wesen betrachtet und gedieh sogar zu einer Idealgestalt in den Händen der bildenden Kunst; weniger respektvoll freilich gingen die Komiker mit ihm um, und bei *Plato* ist er einmal das *große Tier*, μέγα θρέμμα, dessen Launen und Leidenschaften zu studieren für Staatsweisheit gilt.

Was nun den Ton der entscheidenden Versammlungen betrifft, so wußten sie sich vor allem höchst feierlich zu geben. Wendungen, wie: *das Volk der Athener, das die höchste Verfügung über alles in der Stadt und das Recht hat zu tun, was es immer will*, sind zahlreich, und im Gebäude des Rates war eine Kapelle des Zeus Bulaios und der Athene Bulaia, wo die Mitglieder des Rates beim Eintritt beteten; ja sie opferten zum Heile der Demokratie. Sodann glaubte man in einem Volke, dem der Meineid völlig geläufig war, durch einen Eid zu wirken, welchen alle Athener regelmäßig vor den Dionysien gegen die Feinde der Demokratie schwören mußten. War dann wirklich gegen einen Verhaßten der für nützlich und löblich erachtete Mord vollzogen worden, so ließ die Polis ihr ganzes Pathos an den Tag und bekränzte die Anstifter, sie mochten sonst
408 sein, wie sie wollten. Die Athener erklärten den ermordeten Phrynichos als Verräter und bekränzten dann — nicht den Mörder, welcher nur ein Sklave des Hermon war, sondern den Hermon selbst und die Mitanstifter. Beim bekannten Hermenfrevel — mochte nun mitschuldig sein, wer da wollte — wurde sofort behauptet, derselbe sei geschehen zur Vernichtung des Demos, ἐπὶ τῇ τοῦ δήμου καταλύσει, und der Angeber Diokleides wurde als Retter des Staates auf einem Wagen, bekränzt, ins Prytaneion gefahren und dort gespeist; später gestand er, gelogen zu haben.

Ihre Torheiten und Gewaltsamkeiten

Wenn nun aber auch Anlage, Wille und Schicksal hier ein untrennbares Ganzes bilden, so wird doch die Nachwelt immer von neuem versucht sein, mit den Athenern zu rechten. Dieser Staat hat nicht nur in der Leidenschaft die für ihn selber schädlichsten Torheiten und Gewaltsamkeiten beschlossen, sondern auch seine begabten Menschen rasch aufgebraucht oder von sich abgeschreckt. Den seitherigen Jahrtausenden aber ist nicht an Athen als Staat, sondern an Athen als Kulturpotenz ersten Ranges, als Quelle des Geistes etwas gelegen gewesen.

Man kann nun sagen, daß z. B. im peloponnesischen Kriege die Heftigkeit der Volksversammlung und die hingebende Tapferkeit im Kampfe ein und derselbe Pulsschlag gewesen seien, und dazwischen hat ja das Volk auch Augenblicke der Mäßigung und Weisheit gehabt. Aber

Der Feldherrnprozeß

bei dem wahnsinnigen Feldherrnprozeß nach der Arginusenschlacht schrie die Menge: *es sei arg, daß man den Demos nicht wolle machen lassen, was ihm beliebe.* Im folgenden Jahre sollte dann über Athen die volle Macht des Jammers kommen.

Es wird nun zu erörtern sein, unter welche Einflüsse tatsächlich dieses öffentliche Wesen geraten war. Bis zu Ende des peloponnesischen Krieges kann man stellenweise die heimlich schürende Bosheit von Oligarchen anklagen, welchen an demjenigen allgemeinen Umsturz gelegen gewesen, der dann wirklich eintrat. Seit der Herstellung des Staates aber sind es lauter Demokraten, welche in Gestalt von zwei Physiognomien sowohl die Volksversammlung als das Volksgericht zu bestimmen suchen: der Staatsredner (Rhetor, Demagog) und der Sykophant. Beide können in einer Person vereinigt sein. Ihr Gefolge von Klatschern, Auspochern und falschen Zeugen versteht sich von selbst.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zwar tönten die alten großen Worte lange fort, und *Andokides* wagte noch zu sagen: *nicht die, welche ihren Privatsachen nachgehen, machen die Poleis größer, sondern letztere werden groß und frei durch solche, welche sich um das Allgemeine bekümmern.* Aber leider weiß man, wer damals sich vorwiegend um das Allgemeine bekümmerte und weshalb. Bei allem Patriotismus nämlich, und bei allem sehr geweckten Mißtrauen des unberechenbaren Demos, mußten sich die Athener — und nicht bloß von den Komikern — schon früher nachsagen lassen, daß viele irgendwie am Staate reich zu werden suchten (κλέπτειν τὰ δημόσια), und wenn bereits der kecke *Themistokles* bisweilen ein wahres Grauen vor dem Besteigen der Rednerbühne (des βῆμα) äußerte, so kam dies gewiß nicht bloß davon her, daß er die Athener als wandelbar kannte, sondern von dem Bewußtsein, daß ihm sein — seit er Ämter bekleidet hatte — enorm gewachsenes Vermögen plötzlich von Wissenden vorgerückt werden könnte. Erwägt man ferner die Abwendung so vieler vom sonstigen Erwerb, die Anforderungen, welche durch Steuern und Leiturgien an den einzelnen gestellt wurden, die Tötung des Ehrgefühls durch das allgemeine Mißtrauen von allem Anfang an, endlich den bekannten Wagemut der Athener, so wird das bekannte Wort nicht mehr befremden: eine goldene Ernte ist die Rednerbühne (χρυσοῦν θέρος τὸ βῆμα). Und zwar in Beziehung auf das Reden wie auf das Schweigen, durch Ausbeutung von Ämtern im Staat, Kriegsstellen und Gesandtschaften, die man als Redner und Demagog erwarb, durch Geschenke von Bundesgenossen, solange die Hegemonie groß war, durch Bestechung von seiten der Parteien vor Gericht, endlich durch unmittelbaren Eingriff in die Staatsgelder, konnte der einzelne zum Reichtum kommen — nur wird sich die Meinung der übrigen, welche ohnmächtig, meist erwerbslos und ebenfalls gierig waren, diesen Gewinn oft zu glänzend ausgemalt haben. Das Verbrechen aber vielleicht zu schwarz: *Wer am Staatsgute reich werde,* heißt es, *der beraube auch Tempel, Gräber und Freunde, er übe Verrat und falsches Zeugnis und sei ein meineidiger Richter und bestechlicher Beamter usw.* Aber immerhin war die Korruption einträglich und stark verbreitet. Das beweist schon der enorme Ruhm von Finanzbeamten, welche nicht stahlen, z. B. der des Lykurgos, und statt alles anderen die große und lange Jahre hindurch mächtige Clique, welche Philipp von Mazedonien gekauft hatte.

Die Prozesse, die sich über diese Dinge erhoben, namentlich gegen die Feldherren des IV. Jahrhunderts, nicht sowohl wegen Unterschleifs als wegen Bestechung durch die Feinde, wurden dann je nach dem Einfluß und den Druckmitteln von Klägern und Beklagten entschieden. Aber drohende Klagen gegen irgendwelche Leute von Bedeutung galten beim Volke gar zu leicht für Kennzeichen des echten Patrioten und Staatsmannes, als daß man nicht immer wieder damit gekommen wäre, und oft deckte wohl der Ankläger seine eigenen Veruntreuungen am sichersten durch Entrüstung gegen andere. Öfter war es mit Händen zu greifen, daß bei günstigen Friedensangeboten doch gewisse Leute in Athen weiteren Krieg dekretieren ließen, weil sie *aus den Wirren sich persönliche Einkünfte zu machen* verstanden; man hätte ferner ahnen sollen, daß auch gutgesinnte Feldherren sich gegen die athenische Unvernunft durch auswärtige Verbindungen sichern würden — allein das in den fortwährenden Anklagen sich offenbarende Mißtrauen war, wenn auch hie und da berechtigt, eine Krankheit, und zwar eine, die unheilbar sein mußte, weil man sie für ein Zeichen der Gesundheit hielt. Als der untadelige, langjährige Schatzverwalter Lykurgos am Sterben war, ließ er sich in das Buleuterion bringen, um Rechenschaft abzulegen; niemand klagte, als ein gewisser Menesaichmos; Lykurgos widerlegte ihn, ließ sich heimtragen und starb. Als aber jener doch wieder klagte, wurden die Söhne des Verstorbenen, welchem der Demos so viele Kränze und auch Standbilder zuerkannt, in den Kerker gelegt und nur auf eine ernste Warnung des *Demosthenes* hin wieder freigelassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Sykophantentum als System

Für den ganzen Betrieb dieses Systems war nun die große, bewegliche Schar der Sykophanten entstanden, d. h. die *Angeberei* war als ein förmliches Gewerbe anerkannt worden. Ganz gewiß konnte dieser Staat eine solche Hilfe nicht entbehren, sowenig als die spanische Inquisition ihre Kundschafter; die Polis war ja hier, wie das Königtum in Spanien, etwas Vergöttertes, eine Religion geworden, welche gegen jede Abweichung die äußersten Mittel ergreift. Bald kann dann freilich nur noch mit solchen weiter regiert werden. Ohne die Furcht vor den Sykophanten wären viele der Polis davongegangen oder hätten sich den hochgesteigerten Pflichten entzogen, oder sie hätten das öffentliche Wesen noch schamloser ausgebeutet, als sie ohnehin schon taten. Wenn aber irgend etwas beweist, daß hier die Staatsidee über das Vermögen der normalen Menschennatur weit hinausgeschraubt war, so ist es die öffentliche Anerkennung einer solchen sozialen Pest, dieser öffentliche Terrorismus, den wir hundert Jahre nach dem Beginn des peloponnesischen Krieges in derselben Macht und Blüte finden wie vor demselben, und dann noch weiter existierend zur Diadochenzeit bis auf die Römer. Zwar, wenn ein Staat zugibt, daß ein solches Gewerbe keine Schande oder Unbequemlichkeit bringe, so wird sich in allen Zeiten und Völkern das betreffende Personal finden und zu Gebote stellen, aber nur die griechische und vollständig nur die athenische Demokratie hat dies eben deutlich zugegeben und damit alle Bürger von einiger Bedeutung und Habe unter eine solche Aufsicht gestellt. Der Pöbel aber fand natürlich keinen Anstoß an Dingen, welche ihm völlig kongenial und begreiflich waren.

Ich bin ein Zeuge in Inselprozessen, ein Sykophant und Sachenaufspürer, graben mag ich nicht, schon mein Großvater hat vom Angeben gelebt, sagt einer bei *Aristophanes*; es mögen aber die Komiker sonst außer Betrachtung bleiben, weil ihnen die Versuchung und das Vergnügen, diese Figur aufs äußerste zu karikieren, gar zu nahe liegen mochte, auch beschränkt man sich in der Nähe eines solchen Abgrundes gerne auf die rein sachlichen Aussagen. Der Sykophant gibt sich das Ansehen eines Patrioten, er will der Polis und *den bestehenden Gesetzen* behilflich sein; hauptsächlich sollte nachgespürt werden, ob die Bürger den Staatsforderungen in vollem Umfang nachkämen; hatte er für seine Anklage nicht mindestens ein Fünfteil der Richter auf seiner Seite, so mußte er, wie jeder Kläger in solchem Falle, tausend Drachmen zahlen, und wenn er eine erhobene Klage nicht weiter durchführte, ebenso tausend. Allein ein Fünftel Einverstandene, wenn nicht viel mehrere, fand er leicht in einem Heliastengericht, und wenn das Zahlen den Sykophanten wirklich traf, so blieb er es in der Regel schuldig. Zur Zeit des *Lysias* lebte ein Subjekt *(Agoratos)* mit 10 000 Drachmen aufgelaufener Schulden dieser Art; *er aber saß als Richter, er saß in der Volksversammlung, er erhob Staatsklagen aller Art.*

Die Zwangslage der Schuldlosen

Diesem Tun gegenüber findet man nun gerade die Schuldlosen, zumal wenn sie etwas besaßen, in einem beständigen Belagerungszustand. Nikias zitterte vor den Sykophanten sein Leben lang, und wie dies wesentlich über sein und seines Heeres Schicksal entschied, ist schon erwähnt worden. Der xenophonteische Ischomachos, das Musterbild eines trefflichen Mannes, wird beharrlich denunziert. Das Lehrreichste aber ist der Rat, welchen Sokrates seinem ebenso verfolgten Kriton gab: einen Gegensykophanten zu kaufen; man war so glücklich, ein höchst geeignetes Individuum zu finden, den Archedemos, welcher den Sykophanten Schrecken einjagte und dann auch von allen Freunden des Kriton benützt und geehrt wurde, d. h., die braven Leute müssen den nützlichen Schurken an ihren Tisch nehmen. Die dreißig Tyrannen ließen dann viel Sykophanten packen und töten, allein die Sorte wuchs rasch nach.

Vergleichung mit der spanischen Inquisition

Die spanische Inquisition erreichte mit ihren Kundschaftern völlig den gewollten Zweck, weil dieselben (vielleicht mit seltenen Ausnahmen ruchloser Erpressung) von dem Sinne des Instituts

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mitdurchdrungen waren. Der attische Staat hatte mit seinen Sykophanten weniger Glück; diesen lag nämlich in der Regel nichts an den Prozessen, wohl aber alles an dem heimlichen Abkauf derselben. Freiwillige Armut war die beste Sicherung, aber nicht jedermanns Sache. Gleich bei der Prüfung (δοκιμασία), welche der zu einem Amt Ausgeloste bestehen sollte, konnte sich der Sykophant in das Schicksal des einzelnen hineinhängen, und so ging es durch das ganze Leben derjenigen hindurch, bei welchen etwas zu holen war; unaufhörlich stand diese Kamorra daneben, welche man *stillmachen* (πεῖσαι) mußte. Trat der Sykophant nicht auf eigene Spekulationen auf, so tat er es etwa, weil ihn Feinde des betreffenden Opfers dazu erkauft hatten, welche dann mit ihm geteilt haben werden. Wer *seine Habe nicht hergab*, wurde verfolgt, und gerade die Unschuldigen ließen sich das meiste erpressen, damit nur von keinem Prozeß etwas laut werde, dem sich die ehrlichen Leute aus allen Kräften entzogen, und den ja auch der Sykophant gerne vermied. Denn kam es zu einem solchen, so war sein Klägeranteil an der Strafsumme gering, während er bei Wegfall des Prozesses ohne alle Mühe eine ganz andere Summe erpressen konnte. Stand er aber von einem schon angehobenen Prozeß ab, so werden ihm die tausend Drachmen, in die er verfiel, oft durch sein Opfer reichlich ersetzt worden sein. Geschah letzteres nicht, so führte er den Prozeß weiter, und gerade da, wo das verfolgte Recht hätte seine Zuflucht haben sollen: *Gerichtshof, Agora, Gesetz, Zeugen* — da operierte ja der Sykophant am ehesten mit seiner vollen Kraft. Dem bejahrten *Aristoteles* wurde nach Alexanders Tod mit einer Asebieklage von jener ebenso gefährlichen als läppischen Gattung zugesetzt, vielleicht nur um ihn zu brandschatzen, worauf er sich nach Chalkis unter mazedonischen Schutz begab. Scherzhaft schreibt er an Antipatros, er habe nicht in einer Stadt bleiben mögen, wo wie in den Gärten des Alkinoos Feige an Feige — σῦκον ἐπὶ σύκῳ — stände.

Dauer des Systems

Es wäre irrig zu glauben, daß die im Laufe der Zeit so völlig durchschauten, durch entschlossene Redner gewiß hundertmal entlarvten Sykophanten hätten unmöglich oder doch machtloser werden müssen. Noch bei *Demosthenes* erfahren wir von Sephanos, dem Zuhälter der Neära, der da auflauerte, ob er nicht jemand bei einem Sittlichkeitsvergehen gegen seine Frau oder Tochter als angebliche Bürgerinnen ertappen und dafür brandschatzen könne, also den Sykophanten im eigenen Hause spielte. *Demosthenes* sagt den Richtern: *Ihr habt noch keinen der Sykophanten bestraft, wie es seine Schlechtigkeit verdient, sondern laßt es euch fortwährend gefallen, sie anzuhören, ganz als bestände die Rettung des Demos in recht vielen Angeklagten und Sykophanten.* Wie Nattern, *wie Skorpione mit erhobenem Stachel*, sah man sie auf der Agora hin- und herhuschen und nach Opfern zur Ausbeutung spähen.

Athen hat nun allerdings trotz dieser Art von Helfern als Staatswesen weiter gelebt, und es ist dies sogar ein Zeichen sehr großer Lebenskraft. Wenn man aber das stille Unheil deutlich beisammen wahrnehmen könnte, welches dieser Zustand mit sich geführt hat, so würde man doch wohl sehr erstaunen.

Die Schwere der Strafen

Dieses Athen aber mit seiner so zweifelhaften Gerechtigkeit liebte schwere, pathetische gerichtliche Strafen, wie auch andere Poleis taten. Jedes Vergehen wurde hier, abgesehen von seinem sonstigen Belang, als Bedrohung des Staates, als Minderung seiner Sicherheit betrachtet. Demnach hatte jeder Prozeß die Neigung, in das Politische überzuschlagen, und die Strafen erhielten so, weil die Polis die eigentliche Religion des Griechen war oder sein sollte, völlig das Ansehen einer Rache wegen Verletzung eines Heiligsten. Hieraus erklärt sich ihre außerordentliche Schwere, indem zumal die Todesstrafe, die neben Geldstrafen und Atimie in diesem Strafrecht die hauptsächlichste Rolle spielte, auch für ganz untergeordnete Vergehen in Anwendung kam. Auch mit den anderen Strafen war man aber freigebig, zumal mit den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verschiedenen Graden der Atimie, die sich bald auf eine beschränkte, bald auf eine unbeschränkte Zeitdauer erstreckte, bald mit Konfiskation verbunden war, bald nicht, und bei der unter Umständen dem ersten besten aus dem Publikum gestattet war, das betreffende Individuum zu malträtieren. Auch der Asebieprozeß nimmt denselben Charakter der unsinnigen Heftigkeit an, weil es eben auch die Polis ist, welche ihn erhebt. Nie und nirgends hat ein so lächerliches Mißverhältnis existiert zwischen der Rache für beleidigte und bezweifelte Götter und der ethischen und theologischen Geringfügigkeit eben dieser Götter. Auch das Furchtbarste, das Unbegrabenbleiben durfte in den Strafparagraphen dieses Staatswesens für den Staatsverbrecher unmöglich fehlen. So wurde die Leiche Antiphons, der im Jahre 411 beim Rückgang der Oligarchie der Vierhundert hingerichtet worden war, über die Grenze geworfen.

Die Asebieprozesse

Hierher gehören auch die vielen im Namen der Polis erlassenen Verfluchungen, wobei der im tiefsten Grunde laienhafte Staat sich kirchlich gebärdet, sobald er in Wut gerät. Einen tiefen Schrecken vor Flüchen, zumal von seiten der Eltern, weist uns schon der Mythus und dann auch die Denkweise der historischen Zeit. Einmal ausgesprochen, sind sie eine objektive Macht. Das Lächerliche lag nun aber darin, daß man dieses Gefühl auch für die Verfluchungen einer Polis glaubte in Anspruch nehmen und durch Flüche gegen irgendeinen Feind dieselbe objektive Wirkung hervorbringen zu können wie im Mythus; es war aber lauter schlechte Nachahmung. Sehr pathetisch verfuhr man auch bei Bundesschwüren. Als Aristides den Bund mit den Bundesgenossen Athens beschwor, warf er nach dem Aussprechen der Flüche glühendes Eisen ins Meer, womit er sagen wollte, die Flüche gegen die Übertreter des Bündnisses sollten nicht eher ihre Wirkung verlieren, als bis das ins Meer gesenkte Eisen oben auf dem Wasser erschiene. Besser läßt es sich hören, wenn man nur einen *gefährlichen Augenblick* binden will, wie dies der nämliche Aristides tat, als er während des Mardonioskrieges den Antrag stellte, die Priester sollten Flüche erlassen gegen solche, die mit den Persern verhandeln oder das Bündnis der Hellenen verlassen würden; aber auch hier konnte man sehr fehlgehen.

Die Verfluchungen der Polis

Auch abgesehen von diesen konditionellen Flüchen, welche übrigens ihre Parallele in der konditionellen Selbstverfluchung bei Beteuerung von Unschuld haben, suchte man die Zukunft durch drohende Psephismen zu binden, welche gegen jeden Atimie oder Todesstrafe festsetzten, der je das Gegenteil von irgend etwas für gut Befundenem beantragen würde. Die Lächerlichkeit, daß eine am Ruder befindliche Partei durch solche Drohungen die späteren Geschlechter glaubt verpflichten zu können, kommt übrigens schon vor der Demokratie vor, der man sie sonst zuerst zuzutrauen geneigt wäre; denn schon die Eupatriden verhängten Todesstrafe gegen denjenigen, der einen Angriff auf Salamis vorschlagen würde; man kann vielleicht sagen, daß in der Polis überhaupt — ähnlich wie im französischen Konvent — ein Beschluß desto heftiger ewig und unangreifbar zu sein begehrt, je unvernünftiger er ist; nur haben wir schwerlich ein Recht, sie deshalb zu verurteilen; denn wir binden die Zukunft auf noch törichtere Manier, indem wir im Namen des Fortschritts für die kommenden Geschlechter Schulden machen.

Neben dem konditionellen Fluche kommt sodann der gegen bestimmte vorhandene, aber flüchtige Personen in contumaciam verhängte vor. *Priester und Priesterinnen standen fluchend nach Westen gewandt und schwangen purpurne Gewänder in die Luft nach dem uralten Brauche.* So erging man sich gegen Alkibiades, nachdem man ihn zu Tod und Konfiskation verurteilt hatte. Als man hernach den nämlichen Alkibiades wieder wie einen Schutzgott empfangen mußte, mußten die angesehensten Priester, die Eumolpiden und Keryken, die Flüche auf Befehl des Demos zurücknehmen (ἀφοσιοῦν); dabei redete sich der Hierophant Theodoros dahin aus, er habe

Verfluchungen in contumaciam

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Alkibiades eigentlich gar nicht verflucht gehabt, außer für den Fall, daß derselbe dem Staate Böses zufüge!

Die Ehren und Belohnungen als Gegenstück zu den Strafen

Das Gegenstück zu den vielen Strafen sind dann die Ehren und Belohnungen, welche dieser Staat austeilte, während er sich im größten Maße von Strebern ausbeuten ließ und die Redlichen weder schützen konnte noch wollte. Zwar tat Athen, wie übrigens auch andere Poleis, mit der Gestattung der wichtigsten Gunst, nämlich der Erteilung des Bürgerrechts im großen Stile, nach der Zeit des Kleisthenes höchst kostbar, und die Einbürgerung der mit dem Leben davongekommenen Platäer und der Sklaven, die sich in der Arginusenschlacht gut gehalten, werden die einzigen Fälle von Aufnahme größerer Massen in das Bürgerrecht sein. Die Aufnahme war nur gültig, wenn sich in geheimer Abstimmung über 6000 Stimmen dafür erklärt hatten; da schon vorgekommen war, daß der Demos durch Reden betrogen wurde, war gerichtliche Anfechtung des Verfahrens möglich, und endlich durften die Aufgenommenen nicht Archonten werden und kein Priestertum empfangen. — Jedenfalls teilte man sehr reichlich Kränze, den Titel *Wohltäter* (εὐεργέτης) *des Volkes*, das Recht in Behörden und bei Festen auf den vordersten Bänken zu sitzen (προεδρία) und seine Sache vor Gericht vor anderen anhängig machen zu dürfen (προδικία) aus; es waren dies Ehrungen, die nicht viel kosteten, und die man einfach nach den Sympathien des Augenblicks bis auf Sänger, Gitarr-, Ball- und Taschenspieler vergab. Eine eigentümliche Ehrenbezeigung war die Speisung im Prytaneion, die oft für die ganze Dauer des Lebens dekretiert wurde und bisweilen erblich war. Lebenslänglich hatten sie vor allem die athenischen Olympioniken (mit ihrem ohne Zweifel gesegneten Appetit), ferner verdiente Staatsmänner, siegreiche Feldherrn, Wohltäter, wie der Arzt Hippokrates, und andere verdiente Personen. Im IV. Jahrhundert scheint man damit verschwenderisch umgegangen zu sein; damals mag auch der Enkelin des Aristides *so reichliche Speisung als den Olympioniken* gewährt worden sein. Auch die Nachkommen des Harmodios und Aristogeiton und Mordanstifter gegen sonstige Tyrannen gehörten zu dieser offenbar recht bunt gewordenen Gesellschaft.

Völlige Unsicherheit der Justiz

Es kam wenigstens in Athen (und wohl fast hier allein) nie zur Schuldaufhebung und Landverteilung. Noch um 400 v. Chr. soll es in dem kleinen Attika über 10 000 grundbesitzende Bürger neben bloß 5000 Nichtbesitzenden gegeben haben. Neben den Bürgern aber saßen die fleißig arbeitenden Metöken und zahlten gewiß so genau als möglich ihr Metökengeld und jede ihnen sonst auferlegte Steuer; beim Ausbleiben des ersteren konnten sie nämlich als Sklaven verkauft werden. Sie waren ohne Zweifel sehr für die Dauer der Demokratie bei dem über sie herrschenden Volke gestimmt, seitdem die Reichen unter ihnen zur Zeit der dreißig Tyrannen waren getötet worden. Vielleicht war dies geschehen nicht bloß um ihres Reichtums willen, sondern weil die Oligarchie diese ganze Kaste unten halten mußte, wenn ihr Ideal, das geschäftslose, von der See abgewandte Athen, zur Wirklichkeit werden sollte.

8. Die Demokratie außerhalb Athens

Der ganze Unterschied zwischen Rom und den Griechenstädten lag schon darin, daß dort die Besitzenden (εὔποροι) eine ganz andere Widerstandskraft entwickelten als hier. In Griechenland aber begann, als die Gleichheit da war und man nicht mehr um Prinzipien und Rechte zu kämpfen hatte, der Krieg zwischen reich und arm in manchen Städten schon sogleich mit Eintritt der Demokratie, anderswo nach einer längeren oder kürzeren Zwischenzeit der Mäßigung.

Die ökonomische Revolution

In der alten Zeit der Geschlechterherrschaft nämlich hatte man die Misere kaum gekannt. Erst die Gleichheit der Rechte machte die Ungleichheit der Lage recht fühlbar. Ein Ausgleich durch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Arbeit aber, welche der Reiche bedurft und der Arme gegen Lohn geleistet hätte, war unmöglich wegen der allgemeinen Antibanausie. Jetzt wurde der Arme inne, daß er als Herr der Stimmen auch Herr des Besitzes werden könne. In Athen und wohl auch sonst ließ er sich zunächst honorieren für seine Anwesenheit in Volksversammlungen und Gericht, dann verkaufte er seine Stimme, besonders als Richter, lud den Reichen alle Arten von Leiturgien auf und verfügte Konfiskationen (samt Exil) ohne alles Recht — außerhalb Athens dann erfolgte Annullierung der Schulden und allgemeiner Umsturz. Denn bei den ersten Mitteln war das Gefühl der Misere, nämlich das Gelüste, immer nur weiter gewachsen. Der Besitz hatte alle Weihe verloren, und jeder maß sein Recht nur nach seinem sogenannten Bedürfnis (d. h. Gelüste). Und für all dies genügte eine momentane Stimmenmehrheit. Überall sieht man nur Revolution und Gegenrevolution, nur Faktionen am Ruder, alle Fügsamkeit ist nur erzwungen und voll Hintergedanken an Umschwung.

Die Ansichten des Aristoteles über die Demokratie

Ein großer Teil der Ausführungen des *Aristoteles* bezieht sich auf diese Klassenkämpfe. Er schreibt in einer Zeit, da die verschiedenen Staatsformen schon ihre Proben abgelegt hatten bis in alle Schattierungen hinein, und hält namentlich wenig von denjenigen Oligarchien von Besitzenden, welche damals sich hier und da zu behaupten suchten, indem dieselben ihre Stellung noch mehr mißbrauchten als anderswo der Demos. Auch gibt er ja den entscheidenden Satz zu, daß viele zusammen einsichtiger und regierungsfähiger, ja besser sein könnten als jeder einzeln, wenn nur diese Menge (πλῆθος) nicht gar zu sklavenartig (ἀνδραποδῶδες) sei. Von derjenigen gemäßigten Demokratie aber, welche ihm als das Vorzüglichste erscheint, gesteht er, daß sie kaum irgendwo vorhanden gewesen sei; auch weiß er: alles wirkliche Einführen des Richtigen scheitert daran, daß man die, welche imstande sind Gewalt zu üben, nicht dafür gewinnen kann; er ist kein Utopist, der Wünschbarkeiten ausmalt, und kein Träumer, der sich in Hoffnung einwiegt. Wirkliche Bürger sind für ihn nur die, welche die Waffen tragen; die Volksversammlung derselben soll nur zum Behuf von Wahlen, Rechenschaftsablagen, Verfassungsänderungen und den höchsten Beschlüssen über Krieg und Frieden zusammentreten, ohne Diskussion, nur mit Ja oder Nein entscheiden, und was ihr nicht gefällt, wieder an die Behörden zurückweisen. Die Regierung aber bleibt den gewählten oder ausgelosten Beamten überlassen. Die Ämter dieser verlangt er nur klein an Vollmacht, aber lange dauernd, weil kurze mit großer Vollmacht ihren Mann korrumpieren, er fordert vor allem, daß dabei kein Gewinn sein dürfe, weil nur dann die Nichtsbesitzenden darauf verzichten werden. So kommt die Leitung des Staates von selbst an die Wohlhabenden (εὔποροι), Gebildeten (ἐπιεικεῖς).

Am besten gediehe (VI, 2) eine volle Demokratie noch unter Bauern, welche zu arm sind, um oft als Volksversammlung zu sitzen und sich mit Wahlen und Rechenschaften begnügen, so daß die Vermöglichen die Ämter führen können, tadellos und ohne Druck. Nützlich wären jene alten Gesetze, wonach keiner Land über ein bestimmtes Maß hinaus erwerben und jedes einzelne Landlos unveräußerlich bleiben sollte. Wo ein Marktpöbel ist, sollte man wenigstens die Volksversammlung nie ohne das Landvolk halten. Zunächst käme dann ein Volk von Hirten, welche namentlich im Kriege viel aushalten können. Die übrigen *Arten der Menge* sind sämtlich viel schlechter, und hier nimmt nun die Volksherrschaft diejenige Gestalt an, welche die herrschende wird.

Freiheit und Gleichheit (ἐλεύθερον καί ἴσον IV, 4 und 11; V. 7) bestehen nur darin, zu tun, was jedem beliebt; alle drei Gewalten, die über das Allgemeine beratende, die regierende und die richtende sind in der Hand der Menge; diese herrscht und nicht das Gesetz, sobald Volksbeschlüsse an die Stelle der Gesetze treten; der Demos wird ein aus den vielen zusammengesetzter despotischer Monarch und gleicht der Tyrannis darin, daß beide mit Gewalt über Bessere

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

herrschen. Was beim Tyrannen die Befehle, das sind hier die Psephismen, was dort der Schmeichler, das ist hier der Demagoge; dieser ist's, welcher das Volk dahin treibt, seine Beschlüsse über die Gesetze zu erheben, und indem er alle Dinge vor den Demos bringt, wird er selber groß. Man will entweder (VI, 1) nicht beherrscht oder doch nur so beherrscht sein, daß die Reihe auch an einen kommt, auch bringen die Ämter und Stellen jetzt Gewinn und sind nicht mehr wie früher zeitweilige Dienstleistungen, von welchen man gerne wieder zu den eigenen Geschäften zurückkehrt (III, 4). Daher jetzt möglichst kurze Amtsdauer (VI, 1) und wo noch lebenslängliche Ämter übrig sind, Abschaffung oder möglichste Beschränkung derselben, auch soll kein Amt zweimal an denselben kommen, mit Ausnahme der Kriegsämter. Dies Volk von Banausen, Krämern und Tagelöhnern ist bei seinem Herumtreiben (IV, 5) immer zur Volksversammlung bereit. Nur, wo der Staat nicht reich genug ist, dieselbe zu besolden, läßt der Demos eher den Rat machen; sobald aber die Mittel irgend zum Solde reichen, nimmt er dem Rate alle Macht und reißt alle Entscheidungen an sich. Der fehlerhafte Kreislauf vollendet sich dann, namentlich in den volkreichen Demokratien, durch die Mißhandlung der Reichen und Angesehenen (εὔποροι, γνώριμοι) in folgender Weise: statt weniger Volksversammlungen und kurzer Gerichtssitzungen ist das Gegenteil zur Übung geworden; das häufig und massenhaft versammelte Volk begehrt Sold; wo hierzu die Staatsmittel nicht hinreichen, greift man auf jene entweder durch Steuern oder durch Gütereinziehung vermittelst verworfener Gerichte auf Betrieb der Demagogen. Aristoteles fügt (VI, 3) hinzu: infolgedessen sei schon manche Demokratie gestürzt worden. Von den Staatsgeldern überhaupt solle kein sogenannter Überschuß an die Besitzlosen verteilt werden, was bei diesen doch nur auf das Eingießen in ein *durchlöchertes Faß* herauskomme, wobei die Demagogen sich selber bedenken und bald wieder desselben Mittels bedürfen. Andererseits müßte dafür gesorgt werden im Interesse der Besitzenden selbst, daß die Menge *nicht allzu arm* sei, indem man ihr *Tätigkeiten* schaffe. Endlich findet Aristoteles auch dies und jenes aus der Waltung der Tyrannen in der extremen Demokratie wieder: Die Anarchie der Sklaven, der Weiber und der Kinder und die Gleichgültigkeit darüber, daß jeder lebt, wie es ihm gefällt.

Das numerische Verhältnis der Oligarchen zum Demos

Damals tobten durch die meisten Gegenden Griechenlands die furchtbarsten Kämpfe zwischen den Demokraten und den noch vorhandenen Mächtigen (δυνατοί), Aristokraten und Reichen, wobei jene als athenische, diese als lakedämonische Partei galten. Vor allem darf man nicht aus dem Worte *Oligarchen* schließen, daß diese Klasse nur aus wenigen bestanden hätte, offenbar hat man es oft mit Tausenden, mit dem ganzen besitzenden Stande zu tun. Dies wird vorzüglich klar bei den schrecklichen Hergängen von Kerkyra. Hier kommt man schon mit den Zahlen bei Thukydides bis gegen 1000, und Diodor rechnet die umgekommenen Vornehmen sogar zu 1500, und doch war der siegreiche Demos noch nach 14 Jahren vor den überlebenden Flüchtlingen in Sorge und erklärte deshalb Sklaven zu Freien und Fremde zu Bürgern. In Argos konnten tausend junge Leute aus den Wohlhabenden, da sie auch kriegsgeübt waren, die Demokratie abschaffen und (wenn auch nur auf kurze Zeit) eine Aristokratie bilden.

Verfolgung und Ausrottung der Reichen

Der Demos seinerseits hatte oft schon frühe bei seinem Emporkommen die Güter des Adels geradezu verteilt, jetzt legte er, wo er herrschte, seine *Gleichheit aller Freien*, ἰσονομία und ἰσηγορία, dahin aus, daß er den nunmehrigen oberen Stand, die Reichen, verfolgte und ausrottete oder doch auf alle Weise unten hielt. *Da schlagen Demokratien um durch die verzweifelte Gegenwehr der Besitzenden* (οἱ τὰς οὐσίας ἔχοντες), *weil ihnen die Demagogen, die nach unten schmeicheln müssen, den Besitz mit Teilung und die Einkünfte mit Leiturgien bedrohen und ihnen dabei mit Sykophantie und falscher Anklage zusetzen, um ihr Vermögen einziehen zu können.* Öfter genügte, daß etwa der herrschende Demos Niederlagen im Felde erlitten hatte, so wie früher aus ähnlichem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Grunde Aristokratien sanken. Natürlich verbanden sich dann die siegenden Oligarchien von Stadt zu Stadt; unter der Ägide Spartas half man den Oligarchien anderer Poleis gegen ihren Demos empor. Im Innern aber war man, wo der Demos nicht ausgetrieben worden, angewiesen auf das allerschärfste Parteiregiment; Behörden und Ämter kamen ausschließlich an solche, die gegen den Demos mitgekämpft hatten und (wenn man ausgetrieben gewesen war) an die, welche mit zurückgekehrt waren (συγκατελθόντες).

Zu einer Fusion der Parteien kam es nie oder kaum auf Augenblicke. Aristoteles sagt (IV, 9): *Welche Partei auch Meister wird, es entsteht keine gemeinsame Politie, sondern die Sieger nehmen die Gewalt als Kampfpreis in die Hände und richten entweder eine Oligarchie oder eine Demokratie ein.*

Massenmorde an den Oligarchen

In weit überwiegendem Maße aber siegte oder behauptete sich in den griechischen Städten die Demokratie, namentlich seit Leuktra, als Sparta sich selbst nicht mehr decken konnte, geschweige denn die auswärtigen Oligarchien. Das Hauptmittel des Erfolges waren wiederholte Massenmorde. Um die Zeit von Leuktra erschlug in Argos die Menge zwölfhundert Bürger mit Stöcken (Skytalismos) und tötete auch die Volksführer, als diese zur Ruhe mahnen wollten, worauf der entsetzlichste Zustand erst recht eintrat: beständiger Krieg mit stärkeren Nachbarn, jährliche Verwüstung des Gebietes, und dann regelmäßige Hinrichtung reicher und angesehener Bürger *mit solcher Freude, wie man sonst kaum Feinde tötet.*

Es war nun allerdings an dem, daß man in Beziehungen auf die Verfassungen nur noch Demokratien und Oligarchien kannte, sowie man im gemeinen Leben unter den Winden nur noch zwischen Boreas und Notos unterschied und den Euros bei diesem, den Zephyros bei jenem unterbrachte. Daß und weshalb die Tyrannis damals im eigentlichen Griechenlande nicht gedieh, wurde oben erörtert. Wenn aber die Demokratie dem Aristoteles wenigstens sicherer und dauerhafter erscheint als die Oligarchie (IV, 9), so ist ihm doch der *klägliche Zustand aller Staaten* eine allgemein feststehende Tatsache.

Überall war durch die beständigen Volksversammlungen alles momentan und willkürlich geworden; ihre Beschlüsse banden sich an keine früheren Beschlüsse desselben Volkes und durchlöcherten die Gesetzgebungen; außer dem Schrecklichen, außer der Angeberei, welche aller Orten blühte, machte sich oft noch deutlich der größte Mutwille geltend. *Geschmacklose, ungebildete Menschen, im Übermut ihrer Kraft, höhnen die Kampfrichter bei den Agonen, schmähen die Choregen an den Dionysien und spotten der Strategen und Gymnasiarchen.*

Streben nach Ausgleichung des Besitzes

Immer von neuem aber erhebt sich das Streben *der bösen Rhetoren und Demagogen, die, welche etwas zu besitzen scheinen, den Nichtsbesitzenden gleichzumachen.* Die Polis konnte schon aufbrausen, wenn einer sein väterliches Vermögen auf eigene Faust durchbrachte, ganz als wäre dies ein Raub an ihren Aussichten. Die Abderiten zogen ihren großen Mitbürger Demokrit vor Gericht wegen Verschwendung des Ererbten, doch sprachen sie ihn wenigstens frei, als er ihnen seinen Diakosmos und das Stück *über die Dinge im Hades* vorlas und erklärte, dies sei es, worauf er seine Habe verwandt. Wie in Athen die Konfiskation auch in ganz gewöhnlichen Zeiten einfach als Mittel zur Aufbesserung der Finanzen gebraucht wurde, so wird es auch anderswo reichlich geschehen sein. Fremde Schiffe werden einfach zu Prisen gemacht, unter Vorbehalt, den Geschädigten nachher Ersatz zu leisten; die Reichen müssen auf einmal ihr Silber hergeben und erhalten dafür eiserne Marken, welche man später wieder einziehen will; wenn aber gerade bei Anlaß einer Revolution die Reichen im Kerker sitzen, brandschatzt und verbannt man sie, und es will schon etwas heißen, daß man sie nicht tötet, d. h. ihnen nicht Rückkehr und Vergeltung materiell unmöglich macht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als *Timoleon* in Sizilien auftrat, schauderten die Sikelioten vor allem, was Rednerbühne und Agora hieß, weil von daher alle Tyrannien über sie gekommen waren, aber auch Timoleon konnte nichts als überall Demokratien herstellen. Auf diesem Boden wächst nichts anderes mehr, bis die großen Monarchien kommen. Schon daß so viele griechische Städte und fast alle Kolonien Seestädte waren und die gegenseitige Einwirkung in betreff von Staatswesen, Denkweise und Verkehr so leicht, hielt einen beständigen Geist der Neuerung aufrecht. *Die See ist eine Lehrerin des Bösen* (θάλασσα πονηροδιδάσκαλος), seufzt schon Plato, und Cicero in einer langen und beredten Auseinandersetzung führt dies weiter aus.

Die Flucht der Gebildeten vom Staate

Die Gebildeten (χαριέστατοι), welche vermocht haben würden, das öffentliche Wesen durch ihre Tüchtigkeit zu stützen, hielten sich von der Mitte des V. Jahrhunderts vom Staat zurück und legten sich aus Furcht auf das Privatleben, während die Staatssachen den bösesten und frechsten Bürgern anheimfielen. — Das Klagen hierüber hat jedoch schon im Altertum nichts geholfen, und vom IV. Jahrhundert an wird diese Flucht vor dem Staat bei einer gewissen Bildung und Denkweise beinahe zur Regel. Viele mögen ohnehin bei den Stürmen ihrer Poleis als Oligarchen der Brandschatzung, Verbannung, Ermordung unterlegen sein, und jedenfalls war der Nachwuchs bedroht und beschränkt. Nun sind aber damals die wichtigen Menschen für die Welt und ihre Kultur nicht mehr die Staatsmänner und was sich als solche gab, sondern die Leute von *Geist* im weitesten Umfang des Wortes.

Die wechselseitige Aufreibung

Von der späteren Zeit der demokratischen Polis, seit der Schlacht von Chäronea, wendet sich der Blick bekanntlich gerne ab, es ist aber alles eine Kette von Ursachen und Wirkungen bis zur gegenseitigen Ausrottung, bis zur Verödung desjenigen Griechenlands, das die Römer übernahmen, und dieser Krankheitsgeschichte wird sich die Darstellung, sobald sie objektiv verfahren soll, nie entziehen können. Das Hauptübel war, daß sich die Demokratie mit der starken antibanausischen Gesinnung gekreuzt hatte, daß die Gleichheit der Rechte mit der Abneigung gegen die Arbeit zusammengetroffen war, worauf die Nichtstuer die Mittel des Stimmrechts und des Gerichtswesens auf permanente Bedrohung der Besitzenden wandten. Es ist wahnsinniger Mißbrauch der Majorität in einer Sache, welche unvermeidlich auch diese wieder in eine Majorität und Minorität spalten muß; eigentliche Oligarchen gibt es längst nicht mehr, man nennt nur jederzeit die Opfer so. Den Ausgang nahmen diese Dinge, wie man aus Polybios ersieht, in städtischen Katastrophen ohne Ende und auch noch in Fehden von Polis gegen Polis, wobei die wachsende Verarmung auch den Bezug von Sklaven sehr eingeschränkt haben kann. Deshalb haben später Strabo, Plutarch, Dio Chrysostomos und Pausanias auf ihren Reisen in Griechenland so viele weite Einöden mit Städteruinen durchwandern müssen.

9. Lebenszähigkeit der Stadtbevölkerungen

Es sind drei Eigenschaften, welche damalige Stadtbevölkerungen von allen neueren unterscheiden: der feste innere Zusammenhalt wenigstens der entscheidenden Volksquote, der Abscheu gegen jede Unterordnung nach außen und die Verpflanzbarkeit. Kein neueres Stadtvolk hätte sagen dürfen, was das von Xerxes bedrohte Athen durch den Mund des Themistokles (VIII, 61) vor der Schlacht von Salamis sagen durfte: es besitze eine Polis und eine mächtigere als die Widerredner (die Korinther), solange es zweihundert Schiffe voller Leute habe, welche nötigenfalls nach dem großgriechischen Siris fahren könnten. Nur im Hinblick auf diese große Beweglichkeit begreift man auch, wie die Peloponnesier nach dem Siege von Mykale (IX, 106) den Vorschlag machen konnten, die Leute aus den ionischen Städten nach denjenigen Städten von Hellas überzusiedeln,

Die Verpflanzbarkeit der Bürger

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deren Einwohner mit den Persern gehalten hatten. Und ebenso die Voraussetzung, daß man einer Bürgerschaft proponieren könne, während eines Krieges ihre Stadt zu räumen und sie einem anderen Volk als Pfand zu überlassen, um sie nachher wieder zu beziehen. Die Bürgerverpflanzungen in Sizilien schon durch die Tyrannen des V. Jahrhunderts sind abnorm, aber auch die wieder frei gewordenen und hergestellten Bürgerschaften der Insel bleiben ähnlicher Entschlüsse fähig, wie die Ereignisse von Leontinoi so sprechend lehren. Überall halten griechische Einwohnerschaften Schicksale aus, bei welchen alle neueren sich sofort auflösen würden, weil die letzteren eben wesentlich nur dies und nicht Bürgerschaft in antiker Bedeutung sind. Auch Heere getrauen sich in weiter Ferne eine Bürgerschaft zu werden, wenn es sein muß. Auf dem sizilischen Feldzuge der Athener durfte Nikias, als er nach der unglücklichen Hafenschlacht ins Innere abzog, seinen Leuten sagen: *denket, daß ihr sogleich eine Polis sein könnt, wo ihr euch auch niederlasset.* Auch in der Anabasis fühlen sich die Griechen beständig als Lagergemeinde, so bunt ihre Herkunft ist, und Xenophon war nahe daran, mit ihnen am Pontus eine Stadt zu gründen.

Wo in der Ferne auch nur ein Rest einer vertriebenen Bürgerschaft übrig ist, kann ein solcher auch nach vielen Jahrzehnten wieder zu seiner Heimat gelangen, wie die in Athen beherbergten Platäer nach dem Frieden des Antalkidas, und als die Thebaner sie noch einmal vertrieben, wurden sie 36 Jahre später (nach Chäronea) abermals zurückgeführt durch König Philipp.

Die Wiederkehr der Platäer, die der Messenier

Weit das größte Beispiel jedoch von einer Neusammlung und Herstellung Vertriebener bezieht sich auf ein ganzes Volk, welches erst durch das Exil gleichsam zum Gefühl einer Polis scheint erzogen worden zu sein: die Messenier. Es sind die schon seit den ersten messenischen Kriegen durch die Welt zerstreuten, namentlich aber diejenigen, welchen nach dem dritten Krieg auf Vorschrift des delphischen Orakels freier Abzug gegönnt worden war, und bei diesen ist zu erwägen, daß sie nicht nur seither sich fast ein Jahrhundert auswärts aufgehalten, sondern daß sie schon vor jenem Kriege seit mindestens zwei Jahrhunderten wie Heloten behandelt worden waren. Dennoch kamen sie auf Thebens Ruf von allen Enden der Welt und gründeten ihren Staat mit der Hauptstadt Neu-Messene. Sie hatten noch ihre Sitten und ihren Dialekt, während im jetzigen Nordamerika alle Nicht-Anglo-Iren in der zweiten Generation sogar ihre Sprachen gegen das Englische auszutauschen pflegen. Und kein Tempelheiligtum zog sie nach Hause wie die Juden nach dem babylonischen Exil.

Die Massen der Flüchtlinge

Aber Griechenland war übel heimgesucht von ausgetriebenen oder geflüchteten Einzelteilen und Parteien von Bürgerschaften, welche auswärts nach Kräften beisammen blieben und auf den Augenblick einer Rückkehr um jeden Preis lauerten. Der Flüchtling ist schon eine der bekanntesten Gestalten des griechischen Mythus; man wird vertrieben oder flüchtet hauptsächlich um freiwilligen oder unfreiwilligen Mordes willen, und an den gastlichen Fürstenhöfen der heroischen Zeit fehlt nirgends ein solcher Schützling. Aber was die Tragiker solchen in den Mund legen, das entnehmen sie der furchtbaren Erfahrung ihres V. Jahrhunderts. Bei Sophokles erlauben sich Ödipus wie Polyneikes in Kolonos Verwünschungen gegen die Heimat, wie sie der Dichter wohl schon selber vernommen; bei Äschylos aber ist der Abscheu gegen den die Vaterstadt angreifenden Flüchtling gewiß ein eigenes erlebtes Gefühl. Schon hatte eben die Polis überall begonnen, lebendige Teile von ihrem eigenen Leibe abzuschneiden, und um die Mitte des V. Jahrhunderts wimmelte Mittelgriechenland von Ausgetriebenen; bei Koronea half bereits eine ganz große Flüchtlingspartei — *böotische, euböische und lokrische Verbannte und wer sonst noch von dieser Farbe war* — die Athener schlagen. Was den Flüchtling aufrechthielt, war die oft leere Hoffnung; aber Freudlosigkeit lastete auf ihm, und Theognis, der ihn (V, 209) deshalb beklagt, warnt doch (V, 333) seinen Kyrnos, keines Flüchtlings Freund zu sein, da derselbe, heimgekehrt, ein anderer zu werden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

pflege. Der wahre Fluch jedoch war seine Verbitterung und sein Verlangen nach Heimkehr — κάθοδος! — mit allen Mitteln. Nicht umsonst hieß es: *Flüchtlinge und Gottlose* (φυγάδες καὶ ἀσεβεῖς). Man will die Heimat nicht nur wiedergewinnen, sondern man weiß in der Regel, daß dies nur mit der äußersten Gewalt möglich sein wird, nur indem die jetzt dort Herrschenden unschädlich gemacht werden. Es sind Griechen, die sich gegen Griechen behaupten wollen, und damit ist genug gesagt. Alexanders Kolonien in Asien mögen dann einen großen Teil dieser *Herumirrenden* an sich gezogen haben. Es war wohl besser so, als wenn diese Unglücklichen ihre Heimat wieder betraten. Die unselige dämonische Macht zurückgekehrter Flüchtlinge hatte sich z. B. vor kurzem in Theben geoffenbart, bei der Nachricht von König Philipps Tode. Die Flüchtlinge waren nachts angelangt und hatten die vor 43 Jahren geschehene Befreiung der Kadmeia von der spartanischen Besatzung parodiert, indem sie die mazedonischen Kommandanten dieser Burg töteten; nun konnten sie in der Volksversammlung alles mit sich reißen durch den Ruf *Freiheit* — alte und schöne Worte, wie Arrian sagt —; mit dem leichtsinnigsten Trotz wurde dann Alexanders Gnadenanerbieten abgewiesen und sogleich auf seine Leute geschossen; da unter den Flüchtlingen solche waren, die von ihm keine Schonung zu erwarten hatten, trieben sie das Volk zum Kampfe. Schon beim Sturm brauchte er dann die Thebaner bloß der Wut ihrer platäischen, phokischen und anderen Nachbarn zu überlassen, und ebenso die Stadt, als es an deren Zerstörung ging. Der mazedonische König hatte kaum nötig, sich selbst mit der Zerstörung zu beladen, er ließ Griechen gegen Griechen machen.

Die Verwendung in Alexanders Kolonien

III. OBJEKTIVE BETRACHTUNG DER STAATSFORMEN

Bei den Hellenen ist schon die einmalige Entstehung der Polis ohne Beratung nicht denkbar, und sofort entsteht die Agora und entwickelt ihre unvermeidlichen Konsequenzen: Besprechung über das Ganze des Staates und über alle einzelnen Fragen des täglichen politischen Lebens. Die frühesten Dichter, Hesiod in seinen Mahnungen, Tyrtäos in seinen Aufrufen, streifen durch den Ton der Paränese noch hier und da an die Propheten; bei Solon spricht schon die freie Betrachtung. Nachdem dann Zunge und Sinn vollständig gelöst waren, haben nicht nur die Dichter die Polis auf alle Weise apostrophiert, verherrlicht und verspottet, sondern die Staatsmänner redeten in weitem und lichtvollem Zusammenhang über die Lage des Augenblicks, und die Geschichtsschreiber durchdrangen sich völlig mit politischen Anschauungen; die Philosophen aber gönnten dem Staat nicht bloß ihre Betrachtungen, sondern erhoben ihn auch zum Objekt dichtender Spekulation, während sie sich der konkreten Polis bereits zu entziehen pflegten. Und nicht nur der hellenische Staat wurde betrachtet, von den Griechen allein rührte auch fast alles das her, was bis zu den Entdeckungen unseres Jahrhunderts über die Staatseinrichtungen der übrigen alten Völker, von Ägypten bis zu Persien und Karthago, gewußt wurde, und noch der späte *Polyb* hat das Bündigste gesagt, was über den römischen Staat der Blütezeit jemals im Zusammenhang gesagt worden ist. Die Griechen allein schauen und vergleichen alles.

Diskussion über die Entstehung der Polis

Vielleicht aus demselben Jahre, in welchem Aristophanes seine *Wolken* aufführte, stammt das früheste vorhandene politische Memoire der Welt, die dem Xenophon fälschlich beigelegte Schrift *Über den Staat der Athener*. Ein attischer Oligarch — Kritias oder wer sonst — hat sich die nötige eiskalte Objektivität auferlegt, um im einzelnen darzutun, daß die Demokratie, böse wie sie sei, in ihrem Interesse durchaus zweckmäßig handle, so wie sie handle. In der Zeichnung politischer Situationen, in der Begründung von Vorschlägen erreichen zugleich die Reden und die Debatten bei Thukydides eine vollendete, sichere Meisterschaft, mögen sie nun eher ihm oder

Vom Staate der Athener

Utopien der Philosophen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem sprechend Eingeführten angehören; und noch in den Hellenika des Xenophon findet sich jener unvergleichliche Redekampf auf Leben und Tod zwischen Kritias und Theramenes. Bald beginnen dann die erhaltenen attischen Staats- und Gerichtsreden.

Die Kyropädie

Xenophon in seiner Kyropädie schildert einen in sokratischer Ethik gebildeten Musterkönig und gibt damit zugleich eine indirekte Kritik der griechischen Demokratie in ihrer Zerrüttung; für Griechenland aber war, wenn nicht sein Ideal, doch der beste erreichbare Zustand schon konkret vorhanden in dem von ihm bewunderten Sparta. — Plato, ebenfalls vom wirklichen attischen Staatswesen frühe abgestoßen und demselben in der Folge völlig entfremdet, hat zunächst doch lange Zeit sich von dem Drange nach politischer Wirkung nicht frei machen können; er war der Meinung, daß nur aus der wahren Philosophie das Rechte im Staat und Privatleben zu erkennen sei, und daß daher die Menschengeschlechter nicht aus dem Jammer herauskämen, bis das Geschlecht der wahren und richtigen Philosophen zu den bestimmenden Ämtern gelangte, oder aber die in den Poleis Mächtigen zu wahren Philosophen würden. Daß dies letztere von den damaligen athenischen Machthabern nicht zu hoffen sei, lag auf der Hand, aber bei einem

Plato und seine sizilischen Reisen

mächtigen Einzelnen, einem Herrscher, schien dem Plato, wäre ein Versuch zu wagen. Und so finden wir den Mann, der sein Athen mußte auf sich beruhen lassen, dreimal als Ratgeber bei den Tyrannen von Sizilien, um jedesmal nur mit Mühe und Lebensgefahr wieder loszukommen. Aber Plato hat ja sogar die Verwirklichung seiner eigenen Utopien für möglich gehalten! Außer der idealisierenden Schilderung eines wesentlich ägyptisch eingerichteten Ur-Athens, 9000 Jahre vor dem jetzigen, wie sie im Timäos und im Kritias vorkommt, hat er in zwei umfangreichen Werken das Bild eines unbedingten und dasjenige eines gemäßigten Staates, wie er sein sollte, entworfen.

Seine „Politeia"

Das erste Buch, die *Politeia*, hat zunächst neben seiner Formvollendung einen unvergänglichen historischen Wert durch die reichen Aufschlüsse über den damaligen Zustand des wirklichen Griechenlands. Sodann lernt man hier, wie nirgends anderswo, die griechische Polis in ihren verborgensten Wünschen und ursprünglichen Intentionen kennen und wird inne, welche Konsequenzen eigentlich hätten gezogen werden müssen. Die völlige Abdikation des Individuums und sein absoluter Heimfall ans Allgemeine sind hier ausgedrückt durch Abwesenheit des Privatbesitzes und Weiber- und Kindergemeinschaft bei den zwei oberen Ständen, nämlich den Regierenden und den Wächtern oder Helfern; diese leben und speisen auch gemeinsam, und die Kinder, die ihre Eltern nicht kennen, werden von Geburt an öffentlich erzogen. Hier zeigt es sich am deutlichsten, welche Verhärtung das Polis-Ideal auch über einen auserwählten Geist bringen konnte. Der ganze erwerbende Staat aber — Landbauern wie Gewerbetreibende —, also die Masse, sind vom aktiven Staatsleben ausgeschlossen und zu völligem Dienen angehalten. Nur hatte gerade die Masse im damaligen Griechenland das Heft in den Händen, und es gehörte ein hoher Grad von Hoffnungsseligkeit dazu, um zu glauben, sie würde dasselbe wieder loslassen. Die Gütergemeinschaft sodann ist zunächst ein Bestandteil fast jeder Utopie, und kurz vor Plato wird sie gepredigt von der Praxagora in den Ekklesiazusen, sie jedoch in die Wirklichkeit einzuführen, wäre aus zwei besonderen Gründen unmöglich gewesen: der Privatbesitz und Privatgenuß war nämlich ein Hauptstreben fast aller damaligen Griechen und hatte sich auch tief eingefressen in dasselbe Sparta, das der platonischen Politeia sonst soviel näher steht und soviel mehr Farben leiht als alle übrigen Staaten; ferner hatte man gelernt, durch periodische Beraubung der Besitzenden den Vermögensungleichheiten einigermaßen zu begegnen. Weiterhin machen die in ein Lager gewiesenen *Wächter* mit ihrer als selbstverständlich angenommenen Pflichttreue eine gar zu unmögliche Figur neben den gewaltigen Söldnerrotten, welche damals die Poleis ausbeuteten. Das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ganze der Politeia endlich mit ihrer Absperrung nach Kasten, ihrem vorgeschriebenen Tun, ihrer Abwehr gegen jede Neuerung kontrastiert auf das stärkste mit dem reich und schrankenlos entwickelten Individualismus des damaligen Griechen. Das Allerfraglichste ist jedoch die Leitung des Ganzen. Laut Plato sollte durch frühe Auswahl und sorgfältige Erziehung ein oberster Stand der *Regierenden* (ἄρχοντες) gebildet werden, welche man schon Mühe hat sich einträchtig vorzustellen, weil es doch Griechen sind, es sollten aber zugleich Philosophen sein, und hier kann dem Leser der Ernst ausgehen.

Sein Werk: „Von den Gesetzen"

In seinen spätesten Jahren entwarf dann Plato das Bild einer bedingten Utopie in seinem Buch *von den Gesetzen*, welches wenigstens schon bei Aristoteles als sein Werk anerkannt wird und den Hauptbestandteilen nach von keinem anderen sein kann. Das gemäßigte Ideal, welches hier in der Hoffnung auf leichtere Verwirklichung entwickelt wird, ist im Grunde ebenso unmöglich, als jenes erste, weil es ebenso gegen das Wesen des Griechen und des Menschen geht. Diesmal wird auf Gemeinschaft der Weiber und der Habe verzichtet; es handelt sich um eine Ackerstadt von 5400 stets vollzählig zu haltenden Landlosen, möglichst abseits vom Meere (nach welchem doch das ganze Griechentum lechzte). In den einzelnen Einrichtungen, welche hier bis ins genaueste hinein geschildert werden, verrät sich auch diesmal wieder die Polis mit ihrem Wunsch, das ganze äußere und innere Leben des Menschen sich absolut dienstbar zu machen; nicht nur vom Meere, welches so viele bunte und böse Sitten mit sich bringe, soll derselbe abgesperrt werden, sondern namentlich von der eigenen Phantasie, so daß die ganze Einwohnerschaft ihr Leben lang eins und dasselbe *singen und sagen* müßte; auch die Dichtung (welche sonst so vorherrschend das griechische Volk erzog) sollte hier in der Politeia in sehr bestimmte Grenzen gebannt und die Kunst und die Religion hieratisch stillgelegt werden. Die Lenkung dieses Staates fällt aber bedeutsamerweise hier nicht mehr einer Auswahl von Herrscher-Philosophen, sondern einem einzigen *Gesetzgeber* zu, einem permanenten Allerweltsaufpasser, Belohner, Tadler, Moralisten, Kontrolleur aller Habe, Ausgaben und Geschäfte der einzelnen, welcher natürlich ein Beamtenheer für seine Obliegenheiten nicht entbehren kann. Den Schlußstein des Ganzen bildet ein aufgezwungener Optimismus: in der berechtigten Ahnung, daß sich Unzufriedenheit regen möchte, wird das Reisen nach Kräften verboten und denjenigen, welche auswärts gewesen sind, befohlen, daheim auszusagen, es sei draußen alles weniger gut.

Platos Stillstellung der Kultur und seine Ahnungslosigkeit für das Bevorstehende

Es bedarf kaum mehr der Kritik des Aristoteles über beide Bücher, um die Unmöglichkeit dieser Phantasiebilder, ihren Widerspruch gegen die Anlage des konkreten Griechen einzusehen. Es lag in Plato ein Zug der Gewalttätigkeit, der sich auch einzelnen Schülern mitteilte; wo solche auf einen Staat Einfluß gewannen, fand man, sie seien tyrannisch und denunziatorisch. Die Hauptbeschwerde aber, welche die Nachwelt gegen seine beiden Bücher erheben kann, bezieht sich auf sein Programm der Stillstellung der griechischen Kultur, allerdings stand die unbedingte Entwicklung derselben in Verbindung mit dem Niedergang der Polis, allein an jener Entwicklung ist allen seitherigen Zeiten unendlich viel gelegen gewesen, und die Weltgeschichte hatte mit derselben noch sehr große Dinge vor. Und noch eins läßt sich gegen Plato sagen: er hat in keiner von seinen beiden Utopien auch nur im geringsten die Zukunft erraten oder gar hervorgerufen; was aus ihm spricht, ist die alte, ursprüngliche Absicht der Polis, und was er vorschlägt, soweit es irgendeine Wirklichkeit betrifft, sind nur Formen des Vergangenen, bei welchen es seine Gründe hatte, daß es ein Vergangenes war.

Andere Utopien

Platos Zeitgenossen und spätere Philosophen entwarfen nach seinem Vorgang noch eine Anzahl von Utopien, und schon Aristoteles zählte einige derselben auf; weiter folgen die der Stoiker Zeno und Chrysipp, aber schon war es inzwischen Mode geworden, einzelnen Gestalten des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mythus Erzählungen aus irgendeinem Nirgendheim in den Mund zu legen, wie Theopomp dem Seilenos in dessen Gespräch mit Midas, und ganz besonders nahmen dichterische Reiseberichte überhand, welche irgendeine wunderbare Ferne mit flüchtiger Benützung politischer und sozialer Wünschbarkeiten ausmalten. Die Schrift des Hekatäos von Abdera (aus der Zeit Alexanders d. Gr.) über die Hyperboreer könnte noch ein durchgeführtes Ideal gewesen sein; was Euhemeros von seiner glücklichen Insel Panchaia meldet, geht schon nicht weit über ein pomphaftes Schlaraffenland hinaus, und die Insel weit draußen im Meere vor Äthiopien, welche Jambulos besucht haben will, ist auch nicht viel interessanter, wenngleich hier etwas größere Ansprüche auf politische Gedanken gemacht werden.

Aristoteles

Wenn Plato mit der Erwartung, seine Utopien verwirklicht zu sehen, sollte allein gestanden haben, so wird doch bei allen Utopisten ein gewisses Verlangen vorauszusetzen sein, auf ihre Zeitgenossen praktisch einzuwirken, ihnen eine bestimmte politisch-soziale Richtung mitzuteilen. In einsamer Höhe steht ihnen allen gegenüber Aristoteles. Er wußte zunächst mehr vom wirklichen Staat als alle übrigen, und sein großes, nur noch in armen Bruchstücken vorhandenes Buch von den *Politien* enthielt eine Rechenschaft über 158 (n. A. sogar 250) verschiedene Verfassungen. Erhalten aber ist seine *Politik* oder Lehre vom Staat, deren Wert nicht nur in den allgemeinen Definitionen oder in den herrschenden griechischen Ansichten von dessen Natur und Zweck oder in der Fülle von Mitteilungen über wirklich Vorhandenes, sondern in der Erkenntnis liegt, daß überhaupt mehrere Grundformen berechtigt seien, Typen bildeten, deren Ausartung er dann in Parallele daneben stellt. Die Folge ist gewesen, daß die Welt das Politische bis heute zum Teil mit den Augen des Aristoteles sieht und in seinen Ausdrücken davon spricht, wobei man immerhin voraussetzen mag, daß seine Schule und andere spätere Philosophen, deren so zahlreiche Schriften *vom Staate* nur aus den Titeln bekannt sind, zur Verbreitung seiner und ähnlicher Anschauungen noch vieles werden beigetragen haben.

Die Zyniker und Epikureer

Die Zyniker aber, schon seit Antisthenes, hatten sich durch das Privilegium der Armut außerhalb der Polis gestellt und setzten ihr nun mit kräftigem Hohne zu; sie sind überall daheim und überall fremd, eine lebendige Kritik des despotischen und gesunkenen Freistaates, wie im mittelalterlichen Orient die Sophi die des gesunkenen Sultanates. Endlich kam Epikur und erlöste die Denkenden wenigstens im Gedanken, indem er die Polis auf das vernünftige Maß eines gegenseitigen Vertrages um der Sicherheit willen herabsetzte; hier ist der Mensch nicht mehr um des Gesetzes willen, sondern das Gesetz um des Menschen willen vorhanden. Freilich keine Einsicht der einzelnen konnte hindern, daß der Prozeß der Zersetzung in den wirklichen Griechenstaaten seinen Gang weiterging, mit lauter angeblicher Freiheit und lauter Verfolgungen und inneren Krisen.

Rückblick und Ausblick auf die Geschichte der Polis

Es sind alte Weltgesetze, daß die Kräfte nur im Gegensatz, nur im Ringen gegeneinander sich vollständig entwickeln und bewußt werden, und daß eine stark entwickelte politische Kraft die große Grundbedingung ist für alles äußere und geistige Gedeihen, die unentbehrliche Stütze der nur an ihr emporwachsenden Kultur. In letzterer Beziehung haben die griechischen Poleis lange Zeit hindurch Großes geleistet. Sodann ist vielleicht das äußere Schicksal der Menschheit im ganzen einmal von den Griechen in ihrer Glanzzeit bestimmt worden, als sie der persischen Weltmacht das Vordringen nach Westen wehrten; die Eroberung Persiens aber vollbrachten dann nicht mehr die Poleis, sondern Alexander, während sie gegen ihn verschworen waren. Es bliebe nun übrig, ihr sonstiges Glück und Unglück, soweit sie es sich selber bereiteten, zu beurteilen, und hier dürfen wir wohl sagen, daß die Polis, soweit sie sich nach innen und nach außen entwickelte, ihre Menschen mit der Zeit überwiegend unglücklich gemacht haben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

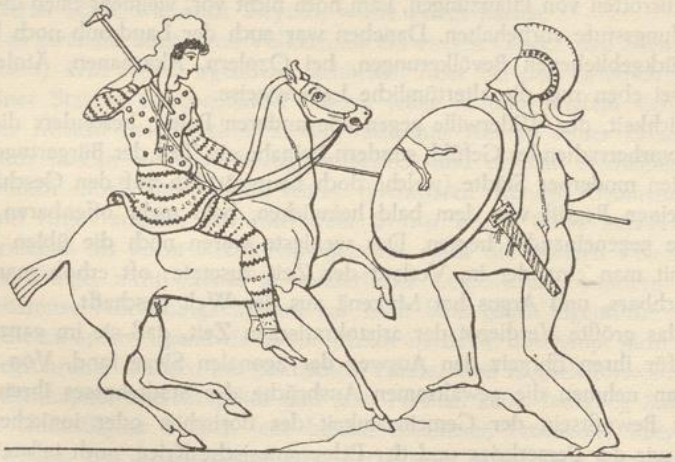
muß. Sie bildete das Individuum nicht nur zur Persönlichkeit aus, sondern trieb es auf das heftigste vorwärts und verlangte doch völlige Entsagung; endlich spricht dann statt der Polis die jedesmalige Masse, und nicht mehr im Sinne eines höheren Allgemeinen, sondern je nach ihrer Gier; diese letztere aber hat die Eigenschaft, daß sie nie zu stillen sei. Man kann daher auf die Anschauung kommen, daß in der ganzen Weltgeschichte kaum eine andere Potenz ihr Leben und Streben so furchtbar teuer bezahlt haben möchte als die griechische Polis. Und auch die Nachwelt hat bei diesem Hergang gewiß unendlich viel eingebüßt, so reiche Blüten auch der griechische Geist, zumal in der bildenden Kunst, noch später getrieben hat. Wir würden laut klagen, wenn wir uns die Summe dessen vorstellen könnten, was verlorengegangen sein muß durch die Ausrottung originaler Menschen, durch die Verschüchterung anderer und ihr Verstummen im Privatleben, durch Verschwinden der Rassenfamilien und der edleren Geselligkeit und durch das einseitige Vorherrschen und den Mißbrauch der öffentlichen Rede.

IV. DIE EINHEIT DER GRIECHISCHEN NATION

1. Der gegenseitige Kampf und die Kräfte der nationalen Einigung

Die politische Vielheit und die Feindschaft der Stämme als Charakteristikum der Griechen gegenüber den Asiaten

Daß die Griechen eine so mächtige einheitliche Kultur haben entwickeln können, ist besonders deshalb ein starker Beweis ihrer ursprünglichen nationalen Einheit, weil sie politisch stets eine Vielheit gewesen und es später solange als möglich geblieben sind. Die Griechen bieten das besondere Schauspiel einer alten und dauernden Feindschaft zwischen vielen kleinen Einzelteilen einer und derselben Nation, so daß dieser Anblick, im ganzen genommen, schon gewissermaßen wieder einheitlich wirkt und für das Auge eine Gruppe bildet.



Die Amazone Hippolyte im Kampf mit Theseus (Vasengemälde)

In der heroischen Zeit ist der Held ein Eroberer von Königsburgen, wo er den Herrscher tötet und die Tochter freit oder als Sklavin mitnimmt; im wirklichen früheren Altertum aber ist der Grieche überhaupt, wenn man ihn machen läßt, ein Pirat, und in mehreren Gestalten trifft beides zusammen. Auch der Hader unter den Nächsten wird früher symbolisch ausgedrückt:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eteokles und Polyneikes streiten schon im Mutterleib; außerdem wimmelt der Mythus von freiwilligen und unfreiwilligen Mordtaten, und der Spleen jener Zeit besteht wesentlich darin, daß man deshalb in der Welt herumzieht. In der ganzen Odyssee ist der Seeraub, d. h. das plötzliche Landen und Plündern, die allgemeine Voraussetzung, selbst bei den löblichsten Helden. Menelaos bekennt (IV, 82. 90) ziemlich offen, seine Schätze zusammengeraubt zu haben, Nestor traut dem Telemach (III, 72) ganz naiv ähnliche Geschäfte zu, und bei der Ankunft der Freier in der Unterwelt vermutet der Schatten Agamemnons unter mehrerem auch, sie möchten beim Rinderdiebstahl erschlagen worden sein, gerade wie es früher (XI, 400) auch in betreff seiner vermutet worden ist. Vor allem aber ist Odysseus groß im Seeraub; er verheert (IX, 38) die thrakische Küstenstadt Ismaros, tötet die Männer, raubt Weiber und Habe und verteilt *gerecht* unter den Genossen, ohne nur ein Wort darüber zu verlieren, ob ihm die Kikonen das Geringste zu Leide getan; was ihm durch die Freier verlorengegangen ist, getraut er sich durch Raub wieder zu ersetzen (XXIII, 358); auch in seinen ersonnenen Lebensläufen nimmt er Mord und Raub ohne Bedenken auf sich (XIII, 259; XIV, 262; XVII, 425). Die ganze Kyklopengeschichte (IX) ist nichts als der Reflex uralter böser Händel zwischen arglistigen Seeräubern und wilden Hirten; Polyphem, welcher schließlich merkt, mit wem er zu tun hat, ist der ins Groteske gemalte furchtbare Hirt, wie ihn das Seevolk kannte, behaftet mit einem vielleicht völlig historischen Rest von Kannibalismus, wie er ja auch noch bei den Lästrygonen (X, 116. 124) vorkommt. — Andere Helden rauben Vieh, in der Absicht, mit solcher Habe um eine Fürstentochter zu werben; eine besonders kräftige Piratennovelle erzählte von der Schar des Boreaden Butes, welche Weiber von verschiedenen Küsten raubte und nach Naxos zusammenschleppte; hier streiten sich zwei ihrer Häuptlinge um die schöne Pankratis und töten einander, worauf sie einem dritten zufällt. Ein Gutes hatte diese heroische Zeit: das systematische Verwüsten der Gegend, namentlich das Ausrotten von Pflanzungen, kam noch nicht vor, vielmehr blieb dies den Griechen der höchsten Bildungsstufe vorbehalten. Daneben war auch der Landraub noch bis ins V. Jahrhundert bei zurückgebliebenen Bevölkerungen, bei Ozolern, Akarnanen, Ätolern üblich, und man fand, dies sei eben nur die altertümliche Lebensweise.

Der Widerwille gegenüber den andern Poleis

Die Ausschließlichkeit, der Widerwille gegen alle anderen Poleis, besonders die benachbarten, ist nicht nur ein vorherrschendes Gefühl, sondern beinahe ein Teil der Bürgertugend. Alle gegenseitigen Antipathien moderner Städte (welche doch hauptsächlich auf den Geschäftsneid hinauslaufen) geben keinen Begriff von dem bald heimlichen, bald mehr offenbaren Groll, welchen griechische Städte gegeneinander hegten. Das wenigste waren noch die üblen Nachreden und Spöttereien, womit man einander im Verlauf der Zeit zusetzte; oft erhob man sich zur Vernichtung des Nachbars, und Argos hat Mykenä aus der Welt geschafft.

Es war noch das größte Verdienst der aristokratischen Zeit, daß sie im ganzen den Frieden behauptete und für ihren Ehrgeiz den Ausweg der agonalen Siege fand. Von dem unruhigen V. Jahrhundert an nehmen die gewaltsamen Ausbrüche des Städtehasses ihren Gang.

Zwar hat das Bewußtsein der Gemeinsamkeit des dorischen oder ionischen Stammes bei großen Stürmen, wie der Perserkrieg und der Peloponnesische Krieg, noch teilweise darüber entschieden, zu welcher Gruppe eine Polis sich schlagen sollte, aber in der nächsten Nähe und zwischen den nächsten Stammesgenossen kannte man von jeher keine Rücksicht. Die lakedämonischen Dorer haben die messenischen nach Kräften vertilgt, bloß weil sie deren Landgebiet wünschbar fanden.

Wer die Polis in ihrem Innern, in ihrer Härte gegen unterdrückte Parteien, dann in ihrem nächsten Umkreise als Unterdrückerin alter griechischer Landbevölkerungen kennengelernt hat,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der wird in ihrem Benehmen nach außen nichts als eine Fortsetzung derselben Logik erkennen. Je fieberhafter aber mit dem V. Jahrhundert das Leben innerhalb der Poleis sich gestaltete, desto häufiger wurden auch ihre Fehden nach außen, desto kürzer die Friedenspausen, desto unsicherer die Verträge; mehr und mehr wurde der einzelne Staat sich bewußt, daß alle anderen seine Lebenskonkurrenten seien und benahm sich jetzt erst recht danach, so daß die Zeit der höchsten Kulturblüte auch die der greulichsten Exekutionen ist.

Unwirksamkeit der „Gesetze der Milde"

Zwar, wenn man die Griechen hört, hätte es heilige Gesetze der Milde im Sieg gegeben: die Städte nicht von Grund aus zu zerstören, solche, die sich mit ausgestreckten Händen ergeben, nicht zu töten, die Gefangenen um bestimmten Loskauf freizugeben, die Leichen der Gefallenen auszuliefern, gefangene Jungfrauen nicht zu schänden usw. Ja die Nation bildete sich zuletzt wirklich ein, hellenisch und menschenfreundlich seien gleichbedeutend, und schon bei der Einnahme von Ilion hätten die Sieger ganz in hellenischer Art (πάνυ Ἑλληνικῶς) ausrufen lassen: jeder dürfe sein Liebstes mitnehmen, worauf Äneas die Hausgötter und den Vater forttrug. Der Mythus verwies den Fremdenmord gerne ins weite Ausland, nur übte man jetzt daheim etwas häufig den Griechenmord. Jene angeblichen Bräuche der Milde gingen, wo sie beobachtet wurden, nur aus ganz praktischen Absichten, aus Furcht vor Vergeltung und Begier nach Loskaufsummen hervor, und mit dem Ansuchen um Herausgabe der Leichen gestand ein Heer, wie sich zeigen wird, seine Niederlage ein. Das Schonen von Tempeln endlich wirkt nur wie ein Frevel mehr, wenn daneben eine ganze Bevölkerung vertilgt wird. Dasjenige, wovon nun zu berichten ist, geschieht zum Teil gleichzeitig mit Phidias, Iktinos, Zeuxis, Parrhasios und allen Finessen der chorischen Metrik und der Konversation, und wenn die großen Tragiker (wie bekannt) Mykenä und Argos durcheinandermischen, so hatte dies wenig zu sagen, weil die Argiver im Jahr 468 v. Chr. die Mykenäer teils als Sklaven verkauft, teils in ferne Lande zersprengt und deren Stadt, wie auch Tirynth, wüste gelegt hatten.

Die Vorstellung, daß dem Besiegten gegenüber alles erlaubt sei

Im Kriege galt es zwar bei allen alten Völkern als ein ewiges Gesetz, daß Menschen und Habe, σώματα καὶ χρήματα, dem Sieger irgendwie gehörten. Aber bei den Griechen kam hinzu, daß eine Menge kleiner Staaten nebeneinander lebten, jeder in unbedingtem Egoismus von dem Wunsche und der Absicht beseelt, alles zu tun, nicht nur was zu seiner Erhaltung notwendig wäre, sondern auch was in weiterem Bezug wünschbar und bequem erscheinen würde. Sparta sagt es sehr deutlich durch den Mund seines furchtbaren Königs Kleomenes, als er ohne irgendeinen Grund Argos angriff: *was einer dem Gegner irgend Böses zufügen kann, gilt bei Göttern und Menschen als allem Recht vorangehend.*

Das Zerstören der Städte, Tötung und Verkauf der Bewohner

Auch die übrigen Poleis begehen dann die entsetzlichsten Dinge, nicht einmal in sonderlicher Leidenschaft, sondern wohlerwogenermaßen, aus sogenannter Notwendigkeit, und gar nicht bloß gegen eigentliche Feinde, sondern gegen solche, welche zu opfern irgendwie zweckdienlich erscheint, überhaupt nicht aus zwingenden Gründen der Kriegführung, sondern aus politischem Hasse. Man handelt fortwährend, als ob das griechische Menschenkapital unerschöpflich und kein Persien, keine lauernde Barbarenwelt mehr vorhanden wäre. Unaustilgbar bleiben jene beiden erhaltenen Protokolle über das Schicksal von Platää und Melos. Der heldenmütige Rest der Platäer, nach einer berühmten Belagerung, hat mit den Spartanern daraufhin kapituliert, daß spartanische Richter über sie entscheiden sollten; es erscheinen fünf solche, mit dem geheimen Auftrag, den Thebanern zu Gefallen (welche in diesem Krieg noch Sparta nützlich sein konnten) das Todesurteil über jene zu sprechen. Und dieselben Thebaner hatten einst bereits bei Xerxes eine frühere Zerstörung von Platää durchgesetzt und zerstörten es später abermals, als nach dem antalkidischen Frieden die zersprengten Flüchtlinge die Stadt wieder bevölkert hatten; erst Mazedonien stellte dieselbe bleibend

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

her. — Die vollständigste Philosophie der Macht der Stärkeren jedoch enthüllt sich in der entsetzlichen Verhandlung zwischen den Athenern und den Bürgern von Melos, welchen man mitten in Frieden und Neutralität die Untertanenschaft zumutete, wobei die Athener vollkommen wohl wußten, daß Gegenwehr erfolgen und daher die Vernichtung der Schwächeren unvermeidlich werden würde; in der Tat mußte man die Melier, nachdem sie sich wegen Hungers ergeben, ermorden, Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen und die Insel an athenische Kolonisten geben. Aber freilich wehe, wenn einmal eine große Polis wie Athen ins Unglück kam und sich dann erinnern mußte, wie sie die kleinen behandelt hatte.

Die bei den Siegern vorherrschend übliche Handlungsweise geht auf völlige Zerstörung (κατασκάπτειν) einer bezwungenen Stadt, wobei auch die Tempel und die Gräber nicht geschont werden; Götterstatuen nimmt der Sieger bisweilen mit sich. Oder die Tempel — alte oder einzelne — bleiben stehen, wie zu Theben nach der Eroberung durch Alexander. Aus dem brauchbaren Material des gänzlich zerstörten Platää bauten die Thebaner einen neuen Heratempel und eine große Karawanserei von 200 Fuß ins Gevierte und verpachteten die Feldmark. Andere Male wird die letztere samt den Ruinen der Stadt einem dort befindlichen Tempel geweiht, wodurch jedem Wiederaufbau wirksam begegnet wurde. Denn diesen mußte man vor allem verhindern, indem die Lage der Städte oft eine vortrefflich gewählte und daher die Herstellung derselben und die Neubildung einer rachedürstenden Bevölkerung vorauszusehen war, wenn man nicht vorsorgte. Hierzu diente auch die feierliche Verfluchung, ein uralter Brauch, meint Strabo, sintemal schon Agamemnon die Stätte des zerstörten Ilion mit Fluch belegt habe, und dies möchten alle, welche dort später wieder eine Stadt bauen wollten, inne geworden sein.

Analogie des Verfahrens im Innern der Staaten

Ließ man aber die Stadt bestehen, so half nur eine vollständige Neubevölkerung, und auch wenn die Stadt zerstört wurde, so durften die alten Einwohner nicht weiter existieren, damit sie nicht dereinst wiederkämen. Man mußte sie töten oder verkaufen. Die Sklaven wurden entweder ebenfalls verkauft oder in die siegreiche Stadt herübergenommen. Mordete man auch Weiber und Kinder, wie z. B. die Byzantier und Chalkedonier, als sie im Jahre 415 v. Chr. Bithynien durchzogen, so geschah dies wohl, weil man nicht hoffen konnte, sie mit Vorteil als Sklaven zu verkaufen, während man etwa zu Hause schon Sklaven genug hatte. Bei der Eroberung von Mitylene auf Lesbos begnügte sich derselbe Demos mit Ermordung der nach Athen gesandten tausend *Schuldigsten* und einer Verteilung fast der ganzen Insel an attische Kleruchen; Schleifung der Mauern, Wegnahme aller Schiffe ging daneben mit. Als König Philipp Olynth nahm und zerstörte, diente beim Verkauf der Einwohner ein olynthischer Verräter als Taxator seiner Mitbürger, und es gab Griechen, die sich vom König Olynthier als Sklaven schenken ließen. Die gefangenen Athener der sizilischen Expedition sind in den Steinbrüchen von Syrakus, wo man sie zum Verkauf aufbehalten wollte, größtenteils verschmachtet, nachdem eine Anzahl durch Gunst hinausgebracht worden. Bei der geringsten Verlegenheit konnte es vorkommen, daß man Kriegsgefangene tötete, nur um sie nicht länger mitführen und speisen zu müssen; ein peloponnesischer Flottenführer, Alkidas, verfuhr so mit wehrlos überraschten Zwangsverbündeten der Athener, die keine Hand gegen ihn erhoben hatten. Im Verlauf des Peloponnesischen Krieges sandten einst die Athener aus Geldmangel 1300 thrakische Söldner weg, mit dem allgemeinen Auftrag, die Feinde Athens zu schädigen; sie überfielen das völlig ungerüstete böotische Mykalessos, plünderten Häuser und Tempel und mordeten alt und jung, auch Weiber und Kinder und eine ganze Knabenschule, sogar die Zugtiere und alles Lebende; freilich waren es blutgierige Thraker, aber der sie führte, war der Athener Diitrephes, welcher sehr wohl wissen mußte, wohin er seine Leute lenkte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Vergeltung an Athen

Die Vergeltung kam denn mit Ägospotamoi; die Athener hatten für den Fall des Sieges beschlossen gehabt, allen Gefangenen die rechte Hand abzuhauen; sie hatten noch neulich die Mannschaft zweier Trieren zu Tode gestürzt, und Lysander, der dem Gericht der siegreichen Bundesgenossen präsidierte, tötete eigenhändig den athenischen Strategen, der die letztere Maßregel befohlen hatte, dann wurden alle 3000 gefangenen Athener ermordet. Daß man Athen hernach nicht vernichtete, wie die Korinther, Thebaner und andere verlangten, hing nicht an dem edelmütigen Grund, welchen die Spartaner vorbrachten, eine Hellenenstadt, welche in Gefahren der Nation so große Dienste erwiesen, dürfe nicht in Knechtschaft gebracht werden, sondern an der Erwägung, daß man besser tue, einen letzten Verzweiflungskampf nicht hervorzurufen und daß man mit der Vernichtung Athens nur Theben groß machen würde.

Ägina

Wie eine Art von Milde nimmt es sich aus, wenn eine Einwohnerschaft nur ausgetrieben wird, wie die Athener mit den seit dreißig Jahren zinsbar gemachten Ägineten im Jahre 427 v. Chr. taten, *indem es sicherer schien, athenische Kolonisten auf der Insel wohnen zu lassen.* Lehrreich aber waren dann die weiteren Folgen; als die Athener später das peloponnesische Thyrea in ihre Gewalt bekamen, wo flüchtige Ägineten wohnten, brachten sie dieselben doch nach Athen und töteten sie aus *altgewohnter Feindschaft*, d. h. sie bewiesen, daß sie früher bei der Austreibung nur eben nicht die Kraft zur Vernichtung aller gehabt hatten; nach dem Sturze Athens aber führte Lysander die übrigen Flüchtlinge zurück, und nun wird man sich nicht wundern, wenn diese keinem Athener mehr das Betreten der Insel gestatten wollten. Ägina hatte einst auch gegen die Perser, zumal bei Salamis, auf das ruhmvollste mitgekämpft und war auch eine Stätte hoher Kunst gewesen wie Athen; der Neid der großen Nachbarin aber hatte zuerst die drückendste Unterwerfung und später die Austreibung verlangt. Hatte doch auch den Mykenäern gerade ihr Ruhm vom Perserkriege her und der daherige Neid der Argiver zum Verderben gereichen müssen.

Vernichtung von Bürgerschaften

Da man einander unter Hellenen kannte und wußte, daß dem Besiegten nicht nur Unterwerfung unter eine politisch und kriegerisch stärkere Macht, sondern die völlige Vernichtung bevorstand, indem der Sieger die ganze Habe rauben, die Feldmark an sich ziehen, die Einwohner töten oder verkaufen würde, daß also der Untergang der Polis auch der Untergang aller einzelnen sein würde, bekam auch die Gegenwehr den Charakter einer Verteidigung des ganzen allgemeinen und persönlichen Daseins, und je unruhiger die Zeiten wurden, je näher und häufiger diese Schicksalsproben gegen die Städte herangeschritten kamen, desto gewisser konnte die Polis auf jeden Bürger als Krieger zählen, und desto beharrlicher wurde die Verteidigung.

Verstümmelung, Brandmarkung

Eine besondere Beachtung verdienen die planmäßigen Verwüstungen in Feindesland. Soweit sie zur Schädigung des Feindes als Kriegsmittel dienen, kommen sie bei allen Völkern und in den verschiedensten Zeiten vor; in unserem Mittelalter vernichtet man z. B. offene Dörfer, um deren Herren arm zu machen und dadurch zum Nachgeben zu bringen; zu diesem Zwecke werden die Häuser verbrannt, die Bauern ermordet oder verscheucht, das Vieh — wenn es die Eigentümer nicht vorher selber getötet haben — geraubt und ebenso alle übrige Habe. Deshalb wäre auch bei den Griechen das Verwüsten und Brandschatzen, δηοῦν und πυρπολεῖν, nichts Besonderes. Anders verhält es sich mit dem Fällen der Bäume, τέμνειν, δενδροτομεῖν, dessen Zweck über den gegenwärtigen Krieg weit hinausreicht und einem ganz unversöhnlichen und alten Haß entstammt. Es konnte später einem spartanischen König den schwersten Verdacht zuziehen, wenn er die Verwüstung unterließ, wie z. B. dem Kleombrotos, als er Böotien schonte; Agesilaos aber, als auf einem Feldzug — ebenfalls in Böotien — die Bundesgenossen seinem Befehl des Verwüstens und Baumfällens nicht recht Folge leisteten, widerrief zwar den Befehl, ließ sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jedoch mehrmals an einem Tage das Lager wechseln, so daß sie durch das bloße Holzen für Baracken eben denselben Schaden anrichteten. Es kommt überhaupt eine furchtbare Summe heraus, wenn man die Verwüstungen zusammenrechnet, welche Agesilaos auf griechischem Boden geübt hat.

Warnungen großer Männer

Gab es denn unter den geistig hochstehenden, weitere Schicksale überblickenden Denkern und Patrioten niemand, der über diese Art des Kriegführens der Nation ein deutliches Wort zugerufen hätte? Wohl gab es solche Leute, und wenn man hätte hören wollen, so fehlten die Warnungen nie. Auch Aristophanes läßt seine Lysistrata zu Athenern und Lakonen sagen: *Aus demselben Weihwasser, als Stammesgenossen, benetzt ihr die Altäre in Olympia, (Thermo-) Pylä, Pytho, und wie viele andere ich nennen könnte, wenn Umständlichkeit vonnöten wäre — und dabei vernichtet ihr hellenische Männer und Städte, während Barbaren als Feinde in der Nähe stehen.* Am deutlichsten aber redet zu seiner ewigen Ehre Plato in seinem Werke vom Staat. *Sollten Hellenen,* fragt er, *hellenische Bürgerschaften zu Sklaven machen dürfen und nicht viel eher andere hindern dies zu tun? Sollten sie es nicht überhaupt zur Sitte machen, daß man des hellenischen Geblütes schone,* τοῦ Ἑλληνικοῦ γένους φείδεσθαι, *aus Besorgnis unter die Knechtschaft der Barbaren zu fallen? Sollte man nicht überhaupt keine Hellenen zu Sklaven haben dürfen? Man müßte auch die Gefallenen nicht plündern, sondern den Feinden erlauben, die Leichen der ihrigen wegzutragen, keine Waffen besiegter Griechen dürften in Tempeln aufgehängt werden, in Feindesland sollte man bloß die Ernte des Jahres wegnehmen und auf Baumfällen und Brandlegung verzichten, Kampf zwischen Hellenen und Hellenen ist kein Krieg, da sie von Natur Freunde sind, sondern eine Krankheit, ein Aufruhr, den Namen Krieg verdient nur der Kampf zwischen Hellenen und Barbaren, weil nur hier ein Geschlecht dem anderen fremd und entgegengeartet ist, gegen Barbaren mag man sich benehmen, wie jetzt leider Hellenen gegen Hellenen tun.* — Wo einzelne so dachten, redeten und schrieben, wird sich die Nachwelt es nicht nehmen lassen, das Volk, welches beharrlich anders handelte, um so schwerer zu verurteilen, zumal da es doch auch Ausnahmen gab: *Epaminondas und Pelopidas,* sagt Plutarch, *haben nach Siegen nie Mord geübt und nie die Bevölkerung von Städten zu Sklaven gemacht.* Plutarch sagt von der Zeit um den Anfang des II. Jahrhunderts v. Chr.: *So wie mit den schwindenden Körperkräften auch die Krankheiten schwächer zu werden scheinen, so hörten mit dem Vermögen auch die Kämpfe zwischen den griechischen Städten auf.* Doch kam es noch bis auf die Römerherrschaft vor, daß gelegentlich eine Stadt die andere überfiel, aus Not, um das Letzte wegzurauben.

Milde des Epaminondas und Pelopidas

Museen des Hasses

Aber noch weit über diese Spätzeit hinaus, noch unter den römischen Kaisern, wurde die Erinnerung an Siege von Griechen über Griechen auf alle Weise wachgehalten. Die Griechen können sich das Tropaion gerade um so weniger versagen, als es vorherrschend das Monument eines Sieges über solche ist, die man nicht hat dauernd unterwerfen oder vernichten können, sondern nur dauernd kränken will. Namentlich waren die Stätten der höchsten gemeinsamen Festfreude und Götterverehrung vollgepfropft mit Erinnerungen an Siege von Griechen über Griechen. In Olympia stand ein Tropaion der Elier wegen Abtreibung eines spartanischen Angriffes; am Zeustempel, gerade unter der Nike des Paionios, hing der goldene Schild der lakedämonischen Bundesgenossenschaft wegen des Sieges von Tanagra über Argiver, Athener und Ionier. An der Siegesgöttin, welche die naupaktischen Messenier wegen Teilnahme an der Sache von Sphakteria hingestiftet hatten, war allerdings der Name der Besiegten — es waren die Spartaner! — nicht beigeschrieben, und zwar aus Besorgnis. Vor allem aber war Delphi noch in der Kaiserzeit das große monumentale Museum des Hasses von Griechen gegen Griechen, mit höchster künstlerischer Verewigung des gegenseitig angetanen Herzeleids. Und dies Museum war noch fast vollständig, während das Land selbst voller Ruinen und Einöden lag, an welchen nicht Mazedonier und Römer,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Giebelgruppe des Aphaiatempels in Aegina (Osten). Rekonstruktion nach Furtwängler

sondern die Griechen selbst die Schuld trugen. Die einzige Griechenstadt, *deren Tempel nicht mit Spolien von Hellenen, nicht mit Anathemen von Getöteten verwandten Blutes geschmückt waren, sondern mit Barbarenwaffen*, war Korinth; letztere nämlich trugen die Inschrift: *Die Korinthier und der Stratege Timoleon haben die in Sizilien wohnenden Hellenen von den Karthagern errettet und diese Gaben den Göttern geweiht.*

Die griechische Gastlichkeit

Nun gab es zwischen den Städten längere und kürzere, oft auf Verträgen beruhende Friedenspausen, in welchen ein reger Verkehr herrschte; dieser aber verlangte, daß dem Nichtbürger in gewöhnlichen Zeiten einige Sicherheit gewährt werde. Bei den gegenseitigen Besuchen, mochte der Handel, die Festfeiern oder die Wanderungen zu Heiligtümern sie veranlaßt haben, bildete sich das Verhältnis der Gastfreundschaft, durch welches die griechische Nation in den Ruf einer ganz besonderen Gastlichkeit gekommen ist. Wir überlassen diesen ganzen Gegenstand der Altertumskunde. Bei Homer lebt in diesen Dingen ein untrügerisches Zartgefühl; zwischen Diomed und Glaukos stellt ein Gastrecht von den Großeltern her den Kampf still, sie wollen einander fortan in der Schlacht vermeiden und vertauschen die Waffen; es wird sogar davor gewarnt, mit einem Gastfreund sich im bloßen Wettkampf zu versuchen. Und auch der Arme ist geschützt; denn Zeus, sagen Nausikaa und Eumäos, gehören alle Fremden und Darbenden an. Noch in der Frühzeit der Polis weissagt dann Hesiod denjenigen Städten Blüte und Gedeihen, welche Fremden sowohl als Einheimischen *gerade* Rechtssprüche gewähren; später verstand sich dies nicht mehr so von selbst, und der Grieche außerhalb der Heimatstadt bedurfte vor Gericht und für seine Sicherheit überhaupt einer sehr besonderen Vertretung durch einen Bürger des Ortes, wo er sich befand, was hier samt allen übrigen Antiquitäten der sogenannten *Proxenie* unerörtert bleiben mag.

Einigende Kraft der Religion

Wenn man nun die Einheit der griechischen Nation nicht eben in dem gegenseitigen Verhältnis der Poleis erkennen kann, so wird man sie zunächst doch in der gemeinsamen Religion zu finden erwarten. Und als gemeinsames Kulturelement ersten Ranges hatte dieselbe gewiß eine einigende Kraft; sie führte eine Welt von mächtigen Anschauungen mit sich, welche das ganze Volk teilte. Dazu kamen die großen gemeinsamen Heiligtümer, Festorte und Orakel, wo sich zumal zu geweihten Zeiten Hellenen und Kolonialhellenen zusammenfanden, wo man inne wurde, *wie groß die Nation war*, solche Stätten erschienen dann wie ein gesteigertes Griechenland. Auch knüpfte sich an die großen Festzeiten ein Gottesstillstand für die Kriege, und hier und da bei solchen Anlässen wurde sogar eine Fehde gänzlich abgestellt. Der Gottesfriede von Olympia, die heilige Neutralität von ganz Elis haben ihre eigene Geschichte. Wirkliche Kriege jedoch sind durch die Feste nicht verhindert und kaum momentan unterbrochen worden; man wollte nur von alters her die Vereinigung zu Opfer, Wettkampf und Markt nicht entbehren, und ohne das olympische Fest wäre keine Ordnung in die Chronologie gekommen, indem überall daneben örtliche Zeitrechnungen mit besonderen Jahren und Monaten fortdauerten. Der Apoll von Delphi aber beriet auch Griechen im Kampf gegen Griechen, und seine Orakelstätte war, wie gesagt, mit Denkmälern des gegenseitigen Hasses reichlich versehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einigung durch Mythus und Epos

Viel eher als die Religion verknüpfte der Heldenmythus durch sein großes Organ, die epische Poesie, das ganze Volk, indem er den Charakter eines gemeinsamen Besitzes hatte. Wie viele Blüten von allen Seiten her zusammengeweht sein mochten, bis dieser Wunderwald von Sagen erwuchs, kam nicht in Betracht, sobald sich der epische Mythus zum großen Abbild der Nation und ihres gesamten Fühlens, Sinnens und Strebens gestaltete. Mochten die Hauptzüge der Ödipodie, der Agamemnonie usw. auch bei anderen Völkern vorkommen, so trat eben dies allgemein Sagenhafte hier in rein griechischer Auffassung und reichster Ausbildung zutage. Der Mythus hatte aber auch eine unmittelbare Anwendung auf die Einheit des Volkes in sich, insofern seine Heroen außer ihren sonstigen Taten sich zu gemeinsamen Unternehmungen versammelt hatten, welche bereits ein ideales Gesamtgriechenland darstellten. Bei der Argofahrt, bei der kalydonischen Jagd sind es in der anfänglichen Gestalt der Sage die Helden einer oder weniger Landschaften, in den späteren Erweiterungen aber gesellen sich solche aus allen Stämmen zusammen, bis endlich die gemeinsame Tat von Völkern und von Helden, der Zug gegen Ilion zustande kommt. Thukydides faßt denselben ganz ernsthaft als die erste große gesamthellenische Unternehmung, als Willensakt der ganzen Nation auf. Und so, wie die Helden die frühesten ruhmvollen Persönlichkeiten überhaupt sind, ist dann ihr Herold Homer die früheste geistige Zelebrität allgemein hellenischer Geltung, Homer aber wurde dann zugestandenermaßen das Hauptbildungsmittel von Jugend auf. Seit ihm ist die Griechenwelt erst recht eins; es gibt Griechen, soweit es eine Erinnerung an Heroen gibt. Auch die uralten Verwandten im Westen, die Italier, wurden von der Schönheit der griechischen Heldensage berührt und überwältigt, und selbst die dumpfen Etrusker empfingen auf den Fittichen der griechischen Kunst und vielleicht selbst der Dichtung eine reichliche Mitteilung davon.

Einheit der Sprache

War nun schon mit der Einheit des Mythus ein hoher Grad von Einheit der Bildung gegeben, so verstärkte sich dieselbe allmählich durch eine ganze Kultur, welche den Griechen als solche kenntlich machte, durch eine Fülle gemeinsamer Lebensformen aller Art, ohne welche zu existieren für ein Unglück gegolten haben muß, und welche den Griechen trotz allem Haß immer wieder mit dem Griechen zusammenführten. Dies Ganze war dann stark genug, um daheim zurückgebliebene Elemente zu assimilieren oder auszustoßen und zugleich in den Außenlanden und in den Binnenländern der Kolonien halbgriechische Bevölkerungen hervorzubringen, welche wenigstens eifrig alles Griechische zu verstehen wünschten. Vor allem hatte die griechische Sprache wahrhaft wundersame nationale Eigenschaften; aus verschiedenen Dialekten war früher eine Sprache des epischen Gesanges emporgetaucht, überall verständlich und überall ersehnt, das edelste Gefäß für die Sagen und Anschauungen von Göttern, Welt und Heroen; wer überhaupt nur griechisch konnte, wurde ein anderer Mensch, als was sonst auf der Erde lebte, und wer gut griechisch sprach, der wurde ein Hellene, weil er fähig war, es zu sein. Endlich war das ganze griechische Wesen von derjenigen Kraft belebt, welche wir als agonale im weitesten Sinne des Wortes werden kennenlernen. Auf dieses alles gründete sich dann mit der Zeit eine bewußte Erziehung, παίδευσις, und als einmal Grammatik, Kitharspiel und Gymnastik die ganze Jugend der Städte beherrschte, verstand jeder von frühe an, um was es sich in diesem griechischen Leben handle.

2. Griechen und Barbaren

Falscher Begriff der „Barbarei"

Der Gegensatz, durch welchen sich das griechische Bewußtsein erst vervollständigte, der Nichtgrieche, heißt Barbar. Dieser merkwürdige, vielseitige Begriff verdient eine aufmerksame Betrachtung. Wir dürfen dabei nicht ausgehen von Voraussetzungen der späteren Griechen, Dichter sowohl als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rhetoren, welche den Barbaren neben anderen Eigenschaften ganz besonders Grausamkeit, Treulosigkeit, Meineid zuschrieben, in naiver Verblendung darüber, daß sie selber es in diesen Dingen den Barbaren völlig gleich taten. Endlich darf der Begriff der Barbaren nicht mitbestimmt werden von der Aversion; denn diese war eine gegenseitige. Alle Völker des heiligen Rechtes verachteten alle anderen Völker, und unter sich mieden die höheren Kasten, wo sie existierten, die niederen. Die Ägypter insbesondere hielten die Griechen sämtlich für unrein und gewiß nicht bloß, wie Herodot meint, wegen des Kuhfleischessens; die Griechen gaben es den Ägyptern zurück, indem sie sich schon als Weintrinker etwas anderes dünkten als diese mit ihrem Bier. Der Grieche war im Vorteil, insofern er wenigstens keine physische Scheu und keine darauf bezüglichen Reinigkeitsgesetze gegen den Barbaren hatte und sich frei fühlte in der Beobachtung der fremden Welt.

Die Trojaner

Wie sich allmählich der Begriff des Hellenischen zusammenzog, ist am besten zu erläutern an den Ansichten über die Trojaner. Bei Homer waltet bekanntlich nicht der leiseste Unterschied der Sitte und Religion zwischen ihnen und den Achäern; schon auf ziemlich alten Vasenbildern tragen sie jedoch asiatische Tracht und in den Ägineteengruppen ist Paris bereits daran kenntlich; Thukydides hält sie dann entschieden für Barbaren; Euripides insultiert sie gelegentlich als solche; Strabo will bei troischen Ortsnamen keine griechische Etymologie mehr wagen, und bei Lucian nennt sich Paris einen Barbaren und Fremdling in einer Zeit, da seine Kunstform bereits von der des phrygischen Atys und des Mithras nicht mehr zu unterscheiden war.

Nach außen aber fanden sich die Griechen im Gegensatz, ja nach einer berühmten Stelle des Aristoteles in der Mitte von zweierlei Barbaren, den mutigen und freien, aber des Denkens, der Künste, des Staatenbildens und Herrschens unfähigen Völkern des Nordens, der europäischen Seite — und den denkenden und gebildeten, aber mutlosen und deshalb geknechteten Asiaten.

Die Skythen

Die ersteren, vor allem die große, waffendröhnende Skythenwelt lehrt uns das vierte Buch des Herodot kennen, wo mit dem feinsten Ahnungsvermögen die Sitte solcher und ähnlicher Halbkulturvölker überhaupt in deutliche Umrisse gebracht wird. Die Skythen nahmen es sehr übel, wenn man von ihrer Knechtschaft sprach, und kriegerisch daherstürmende Völker dieser Art, vollends wenn sie andere zur Gefolgschaft hinreißen konnten, empfanden gewiß ein großes Hochgefühl und ein mächtiges Leben. Allein ihre Dienstbarkeit war innerlicher Art, nämlich eine rassenhafte Gebundenheit. So frei sich auch der einzelne auf seinem Sattel fühlen mag, so haben sie alle doch nur einen Gesamtwillen, ähnlich wie die Tierstaaten; in allem Tun, auch in Sitte und Religion wird ein und dasselbe Niveau (unter Umständen mit Gewalt) festgehalten, denn sobald die ganze Nation nicht mehr völlig gleichartig handelt und empfindet, ist sie schwach und vielleicht bald nichts mehr; sie hat eine richtige Ahnung, nur als Kollektivkraft etwas zu bedeuten. — Noch in anderen Dingen offenbart sich die Gleichförmigkeit des Tuns bei solchen Barbaren: während bei den Griechen die Entwicklung des Individuums an Wettkämpfen jeder Art emporwächst, fehlt diesen Völkern das Agonale; ihre Reiterspiele usw. sind Gesamtexhibitionen der Volkskraft, oder es gibt ganze Scheingefechte, auch sehr blutige, wie z. B. bei den bewaffneten Gelagen der Gallier. — Die höhere Stimmung des Barbaren ist der Krieg, der vielleicht in den meisten Fällen zwecklos und nur aus innerem Drang geführt wird; schon die Zahl des Volkes wird bei den Skythen des Herodot aus gesammelten Pfeilspitzen ermittelt; die, welche Feinde erlegt haben, feiern eine große jährliche Kommunion, und zwar bezirksweise; bei den Sauromaten vermählt sich auch die Jungfrau erst, wenn sie einen Feind erlegt hat; Heiligtümer des Kriegsgottes stehen überall, und hier werden jährlich gewaltige Opfer von Tieren gebracht und auch von Kriegsgefangenen, nur daß diese nicht alle gemordet wurden wie sooft bei den Griechen, sondern bloß der hundertste Mann. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bei dem Reichtum und dem Geist herodoteischer Beobachtung, welche den Leser immer unzufrieden macht in Beziehung auf dasjenige, was der Mann von Halikarnaß nicht gesehen und nicht besprochen hat, ist man versucht, es zu beklagen, daß er nicht auch die damaligen Kelten und Germanen hat kennenlernen.

Die Asiaten und die Orientalen

Die andere Art von Barbaren, von welchen die Griechen sich geschieden wissen, sind die hochzivilisierten Asiaten, deren Kultur viel älter und in Technik und altem Wissen viel vollständiger ist als die ihrige. Auch hier liegt der tiefste Unterschied darin, daß der Grieche individuell entwickelt, der Asiate gebunden ist, diesmal nicht durch gemeinsames Tun der Rasse, sondern künstlich durch das Kastenwesen und durch den absoluten Despotismus. Den Charakter der Ägypter kennen wir zwar nur aus der Auffassung der Griechen, aber diese möchte keine völlig ungerechte gewesen sein. Bei all den ungeheuren Leistungen, welche die Weltkultur diesem Volke verdankt, bei einem enormen Nationalstolz scheint es doch, daß der einzelne durch die Knechtschaft moralisch zugrunde gerichtet wurde. Schon die Gebräuche und Symbole, die Furcht uralter religiöser Bangigkeit, machten das Dasein des Ägypters zu einem *harten Dienst*, dazu kam, daß das ganze übrige Leben, das gewerbliche wie das politische, lauter Müssen war. Aus den Geschichten bei Herodot tönt als allgemeine Stimmung die des verbitterten Sklaven heraus, der sich durch scheußliche Nachrede über die Mächtigen schadlos hält; das Ideal des Lebens ist die Durchtriebenheit, welche z. B. in der Sage des Rhampsinit mit so hohen Ehren davonkommt.

Von den Reichen Babylon und Assur haben die Griechen bekanntlich auffallend wenig Notiz genommen, während aus der Kultur derselben so manches unvermerkt auf sie überging. Das nächste barbarische Volk und Reich war das der Lyder, und dieses war ihnen genau bekannt und entweder durch frühe Verwandtschaft oder durch teilweises Einmünden in die griechische Lebensweise und Religion eher sympathisch. Dagegen konnte das persische Reich sie nur mit Besorgnis und Widerwillen erfüllen: eine schon ganz späte Staatsbildung, welche eine Schar von Völkern, die einst selbständig und dann von Assur oder nachher von Medien unterworfen worden waren, noch einmal unterwarf; mit einer Dynastie, welche außer Kyros und Darius Hystaspis keinen bedeutenden Regenten mehr, wohl aber wüste Sultane und einen gefährlichen Verräter (den jüngeren Kyros) lieferte, zwischen alle Eroberungen hinein beständig beschäftigt mit Neuunterwerfung abgefallener Außenlande, deren Habe und Heiligtümer man verletzt hatte. Im offenen und ruhmvollen Kampfe mit diesem Persien wurden sich hierauf die Griechen erst recht des Gegensatzes zu dem Barbaren bewußt; um so tiefer war dann auch die Schmach, als seit dem Peloponnesischen Kriege der Perserkönig seine Hände wieder in den griechischen Sachen haben durfte, vollends jener Artaxerxes Mnemon, an dessen Hof es so greulich zuging. Aber viele Griechen hatten inzwischen auch die tiefe Schwäche des Reichskolosses kennengelernt und auch die des herrschenden Volkes; Xenophon in dem wichtigen Schlußkapitel der Kyropädie zeigt, wie hier Schein und Sein in Widerspruch geraten, wie die alten Lebensformen äußerlich beibehalten, von innen völlig ausgehöhlt waren. Nach Arbela gab es keine persische Regierung mehr, sowie aber Alexander es mit Turan zu tun hat, findet er kräftige Naturbarbaren vor, sogenannte Skythen, welche über den Jaxartes ihre Pfeile gegen ihn senden und ihm sagen lassen, er wage sich wohl nicht über den Fluß, weil er inne geworden, was für ein Unterschied sei zwischen ihnen und Asiaten. Wenn dann noch die östlichen Satrapien Widerstand leisteten, so geschah dies nicht mehr um des persischen Reiches willen, sondern weil es stolze Völker waren, wie z. B. die Baktrier, welche sich auch Persien nur freiwillig angeschlossen hatten.

Verhältnis zu den Persern

Der griechische Agon

Gegenüber von Skythen wie von Asiaten ist der Grieche, wie gesagt, individuell, losgesprochen von allem Tun der Rassen und Kasten, mit seinesgleichen in beständigem Wettstreit oder *Agon*,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von den festlichen Wettkämpfen bis zur Geltung in der Polis, vom Ringplatze von Olympia bis auf die Agoren und in die Stoen der Vaterstadt und bis zum Kampf um die Überlegenheit im Gesang und in den bildenden Künsten. Der Orient ist nicht agonal, schon weil das Kastenwesen den Wettstreit nicht duldet, und die Griechen ihrerseits litten nicht einmal einen Barbaren in ihren Kampfspielen, so daß selbst der ältere König Alexander von Mazedonien, der *Griechenfreundliche*, sich in Olympia erst als Temenide und also griechischen Ursprungs ausweisen mußte. Ferner ist der Orient seriös wie die Tiere und lacht nicht, außer etwa bei vorgeführten Gaukelpossen; seinen Witz über die Welt darf er nur etwa allegorisch im Gewande der Tierfabel äußern. Und statt der Konversation des Symposions hat er (laut griechischer Ansicht) nur das scharfe Zechen, so daß man vom barbarischen Einfluß sprach, wo dasselbe später bei den Griechen überhand nahm. Endlich war man überzeugt, daß nur auf Griechen mit Gründen zu wirken sei, auf Barbaren eher mit Gewalt.

Die Schönheit der Griechengötter

Die Götter der Griechen sind schöner als die barbarischen, an welchen das Göttliche nicht als erhöhte Menschlichkeit, sondern allegorisch und knechtisch ausgedrückt wird, durch Mischung mit Tierformen, Vervielfachung der Glieder, rituale Umhüllung und Gebärde, weil mächtige Priestertümer und dumpfer Volksgeist sich hierüber längst und auf immer verständigt haben. Die Griechengötter sind aber auch klüger als die barbarischen, so wie der Grieche gescheiter ist als der Barbar, ja sie kommen den Barbaren selber klüger vor als die ihrigen. Irgendeine Erkundigung der Zukunft war auch in den alten Heiligtümern des Orients zu erreichen, welcher überdies die unglückselige Astrologie auf seiner Seite hatte; aber Orakel im vollen Sinne des Wortes gaben doch nur die Griechengötter, und ganz besonders Delphi wurde von Lydern, Phrygern, Italiern und auch wohl von Karthagern befragt. Auch ohne Befragung der Zukunft, aus bloßer Andacht, wurden Geschenke und Opfer an hellenische Tempel von fremden Völkern dargebracht. Das geheimnisvolle Opfer aus dem Hyperboreerlande, welches periodisch nach Delos gelangte, mag ein Rätsel bleiben, aber genau wußte man, daß in Olympia der Thron eines italischen Königs Arimnestos die früheste Gabe eines Barbaren unter den dortigen Anathemen war. Die Folge von diesem allen war, daß sich die Griechen ganz besonders fromm vorkamen, und unter ihnen wieder die Athener insbesondere; das Laienvolk im vorzugsweisen Sinne fühlt sich den anderen gegenüber priesterlich, weil es besser mit den Göttern umzugehen weiß. Dies offenbarte sich in jenem merkwürdigen delphischen Befehl bei einer großen Hungersnot: Die Athener sollten Gelübde tun für Hellenen und Barbaren.

Barbarenteilnahme an den Orakeln

Die Durchdringung Ägyptens

Als die näheren und entfernteren Gestade des Mittelmeers und des Pontus sich mit griechischen Ansiedelungen umsäumten, kam es wohl oft zur Unterwerfung der Strandbarbaren; was aber doch weit überwog, war der freiwillige Verkehr der letzteren mit den in ihrem Bereich liegenden Kolonien und die Annahme von Bedürfnissen, Kenntnissen und edlem Zierat aus dem griechischen Leben; es genügt auf eine Tatsache hinzuweisen wie die Herrschaft des griechischen Alphabets bei den gallischen Kelten. Als das lange verschlossene Ägypten nach dem Sturz der äthiopischen Dynastie und dann vollends durch die Griechenfreundschaft des Psammetich für die Hellenen ein offenes Land wurde, genügte dies, um eine ökonomische Revolution, ein plötzliches Steigen des Erwerbes und der Bevölkerung hervorzubringen. Die Kriegerkaste aber zog aus dem Lande nach Äthiopien; 200 000 Mann, welche, wie man denken sollte, die Ankömmlinge hätten ins Meer werfen können, scheinen durch deren Anwesenheit völlig verblüfft gewesen zu sein; denn bloß aus Eifersucht (angeblich wegen Zurücksetzung auf einem Feldzug des Königs gegen Philistäa) würden sie doch ein tausendjähriges Recht der Heimat nicht aufgegeben haben, auch wenn ihre bisherigen sonstigen Vorteile geschmälert worden waren. Daß sie keine Revolution gegen Psammetich machten,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hing vielleicht daran, daß sie selbst in ihm, dem fremdbürtigen Neuerer, die Heiligkeit des Königtums achteten, aber gegen seine Bitten blieben sie unzugänglich; es mochte sie freuen, ihn nunmehr wehrloser und nur von Fremden beschützt zu wissen; mit ihnen weicht lautlos dasjenige Altägypten, welches sich mit den beweglichen Griechen absolut unverträglich weiß, während die Masse des Volkes wenigstens im Unterlande sich völlig fügt bis zur Entstehung einer Mischrasse, der sogenannten Dolmetscher. Daß mit dem Eindringen des Hellenentums und der Zunahme der Geschäfte und Reichtümer auch die Auflösung der altägyptischen Nationalkraft begann, ist unleugbar.

Griechen in Persien

Wie die Griechen auf die Perser wirkten, muß aus einigen sprechenden Tatsachen geschlossen werden. Persien als Weltmonarchie, solange es in aufsteigender Richtung war, hatte sich nicht lange besonnen, neben zahlreichen anderen Völkern auch Griechen zu unterwerfen und in dauernder Untertanenschaft zu halten; der versuchte Abfall derselben führte dann zu den großen Feldzügen des Datis, Xerxes und Mardonios gegen Griechenland, welche den bekannten Ausgang nahmen. Inzwischen aber sind am Achämenidenhof ganz offenbar Griechen die interessantesten Persönlichkeiten geworden; Atossa, die Kyrostochter, hätte gerne lakonische, argivische, attische, korinthische Sklavinnen gehabt, und ihr Gemahl Darius hat viel von dem berühmten Athleten Milon von Kroton gehört; allmählich rücken dann am Hofe oder in der Nähe der Könige auf: der Arzt Demokedes, welcher wenigstens als hochbegünstigter Halbgefangener behandelt wird, dann Histiäos, König Demaratos von Sparta, Artemisia, die Peisistratiden und ihr Onomakritos u. a. m., und alle reden bei den wichtigsten Entschlüssen mit, und ihr Einfluß wächst unter Umständen über den von Satrapen und Königsverwandten hinaus, ja Histiäos wird auf Befehl solcher qualvoll hingerichtet, damit er nicht — trotz allem, was er gegen Darius getan — *wieder beim König groß werde*. Später aber, bei Xerxes und Artaxerxes, erschien dann derjenige Mann, welcher zwar einst den persischen Herold hatte töten lassen, weil derselbe das Barbarenverlangen auf Erde und Wasser in hellenischer Sprache vorgebracht, aber schon während des Krieges sich einen Zugang zu Persien hatte offenhalten müssen, der erlauchteste aller Flüchtlinge: Themistokles. Schon sein Brief an den König ist der echte Brief des Hellenen an den Barbaren, der sonst wohl das ganze Jahr hindurch aus seinem ganzen Reiche keine solche Zuschrift bekam; nachdem er aber ein Jahr lang persisch gelernt und nun selber vor dem König erschien, *offenbarte er auf das stärkste die Kraft der Naturbegabung. Denn durch angeborenen Verstand, ohne vorher oder nachher durch besondere Kunde unterstützt zu sein, war er über irgendwelche vorliegende Angelegenheiten nach ganz kurzem Besinnen der stärkste Urteiler und für künftige Dinge meist der beste Errater. Was er in die Hände nahm, konnte er auch in der Rede darstellen, in dem noch Unbekannten sah er das Bessere oder Schlimmere richtig voraus. Durch die Macht seiner Anlage, mit Hilfe kurzen Nachdenkens war er im höchsten Grade fähig, aus dem Stegreif das Richtige anzugeben* — was alle Königsverwandten samt Satrapen und Magiern nicht konnten.

Themistokles' Einfluß

Das griechische Heimweh

Wer weiß, was diese Griechen am Hofe des Großkönigs für eine Macht hätten entfalten können, wenn sie diesen Hof um seiner selbst willen unter ihren Einfluß genommen hätten, und wenn nicht alles, was sie durch die persische Macht erreichen wollten, eine erfolgreiche Heimkehr gewesen wäre. Griechische Armeen in diesen weiten Osten zu führen, galt lange als völlig undenkbar. *Verlaß Sparta vor Sonnenuntergang*, sagte Kleomenes zu Aristagoras, welcher ihm das große Vorhaben eines Zuges gen Susa entwickeln wollte; *denn nie wirst du den Lakedämoniern zu Danke reden, wenn du sie einen Weg drei Monate weit vom Meere führen willst*. Und als es nach einem Jahrhundert dennoch zu einem solchen Zuge kam, wer hat nicht mit den Griechen der Anabasis beim Anblick des Pontus den Ruf Thalassa! mitrufen müssen?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herodot und die Fehlurteile des Euripides

Der Gegensatz zwischen Griechen und Barbaren wurde in der glänzenden Zeit sehr hoch genommen. Die Bedeutung des Herodot, der für seine Person bei den Barbaren soviel Großes anerkennt und so objektiv erzählt, ist für die Kunde hierüber um soviel sprechender, da er noch schrieb, bevor die Dinge zu rhetorischen Zwecken zurechtgemacht waren. Euripides dagegen mißbraucht bereits die Vorurteile seiner athenischen Zuschauer auf eine wahrhaft widerliche Weise. Sein Odysseus wirft den Barbaren vor, sie ehrten ihre Freunde nicht und hätten keine Bewunderung für die im Kampf Gefallenen; namentlich aber wird in seiner Tragödie *Orestes* ein wohlfeiles griechisches Hochgefühl losgelassen gegen ein Gedankenbild des Barbaren, das aus lauter Feigheit, Knechtsinn und Todesfurcht konstruiert und dabei speziell für phrygisch ausgegeben wird. Um so lieber hört man dann auf einen ruhigen Sachkenner, der schon im Kampf gegen Barbaren gestanden hat und nun ihre Kriegsweise schildert: Brasidas, in dem Augenblicke, da er seine Leute gegen Illyrier in die Schlacht führen soll; man wird Stärke und Schwäche solcher Naturbarbaren kaum wieder so treffend in Kürze gezeichnet finden, als in dieser Rede geschieht.

Ausgesetzte Poleis

Für eine Polis galt es als das größte denkbare Unglück, barbarisch zu werden, ἐκβαρβαρωθῆναι, sei es durch plötzliche Überwältigung oder durch allmähliches Eindringen der Fremden. In den letzteren Fall konnten etwa griechische Untertanenstädte des persischen Reiches geraten, wie z. B. um 408 v. Chr. Ephesos, durch die Zuwanderung aus Lydien und die häufige Anwesenheit eines persischen Hauptquartiers, bis Lysander dort auftrat und durch veränderten Verkehr, Bau von Schiffswerften usw. dem griechischen Leben wieder den Vorrang sicherte. Als in Italien eine Anzahl der herrlichen großgriechischen Städte unwiederbringlich an Samniter, Lukaner, Bruttier verlorengingen, wurden auch die Einwohner von Poseidonia, dem späteren Pästum, unterworfen; *sie haben*, heißt es, *ihre Sprache und ihre sonstigen Bestrebungen verändert, doch feiern sie noch bis heute eines der hellenischen Feste, an welchem sie sich versammeln und jener alten Namen und Einrichtungen gedenken, dann klagen und weinen sie miteinander und gehen ihrer Wege.*

Der Umschwung im IV. Jahrhundert

Mit dem IV. Jahrhundert ist dann von dem Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren auf einmal wenig mehr die Rede, vielleicht schon weil inzwischen Griechen gar zu vieles vom Schrecklichsten durch Griechen erduldet hatten, und weil das frühere nationale Hochgefühl überhaupt gebrochen war. Von den Philosophen ist es in bezeichnender Weise der Stifter der Kyniker, jener unerbittlichen Verächter der Polis, welcher sich hier zuerst über die alten Anschauungen hinwegsetzt: Antisthenes — freilich selbst nur ein halbbürtiger Hellene, von einer thrakischen Mutter. Bei seiner Beweisführung, daß die Anstrengung (πόνος) kein Übel sei, nahm er als hellenisches Beispiel den Herakles, als barbarisches den Kyros, denselben, welchen um diese Zeit auch Xenophon als Idealbild eines richtig erzogenen Königs schilderte. Es wollte außerordentlich viel sagen, daß bei ethischen Fragen ein Barbar als Beleg, ja als Vorbild gebraucht wurde. Für Plato ist Ägypten eine uralte Quelle des Geistes und in mehr als einer Beziehung ein Ideal. Seit Alexander vollends änderte sich in diesen Dingen der ganze Gesichtskreis, schon weil große Länder des Ostens sich ganz oder teilweise der griechischen Sprache anschlossen. Es mag eine starke Übertreibung sein, daß die Söhne der Perser, Baktrier und Gedrosier die Tragödien des Sophokles und Euripides rezitiert hätten, aber schon der hellenisierte Vordere Orient bis an und über den Euphrat wurde ein wirklicher Zuwachs, wenn nicht für die griechische Nation, so doch für den Herrschaftsumfang der griechischen Kultur.

Der Einfluß der Philosophen

Eine wahre Invasion erlitt, wie bei anderem Anlaß zu erörtern sein wird, besonders die Philosophie. Dieselbe sollte einst schon in ihren Anfängen den Skythen Anacharsis an sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gezogen haben, und zu Platos Verehrern hatte bereits ein vornehmer Perser gehört, Mithridates, Sohn des Rhodobates. Jetzt aber sinken für die hellenische Weisheit die Schranken der Nationalität, so wie die des Geschlechts (durch die Pythagoreerinnen) und die des bürgerlichen Standes (durch Erziehung von Sklaven zu Philosophen) bereits gesunken waren. Laut der Lehre der Stoa sind dann Hellenen und Barbaren gleich, nämlich beide Gotteskinder. Hundert Jahre nach Alexander durfte Eratosthenes sagen: diejenigen hätten Unrecht, welche das ganze Menschengeschlecht in Hellenen und Barbaren einteilten; besser, man unterscheidet nach Trefflichkeit und Schlechtigkeit, denn viele Hellenen seien schlecht und viele Barbaren gesittet (ἀστεῖοι), wie die Inder und Arianer, auch die Römer und Karthager mit ihrem bewundernswerten Staatswesen.

Barbarenverehrung

Von da war der Weg nicht mehr weit bis zur Barbarenverehrung. Hierbei wirkte schon mit jene Sehnsucht, welche zeitweise jede sehr abgeleitete und späte Kultur befällt, nach urtümlichen Zuständen, und diese sucht man am ehesten in der Ferne. Damals knüpfte man dergleichen etwa an homerische und äschyleische Epitheta von Völkern an, wie z. B. die herrlichen Hippemolgen, die gesetzliebenden Skythen, die Abier, die gerechtesten der Menschen, denn schon das frühere Altertum hatte das Glück und die Güte hauptsächlich an den Rändern der Welt gesucht, weil man deren Mitte zu genau kannte. Allmählich wandelten sich dann solche Anschauungen in Raisonnements um. Auch in der Religion durften die Barbaren eine höhere Einsicht in Anspruch nehmen, und ein Sidonier behauptete im Asklepiostempel von Aigion dem Pausanias ins Gesicht: die Phönizier erkennten das Göttliche besser als die Griechen; ja es beginnt auch ein pathetisches Rühmen der Frömmigkeit der Barbaren, und zwar im Gegensatz zu der wachsenden Gottlosigkeit der Griechen, nachdem früher nur etwa von der fabelhaften Frömmigkeit der Hyperboreer die Rede gewesen. Und endlich sind die Barbaren sittlich besser; der Spätgrieche denkt nämlich von seiner eigenen Nation wie Macchiavelli von den Italienern, und die letzte Konsequenz hiervon ist: wo die Barbaren schlecht seien, da hätten erst die Griechen sie verderbt.

3. Das hellenische Pathos

Das hellenische Pathos

Nach allem bisher Gesagten wird es nun vielleicht möglich sein, den Wert des gesamthellenischen Pathos, welches sich bisweilen hören läßt, einigermaßen zu beurteilen, als einen je nach Momenten und Menschen sehr verschiedenen. Sehr deutlich und groß reden die Athener zur Zeit der Perserkriege, und sie hatten das Recht dazu. Ihre Antwort an den spartanischen Gesandten, nachdem sie die Anträge des Mardonios abgewiesen, die Rede des athenischen Boten vor den Ephoren, der Eid des griechischen Heeres auf dem Isthmos vor der Schlacht bei Platää sind hierfür wahre Denkmäler: Geblüt und Sprache, Heiligtümer, Gottesdienste und Lebensweise sind den Hellenen gemeinsam; auch die Ehrfurcht vor dem Zeus Hellenios, das Grauen vor jedem Verrat an Hellas, der Vorzug der Freiheit vor dem Leben, das Versprechen, von den Städten, welche mitkämpfen, keine mehr zu zerstören, tönen wie lauter Zeugnisse der höchsten Stimmung. Selbst die Gelübde, welche damals von den korinthischen Hetären für das Heil der Hellenen getan wurden, sind ja nicht als ein Scherz Späterer aufzufassen, sondern als eine ernste Stimme des erhabenen Augenblickes; ihre Aphrodite war nächst Poseidon die große Gottheit von Korinth, und die Stadt hatte von alters her diese Schar bei feierlichen Gelübden mit auftreten lassen.

Der Einigungsversuch des Perikles

Es folgten die Zeiten, da die Interessen auseinandergingen und Griechenland sich in die Hegemonien von Athen und Sparta teilte. Zu spät wollte dann Perikles an die vergangenen Gefühle appellieren und jenen Kongreß aller Griechenstaaten nach Athen entbieten *zum Frieden*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Poseidontempel. Kap Sunion

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Olympieion mit Akropolis von SO. Athen



Akropolis. Niketempel von SO. Athen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Theater in Epidauros, Argolis

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Akropolis. Parthenon. Von Iktinos und Kallikrates. Athen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



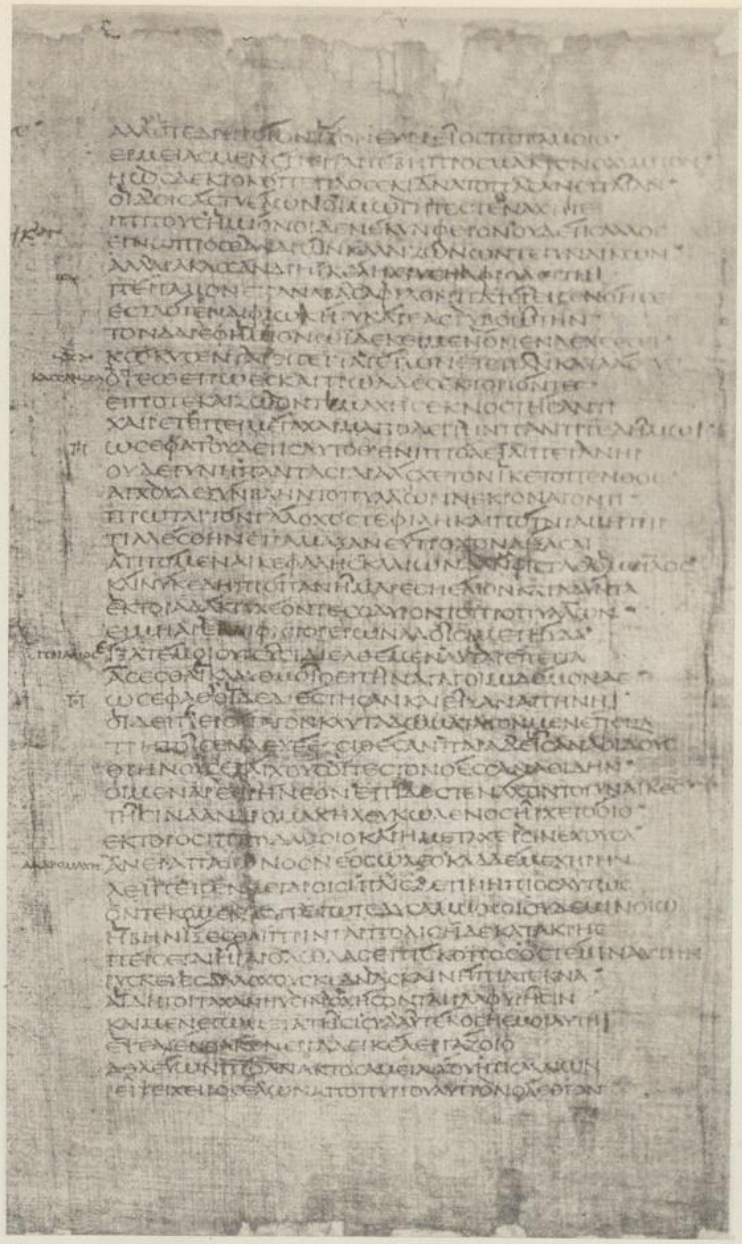
Jonisches Kapitell von den Propyläen. Athen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



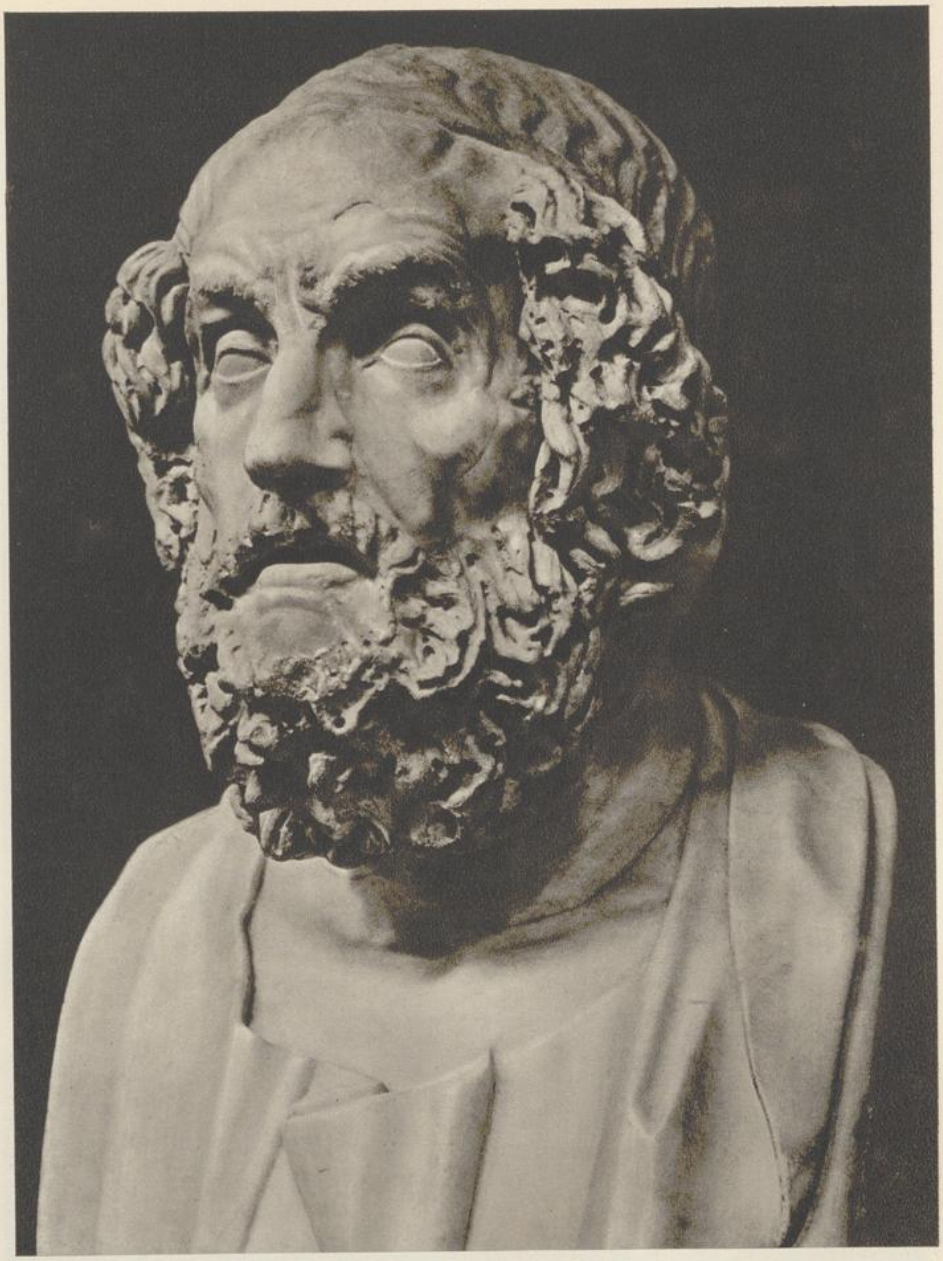
Korinthisches Kapitell aus Epidauros

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



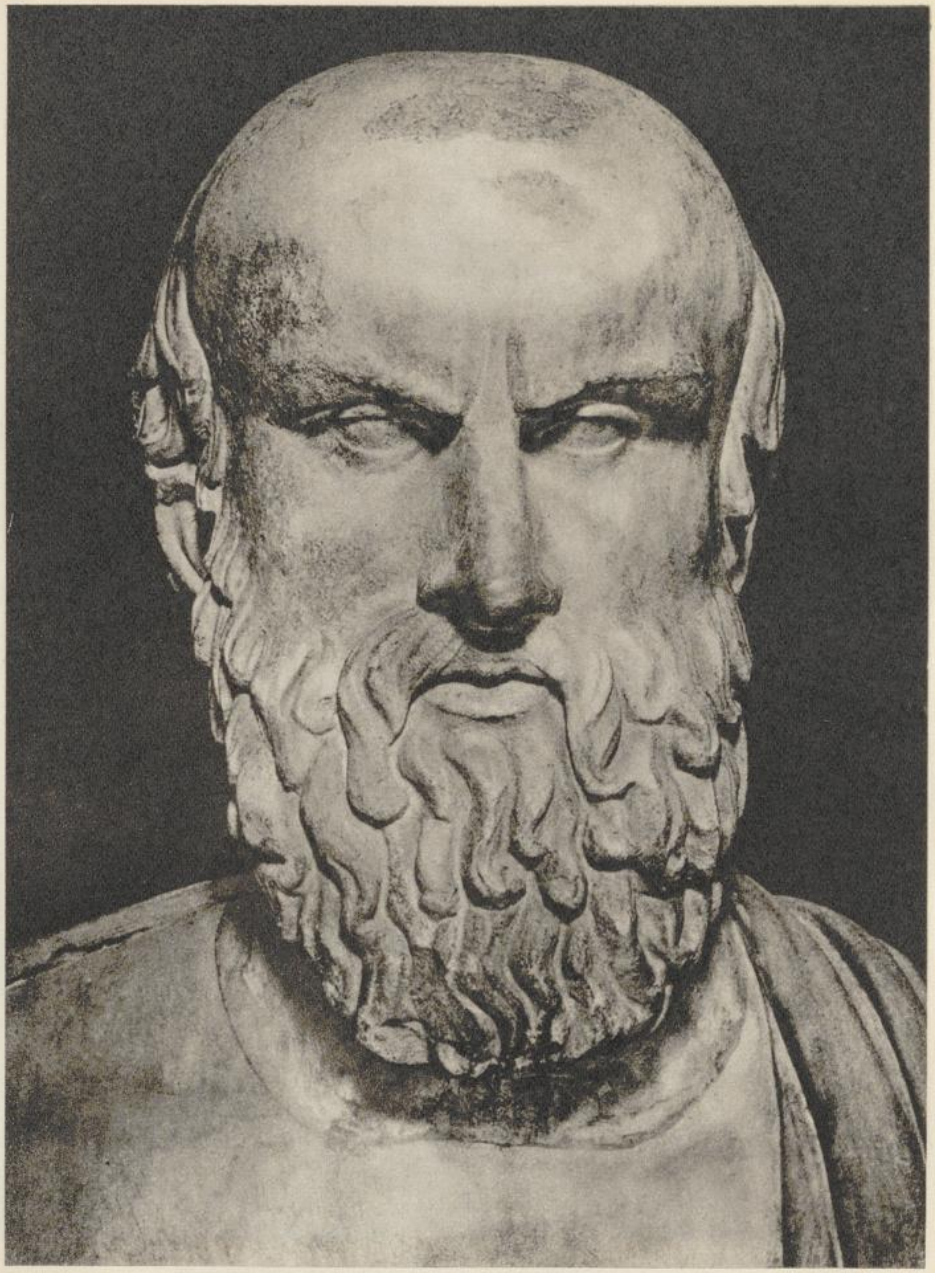
Homer. Ilias. 2. Jahrhundert. London. Britisches Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



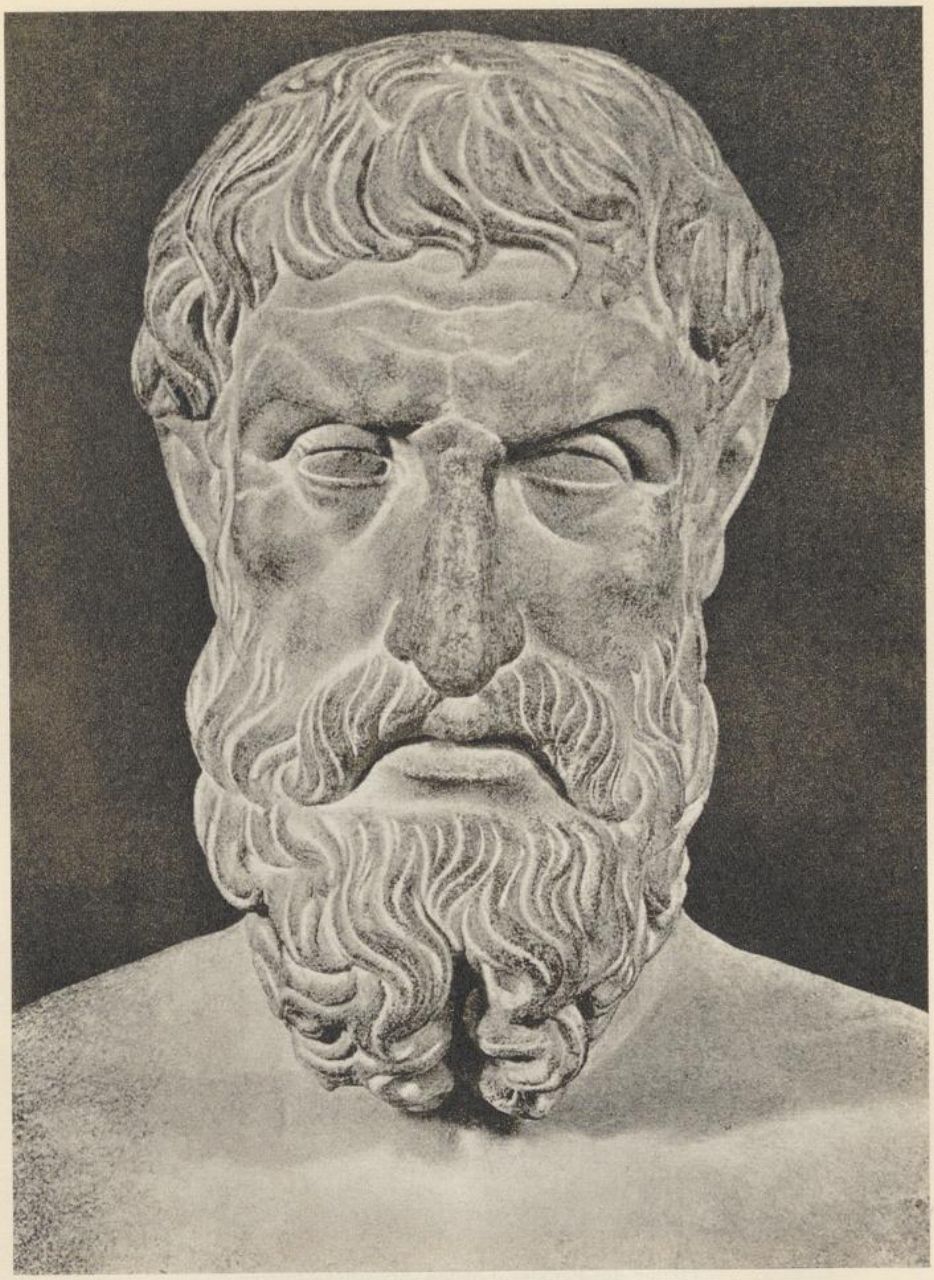
Herme des Homer. Neapel. Museo Nazionale

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Aeschylos. Rom. Capitol. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



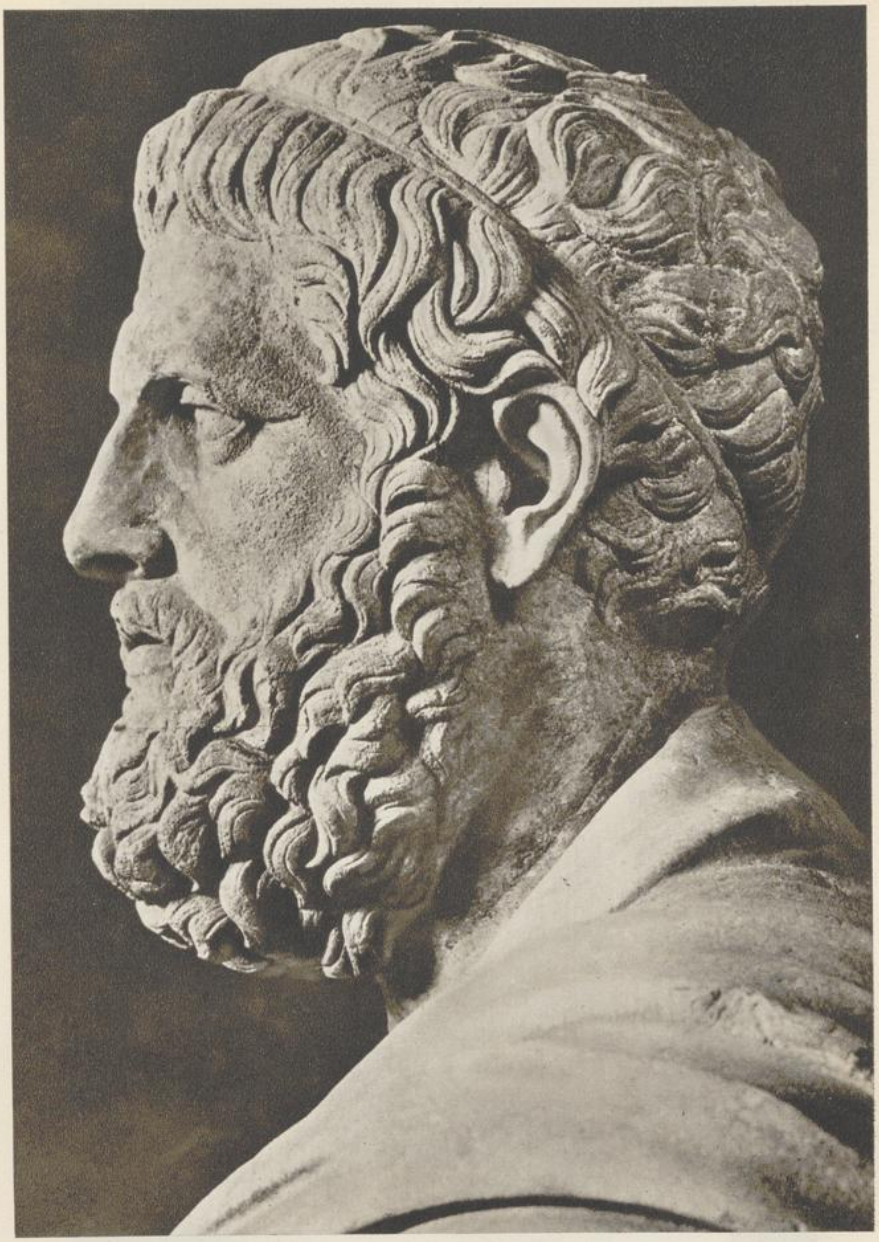
Herme des Epikur. Rom. Capitol. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Herme des Perikles. London. Britisches Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



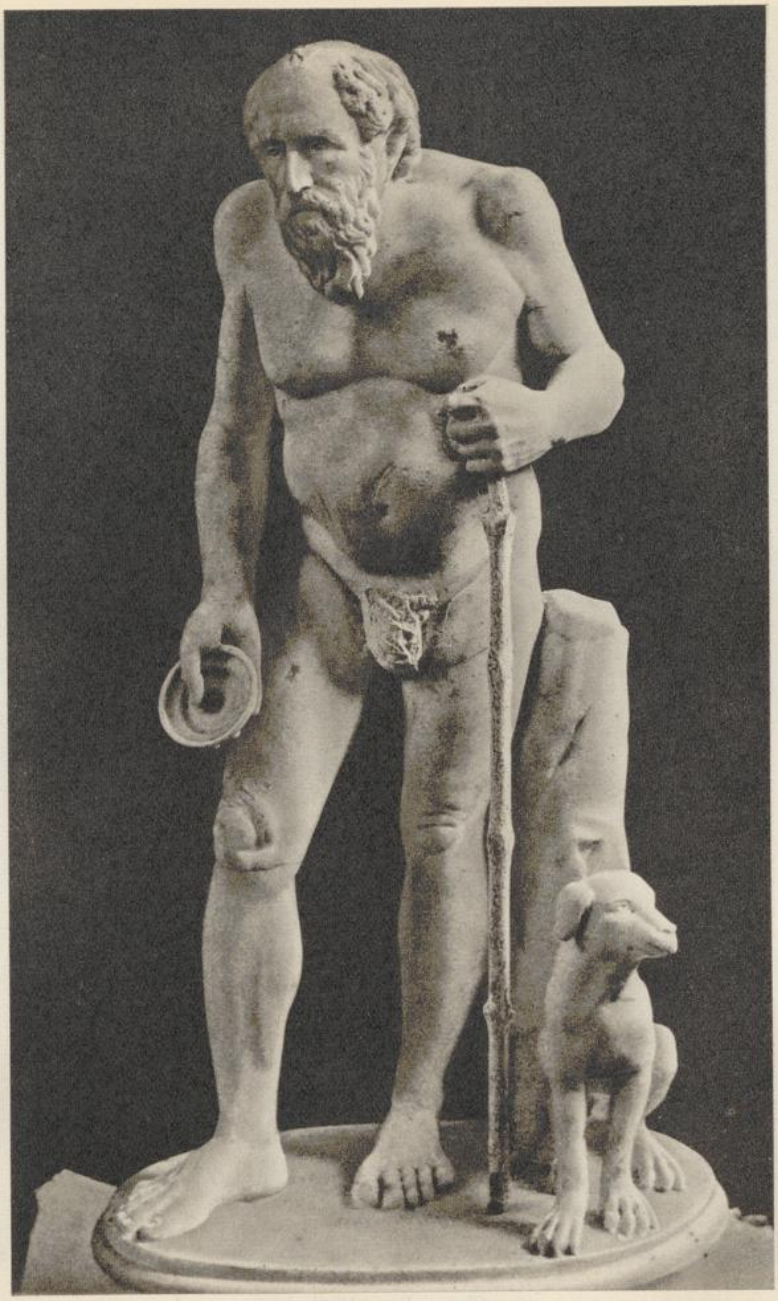
Sophokles. Rom. Lateran. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



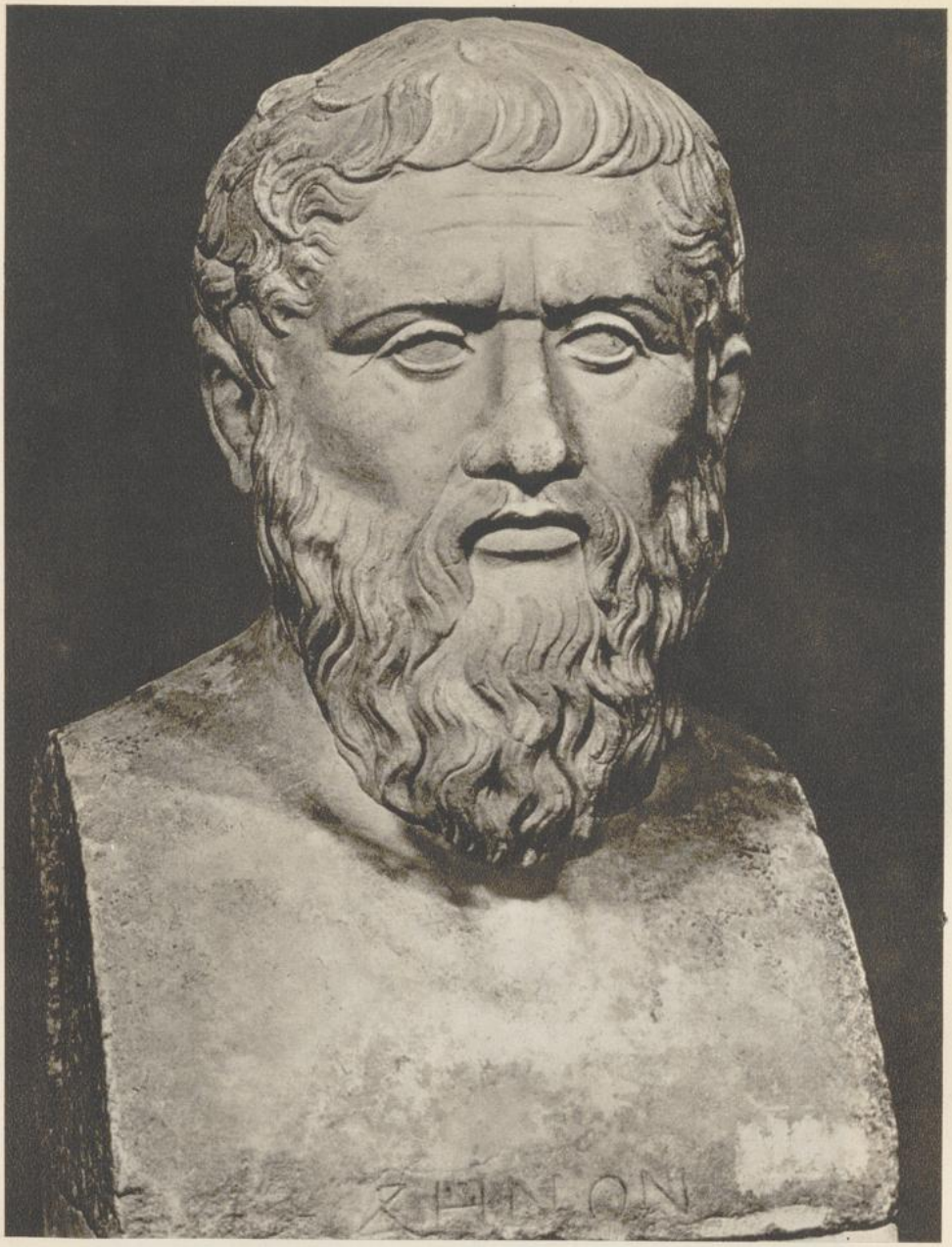
Ein Dichter (Euripides?). Rom. Vatikan

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Diogenes (?). Rom. Villa Albani

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Platon. Rom. Vatikan

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und zu gemeinsamer Aktion der Hellenen, auch für Herstellung der von den Persern verwüsteten Tempel und Vollziehung gemeinsam gelobter Opfer; derselbe unterblieb auf einen Wink von Sparta hin. Da aber die Athener einmal ihre ganze Geschichte so zurechtgemacht hatten, daß sie von allem Anfang an als Wohltäter von ganz Hellas erschienen, so ergiffen Dichter und Redner immer wieder das Wort in diesem Sinne, und der Ausgang des Peloponnesischen Krieges änderte an diesen Ansprüchen nichts. Auch im Namen der Griechen überhaupt läßt die attische Tragödie hier und da eine gesamtpatriotische Gesinnung erschallen; Herakles darf von sich sagen: *Argiver? oder Thebaner? nicht einer Stadt rühme ich mich, jede Burg der Hellenen ist meine Heimat.* — Im IV. Jahrhundert tritt dann eine gesamthellenische Gesinnung in der Gestalt des Epaminondas kurze Zeit hindurch in den Vordergrund der griechischen Dinge, und zwar mit mächtigen Taten; auch ist er, wie sich weiter zeigen wird, nicht der einzige, der so empfindet, aber die Zukunftsaussichten dieser Männer konnten nicht groß sein, und eine allgemein herrschende Gesinnung vermochten sie nicht zu schaffen. Bei jener völlig berechtigten Erhebung der Griechen nach Alexanders Tode, welche als Lamischer Krieg benannt wird, hat der athenische Demos in seinem Aufruf an die anderen Städte die Worte gewagt: Athen habe stets dafür gehalten, daß ganz Hellas ein gemeinsames Vaterland für alle Hellenen sei, und nun müsse man Gut und Blut aufwenden für die gemeinsame Rettung derselben. Allein dieser Krieg hatte in Athen selbst viele Gegner; es fehlte dann jene äußerste Anstrengung, deren es bedurft hätte, und der Ausgang war der jammervollste: Besetzung und Verfassungsänderung durch die Mazedonier. — Mit dem Eintritt des Hellenismus in die Weltgeschichte verliert dann der Begriff des Griechentums seine ethisch-politische Bedeutung, um dafür ein Weltinteresse der Kultur zu vertreten; im Mutterlande haben jedoch noch Aratos und Philopömen — diese als die letzten — für Wohltäter aller Hellenen gegolten.

Die letzten Gesamthellenen: Epaminondas

Aratos und Philopömen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

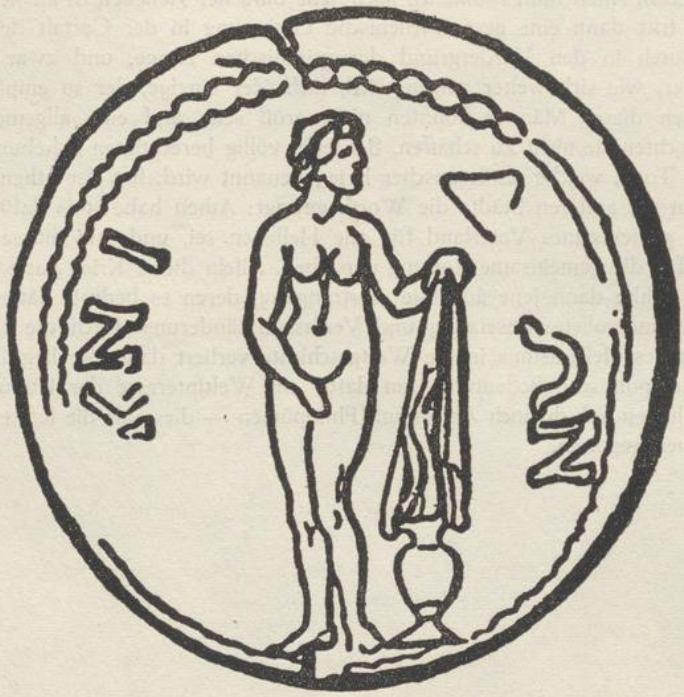
DIE BILDENDE KUNST

I. DAS ERWACHEN DER KUNST

Überlegenheit der Griechen in Kunst und Poesie

Im Grunde diejenigen Leistungen der Griechen, worin sie die größte Überlegenheit über die seitherigen Völker und Zeiten geoffenbart, sind ihre Kunst und ihre Poesie.

Diese Kunst nun, die mit erstaunlicher Lebenszähigkeit so vieles andere überdauert und bis in die römische Kaiserzeit die herrlichsten Blüten getrieben hat, tritt gleich in den ältesten Fund-



Aphrodite des Praxiteles
(Nachbildung auf einer Münze von Knidos)

gegenständen mit einer Fülle von Gattungen und Formen auf, welche auf eine enorm reiche Zukunft deutet. Jedenfalls kann schon für die älteste Zeit in Betracht gekommen sein die Vielheit des Daseins, zumal die Menge von Fürsten und Adelshöfen, welche Mittelpunkte künstlerischer Tätigkeit sein konnten, und ebenso gewiß auch die lokale Unabhängigkeit und Vielartigkeit des Kultus, in welchem allem sich sehr früh wohl schon der agonale Wettbetrieb geltend gemacht hat. Die Anlässe waren wohl hauptsächlich erstens der Götterdienst mit Verbildlichung der Götter und mit Weihgeschenken figürlicher Art und sodann das Grab mit den mitgegebenen Bildwerken und Figuren, welche schon früh ikonisch sein wollten. Und neben diesem allem macht sich als besonderer Trieb die Schmuckliebe geltend, welche sich schon beim Wilden so stark regt und so zierliche, auch im Stoff sehr ausgesuchte Bildungen hervorbringt, bei einiger Kultur dann aber die Macht und den Reichtum sehr ernstlich in ihren Dienst nimmt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Funde Schliemanns

Von dieser ältesten Kunstübung legen nun für uns hauptsächlich die Funde Schliemanns Zeugnis ab. Bei ihnen imponiert vor allem die Masse von Gold. Wir erinnern nur an jenen Becher von Ilion in Gestalt eines eingekappten Nachens, aus dem jedenfalls von beiden Seiten getrunken wurde, Schliemanns δέπας ἀμφικύελλον, und andere ilische Gefäße und an das überaus viele flachgeschlagene Goldblech, welches sukzessive den in der ältesten Fundschicht von Mykenä, auf der Akropolis bestatteten Toten als Schmuck mitgegeben wurde. Für uns ist das Wesentliche, daß der Stil, womit die ersten Bildungen von Tieren (niederen Seetieren usw.) und Menschen gegeben sind, schon ein ganz sicherer ist. Jene lebensgroßen, aus Goldblech getriebenen Masken mit den oft unangenehmen, aber ganz realistisch gegebenen Zügen sind im höchsten Grade bedeutend als die erste individuelle Darstellung des griechischen Menschen. Die Gemmen setzen eine höchst entwickelte, schwierige und aufopferungsvolle Technik voraus; denn es wurden dazu nicht nur die weichen Steine (Steatit, Hämatit), sondern in den späteren Exemplaren auch Sarder, Achat, Jaspis, Chalzedon und Bergkristall verwandt.

Neben diesen Schätzen aus Gräbern, welche älter als die mykenischen Schatzhäuser und als das Löwentor sein müssen und auf einen ganz großen künstlerischen Betrieb in allerfrühester Zeit hinweisen, interessieren uns vor allem die an den Brandopferstätten zu Olympia in tiefster schwarzer Erdschicht massenhaft gefundenen Bronze- (auch Terrakotta-) Figürchen von Menschen und Tieren, besonders Pferden. Sie mögen uns als die frühesten nachweisbaren Anatheme der griechischen Kunst begrüßt sein; von ihnen geht eine Reihe weiter bis zu den wundervollen Gruppen des V. und IV. Jahrhunderts.

Älteste Architektur

Nehmen wir zu diesem allem nun noch, was von frühesten Architekturen erhalten ist: die Zyklopenmauern, die Thesauren, das Löwentor, wobei uns der Anfang architektonischer Gliederung auf griechischem Boden entgegentritt, so gewinnen wir einen Einblick in eine mächtige, der dorischen Wanderung vorangegangene Kunsttätigkeit. Aber zugleich sehen wir uns auch vor eine große Lücke gestellt, welche diese Kunst von der späteren trennt und bis zum VII. Jahrhundert reicht.

Eine Spur, woraus das Weiterleben der mykenischen Kunst zu erschließen ist, bietet das Epos bei Homer und Hesiod mit der Schilderung der beiden Schilde. Man sieht hier in eine ganze Welt von Darstellungen hinein, und diese sind nicht als Reliefs zu denken, sondern als eingelegte Plattierarbeit aus Metallen verschiedener Farben. Man hat sich z. B. auf dem Schild des Achilles dunkle Trauben, Weinpfähle aus Silber, eine Umzäunung von Zinn, Rinder, abwechselnd von Gold und von Zinn, ein dunkelndes Brachfeld vorzustellen; das alles hat seine Analoga in Mykenä gefunden; besonders in den bronzenen Dolchklingen, worauf in kleinen, höchst delikaten Figuren Jagdszenen in Gold eingelegt sind. Aber, daß Kunstwerke aus Metall sich nicht erhalten haben, wo nicht, wie in Ilion und Mykenä, eine besondere Gunst des Zufalls waltete, ist natürlich, und dasselbe gilt von der Holzskulptur, deren Repräsentanten für uns Dädalos und die Dädaliden sind und von der dem späteren Altertum die Kypseloslade und ähnliche Werke erhalten waren. Die Steinskulptur aber, die freilich schon in Mykenä vorkommt, erhob sich langsam und spät, und so ist man denn, da schließlich nur gebrannte Erde solche Lücken überdauert, für diese ganze Zeit auf die Terrakotten- und Vasenfunde angewiesen, die darum mit Recht der Gegenstand eifrigster Forschung sind.

Fördernisse der Kunst, ihre Freiheit von priesterlichem Zwang

Für uns aber handelt es sich nun zunächst darum, diejenigen Fördernisse positiver und negativer Art festzustellen, welche die Kunst zu einer so erstaunlichen Blüte gebracht haben, und hier ist nur vor allem der Freiheit dieser Kunst zu gedenken. Freilich blieb dieselbe, nachdem die Poesie die Gestalt der Götter längst mit der höchsten Idealität und Lebendigkeit bekleidet hatte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in den Götterbildern noch lange den alten überlieferten Typen treu, und man darf wohl sagen, daß die Anschauung lange schön war, bevor das Bild der Gottheit schön wurde; dieses wird vielmehr noch Jahrhunderte über Homer hinaus das alte Holzbild (Xoanon) geblieben sein. Bei den Griechen gibt es keinen Priesterstand, d. h. keine dauernde Macht, welche vorzeitig und tyrannisch irgendeine bildliche Auffassung des Göttlichen erzwungen und in dieser Gestalt festgehalten hätte. Und dies ist kein bloßer negativer Glücksfall, sondern die Griechen konnten keinen solchen Klerus haben, wohl aber haben sie eine Polis, welche den Künstler streng bei Verherrlichung des Allgemeingültigen festhält, so daß der Stil ein einheitlicher bleibt, ohne einförmig zu sein.

Zurückdrängung des Monströsen aus der Volksphantasie

Es ist um so merkwürdiger, dieser Sache nachzugehen, weil die Griechen das Monströse der orientalisch-barbarischen Kunst ursprünglich auch besessen haben. Die homerischen Beinamen der Hera als der *Kuhäugigen* (βοῶπις) und der Athene als der *Eulenäugigen* (γλαυκῶπις) weisen auf eine uralte Zeit, da die griechischen Götter, wie die ägyptischen, Tierköpfe hatten, und die dämonischen Wesen auf den sog. Inselsteinen zeigen noch die greulichsten Mischformen; auch der Mythus enthielt Wüstes, wovon die Geburten der Pallas und des Dionysos Reste sind. Aber dieses alles wurde nach Möglichkeit zurückgedrängt. Der Mythus selbst schaffte sie hier und da weg; so haben sich die Harpyien, Dämonen der scheußlichsten Art, bis zur Zeit der Argonauten behauptet; nun aber ist es hohe Zeit, daß die Boreaden mit ihnen aufräumen. So ist denn die einzige stehengebliebene Gottheit von gemischter Gestalt Pan, an dem noch im XIX. homerischen Hymnus sein Vater Hermes und die anderen Götter ihre Seelenfreude haben müssen. Vielleicht war sein Phantasiebild bei starken Hirtenbevölkerungen dergestalt eingewurzelt, daß die große Operation, welche mit den gemischten Typen vorging, ihn nicht mehr zu berühren wagte. Was sonst noch gemischte Gestalt behielt, war wenigstens keine Gottheit mehr, sondern sank zur dämonischen Fabelfigur.

Ablösung vom Strengsymbolischen

Die Ablösung vom Strengsymbolischen und Monströsen hatte nun auch die bildende Kunst zu vollziehen und sie vollzog sie, so weit auch der Weg war, den z. B. die Gestalt des Eros vom rohen Stein (ἀργὸς λίθος), dem ältesten Bild des Gottes zu Thespiä, bis zu dem Wunderwerke des Praxiteles zurückzulegen hatte. Vielmehr ist es denkbar, daß die Kunst sich noch lange Zeit, nachdem das Epos die Schönheit der Götter selbstverständlich gemacht hatte, nicht recht an dieses wagen wollte, mit anderen Worten, daß die rohen Steine aufgestellt wurden, als man sich bereits bewußt war, die Götter müßten eigentlich schön gebildet werden, und dies könne man nicht.

und Monströsen

Wo Scheußliches sich hielt, mußte es den Griechen gewaltsam aufgezwungen werden. Als in der Höhle am Berg Elaïon das ältere Holzbild der pferdeköpfigen *schwarzen Demeter* verbrannt war, machten die Phigalier kein neues und unterließen auch die betreffenden Opfer und Feste, bis eine Generation nach den Perserkriegen über das Land Unfruchtbarkeit kam und Pythia sie anwies, die Opfer herzustellen und die Höhle mit göttlichen Ehren zu schmücken. Hierauf erneuerten sie den Kult eifrig und gewannen den Onatas, ihnen um jeden Preis wieder ein Bild zu machen. Er fand wohl eine Abbildung von dem alten Bilde oder eine Tradition darüber vor, das meiste aber soll er *nach Traumgesicht*, d. h. ohne Zweifel mit irgendwelcher Milderung gegeben haben.

Dessen vereinzelte Reste

Anderes Monströse blieb stehen, wenn keine Zerstörung darüber kam, wie z. B. das Xoanon des dreiäugigen Zeus im Tempel der Athene auf der Larissa zu Argos, welches den Zeus nach der Deutung des Pausanias als Herrscher in Himmel, Erde und Meer darstellte. Auch konnte das Verschönern auf Bedenklichkeiten stoßen. Auch an dem gefesselten Ares und an der verhüllten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und an den Füßen gefesselten Aphrodite Morpho, mit denen die Treue des Kriegsglücks und der Frauen symbolisiert war, wird man in Sparta nichts haben ändern dürfen.

Noch manche herbe Symbolik, womit sich die frühere Kunst noch ohne die idealen Mittel, und hier noch dazu in kleiner Darstellung, behelfen mußte, war am Kypseloskasten angebracht. Auch das üble Thema der aus dem Haupte des Zeus heraufkommenden Athene hat plastisch mehrmals existiert, und es gab ein solches Bildwerk auf der athenischen Akropolis; aber Phidias am Giebel des Parthenon substituierte einen anderen Moment. Und ähnlich überwand die Kunst



Athene mit Poseidon und Dionysos
(Tyrrhenische Amphora. Gregorianisches Museum)

das Schreckliche. Über die Darstellung eines ästhetisch mißlichen Sachlichen half bisweilen die Leichtigkeit der Personifikation hinweg; schon das uralte Bild des Apollon zu Delos stellte den Gott mit dem Bogen in der Rechten dar, in der Linken aber nicht direkt drei Musikinstrumente, sondern die drei Chariten mit Lyra, Flöte und Syrinx.

In der Zeit nach Homer, aus unergründlichen Ursachen in betreff des Wann? und Weshalb erst? erwachte die Lust an reicherer und großartigerer Verbildlichung der Götter und an der massenhaften Darstellung des Mythus; die Kunst erwachte wie aus einem gesunden Schlaf.

Die Techniken

Die verschiedenen Techniken fand sie vor. Die großen alten Kulturstaaten hatten dieselben gewiß längst *erfunden*, und ihre Übung kannte man schon von den Geräten her, so daß sie an sich schon früher keine Schwierigkeiten würden dargeboten haben. Da also diese äußere Vorbedingung für künstlerisches Schaffen vorhanden war, brauchten die Griechen nur die Augen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu öffnen und ihre Natur walten zu lassen, welche der Kunst nun auch die stärksten positiven Fördernisse bot.

Schönheit der Rasse und der Tracht

Wir rechnen hierzu die notorische Schönheit der Rasse und die bald und rasch zur Höhe gelangte agonistische Gymnastik, deren Betrachtung ihnen das anatomische Studium ersetzte, ferner die entschiedene Vereinfachung und Schönheit ihrer Tracht, welche dem Leibe folgt.

Zumal aber kommt hier endlich die große zentrale Eigenschaft dieser Nation, die sich nur umschreiben läßt, tatsächlich im höchsten Grade zum Vorschein: die Verbindung von Freiheit und Maßhalten, welche allein Lebendig-Ideales schaffen konnte, jener sofortige Respekt der Kunst nicht bloß vor Göttern und Menschen, sondern vor sich selber. Es ist jene so vielgepriesene Sophrosyne, die sich in der besseren Zeit des Staatslebens als Gehorsam bei starker individueller Entwicklung darstellt, und die sich leider im Staate nur gar so häufig vermissen ließ. Hier aber liefert für sie besonders auch nachträglich den stärksten Lebensbeweis die lange Dauer der Kunsthöhe: es folgt nicht wie auf Raffael und Michelangelo ein sofortiger Manierismus mit mühsamen Herstellungen der Kunst durch Eklektiker und Naturalisten.

Vielheit der Künstler und ihrer Schulen

Ohne knechtische Vorschrift, durch freie Aneignung pflanzt sich die Kunst von einem Geschlechte zum anderen fort. Schon im Mythus spiegelt sie sich — anders als im Orient — als eine Sache großer Individuen. Wir treffen hier zuerst Geschlechter: Kyklopen, Daktylen, Telchinen; dann von Gott Hephästos an die Heroen der Kunst: Dädalos, Trophonios, Agamedes. Schon frühe tauchen weiterhin historische Künstlernamen mit Traditionen von Schülerschaft auf, und endlich finden sich berühmte, ganz freie, über viele Städte verteilte Künstler und ihre Schulen. So setzt sich die mythische Freiheit und Vielheit der Ursprünge fort; gerade aber, weil nicht ein Künstler und seine Schule die ganze Kunst nach sich zieht, ist die Kunst vor dem genial Hingeworfenen bewahrt. Das Subjektive darf sich nicht vordrängen; wir konstatieren bei den Griechen eine gänzliche Abwesenheit der Sensation, des Willkürlichen, des forciert Individuellen, des Geniestreichs.

Man wird nun ewig fragen: Wie entstand diese reine Blüte menschlicher Bildung? Wie behauptete sich diese Freiheit im Gesetzlichen und diese Gesetzlichkeit im Freien?

Die anfängliche Beschränkung der Darstellung auf das Tempelbild oder Kultbild würde das Phänomen nicht erklären; denn Andacht ohne Schönheitssinn schützt nicht vor dem Fratzenhaften und jedenfalls nicht vor dem Plumpen und Unschönen. Entscheidend wird eher sein, daß die Kunst sich zur Belebung ihrer Gestalten erst aufmachte, als die Poesie ihre Aufgabe schon vollbracht hatte. Die Sehnsucht nach dem lebendig Bewegten regte sich schon früh; für sie zeugen die goldenen und silbernen Hunde des Hephästos vor dem Palaste des Alkinous und der den Schild des Herakles umschwebende Perseus bei Hesiod. Aber die Gestalten der Götter waren im poetischen und populären Bewußtsein schon zur höchsten Phantasieschönheit durchgebildet, ehe die Kunst an ihre Arbeit ging. Das Stammeln blieb ihr in dieser Beziehung gänzlich erspart. Und nun gab diese Poesie zugleich auch das Beispiel einer hohen Gesetzmäßigkeit, eines Stils. Und schon existierte die ältere Chorlyrik und lehrte ebendasselbe.

Vorarbeit durch die Poesie

Theologie und Priestertum haben nichts zur Kunst zu sagen gehabt, deshalb, weil sie (im Sinne der orientalischen Nationen) nicht vorhanden waren. Was aber der Tempel resp. die Polis wesentlich zum Gedeihen der Kunst beitrug, war der monumentale Wille. Es waren höchste Aufgaben richtiggestellt, das Materielle ernst und kostbar, der Aufwand für Zeit und Ort groß, soweit wir überhaupt schließen können.

Die hieratische Einwirkung beschränkte sich offenbar darauf, daß erstens jeder Tempel nichts Geringeres, Unbelebteres haben wollte als der andere und somit ein Wetteifer bestand, durch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den eine rasche Ausgleichung innerhalb der einzelnen Gegenden der griechischen Nationalität bewirkt wurde, — daß aber ferner auch jeder Tempel an demjenigen Grade ernster Göttlichkeit seiner Bildwerke festhalten wollte, der anderswo erreicht war, wodurch doch ein heilsames Retardieren in die Kunstentwicklung kam. War dann die Gottheit in irgendeiner Auffassung mit Eifer und Glanz verehrt worden, so ging man gewiß nicht gern davon ab. Auch hier also Entwicklung im Sinne der Sophrosyne als Verbindung von Freiheit und Maßhalten.

Kunstbedürfnis der Nation

Gewiß aber hat bei den Griechen die Kunst schon sehr früh unabhängig von den Forderungen der Religion und der Prachtliebe der Mächtigen um des bloßen Gefallens willen geschaffen. Sie entsprach dem enormen quantitativen Kunstbedürfnis der Nation, dem Verbildlichungsbedürfnis, das wir von den frühesten erhaltenen Vasen bis auf die anathematischen Gruppen der Blüte und Nachblüte verfolgen und bis zum pergamenischen Fries, wo die Skulptur eigentlich die Architektur völlig überwältigt.

Das Agonale als Triebkraft

Und nun können wir noch eine allerstärkste äußerliche Triebkraft benennen; es ist dies die Anwendung des Wettkampfes (Agon) auf die Kunst. Dieser äußert sich als Wetteifer der Aristokratien, Tyrannien, reichen Kolonien, das Schönste oder Prachtvollste bei sich daheim zu besitzen; als Wetteifer der Staaten und einzelnen, an die panhellenischen Weihestätten womöglich das Herrlichste zu stiften; als Agon von Tempel gegen Tempel, wovon soeben die Rede war, und in den wahrhaft agonalen Arbeiten der Künstler nebeneinander, wenn auch nicht (wie z. B. im Drama geschah) in Konkurrenz. Und dazu kommt noch als eine Hauptsache, daß die Kunst schon von Anbeginn das Gymnastisch-Agonale, von dem so vieles zu lernen war, in vollem Schwunge antraf, es studieren und von da aus Götter und Menschen darstellen konnte.

II. DIE KUNSTGATTUNGEN

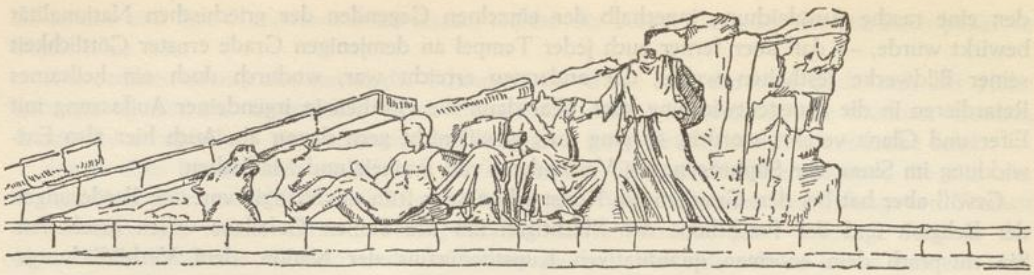
1. Die Skulptur

Der Tempel und seine Anlage

Für die Skulptur stellt sich vor allem als Fördernis im Vergleich mit den Heiligtümern anderer Nationen und Religionen der griechische Tempel in seiner Eigenschaft als Haus und Träger der Bilderwelt ein. Das schönste denkbare Zusammenwirken von Architektur und Skulptur zeigen die Giebelgruppen. Gern wüßten wir, wie lange am Tempelgebiet Malerei und Relief mit der Freiskulptur konkurriert haben. Als diese siegreich war und als erlauchtes Thema den Hauptmythus des betreffenden Heiligtums darstellen durfte, da schuf sie im ägineten-, im Parthenongiebel usw. jene Wunderwerke der Komposition und der Lichtwirkung, in denen die beiden Hälften in schön aufgehobener Symmetrie sich das Gleichgewicht halten und, unter sich gleichwertig, nach einem herrschenden Mittelpunkt ansteigen. Und dazu kamen, als Teile der Tempelarchitektur, noch der äußere und der innere Fries, die der Grieche nach ihrem plastischen Bilderschmuck Figurenträger (ζωφόροι) nannte, es kamen dazu die Metopen und die Akroterien, die, wenn bei den Griechen auch noch maßvoll gehalten, doch mit Palmetten, Greifen und anderen Göttertieren, Niken oder Moiren ausgestattet sind.

Die Vorhalle und die übrigen Hallen waren mit Anathemen im weitesten Sinne oft ganz angefüllt, von der Freigruppe bis zur bloßen erbeuteten Waffe, besonders dem Schilde. Hier standen Statuen der Tempelgottheit selbst, ihrer Nebengottheiten, ihrer Priester und Priesterinnen, auch der Stifter und der Heroen des Ortes, außerdem aber auch Throne, Klinen, Leuchter, Tische, Dreifüße, Altäre, Urkundenstelen und Andenken aller Art.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Giebelgruppe des Parthenon von Phidias (Osten) auf der Akropolis

Die Götterbildung als Fördernis des idealen Stils

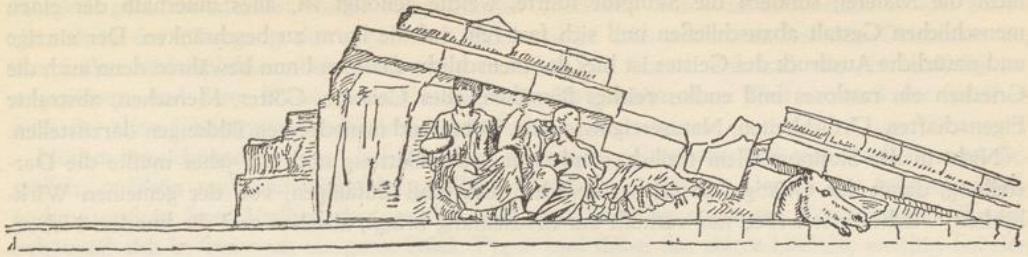
Auch im Innern, dem durch eine Dachöffnung wird haben Licht zugeführt werden können, da die Öffnung der Tempelpforten für die Beleuchtung nicht würde genügt haben, befand sich eine Menge von Anathemen. Es waren Statuen der mitwohnenden Götter (θεοὶ σύνναοι), bisweilen der ganzen mythischen oder allegorischen Verwandtschaft der Tempelgottheit, die gemeinsam oder allmählich hingestiftet waren, besonders aber solche dieser Tempelgottheit selbst aus verschiedenen Zeiten, vom Xoanon abwärts und unter ihren verschiedenen Beinamen (ἐπικλήσεις), wodurch die Kunst den Vorteil hatte, eine und dieselbe Göttergestalt in verschiedenen Auffassungen darstellen zu können; auch Bildnisstatuen fehlten nicht. Die Hauptsache aber war das Tempelbild, das sich auf einem gleichfalls oft reich geschmückten Piedestal (βάθρον), meist frei umgehbar und nur selten an die Tempelwand angelehnt erhob. Diese freie und isolierte Aufstellung des Hauptbildes, das man weder durch eine Nische mit der Architektur des Tempels in Verbindung brachte, noch als Relief aus derselben hervortreten ließ, ist für die Entwicklung der griechischen Kunst von hohem Wert. Mit ihr gehörte die Hauptaufgabe der Freiskulptur. Man halte damit zusammen, wie die ägyptische Skulptur wesentlich am Bau klebt; selbst wo die Statuen getrennt von Wänden und Pfeilern sitzen, fühlt man doch, daß sie noch dazu gehören, und ohnehin ist ihre Stellung noch so, daß sie wie Bauteile wirken. Mehrmals ist das Kultbild von zwei begleitenden Gottheiten umgeben — besonders Praxiteles liebte die Trinitäten, — so daß Demeter mit Kore und Jakchos, Apoll mit Artemis und Leto, Zeus mit Hera und Athene, Athene mit Asklepios und Hygieia dargestellt waren, — zu geschweigen der in kleinem Maßstab beigegebenen Figuren des Bildhauers, der Tempeldienerinnen, siegreicher Feldherren usw. zu Füßen des Hauptbildes, was alles natürlich je nach Größe und Stoff des Bildes sehr verschieden war.

Bedeutung der führenden Stellung der Skulptur

In der Umgebung des Tempels standen im Freien der oft sehr reich mit Reliefs geschmückte Brandopferaltar und die übrigen Altäre, und überhaupt war der ganze Tempelhof (περίβολος) mit seinen Propyläen, Stoen, Nebengebäuden, Nebentempeln verwandter Gottheiten und der Tempelgottheit mit speziellen Beinamen eine Stätte für weitere Kunstwerke aller Art. Hier waren Gemäldehallen, sog. Leschen — auch in den Tempeln befanden sich übrigens hingestiftete Tafelbilder, — mythische Gräber, Statuen — selbst reihen- und alleenweise — von Göttern, Heroen, Helden, Staatsmännern, berühmten Frauen, Wettsiegern, auch Tierbilder und Gruppen auf Lang- oder Halbkreispiedestal, dies alles im Maßstab gleichfalls sehr verschieden, und dann etwa noch ein Koloß der Tempelgottheit, wie die Athene Promachos der athenischen Akropolis, — und dazwischen sah man heilige Pflanzen, Quellen und Tempeltiere, die sich frei ergingen.

Verließ man das große Heiligtum, um in die Stadt hinunterzugehen, so fand man auch hier überall kleinere Tempel (οἰκήματα, sacella) und geschlossene Bezirke (τεμένη) von Heroen; die Hauptstätte der Skulptur und Malerei aber war die Agora mit den sie rings umgebenden oder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Giebelgruppe des Parthenon von Phidias (Osten) auf der Akropolis

in ihrer Nähe befindlichen Stoen, welche oft wieder der Zugang zu Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden waren. Voll von Skulpturen waren auch Theater, Stadien und Gymnasien, und vor der Stadt kamen die Gräberstraßen mit ihren Monumenten, welche gleichsam die Bekränzung des Grabes mit Blumen monumental verewigten bis zum reichen Grabrelief und zum zierlichen Sacellum. Götterbilder befanden sich in den Quellenheiligtümern und Grotten, und heilige Haine mit einem Tempel als Zentrum waren oft reich mit Statuen angefüllt: von dem Reichtum an Skulpturen vollends, der an den großen Agonalstätten mit ihren Athletenstatuen, Siegergruppen usw. vorhanden war, machen wir uns kaum einen Begriff. Es war *ein zweites Volk* in Erz und Marmor da, und es ist, als hätte diese Kunst unendlich Vieles hervorbringen müssen, damit noch beim Anblick der Reste die Nachwelt über den Reichtum der Nation und über den ernsten monumentalen Willen staune, den sie mit diesem Aufwande verband.

Wunsch nach Vergegenwärtigung der Götter

Für das Phänomen nun, daß in dieser Kunst der ideale Stil verhältnismäßig leicht die Oberhand gewann, sind einige äußere Fördernisse aber zu betrachten. Vor allem war sie eine religiöse und somit, wie jede religiöse Kunst, auch z. B. die ägyptische, eine dem vollen Realismus abgewandte, mindestens auf das Konstante angewiesene. Ihre nächste Aufgabe war die Götterbildung. Diese war sehr früh möglich, insofern sie in der Phantasie des Volkes schon vorhanden war. Ihren allerersten Ausgang aber mag die Übung der Götterbildung in uralter Zeit beim häuslichen Herde genommen haben. Hier hatte man zuerst die Toten begraben und verehrt und daneben vielleicht von Anfang an die Herdflamme (ἑστία); als Konsequenz des Polytheismus mochten sich dann allmählich, je nach dem Bedürfnis der Anrufung und der Erinnerung an geleistete Hilfe, auch als Erbschaft von Verwandten, eine Anzahl kleiner Götterfiguren an dieser Stelle zusammenfinden. Außerdem aber war auch das Grab ein Ort, wohin Götterfigurinen gestiftet wurden.

und ihrer individuellen Verschönerung in den Weihgeschenken (Anathemen)

Freilich ist es nun sehr merkwürdig, daß der griechische Mythus von dem vielen vorhandenen Bildwerk gar keinen Gebrauch macht, so wie auch vom Tempel, als deutlichem baulichen Lokal nicht oft die Rede ist. Homer in dem vermutlich doch schon bilderreichen IX. Jahrhundert spricht von keinem Bild; die Götter selber erscheinen bei ihm noch. Aber unabhängig von allem Mythus scheint die Sitte des Bilderstiftens im Volke bestanden zu haben, und nun ist wichtig und entscheidend, daß das Anathem seiner Natur nach auf beständige Wiederholung der Bilder einer und derselben Gottheit hindrängte, von der man Hilfe wünschte oder genoß. Indem sich nun in den Tempeln und ringsum durch beständiges Hinstiften eine Masse von Bildern der betreffenden Tempelgottheit aufsammelte, mußte sich notwendig eine Verschönerung und Veredelung des Typus derselben ergeben.

Für die Entwicklung der Idealformen aber war es weiterhin entscheidend, daß das Banner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht die Malerei, sondern die Skulptur führte, welche genötigt ist, alles innerhalb der einen menschlichen Gestalt abzuschließen und sich fast rein auf die Form zu beschränken. Der einzige und natürliche Ausdruck des Geistes ist hier der menschliche *Leib*, und nun bewähren denn auch die Griechen ein rastloses und endlos reiches Bemühen, alles Geistige: Götter, Menschen, abstrakte Eigenschaften, Örtlichkeiten, Naturereignisse usw. in tausend menschlichen Bildungen darzustellen.

Nicht in der Skulptur allein freilich, sondern in jeder Gattung und von jeher mußte die Darstellung, damit das Geistige als solches spreche, vom bloß Zufälligen, von der gemeinen Wirklichkeit, welche jenes Leben nur verhüllt zur Erscheinung bringt, absehen und die hundert Neben-



Athene (Tetradrachme)

sachen, welche es überwuchern, weglassen. Die Skulptur aber insbesondere ist als solche zu weit größerer Vereinfachung der Form genötigt als die Malerei. In dieser ist die Illusion erlaubt, ja sie kann ein hohes Wirkungsmittel sein, in der Skulptur dagegen niemals. Und in diesem Sinne ist die Skulptur die wesentlich idealistische Kunst, während die Malerei durch Licht und Hintergrund und Fülle der Beziehungen eine ganz andere Gesamtrechnung hat; Rembrandt kann bei durchgehender Häßlichkeit der Formen einen idealen Gesamteindruck machen.

Vor allem muß der Wunsch, sich die Götter zu vergegenwärtigen, ganz anderer Art gewesen sein als in dem knechtischen Orient, und zwar vor allem viel freier von allem Müssen. Besonders stark wirkte hier der Umstand, daß die Poesie schon vorher so mächtig auf die Herrlichkeit der Erscheinung der Götter hingewiesen hatte, und in ihrem Gefolge kamen noch alle halbgöttlichen Wesen, die Allegorien, die dienenden Gottheiten (θεοὶ πρόπολοι) und alle Gestalten der heroischen Welt.

Anthropomorphismus

Da man ferner vom Wüst-Symbolischen frei und rein auf die Menschengestalt angewiesen war, konnte man von Anfang an fest auf die Natur bauen und tat es auch, wie gerade die frühsten erhaltenen Reste durch ihren anatomischen Naturalismus lehren. Die Götter sind ideale Menschen. Die Kunst konnte völlig frei schaffen und beschränkte und vereinfachte Trachten und Attribute immer mehr, ließ aber dafür den Charakter walten. Hier ist der Leib alles; was dagegen z. B. die Ägis der Pallas eigentlich ist, das begehrt die Skulptur kaum selber zu wissen, geschweige uns zu sagen.

Das Trachten nach Lebendigkeit durch das Athletenbilden

Außer in der Einzelform aber suchte man die Wahrheit noch anderswo, nämlich in der Lebendigkeit in Haltung und Gebärde, und auch in dieser war man nicht durch heilige, traditionelle Gesten gehemmt, wie die Künstler des Orients. Diese mit allen Mitteln erstrebte Lebens-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fähigkeit geht der Idealität voraus als gründlicher Bruch mit dem Konventionellen. Zuerst äußert sie sich in der Bewegung der Arme und Füße, welche früh anders als bei den Orientalen ist, das frühe Athletenbilden. Bei diesem war man auf die Form, weil und wie sie lebendig ist, angewiesen, und diese Übung — ein Unikum in der ganzen alten Welt — muß der Starrheit auch der alten Göttertypen ein Ende gemacht haben.

Höchst bezeichnend ist hier, daß der Kopf am längsten konventionell und, nach unseren Begriffen, unschön und unlieblich bleibt. Während schon die ganze Gestalt der höchsten Vollendung und in ihrer Vielheit dem größten Reichtum und der schönsten Komposition nahe ist, behauptet sich in ihm noch ein gutes Stück Typus und dabei das starre Lächeln, welches bei den Vorgängern offenbar als Andeutung des Lebens als solchen passiert hatte.



Strahlen- und lorbeerbekränzter Zeus (Münze von Katana)

Zurückdeutung der Götter in jugendliches Alter

Zu der oben erwähnten Beschränkung der Attribute und Trachten gehört auch die Zurückdeutung der Götter in ein jugendliches Alter, die schon früher und in sehr bezeichnender Weise versucht wurde.

Die Vielheit der Statuen einer Gottheit als Ursache der Mannigfaltigkeit

Hervorzuheben ist auch, daß das Nebeneinander einer Menge von Statuen einer und derselben Gottheit, das wir oben als so wichtig für die Veredlung der Götterbildungen erkannt haben, bei den Griechen nicht etwa wie bei den Ägyptern zur Identität führte, sondern dazu, daß dieselbe Gottheit entsprechend den verschiedenen Stiftungen in verschiedener Größe, verschiedenem Stoffe und einer ganzen Fülle von Stellungen, Gebärden, Bekleidungen, Altersstufen vorhanden war. Zu Typen wurden eine Anzahl dieser Gedanken erst in der Folge, indem sie vorzugsweise nachgeahmt und durch die Römer uns überliefert wurden. Und darunter herrschten nicht notwendig die schönsten vor, sondern diejenigen, welche in Marmor am ehesten zu erreichen waren. Von der so viel freieren Komposition in Erz, Gold-Elfenbein, Akrolith haben wir bei weitem unbestimmtere Kunde und Kopien höchstens in kleiner Bronze und auf Münzen.

Die wichtigste positive Quelle des Idealen aber bleibt es, daß man, um das Geistige als solches vollkommen geben zu können, die sinnliche Erscheinung mit größter Begeisterung als eine lebendige erfaßte und studierte. Man wurde aller Elemente des äußeren Lebens mächtig, um das geistige Leben ganz frei geben zu können. Dahin gehört es, daß man das Schöne aus vielen einzelnen Individuen zusammensuchte. Aber aus dem bloßen Durchschnitt oder Kanon wäre es noch nicht erwachsen, wenn nicht zu alledem das absolut Exzeptionelle hinzugekommen wäre: jener mächtige innere Zug zum Schönen, der uns ewig ein Mysterium bleiben wird.

Fördernd für die Annahme der idealen Kunst durch das Volk mag mittelbar die allgemeine Erhebung der Nation im V. Jahrhundert und hier und da auch das Pathos beim Ersatz für die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Perserkrieg untergegangenen Götterbilder mitgewirkt haben. Die Religion tat jedenfalls das wenigste dabei; der Zeus des Phidias und die anderen großen Gebilde sind schon in einer relativ ungläubigen Zeit entstanden, als Anaxagoras lehrte. Die Hauptsache aber war, daß die damaligen großen Meister eine Überzeugung für ihre Neugestaltung der Götterwelt zu erregen, den Willen von Bevölkerungen dafür zu erwecken vermochten. Dies kann einem Phidias und Polyklet nur durch das Vorweisen von Modellen und von fertigen Arbeiten gelungen sein, die man mit den von der Perserverwüstung verschont gebliebenen Werken der älteren Kunst, einer gewiß stattlichen Hera in Argos und einem Zeusbilde in Olympia usw., vergleichen konnte. Man konnte diese älteren Bilder nun offenbar nicht mehr schön finden, und nachdem man bisher das Kolossale gehabt, erkannte man jetzt das Große.

Der Konsensus für ausdrucksfähige Idealformen

Und diese Nation durfte es nun auch mit Staunen erleben, wie ihre Künstler immer höhere Kräfte entwickelten in der Verwirklichung der Götter, und wie die Götter immer schöner wurden. Und mit und durch die Griechen erlebten es seither alle anderen Kulturvölker; die Griechengötter sind hinfort schön für alles darzustellende Göttliche und Erhabene aller Religionen, und die griechischen Götterideale sind daher ein welthistorisches Faktum.

Wir stehen vor der bedeutenden Tatsache, daß bei völliger kirchlicher Freiheit ein Konsensus in Sachen des Idealen möglich war, nicht als religiöse Schranke, sondern positiv als Wille nach einem bestimmten Schönen.

Diese Idealformen aber sind nicht sowohl die allgemein wahren oder häufigen, als die allgemein ausdrucksfähigen für das geistige und sinnliche Leben, und deshalb sind sie, obwohl unter sich unendlich verschieden, die allgemein schönen.

Die Physiognomika des Aristoteles: Gesicht

So ergibt sich beispielsweise die Behandlung des Gesichts aus dem Zusammenwirken von plastischen Notwendigkeiten, resp. Wünschbarkeiten mit der physiognomischen Überzeugung, während es zweifelhaft bleiben mag, wieweit dieses Gesicht wirklich in der Natur vorkam. Vor allem ist die Maske, im Verhältnis zum Ganzen betrachtet, größer als in unserem Typus. Klarheit, Ruhe, Leidenschaftslosigkeit, Intelligenz und Wille sprechen schon aus dem weiten Hervorragen der runden Stirn und des Nasenrückens über den Rest des Gesichtes (ῥὶς εὐθεῖα, τετράγωνος), der mit ihr in gerader Linie zusammen ein Stück und eine Lichtmasse bildet. Die Stirn mit ihrem scharfen unteren Superziliarbogen ist relativ niedrig; eine hohe Stirn würde bei der ohnehin großen Maske eine ganz andere Schädelform, besonders ein größeres Occiput nach sich ziehen, und die Griechen verschmähten die mandelförmigen Köpfe, die von der Stirnspitze bis zum Occiput gehen, wie sie Canova hat. Das Profil des Gesichtes gehört mit dem Profil des ganzen Kopfes in einer ganz anderen Weise zusammen als in unserem Typus. Die Augen sind tiefliegend und weit vortretend, besonders der innere Augenwinkel liegt tief; der Bulbus ist so gewölbt, daß er auch im Profil stark wirkt; das obere Augenlid scharf umrissen; Augapfel und Augstern waren in der älteren Kunst farbig, später wurde der Schatten eher plastisch hervorgebracht, und für den Ausdruck des Schmachtenden (ὑγρόν) diente noch eine spezielle Bildung der Augenlider. Auch der Mund ist tiefwinklig und für die Profilansicht weit vortretend, seine Öffnung sanft, die Oberlippe kurz (χείλη λεπτά), die Lippenbildung im ganzen zeigt bei den Göttern starke Verschiedenheiten. Das Kinn ist rund und großartig, selten mit einem Grübchen versehen, das Ohr schön und fein.

Haar

Das Haar zeigt die verschiedensten Formen, von der alten assyrisierenden Art an bis zur höchsten Freiheit und Vielgestaltigkeit und der wunderbarsten Wirkung. Kraus ist es bei den Epheben, struppig bei unedleren Satyrn und Barbaren, frei wallend und aufs schönste gesammelt zeigen es die Aphroditen von der knidischen an, herabwallend hat es Hera, oft ist es feingewellt, oft in einen Krobylos zusammengefaßt, wie bei Eros, Apollon, der kapitolinischen Venus, in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

besonders reicher Fülle haben es Zeus und die Wassergötter; Diademe und Kränze von Blättern, Blumen, Trauben usw. schmücken es oft aufs zierlichste. Auch der Bart zeigt die ganze Entwicklung von der assyrisierenden Regelmäßigkeit an bis zur freien Großartigkeit des Zeusbartes. Weder gepflegtes noch ungepflegtes Haar nimmt sich in der Wirklichkeit je so aus. Überhaupt gehen die Alten mit den Formen sehr frei um, ohne daß doch deren höchster Lebensfähigkeit der geringste Eintrag geschieht.

Leib

Dasselbe läßt sich vom Leibe sagen, für den die verschiedenen Epochen ihren verschiedenen Kanon vom Derben bis ins Schlanke gehabt haben: alle Formen werden mit ähnlicher idealer Freiheit gehandhabt wie die des Kopfes und sind dabei doch völlig lebendig und von völliger Wahrheit.

Satyrn

Scheinbar spielend leicht ist die Abstufung von den Göttern zu den Satyrn und von diesen zu den Athleten durchgeführt. Mit der Satyrnwelt bildete sich eine Schönheit und Idealität zweiter



Gewandstudien in ihrer Entwicklung

Klasse aus, eine Welt des sinnlich Heitern, bis ins Mänadische, und dazu kam gleich auch ihr Gegenstück, die mehr ins Düstere gehende Welt der Seewesen. Und dies geschah erst im IV. Jahrhundert, als mit Skopas und Praxiteles die große Schlußredaktion der göttlichen Gestalten erfolgte.

Seewesen

Allegorien

Hier möge auch der Freiheit in der Darstellung der Personifikationen, der sog. Allegorien gedacht sein. Es entstanden die geflügelten Wesen (Eros, Nike usw.), die hier unendlich viel schöner sind als bei den Asiaten, ferner die Kentauren, Pane, Tritone, Greife. Diese Wesen stehen vollkommen lebensberechtigt vor uns; mit so harmloser Schönheit und Unbefangenheit setzen die menschlichen und die tierischen Formen aneinander an.

Das Momentane, die leise Trauer

Dazu beachte man den Ausdruck des Momentanen in den Zügen des Kopfes, in Stellung und Bewegung der ganzen Gestalt, — oft nur leise sprechend und dabei doch von höchster Wahrheit und Schönheit; man merke auch auf den Schimmer von Trauer in den schönsten Götterköpfen (denn die Götter sind ewig, aber doch nicht Herren des Schicksals). Diese Gestalten sind um den Beschauer im höchsten Grade unbekümmert; abgesehen vom eigentlichen Kultbilde glauben sie sich alle ungesehen und unbelauscht. Wie bei der höchsten Kunst doch eine völlige Naivität bestehen kann, lehrt ein Blick auf die Giebelstatuen des Parthenon.

Gewandung

Die Gewandung ist *das tausendfache Echo der Gestalt* (Goethe). Frühe wurde auf alle Stoffpracht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Sinne der assyrischen Kunst verzichtet; man hat es mit den vereinfachten Stücken der ohnehin einfachen männlichen oder weiblichen Tracht zu tun, die äußerst frei nach dem Bedürfnis der schönen Erscheinung und der Verdeutlichung der Bewegung gestaltet wird, so daß oft der Gang des Gewandes bis in seine Enden gar nicht nachzurechnen ist. Der verschiedene Stoff ist oft vom schwersten bis ins feine vollkommen und doch ohne Raffinement in der Behandlung des Materials ausgedrückt; bei einzelnen aber (z. B. den Gewändern der Amazonen oder der parthenonischen Frauen) läßt sich, so gut wie von einer Idealität des Ganges und der Komposition, auch von einer besonderen Idealität des Stoffes sprechen. An dem Gewande ist wenig Schneiderarbeit, nichts Genähtes oder Geknöpftes; es sind quadratische oder runde (oder in Form von Libellenflügeln gefertigte?) Tuchstücke, welche erst zum Gewande werden, wenn man sie anzieht. Das Kleid ist etwas Getragenes, das den Leib nicht parodiert, kein Futteral für ihn, wie die Röhren und Säcke, in welchen wir gehen; vielmehr drückt es in den aufliegenden glatten Teilen wie in den tiefen Schatten rein nur die Gestalt und ihre Bewegungen aus.

Weibliche Gewandstatuen

Ganz besonders ist an die Fülle von weiblichen Gewandstatuen zu erinnern, mögen es Tempelbilder von Göttinnen oder Darstellungen von Musen, von Priesterinnen usw. sein. Hier entfaltet sich ein Übereinander und in der schönen Folge der Gewänder, in dem bisweilen vorkommenden Durchscheinen des unteren durch das obere, in der Halbverschleierung des Hauptes durch ein übergezogenes Gewand, in der manchmal doppelten Gürtung und in der Emporfassung des zu langen Chitons zum faltenreichen Kolpos ein wahrhaft wunderbarer Reichtum der herrlichsten Motive.

Die Bewaffnung der Götter ist oft, z. B. beim Ares Achill des Louvre, auf den bloßen Helm beschränkt. Die Kunst stellt das Unorganische nicht gerne dar und rechnet darauf, auch mit einer bloßen Andeutung verstanden zu werden.

Das Nackte

Vor allem aber durfte diese Kunst es sich zutrauen, das Nackte zur Herrschaft zu bringen. Aphrodite hatte in der früheren Dichtung ihren Gürtel und ihre von Chariten und Horen gefertigten Gewänder, welche in allen Frühlingsblumen gefärbt waren, — jetzt verließ sich die Kunst auf die reine Gestalt allein.

Freiheit vom Genial-Willkürlichen

Bei aller Freiheit aber bewahrt die Kunst die größte Zurückhaltung gegenüber aller phantastischen Willkür. Diese bleibt völlig abwesend und kein einziger Ausfall in das Genial-Wüste findet statt. Nachdem jene Schlußredaktion der Göttertypen im IV. Jahrhundert geschehen war, wurde das einmal errungene Treffliche in den Motiven und Typen wiederholt und festgehalten, nicht nur weil es höchst vorzüglich war, sondern weil man kaum mehr anders konnte. Die Kunst verzichtete auf materielles Neuschaffen, empfindet aber dafür das Vorhandene stets neu, und hierin wird die Genialität erkannt, und auch hier ist für die Griechen, wie bei der Übereinstimmung in den Formen der freiwillige Konsensus bezeichnend; Ähnliches werden wir auch bei den Formen der Poesie kennenlernen.

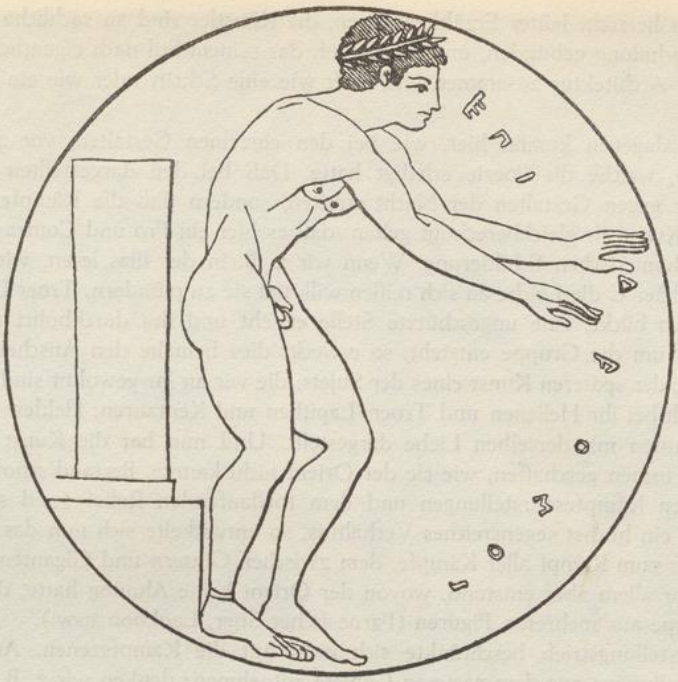
Das Individuelle und sein Beginn

Neben der Darstellung des Idealen entwickelt sich nun auch die des Individuellen. Auch diese war im Orient längst bekannt. Wie unendlich vieles Porträtmäßige findet sich nicht als kaum vortretendes Relief aus den Wänden von Ninive und Persepolis herausgemeißelt. Und dann haben wir die ägyptische Kunst mit ihren teils freien, teils angelehnten sitzenden und stehenden Königsbildern, ihren Grabstellen mit fast freier Rundskulptur und Werken, wie der ägyptische Schreiber im Louvre. Hier sucht und erreicht die Kunst oft das Scharfindividuelle. Nirgends aber auf der Welt ist die Darstellung des Individuellen so entstanden wie bei den Griechen. Hier ist nämlich

Das Athletenbilden

das Entscheidende für die Porträtbildung, daß sie mit dem Athletenbilden beginnt, mit der ersten Siegerstatue, die zu Olympia schon 558 v. Chr. aufgestellt wurde. Das Wesentliche dabei ist, daß

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Myrthenbekränzter Ringer (Innenbild einer Kylix)

das Individuelle hier nicht mit der Ähnlichkeit der Gesichtszüge, sondern mit der Verewigung der ganzen Gestalt in irgendeiner charakteristischen Bewegung, vielleicht im Momente des Sieges, zur Welt kommt. So wurde das Athletenbilden zum zentralen Faktum erstens für das Bilden des Individuellen überhaupt und zweitens für die Belebung des Idealen. Das Athletenbilden machte die ganze Kunst nicht bloß des lebendigsten Charakterisierens fähig, sondern überhaupt zu allen Aufgaben gelenk; auch die Amazone ist die ideale Athletin. Am Ende aber wurde die Athletenstatue selbst aus einem Denkmal zum freien Objekt der Kunst, und wir bewundern in der späteren, bloß um der Schönheit willen erfolgten Ausbildung und Wiederholung bestimmter Athletentypen, z. B. im Diskobol, den Athleten als solchen in seinen schönsten Erscheinungsweisen.

Porträtstatuen, Genrefiguren usw.

Was die übrigen Porträtstatuen betrifft, so weiß man jetzt, daß schon früh Statuen, welche irgendwie — wenn auch nicht eigentlich ikonisch — den Verstorbenen darstellten, an oder in Gräbern aufgestellt wurden. Am Grabe wird auch das Ikonische am ehesten begonnen haben. Wann aber hat zuerst eine Polis Ehrenstatuen für Krieger, Staatsmänner, Redner und Dichter dekretiert? Auch hier hat das Griechentum das Höchste erreicht.

Nur mit einem Worte möge hier auch der Genrefiguren, der Kinder usw. und der Tierbildungen Erwähnung getan werden, welche für sich wieder eine neue Welt der künstlerischen Darstellung ausmachen.

Die Komposition bei den Orientalen

Und nun die plastische Darstellung des Vielen, die Komposition. Auch hier ist der Orient vorangegangen; aber Ägypten und Assur fehlt der Mythus und seine schöne Vielgestaltigkeit; statt dessen finden wir an den Wänden, Pfeilern und selbst Säulen lauter Königschronik und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ritualien, d. h. es herrscht lauter Erzählenmüssen, die Künstler sind an sachliche Vollständigkeit und ewige Wiederholung gebunden, und das Relief, das seinem Stil nach eigentlich ganz Teppich ist, fließt mit der Architektur zusammen und läuft wie eine Schrift oder wie ein Ornament darüber hin.

Vorarbeit für die Kampfesdarstellungen durch das Epos

Den Griechen dagegen kommt hier, wie bei den einzelnen Gestalten, vor allem die große Vorarbeit zugute, welche die Poesie erledigt hatte. Daß bei den dargestellten Kämpfen nicht gottgleiche Sieger gegen Gestalten der Nacht streiten, sondern daß die Kämpfer, wer sie auch sein mögen, der Kunst als gleichberechtigt gelten, daß es hier ein Pro und Contra gibt, hat seinen Vorgang in der homerischen Schilderung. Wenn wir z. B. in der Ilias lesen, wie Achäer A den Troer B tötet, Achäer C die Leiche an sich reißen will, um sie zu plündern, Troer D sich an dessen Hüfte, wie er sich bückt, eine ungeschützte Stelle ersieht und ihn durchbohrt und endlich ein mächtiger Kampf um die Gruppe entsteht, so erweckt dies beinahe den Anschein, als hätte der Dichter bezweckt, der späteren Kunst eines der Sujets, die wir an ihr gewohnt sind, zu überliefern; werden doch auch bei ihr Hellenen und Troer, Lapithen und Kentauren, Helden und Amazonen, Götter und Giganten mit derselben Liebe dargestellt. Und nun hat die Kunst für diese Darstellungen auch Formen geschaffen, wie sie der Orient nicht kannte. Bestand schon früh zwischen den figurenreichen Kampfesdarstellungen und dem fortlaufenden Relief (und schon dem bloß gemalten Friese) ein höchst segensreiches Verhältnis, so entwickelte sich nun das Relief auf allen seinen Stufen, bis zum Kampf aller Kämpfe, dem zwischen Göttern und Giganten auf dem Altare zu Pergamon; vor allem aber entstand, wovon der Orient keine Ahnung hatte, die Giebelgruppe und die Freigruppe aus mehreren Figuren (Farnesischer Stier, Laokoon usw.).

Darstellung friedlicher Szenen

Und der Darstellungstrieb beschränkte sich nicht auf die Kampfszenen. Auch aus Homer ließen sich Darstellungen aus dem zarteren Gebiete entnehmen; denken wir z. B. an die Gruppe, welche Hektor, Andromache, Astyanax und die Dienerin bilden, oder daran, wie Thetis sich zu Zeus setzt, mit der Linken seine Knie umfaßt und ihm mit der Rechten unter das Kinn rührt. Überhaupt aber schreit der ganze Götter- und Heroenmythus nach Verbildlichung, und eine ganze Welt von fertigen Szenen, zum Teil der höchsten Schönheit, ward gewiß schon früh bildlich geschaut.

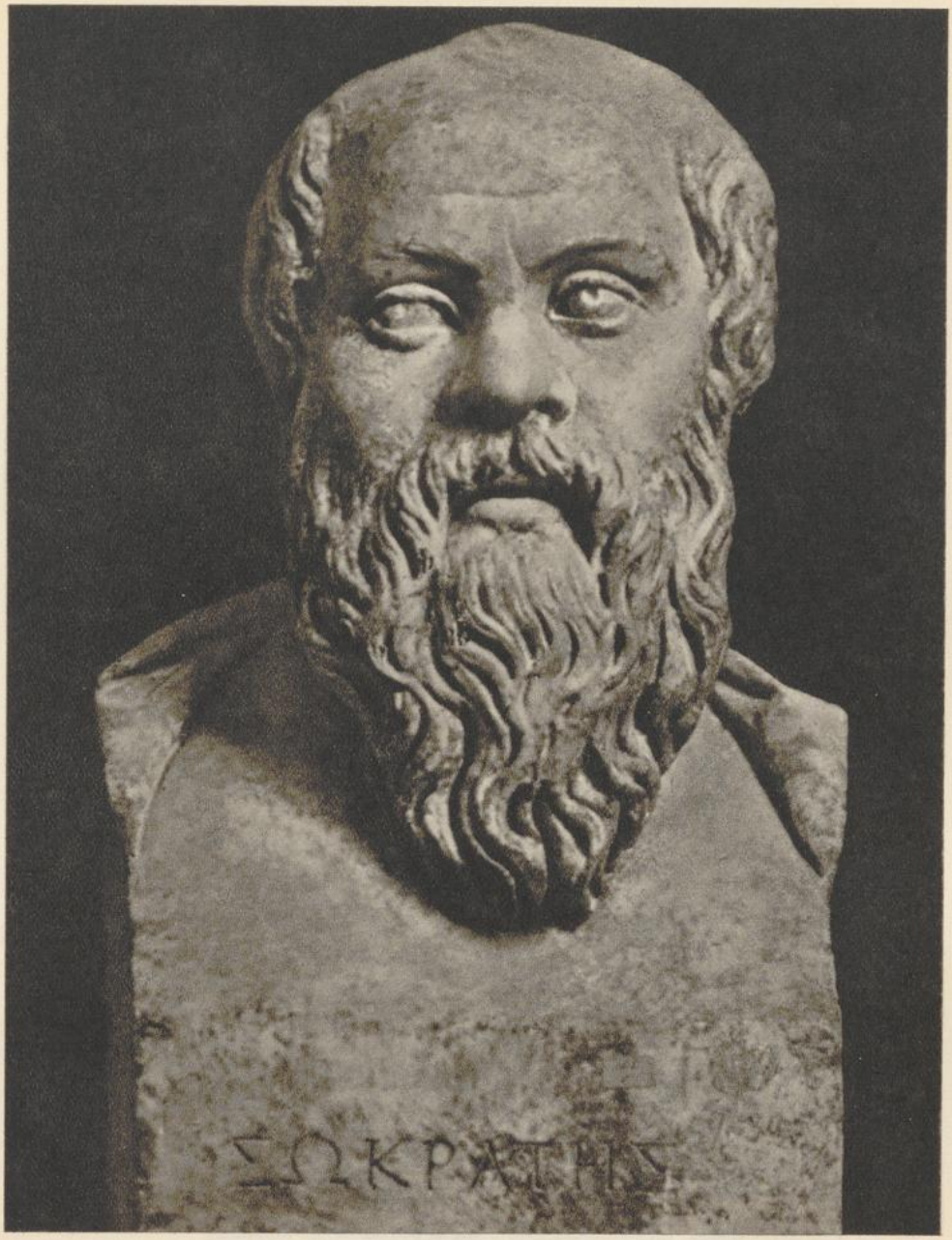
Auch abgesehen vom Mythus ist die Kunst schon sehr frühe, und zwar laut Homer selbst, auf die Darstellung eines vielgestaltigen Lebendigen eingegangen und ist dabei (wie in den Gräbern von Beni Hassan) auf das Genrebild geraten. Wir erinnern hier wieder an den Schild Achills, welcher lauter genrehafte Darstellungen enthält, während auf dem hesiodischen Schilde des Herakles solche mit mythischen wechseln.

Allegorisch-politische Freigruppen

Und endlich wagten die Griechen in großen Freigruppen außer dem Mythischen auch das Allegorisch-Politische, indem sie historische Individuen mit ihren allegorisch personifizierten Poleis oder mit den dieselben vertretenden Heroen zusammen darstellten oder, wie es Lysander in seinem kolossalen delphischen Weihgeschenke hielt, die Sieger mit den siegverleihenden Göttern zusammenbrachten, und dazu kommen noch die agonalen Gruppen, zumal der Sieger auf seinem Viergespann, und die gewaltigen rein historischen: das Granikusmonument Alexanders und zwei von den vier großen Gruppen des Attalidenmonuments in Athen.

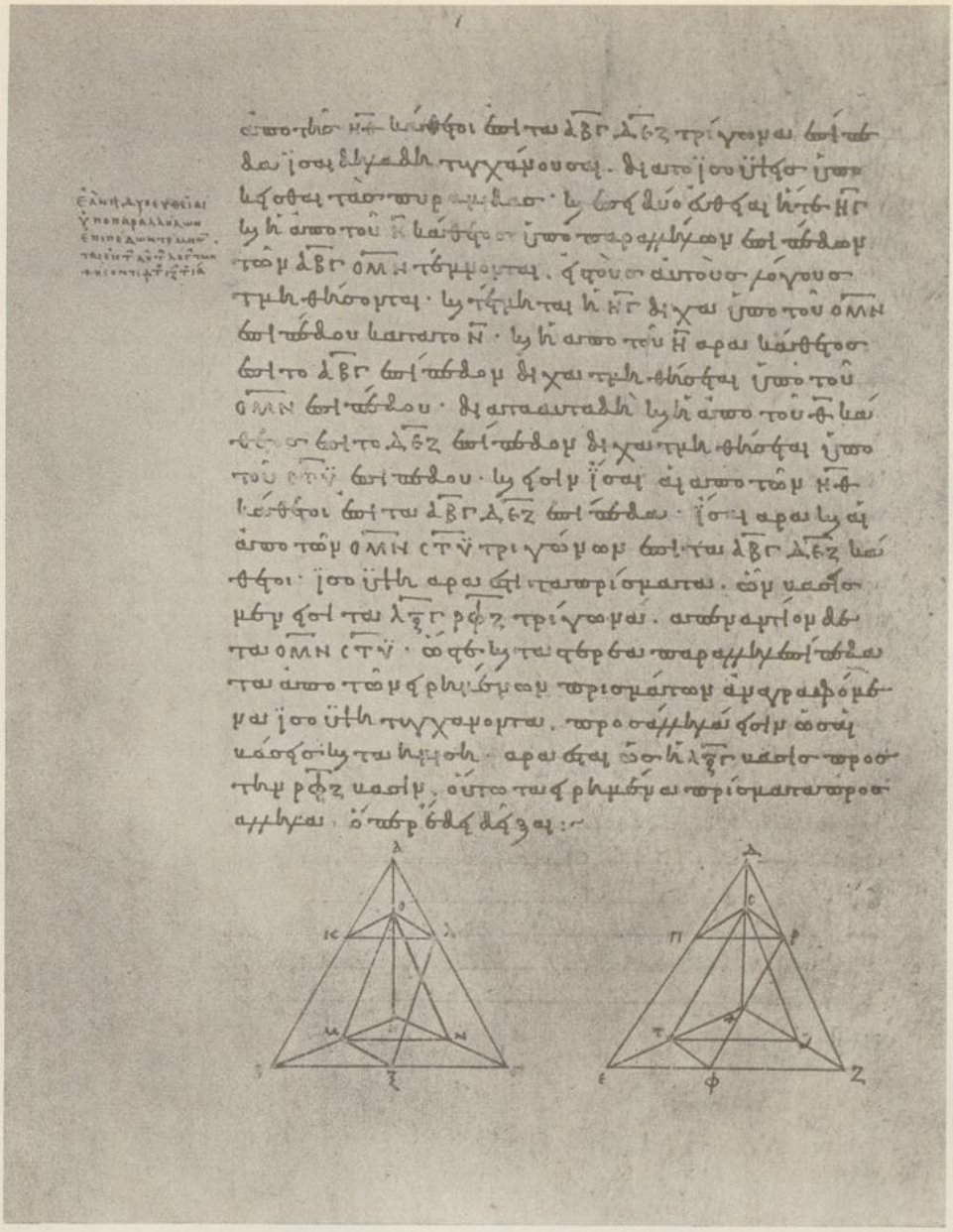
So strömen der Kunst von allen Seiten Gegenstände für die Massenerzählung zu, und die Volkstümlichkeit derselben ergibt sich schon aus deren frühem Vorkommen in kleinem Maßstabe. Ihre Parallele aber hat die Vielskulptur in der Wandmalerei, und für uns spricht die Volkstümlichkeit des Vielen hauptsächlich aus der Vasenmalerei und der Übung, Umrisse auf Erz zu gravieren. Nach den Schöpfungen dieser Techniken hat dann wieder das Ausland, zumal Etrurien, mit besonderer Begierde gegriffen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



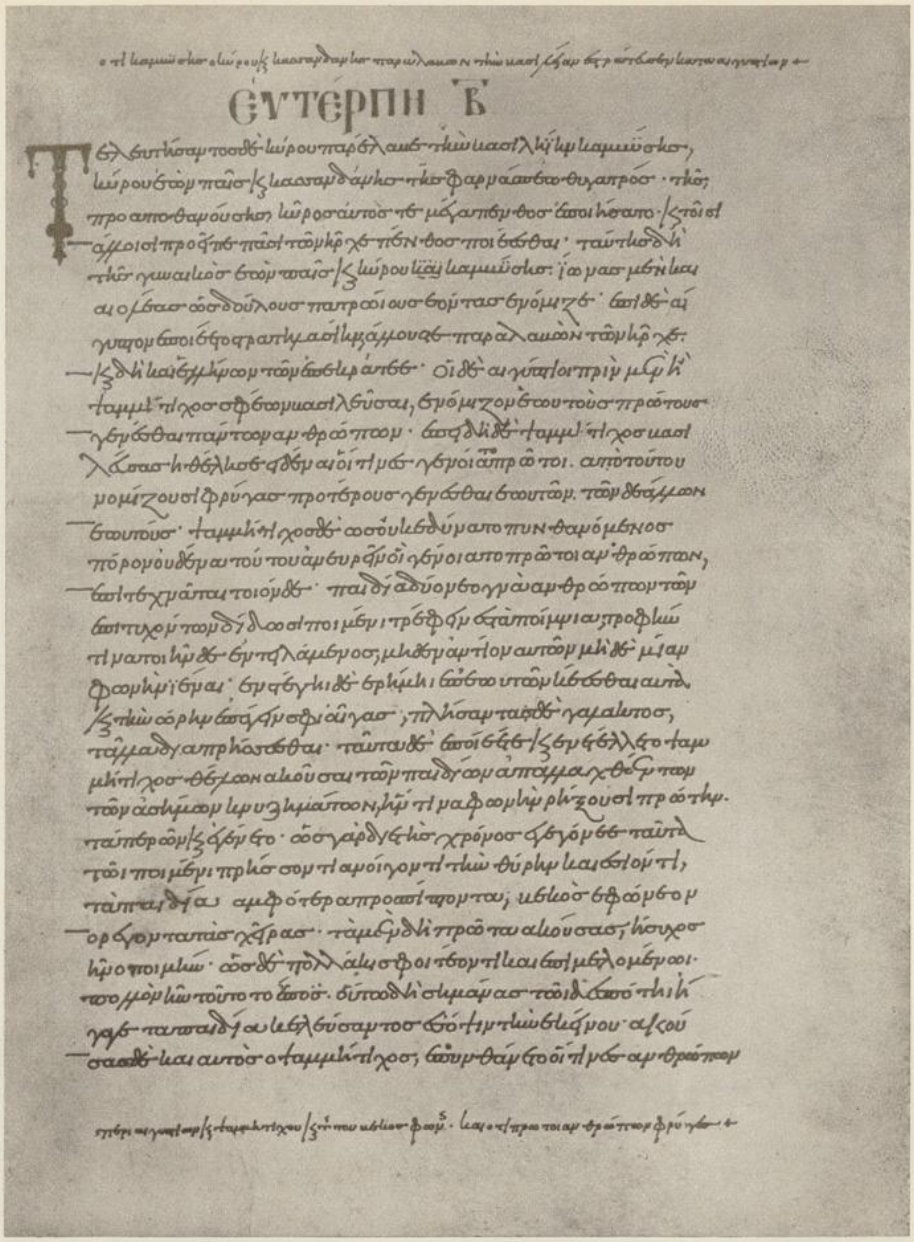
Herme des Sokrates. Neapel. Museo Nazionale

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



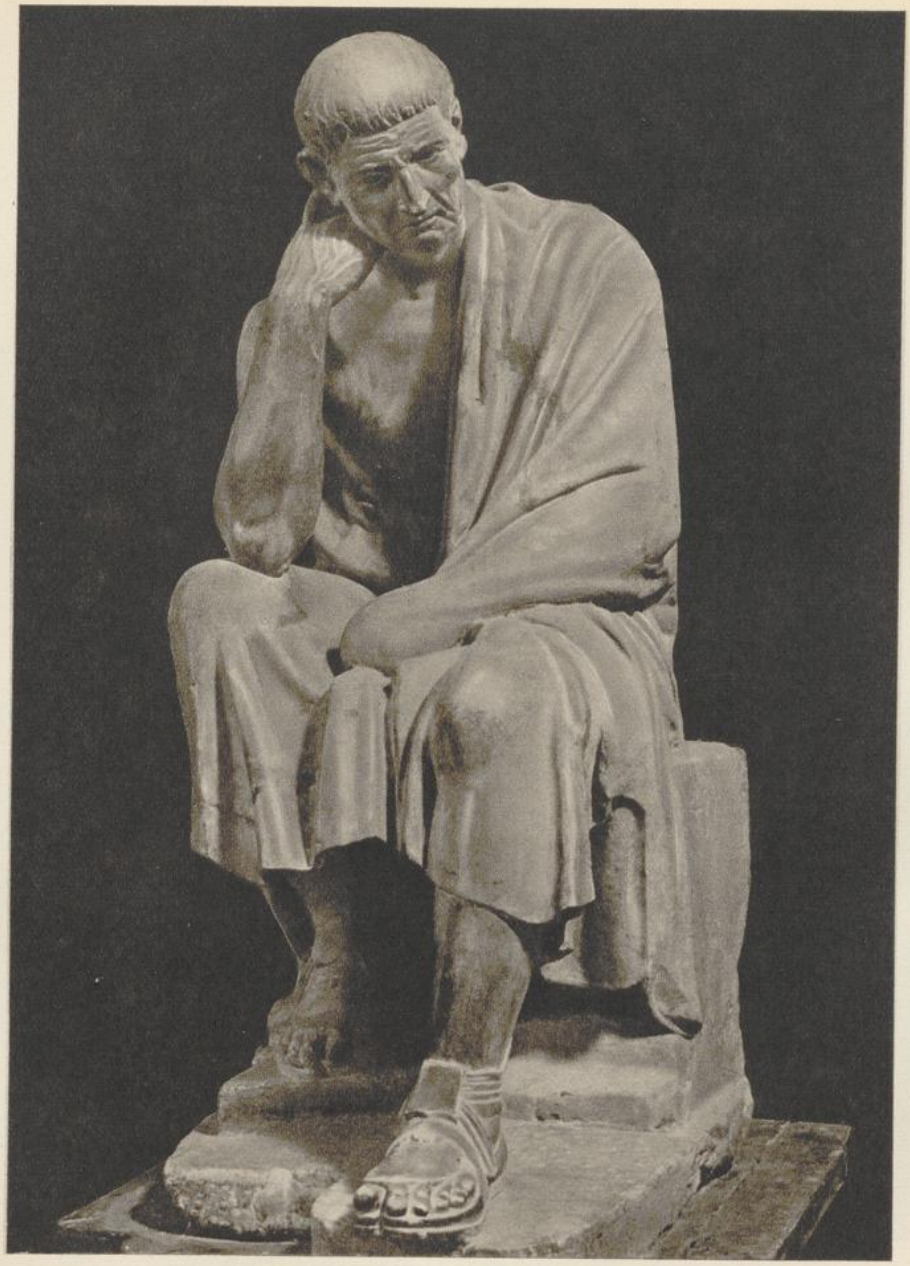
Euklid. Elemente der Geometrie a. 889. Oxford. Bibliothek

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



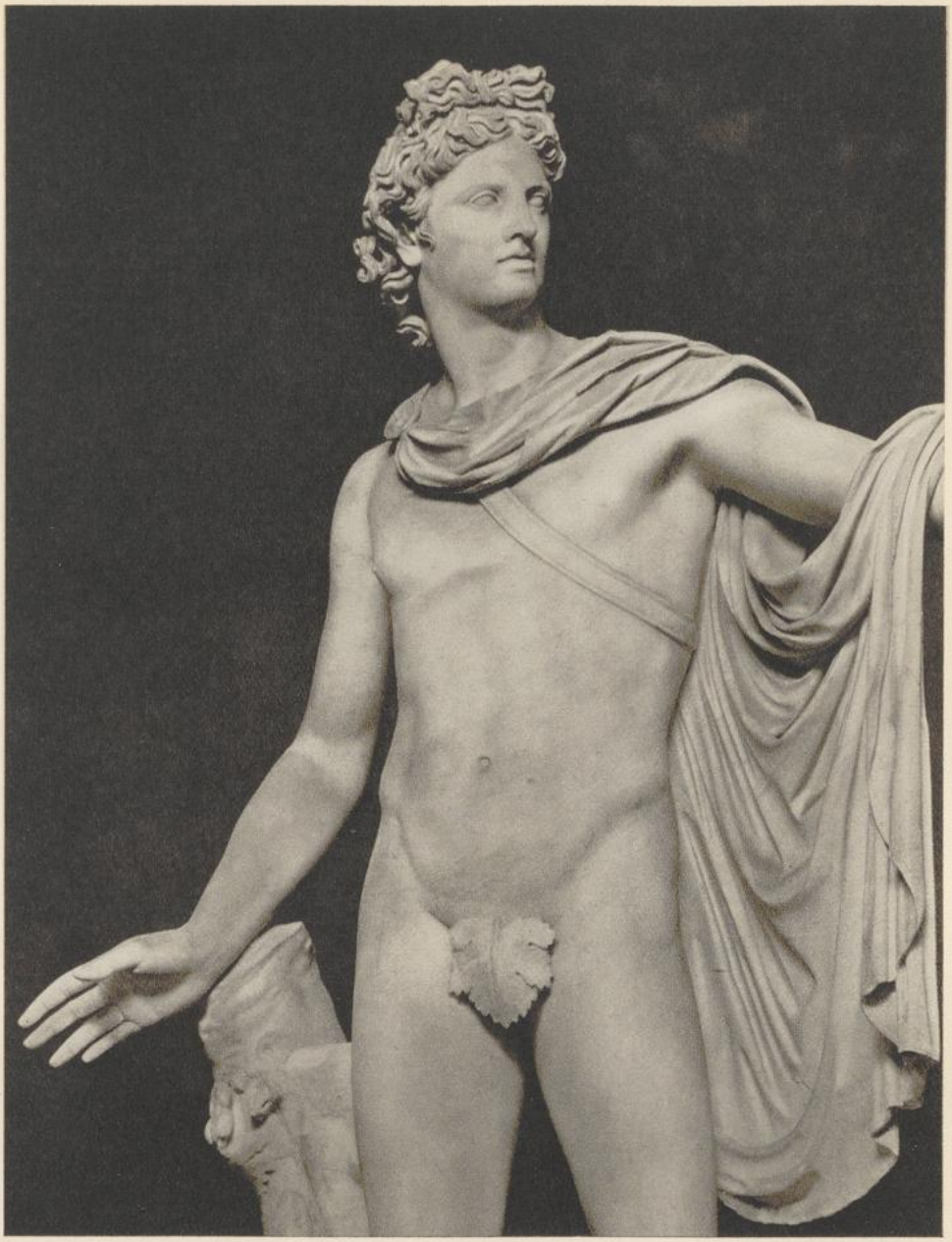
Herodot. Florenz. Bibliothek

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Aristippos (?). Rom. Galerie Spada

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Apollo von Belvedere. Rom. Vatikan. Antikenmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



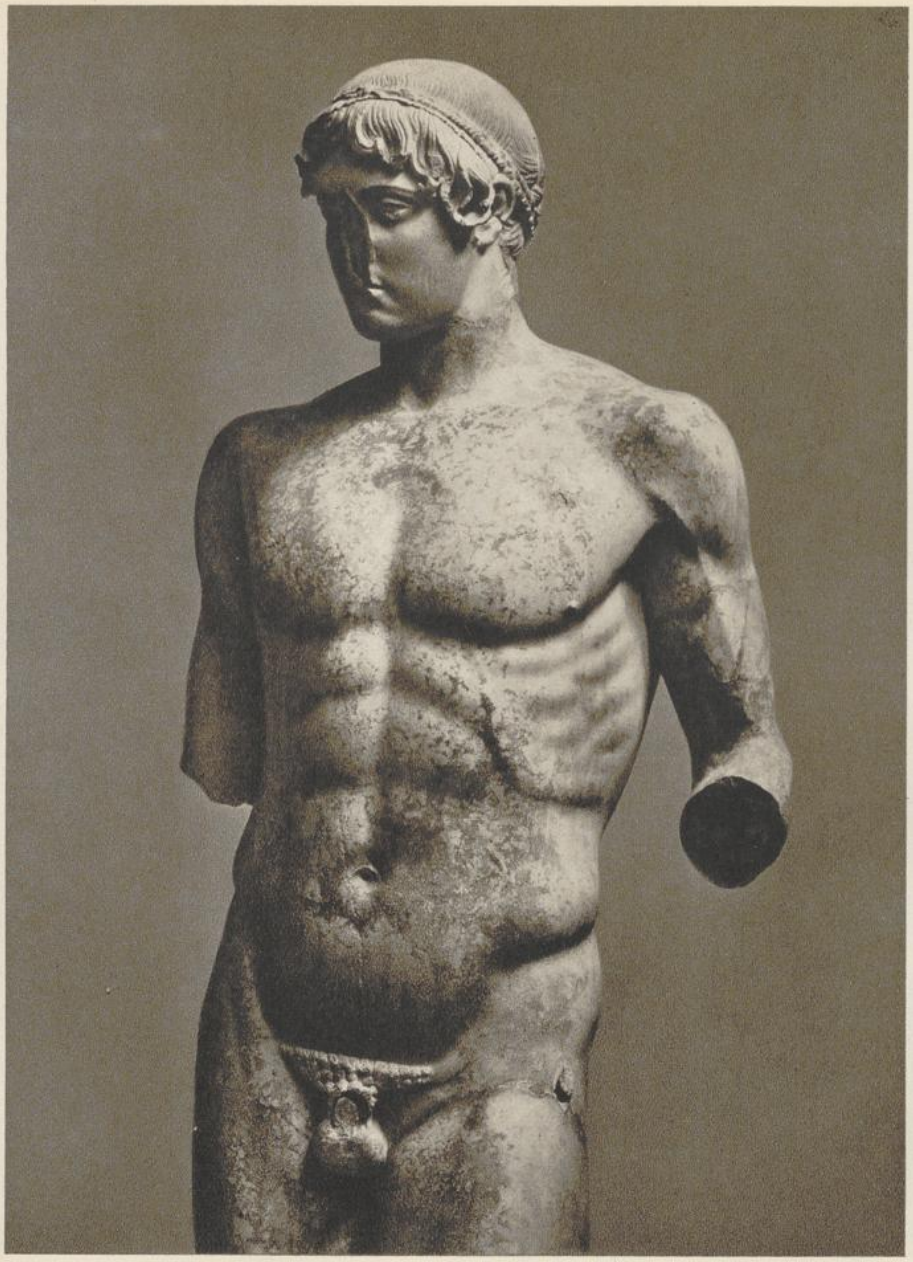
Apollo von Sunion (attisch). Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



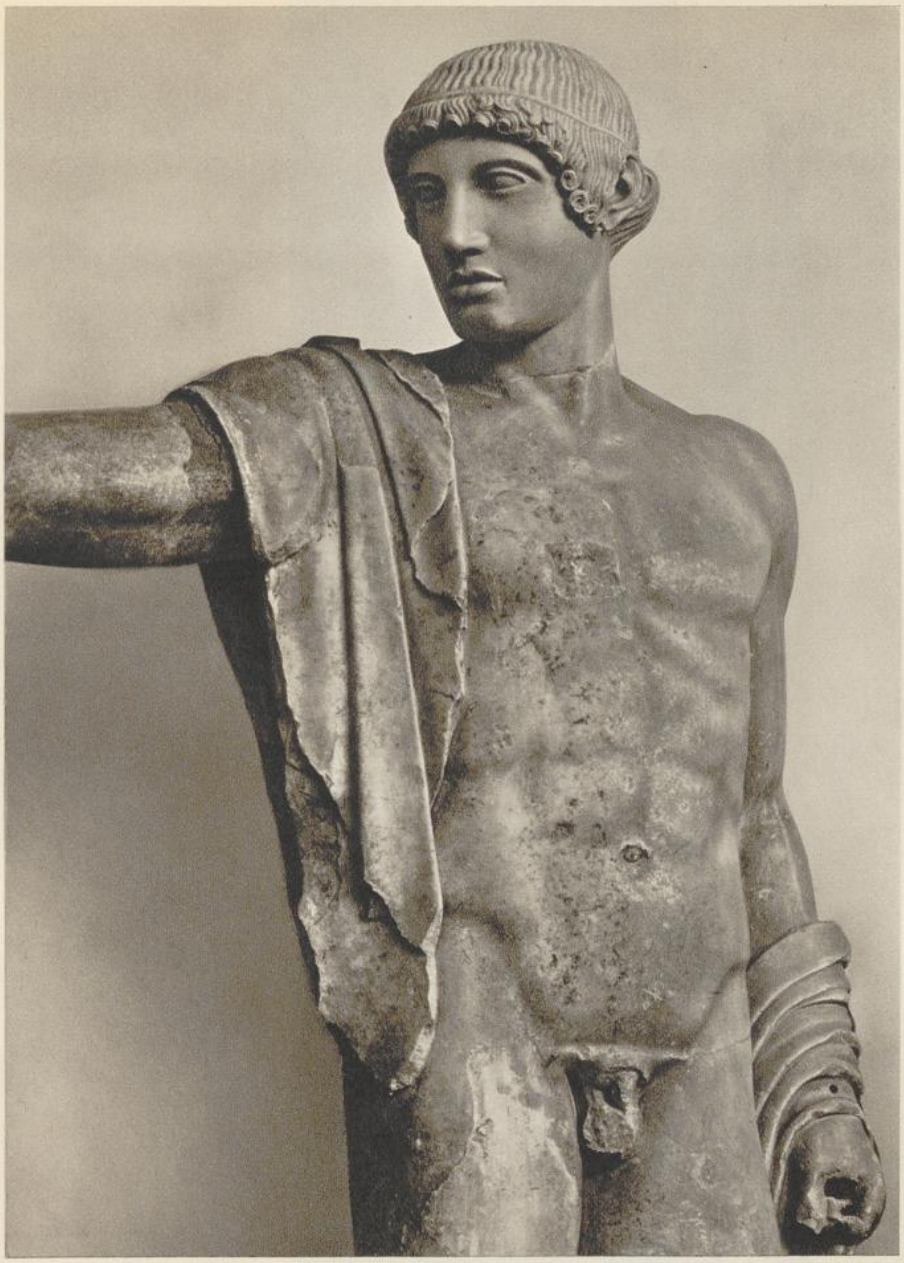
Herme des Dionysos aus Siphnos (archaisch). Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



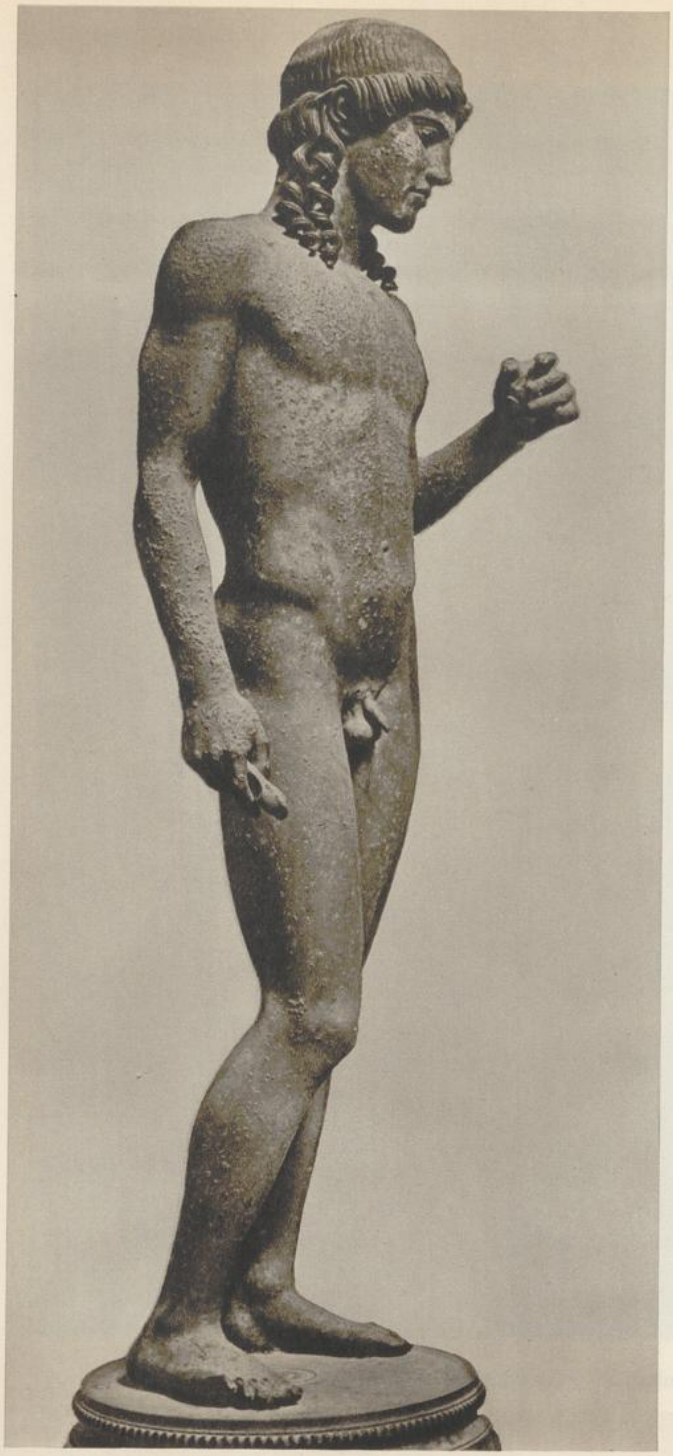
Apollo vom Dionysos-Theater in Athen (Omphalos). Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



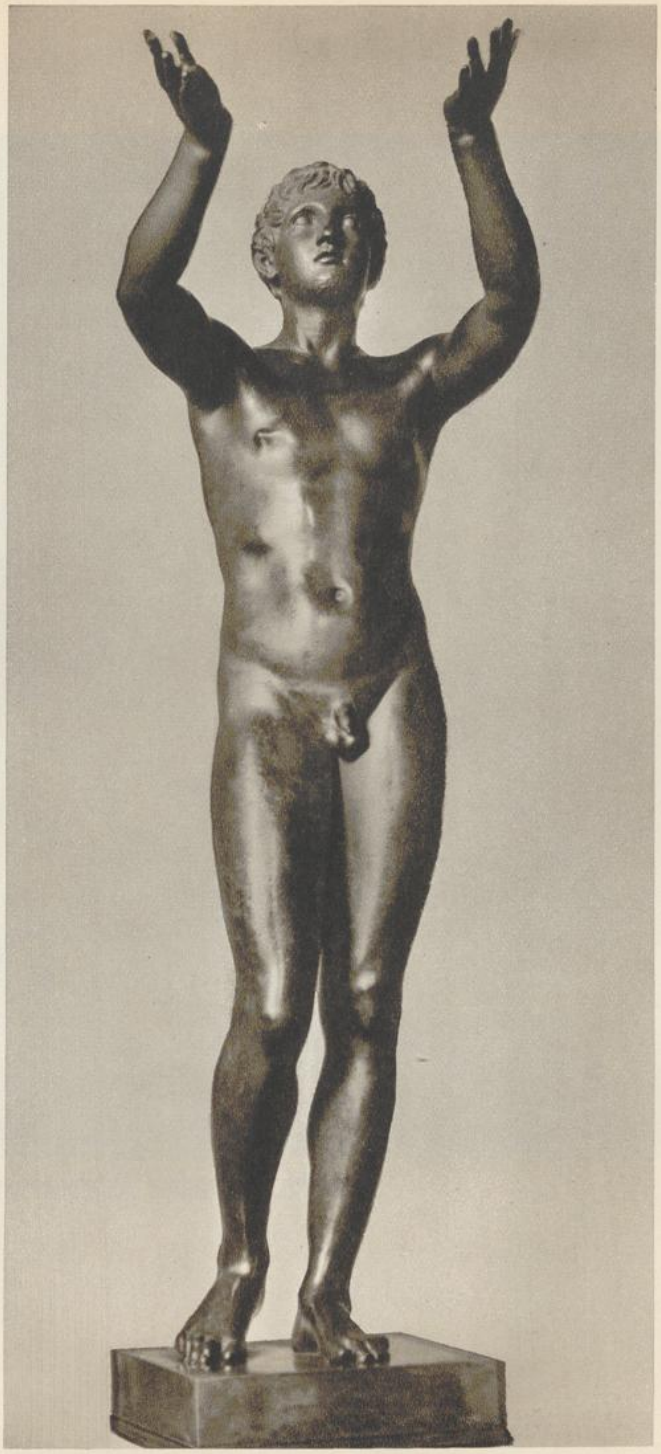
Apollo vom Zeustempel. Olympia. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Apollon Citarista (Bronze)
Römische Kopie aus Pompeji
Neapel. Museo Nazionale

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Betender Knabe (Bronze der Lysippschen Schule)
Berlin. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Archaischer Wasserspeier. Delphi. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



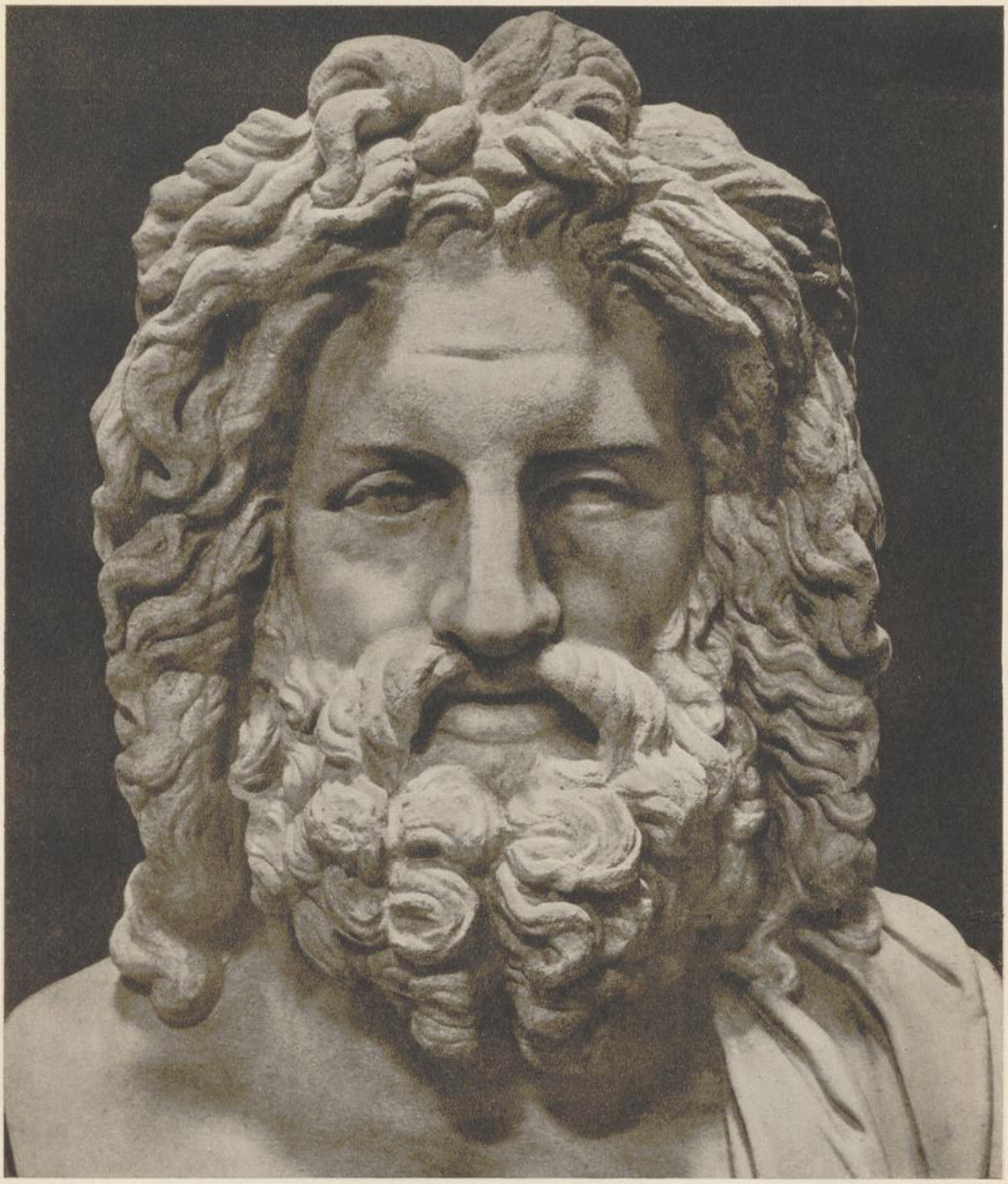
Medusa Rondanini. München. Glyptothek

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Juno Ludovisi (römische Umschöpfung nach griech. Vorbild). Rom. Thermenmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



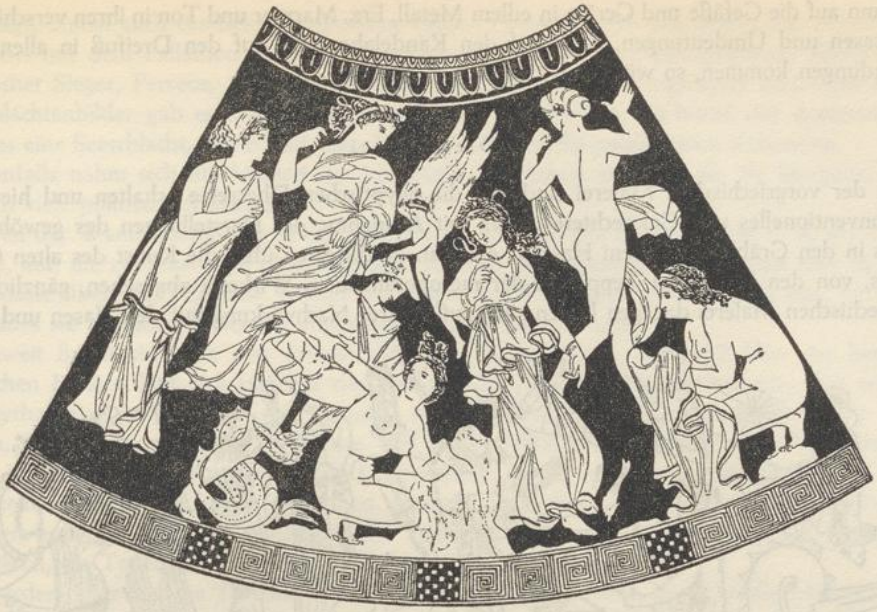
Zeus von Otricoli (nach Amelung auf Bryaxis zurückgehend). Rom. Vatikan

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Athena (Kopie der Athena Parthenos des Phidias). Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochzeit des Peleus und der Thetis (Vasenbild, Britisches Museum)

Die Darstellungen des Kultaktes

Neben der Darstellung der Götter selbst meldet sich bei allen polytheistischen und monumentalen Völkern sehr früh auch die Verewigung des einzelnen Kultaktes. Die Frömmigkeit des handelnden Königs, Priesters oder Volkes wird damit den Menschen und den Göttern anschaulich gemacht, den letzteren namentlich wohl, damit sie derselben eingedenk seien; der Mensch ist dem Gott in jeglichem Sinne am nächsten im Augenblicke und im Habitus des Kultus. So bilden denn, wie bereits gesagt, Ritualien schon in Ägypten und Assur eine der Hauptaufgaben der Vielskulptur. Überhaupt stellte sich dieser Kultus der Kunst nicht als Knechtschaft und wüstes Tun, sondern als Freude zur Verfügung; auch aus dem Orgiastischen wählte die dionysische Skulptur das Schöne.

Statuen von Priestern und Festchören

Groß war der Reichtum an Statuen von Priestern und Priesterinnen; noch von den jetzt vorhandenen Gewandstatuen mögen viele dahin gehören. Mochte das Tempelbild ein ungenießbares Xoanon sein — die Reihe von solchen Statuen konnte alles gut machen. So war es vielleicht im Tempel der Eumeniden, in dem achäischen Kerynea. Die Figuren derselben waren *nicht groß*, vielleicht häßliche Puppen, aber am Eingange fanden sich weibliche Marmorstatuen, welche Kunstwert hatten, und die Einwohner erklärten sie für Priesterinnen der Göttinnen.

Die Kultusdarstellungen der Akropolis

Die höchsten Leistungen von Festchören haben wir auf der athenischen Akropolis zu suchen. Hier sind der Panathenäenzug des Parthenon und an der Balustrade des Nike-Apterostempels die Niken, welche den Opferstier führen und die, welche das Siegeszeichen rüsten. Dies ist die höchste ideale Umdeutung einer Kultushandlung, die höchste Verklärung des Kultus überhaupt.

Wollten wir nun noch die tönernen und ehernen Figurinen in größerem und kleinerem Maßstabe besprechen, in denen die Skulptur gewissermaßen ein zweites Leben lebt, wollten wir von der Reduktion des Reliefs in der Gemme, im Antaglio wie im Cameo, und in der Münze handeln

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und dann auf die Gefäße und Geräte in edlem Metall, Erz, Marmor und Ton in ihren verschiedenen Metastasen und Umdeutungen, z. B. auf den Kandelaber und auf den Dreifuß in allen seinen Anwendungen kommen, so würden wir kein Ende finden.

2. Die Malerei

Das Ansehen der Maler

Von der vorgriechischen Malerei sind nur die ägyptischen Überreste erhalten und hier meist nur Konventionelles und Geknechtetes, etwa mit Ausnahme der Darstellungen des gewöhnlichen Lebens in den Gräbern von Beni Hassan. Auch an Nachrichten über die Kunst des alten Orients fehlt es, von den figurierten Teppichen der mesopotamischen Wirkerei abgesehen, gänzlich. Von der griechischen Malerei dagegen haben sich, außer ihrer Nachwirkung auf den Vasen und in den



Poseidon, Amphitrite und der junge Theseus (Vasenbild, Bologna)

Wandmalereien der Städte am Vesuv und einzelnen Gruftmalereien, wenigstens noch zahlreiche Nachrichten erhalten, ja es ist von den berühmten Malern der Blütezeit, von Polygnot bis auf Apelles, in den Autoren mehr die Rede als von den Bildhauern. Jene müssen den Griechen individuell interessanter erschienen sein, was wir nur daraus zu erklären vermögen, daß sie nicht auch, wie diese, für Banausen galten, wie denn auch das Zeichnen später in die regelmäßigen Erziehungsfächer für Freie aufgenommen wurde.

Die monumentale Malerei

Zunächst gab es nun in Stoen, Sälen, Hallen, Tempeln eine große monumentale Malerei im Dienste des Mythus und der politischen Ideen und Erinnerungen. Den Stil derselben mag man sich bei Polygnot etwa analog dem der Schule Giottos denken, bei den Späteren wohl noch vollendeter belebt. In Athen befanden sich von ihm und seinen Nachfolgern in der Stoa Basileios eine Darstellung der zwölf Götter, Theseus mit Demokratie und Demos, die Schlacht bei Mantineia; in der Stoa Poikile, offenbar allmählich und von verschiedenen Meistern, frei von aller Zyklusknechtschaft entstanden, ein Schlachtenbild aus dem Peloponnesischen Kriege, eine Theseusschlacht gegen die Amazonen, eine Szene nach der Einnahme von Ilion und die Schlacht bei Marathon samt den hilfreichen Heroen; in der Seitenhalle der Propyläen viele Szenen aus der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Trojasage, zumal auch die beiden erlauchten Diebe: Diomedes mit dem Bogen des Philoktet und Odysseus mit dem Palladion und eine Anzahl von Bildnissen und Einzelfiguren: Alkibiades als nemeischer Sieger, Perseus, Musäos, auch die Genrefiguren eines Krugträgers und eines Ringers. — Schlachtenbilder gab es übrigens auch anderswo als in Athen. So besaß das Artemision von Ephesos eine Seeschlacht, worin auch eine Eris vorkam, und Pergamon einen Keltensieg.

Jedenfalls nahm sich die Malerei des historisch Wirklichen mehr an als die Skulptur; es gab ziemlich viele politische Malereien.

Die Skenographie

Neben der Wandmalerei kam in der Blütezeit des Dramas die Skenographie, d. h. die Theatermalerei, auf, die zunächst zum phantastischen Schmuck der Bühne diente, hernach aber in Häuser und Paläste überging. Für diese scheint sie einmal plötzlich Mode geworden zu sein, so daß ein Alkibiades sie in seiner Wohnung augenblicklich auch haben wollte.

Nachklänge der griechischen Malerei in Pompeji

Wieweit findet sich nun von diesem allem ein Nachklang in Pompeji? Von der historisch-politischen Malerei läßt sich hier nur das Unikum der Alexanderschlacht nennen; eher wird von der mythologischen die Rede sein können, und gewiß von der skenographischen: die Einzelfiguren, Schwebegruppen usw. sind zum Teil unzweifelhafte Reminiszenzen an das Herrlichste dieser Kunstgattung und so auch viele Genreszenen. Diese sind hier nicht wie in Beni-Hassan dargestellt, weil sie im Leben vorkamen, sondern weil sie anmutig waren; an die Stelle der täglichen und jährlichen Verrichtung ist der anmutige Moment: das leise Gespräch weniger, das Meditieren, die Toilette, die Spiele, die Theaterprobe usw. getreten.

Die Tafelmalerei

Außerdem aber zog die Tafelmalerei (Tempera, auch Enkaustik), deren große Meister Zeuxis, Parrhasios, Apelles, Protogenes, Timomachos, Theon sind, weit die lebhafteste Bewunderung auf sich. Bei dieser Gattung, die, wenn wir sie wieder erhielten, unsere konventionellen Anschauungen von der griechischen Kunst aufs stärkste umgestalten würde, galt die Illusion, und einstimmig wird das gelungene Streben danach gerühmt; die Maler müssen sie durch Farbe, Modellierung und Licht sowie auch durch Verkürzung (Pausias) und delikate Ausführung erzielt haben. In der modernen Kunst werden sich hierzu als Parallele wohl besonders die italienischen Realisten des XV. Jahrhunderts bis auf Lionardo darbieten. Charakteristisch ist, daß neben einzelnen figurenreichen Kompositionen dieser Meister vorherrschend Einzelfiguren oder Bilder genannt werden, auf welchen nur eine Hauptfigur mit wenigen Zutaten dargestellt war; so von Zeuxis eine Helena und eine Penelope; von Parrhasios der athenische Demos, der geheuchelte Wahnsinn des Odysseus, ein Philoktet; von Protogenes der Jalysos (an dem er sieben Jahre malte), von Timomachos ein Aias, eine opferbereite Iphigenia und eine Medea vor dem Augenblick des Mordes.

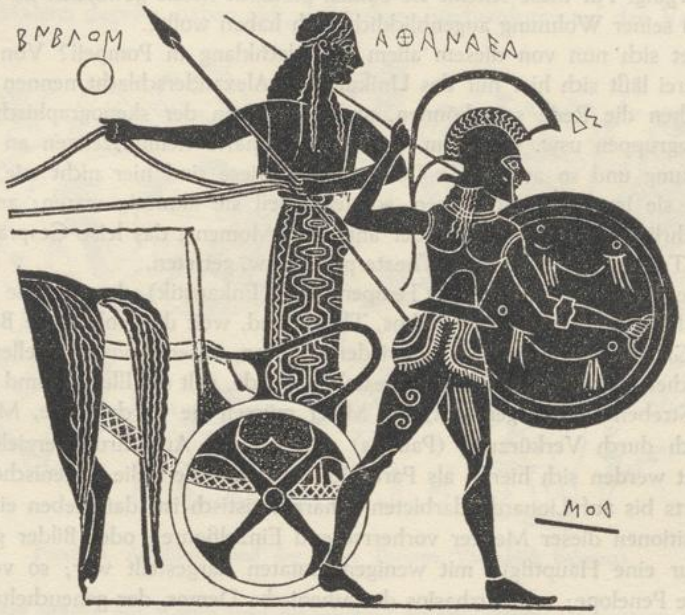
Die moralische Stellung dieser Art Malerei ist schon eine ganz andere als die der Skulptur: sie entsteht wesentlich für den Privatbesitz und gerät nur zufällig und nachträglich als Anathem in diesen und jenen Tempel; für sie war auch das griechische Haus geeignet, in dem größere Marmorskulpturen nicht leicht konnten aufgestellt werden.

Preise

Nur bei den berühmten Tafelmalereien ist auch von Preisen und Einnahmen die Rede. Wir erfahren, daß Zeuxis sich für das Besichtigen seiner Helena einen Eintrittspreis zahlen ließ. In der späteren Zeit kamen dann vollends die enormen Liebhaberpreise. So kaufte nach Plinius Attalos eine Tafel des Aristides von Theben um hundert Talente, Cäsar zahlte für die Medea und den Aias des Timomachos, um sie in dem Tempel der Venus Genetrix zu weihen, deren achtzig. Dahin gehört auch, daß Demetrios Poliorketes Rhodos nicht anzündete, um ein Gemälde des Protogenes nicht zu zerstören, das sich in dem von ihm gefährdeten Stadtteil befand.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In späterer Zeit nahmen Karikaturen und Genreszenen (wie die Barbier- und Schusterbuden des Peiraikos, u. a. sog. Rhyparographien) sowie das Stilleben überhand. Das Mosaik scheint in der eigentlichen griechischen Zeit noch wenig Figürliches enthalten zu haben; aus der Diadochenzeit wird von dem Prachtschiffe des jüngeren Hieron gemeldet, daß auf dem Fußboden seiner Säle der ganze Mythus von Ilion dargestellt gewesen sei. Damals scheint überhaupt diese Form der Bodendekoration beliebt geworden zu sein. Von den linearen Künsten, der Vasenmalerei und der Gravierung auf Kisten und Spiegeln ist hier nicht weiter zu handeln. Genug, daß auch in ihnen die griechische Kunst die jeweiligen Grenzen überall erreicht und entsprechend der ihr eigenen hohen Sophrosyne auch respektiert hat.



Korinthisches Tafelbild (Museum, Berlin)

3. Die Architektur

Die Architektur als größter Beweis künstlerischer Sophrosyne

Mit Händen zu greifen ist die künstlerische Sophrosyne der Griechen in der Architektur; denn hier finden wir bei ihnen eine in der ganzen Kunstgeschichte einzig dastehende willentliche Beschränkung auf einen höchst vollkommenen Typus: den *Tempel*, von welchem alles andere nur Anleihen und Teilaneignungen sind. Säle, Höfe, Hallen und vollends das so mäßige Privathaus ordnen sich völlig unter; das Motiv des Tempels ist das absolut einheitliche Motiv als solches. Wie aber ist die Nation zu dieser Form gekommen?

Das Wesentliche am griechischen Heiligtum ist nicht das Gebäude, sondern der Brandopferaltar im Freien. Die Höhenaltäre (meist dem Zeus geweiht), auf welchen die Asche von vielen Opfern her aufgehäuft liegenblieb, entbehrten jeder baulichen Zutat. In unbestimmbarer Zeit nämlich erhielt das Heiligtum den Namen *Wohnung* der Gottheit (ναός), und von da an kann ein geschlossener Bau, eine Cella, vorausgesetzt werden, anfangs laut der Sage nur aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hinfälligen Stoffen, als Zelt oder Hütte (σκηνή) erstellt, bis die Kunst dem Gebäude eine monumentale Gestalt und endlich die herrlichste Verklärung verlieh.

Entstehung des Peripteros

Neben so vielen Vermutungen, an welchen die antike Kunstgeschichte stets einen großen Vorrat haben wird, möge hier eine folgen dürfen über die Entstehung des Peripteros, der von Säulen umgebenen länglichen Cella. Derselbe war zunächst eine Schöpfung des Volkes selbst und bedurfte keiner Entlehnung von Asien oder Ägypten und dessen Peripteraltempeln her. Er wird entstanden sein als vollständiger Holzbau, als Blockhaus mit einer Halle von Baumstämmen, in einer Zeit, da Griechenland noch ein waldreiches Land war.

Entstehung der Säule aus dem Stamm

Will man jedoch für die Cella schon von Anfang an den Steinbau voraussetzen, so war doch der ganze Hallenbau und das Dach von Holz. Die Säule oder Rundstütze hat überhaupt bei allen Völkern keinen anderen denkbaren Ursprung als aus dem Baumstamm, bei den Griechen insbesondere aber konnte die Halle um die Cella nur entstehen in einer Zeit, da man die Säulen nicht erst meißeln mußte, ja vom Stein aus wäre die Halle gar nicht erklärbar in einer Periode, da der Steinmetz selten und noch sehr ungeschickt war.

Bestimmung der Halle

Das Holzgebälk würde an sich eine weite Stellung der Säulen ermöglicht haben, und die großen Intervalle der etruskischen Ordnung beruhten wirklich hierauf. Allein bei den Griechen wäre es denkbar, daß schon die Holzsäulen dicht standen, ja daß bereits hier und da eine doppelte Holzsäulenreihe, eine Dipteralanlage vorkam, wenn man den Wald dazu hatte. Im allgemeinen aber möchte der Hexastylos, die sechszeilige Giebelseite zu etwa doppelter Säulenzahl der Langseiten, schon im Holzbau das Normale gewesen sein, wie es frisch aus einem Stück entstanden war. Fragt man nach einem besonderen Zweck, einer Lebensursache der Halle, so wird am ehesten das Aufstellen der von jeher äußerst zahlreichen Weihgeschenke, der Anatheme, zumal der erbeuteten Waffen zu nennen sein, jedenfalls aber nicht das Unterstehen bei Regen, wie Vitruv meint.

Der normale Holztempel enthielt die Möglichkeit aller künftigen Schönheit als verborgenen Keim bereits in sich durch die Einheit des Motivs: die Cella ist der Kern, die Säulen und Gebälke sind dessen ideale Hülle; einem relativ kleinen Naos wird der Anblick des Großen und Feierlichen verliehen. Der Bau muß von Anfang an in ganzer Stattlichkeit und Fülle aufgetreten sein, nur als Hexastylos, sollte man denken, kann er die Kraft besessen haben, alles nach sich zu ziehen. Er entstand und verbreitete sich auf eine solche Weise, daß hierauf dorisches und ionisches Formengefühl gleichmäßig an ihm emporwachsen konnten. Der Vorgang wird als einmaliger und plötzlicher aufzufassen sein bei einem in viele Staaten geteilten Volk; lautlos wichen vor der neuen Form des Heiligtums die bisherigen Anlagen, und kaum ein Rest mehr ist von ihnen vorhanden. Der Peripteros wurde dann zu einer jener griechischen Kunstsitten, welche, wenn einmal angenommen, gegen alle weiteren Neuerungen gesichert waren. Hervorgegangen aus einer hohen, geheimen Volkskraft in einem feierlichen Augenblick, war er diejenige Form des Heiligtums, welche allgültig werden, ein säkulares Reifen erleben konnte.

Sieg des steinernen Peripteros

Die erst teilweise, dann (mit Ausnahme von Decke und Dach) vollständige Umsetzung aus Holz in Stein muß früh erfolgt sein; als die Griechen mit dem VIII. Jahrhundert sich in Kolonien ausbreiteten, scheint der steinerne Peripteros bereits als selbstverständlicher Typus mitgegangen zu sein; denn schon die ältesten Tempel auf Sizilien zeigen denselben in sehr ausgeglichener Gestalt. Bei mäßigen materiellen Mitteln war ein solcher Steinbau die glücklichste Aufgabe; gesetzlich in den Proportionen, aber völlig frei in den Dimensionen, dabei übersehbar und berechenbar in betreff des Aufwandes und der Bauzeit, so daß eine Generation damit fertig werden konnte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So sehr fühlten sich nun die Griechen an diese Form gebunden, daß sie, sei es bei der Anlage einer neuen Stadt, sei es allmählich im Verlauf der Zeit, viele einzelne Tempel, aber auch ganze Gruppen solcher von ähnlicher und fast gleicher Gestalt entstehen ließen, ohne an das Variieren zu denken.

Über die Einzelformen des ursprünglichen Holzbaues, über seine vermutliche Farbigkeit, über die Anwendung von Tuch und Teppich usw. erlauben wir uns keine Vermutung und vollends nicht über die Umdeutung solcher einzelnen Elemente in den Stein.

Die Formen des Tempels durch dessen Zweck bestimmt

Als nun aber durch das untrennbare Zusammenwirken der Achtung vor der heiligen Gewöhnung, des Bewußtseins, daß man Vollendetes und in seiner Art nicht mehr zu Übertreffendes gebe, und endlich des ehrfurchtsvollen Kunstkonservatismus, der auch in der Poesie nur so bedächtig von einer alten Gattung zu einer neuen übergeht, der Tempel in seiner festen Gestalt gegeben war, da hatte man an ihm auch eine Form, die nur ganz bestimmten Zwecken entsprach. Er war verschieden vom Heiligengrab, dem bei den Griechen das Heroon entspricht, war auch kein Erbbegräbnis von Vornehmen, so daß sich eine Anlage hätte bilden können, die den mittelalterlichen hohen Chören mit Umgang und Kapellenkranz zu vergleichen wäre; kein Kultakt für die Menge wurde darin begangen; alle großen Opfer fanden draußen statt, und darum befand sich von Altären auch nur der kleine Räucheraltar im Innern: er war, wie gesagt, nur die *Wohnung* der Gottheit, und da deshalb sein Inneres vielleicht nur klein war, war jeder Fortschritt ins Reiche zunächst dem Außenbau zugewandt. So wird die Halle, die eigentlich in ihrer Vollständigkeit, indem sie einladend und öffnend auf das Auge wirkt, die verklärte Erscheinung der Wand ist, durch Hinzutreten einer zweiten Säulenreihe erweitert und es entsteht der Dipteros. Aber oblong und in der Grundform peripteral, mit einer Säulenzahl der Langseite, welche die der Front ungefähr um das Doppelte übertrifft, sind alle diejenigen Tempel, bei denen man frei über Raum und Mittel verfügte, und andere Anlagen, wie die des delphischen Tempels, der Tempel mit Grottenkult, der von zwei Gottheiten bewohnten Tempel sind exzeptionell.

Die Anlage des Tempels

Die Lage der Tempel war entweder durch ein Präzedens resp. Ereignis aus der mythischen Zeit vorgeschrieben oder frei gewählt. Häufig befanden sie sich einsam auf Berggipfeln und Vorgebirgen oder in heiligen Hainen, öfter auf den Akropolen, auf der Agora, am Seehafen der Städte, und hier, wie schon gesagt, oft zu mehreren, womöglich mit einem nach außen hin abschließenden Hof (Peribolos). Stets sind sie auf ihren drei hohen Götterstufen, neben denen an den Frontseiten noch die Gebrauchstreppen für die Menschen vorhanden sind, wie ein Anathem emporgehoben; vor ihnen steht der als Requisit einfache, wenngleich bei reicheren Mitteln oft höchst prachtvolle Brandopferaltar. Im Augenblicke des Opfers öffnet sich die eine große und feierliche Pforte, deren Flügel in Stoff und Form möglichst prachtvoll sind, und läßt das Licht auf die Requisite des Innern, das Tempelbild und den Räucheraltar fallen; bei nicht mehr ganz kleinen Dimensionen ist dann freilich noch eine Dachöffnung (ὀπαῖον, φωταγωγός, lumen) zur Beleuchtung nötig, und was direkt unter derselben ist, liegt unter freiem Himmel (ὕπαιθρον). Vollendet wird die Pracht des Ganzen durch die Weihegeschenke, welche im Innern, im Pronaos, im Säulenumgang (Pteroma) ihren Platz haben, und mit denen bei prachtvolleren und reicheren Tempeln dann noch die Stoen und der Peribolos angefüllt sind, und schon zum Peribolos gelangt man hin und wieder durch herrliche Propyläen.

Der normale Tempel verzichtet auf jede Abweichung in der Anlage, auf jede Kombination des Verschiedenartigen.

Aber dieses absichtlich Wenige atmet ein vollständiges Leben. Der griechische Tempel ist im höchsten Grade wahr, und hierin liegt zum Teil seine Schönheit; er stellt die höchste Abrech-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nung der zwischen einfachem Tragen und Getragenwerden einer horizontal liegenden und rein vertikal wirkenden (nicht durch Wölbung seitwärts drückenden) Last und drückt dies, wenn auch in zwei Dialekten, dem dorischen und ionischen, so doch in einer Formensprache aus.

Ausgleichung des Entlehnten

Die betreffenden Formen deuten teilweise auf ägyptischen und assyrischen Ursprung; von der Umdeutung des Holzbaues in diesen beiden Ländern kann etliches, was an der architektonischen Formenwelt sekundär ist, entlehnt worden sein; allein in Griechenland sind diese Reminiszenzen an den Holzstil bis zu vollkommener Harmonie ausgeglichen, alle Knechtschaft ist völlig überwunden, statt aller hölzernen Wirklichkeit ist eine ideale Wahrheit entstanden. Und so haben wir es denn mit einem Quaderbau zu tun, bei dem jeder einzelne Block zu seinem vollen Rechte kommt. Im ganzen Reiche der Baukunst hat es so empfindliche Formen nicht wieder gegeben.

Säule, Architrav und Dach

Die Säule ist vollendetes Leben, ein zylindrischer, seine Kraft gleichmäßig exzentrisch nach allen Seiten ausstrahlender, rein in sich abgeschlossener Körper; sie ist durch gleichmäßige Abstände von ihren homogenen Nachbarn getrennt, durch Verbreiterung nach unten und Verjüngung nach oben gewinnt sie eine zunehmende Stabilität; noch lebendiger spricht eine innere Elastizität aus der Anschwellung (ἔντασις); zum größeren Ausdruck des vertikalen Lebens dient ferner die Kannelierung (ῥάβδωσις); die Höhe und Stärke der Säule endlich steht im reinsten Verhältnis zu der Größe der Intervalle und der zu tragenden Last. So vereinigen sich die höchste ästhetische und die höchste mechanische Wahrheit.

Das Gebälk erscheint in doppelter Lagerung, als Architrav und als Fries, und darüber kommt das Hauptgesims mit den Formen des Daches; hier symbolisiert die sanfte Neigung des Giebels den Rest von Strebekraft, welcher nach dem Kampf zwischen Säulen und Gebälk noch übriggeblieben sein mag.

Die besondere Ausprägung der architektonischen Formen erfolgt nun, wie gesagt, in zwei auf gemeinsamer Grundlage ruhenden, aber durchaus selbständigen Auffassungen: dem dorischen und dem ionischen Stil, deren allmähliche Ausreifung rätselhaft bleibt, indem wir nur wissen, daß sie schon um 650 nebeneinander existierten.

Der dorische Stil

Dorisch ist die Säule ohne Basis mit stark geschwelltem und verjüngtem Schaft und Kanneluren, welche in scharfen Kanten zusammenstoßen; die Höhe beträgt ungefähr fünf und einen halben, der Abstand anderthalb Diameter; das durch eine bis drei Rinnen vorgedeutete Kapitell besteht aus dem mit den Ringen ansetzenden Echinus, der als ein lebendiger elastischer Stoff mit sehr verschiedener Dehnbarkeit seiner Teile gedacht ist, und dem als Übergang zum Architrav dienenden Abakus; dieser ist offenbar der Nachklang eines Brettes, wodurch man ein unmittelbares Aufliegen der Fugen zweier Architravbalken auf der Säule selbst vermeiden wollte, und zugleich wird durch ihn die Tragkraft der Säule auf ein weiteres Feld ausgedehnt. Den Architrav bilden bloße Steinbalken. Der über ihnen laufende Fries enthält die Triglyphen und ihre Zwischenfelder, die Metopen; jene sind, obwohl ursprünglich evident als das vor die Balkenenden genagelte Brett gedacht, fiktionsweise doch um alle vier Seiten des Tempels geführt, ihre Steilform hat ästhetisch den Zweck, noch einmal vertikal zu wirken. Über dem Fries endlich kommt das Kranzgesimse mit seinen Dielenköpfen und den übrigen abschließenden Gliedern. Wir erwähnen hier noch die an der Mauerstirn der Cella und am templum in antis erfolgte Ausbildung der dorischen Ante und die Ausbildung der Hallendecke mit Kassetten. Die weitere Ausdeutung der Formen war einer mäßigen Polychromie überlassen, indem die Triglyphen blau, der Abakus mit einem Mäander, die Wellenprofile mit Blättern, die Kassetten blau mit goldenen und roten Sternen bemalt waren; an Metopen und Giebelfeld war auch die Fläche farbig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der ionische Stil

Im ionischen Stil haben die Formen mehr Selbständigkeit und vom Ganzen unabhängige Schönheit der Einzelerscheinung; manches, was im dorischen nur aufgemalt wurde: die Blätter der Wellenprofile, die Wulste, Kehlen, Einreifungen usw., ist hier plastisch gegeben. Die Säule ruht — außer in Attika — auf einer quadratischen Platte; stets hat sie eine reiche Basis, auf die sie wie auf eine Art weichen Stoffes gebettet ist; die schönste Lösung hat für dieses Glied die attische Kunst gefunden, indem sie ihm eine Hohlkehle und zwei Wulste gibt. Der Schaft ist schlank, seine Höhe beträgt achtundeinhalb bis neunundeinhalb, der Abstand der Säulen zwei Diameter. Die Kannelüren (bis 24) haben Stege zwischen sich und sind tiefer ausgehöhlt als an der dorischen Säule. Der Echinus, der über einem Perlband ansetzt, zeigt den Eierstab. Darüber kommt das Doppelpolster mit seinen Voluten, aus deren Winkeln Blumen gegen den Echinus gehen; der Abakus ist zierlich geschwungen und mit einem Wellenprofil versehen. Der aus drei Streifen bestehende Architrav schließt mit Perlband und Welle und ebenso der fortlaufende Fries. Darüber kommt die Hängplatte mit den Zahnschnitten (die in attischen Bauten fehlen) und über dieser die Traufrinne (Sima) mit geschweiftem Profil. Auch die Antenprofile sind reicher und bewegter als im dorischen Stil, und ebenso die Profile an den Wandflächen. Diese Formen haben, wie namentlich der dreiteilige, nur durch Aufeinandernieten von drei dünnen Holzstämmen zu erklärende Architrav und die aus den Lattenenden einer horizontalen Decke von sehr leichtem und dünnem Holz hervorgegangenen Zahnschnitte zu beweisen scheinen, ihr Prius nicht wie die Formen des dorischen Stils in einem Bau aus starken, z. B. eichenen Balken, sondern sie setzen Stämme von viel geringerem Durchmesser, ursprünglich etwa gar Palmen u. dgl. voraus und weisen vielleicht nach Mesopotamien. Wann aber und durch welche Kraft hat sich der Peripteros mit ihnen verbündet und sie zu einem Ausdruck erkoren, so gut wie die dorischen? Wir können nur sagen, daß Orient und Okzident hier zu einer unvergleichlich schönen Form mysteriös zusammengewirkt haben.

Der korinthische Stil

Wesentlich die Formen des ionischen hat der korinthische Stil; nur hat er das reichere Kapitell aus Blättern und Voluten oder Ranken. Sowohl die Akanthusblätter als die Stengel wachsen, wie sie hier gegeben werden, weder im Garten noch im Felde, sie gehören einer höheren Form als irgendeiner Naturform an und sind nur Gleichnisse einer solchen. In der Dekoration (an Stelen, Dreifüßen usw.) mögen sie lange vorhanden gewesen sein, bevor eine korinthische Ordnung für uns nachweisbar ist, und zwar bereits in ihrer idealen Gestalt; der Akanthus war von früh her das sich Umlegende, der Stengel das Strebende, der Kelch oder Korb ist wohl eine alte Form für Stützen verschiedener Art gewesen, schon in Ägypten kommt er auch bei Säulen vor. Noch die letzte griechische Zeit hat dann das prachtvolle korinthische Kranzgesimse geschaffen.

Das Nebeneinander in den drei Ordnungen

Die dorische und die ionische, ja alle drei Ordnungen wurden für das Äußere und die zwei Säulenreihen des Innern unbefangen nebeneinander gebraucht. Daß die Innensäulen, z. B. der athenischen Propyläen, ionisch sein mußten, hat seinen Grund darin, daß hier die größere Höhe die schlankere Form bedingte. Am Tempel der Athene Alea zu Tegea sind die äußeren Säulen dorisch, die inneren ionisch und korinthisch.

Variationen

Innerhalb des Feststehenden finden wir nun bei dieser Architektur eine endlose Variation der Verhältnisse. Jeder Tempel ist in den Proportionen anders gestimmt als der andere, und daneben ist doch wieder die Gesetzmäßigkeit so groß und die Proportionen so gleichmäßig gut, daß für das rohe Auge die höchste Blüte des dorischen Stils an den athenischen Bauten von der sizilischen Formenbildung und Proportion nicht zu unterscheiden ist. Wenn wirklich aus optischen Gründen die Säulen am Peripteros eine leise Neigung einwärts haben, die Ecksäulen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

etwas verstärkt und ihre Intervalle etwas schmaler sind, der Stufenbau und ebenso die große Horizontale des Gebälkes leise aufwärts geschwellt ist, so wäre hier ein Analogon zu den feinsten Künsten der griechischen Metrik gegeben, und es würde sich fast buchstäblich das Wort des Astrologen im zweiten Teil von Goethes Faust bewähren:

Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt,
Ich glaube gar, der ganze Tempel singt.

Profangebäude

Bei den profanen Gebäuden zeigt sich eine vereinfachte Anwendung der nämlichen Formen. Schon mit den nur wenig einfacheren Propyläen der Akropolis beginnt die leise Abstufung. Die Anlagen dieser Bauten bestehen bis auf die Diadochenzeit, welche reicher zu kombinieren begann, nur aus Sälen, Höfen, Hallen mit Säulen, Gebälk, Pfeilern und Mauern; ein neues struktives Prinzip tritt hier nicht in Tätigkeit.

III. DIE PHILOSOPHEN UND POLITIKER UND DIE KUNST

Die Seltenheit von Äußerungen der Philosophen über die Kunst

Unter den zahllosen Titeln von Schriften der Philosophen, welche uns Diogenes von Laerte aufbewahrt hat, handelt nichts von der Kunst. Auch die Sophisten, welche sonst von allem und jeglichem glaubten reden zu können, haben die Kunst in Ruhe gelassen, mit einziger Ausnahme des Hippias von Elis, *welcher auch über Malerei und Bildhauerkunst sprach.*

Daß eine Konversation über die Kunstwerke schon in der Blütezeit existierte, verrät mehrmals Euripides, nicht nur im ersten Chorgesang des Jon, sondern durch seine Vergleichungen, wenn Polyxena vor ihrer Opferung ihr Gewand zerreißt und ihre Brüste zeigt, *wie die eines Götterbildes*, oder wenn der Chor der Phönissen sich nach Delphi sehnt, um dort zu weilen *dienstbar dem Phöbos, goldenen Götterbildern gleich.* Aber im ganzen muß die Kunst merkwürdig unabhängig geblieben sein vom Wort, vom Gerede, von der Literatur und auch von der gleichzeitigen Poesie. Ihre großen Lebensquellen sind die Gestalten der Götter, der bewegte Mythus, der so häufig und erhaben dargestellte Kultus und die Agonistik, und dabei bedurfte sie keinerlei Vermittler. Die Philosophen, wenn sie wollten, hätten das Feld frei gehabt zu einer umständlichen, vielleicht sehr verhängnisvollen Ästhetik der bildenden Kunst.

Sokrates und die „Banausen"

Allein die höchsten Meister der Plastik waren ja zunächst nur Banausen. Der historische Sokrates ging beständig in den Werkstätten aus und ein, um den Banausen zu beweisen, daß sie wirklich nichts als dies seien und nur nie einen Gedanken, ein Urteil wagen sollten, mit welchem ihre Sphäre überschritten würde. Der platonische Sokrates exemplifiziert wohl hier und da mit Künstlern, die er nennt, aber nur in einer Reihe mit dem bekannten *Steuermann* u. a. äußerlichen Tätigkeiten, und geht nie auch nur von ferne auf ihre Kunst oder gar auf ihre individuellen Besonderheiten ein. Sodann war ganz eigentlich Feindschaft gesetzt zwischen Philosophie und Kunst: letztere verherrlichte den Mythus, von welchem erstere das griechische Bewußtsein frei zu machen bemüht war; der Gedanke war der Feind der schönen und überreichen Bildlichkeit, ja er mag sich als deren Konkurrenten gefühlt haben, und sein Stillschweigen war wohl zum Teil das des Neides. Im platonischen Staat gibt es bekanntlich weder Kunst noch Poesie, so wenig als irgend etwas, das auf individueller Entwicklung beruhen würde, etwa mit Ausnahme der Philosophen, welche diesen Staat beherrschen müßten.

Plato und die Kunst

Nach seinem Geschmack ist des Bildwerks überhaupt zu viel auf der Welt, schon weil des Kultus zu viel ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ferner ärgern ihn die Weihgeschenke, mit welchen denn freilich mancher heilige Raum völlig angefüllt war. Mäßige Menschen, wie er sich seine Normalbürger denkt, sollen auch nur mäßige Anatheme stiften.

Hiermit würde die Kunst in ihrem äußeren Bestand zur Ärmlichkeit verdammt und materiell heruntergebracht worden sein. Allein Plato hätte auch ihre innere Entwicklung mit Gewalt stillgelegt, wenn man ihn hätte machen lassen.

Als das Buch von den Gesetzen verfaßt wurde, war Skopas und vielleicht auch Praxiteles schon in voller Tätigkeit, und beide brauchten von Platos Ansichten keine Kenntnis zu nehmen, sonst würden sie ihn vielleicht darüber belehrt haben, was bei den Griechen *vaterländisch* sei, nämlich die höchste Ausbildung der Anlage des einzelnen. Und wie konservativ ist bei all diesem die griechische Kunst im ganzen geblieben!

Das Schweigen des Aristoteles

Aristoteles beschweigt wenigstens die bildende Kunst. Bei der großen Menge, Ausdehnung und Vielseitigkeit seiner erhaltenen Schriften, unter welchen sich eine Poetik, eine Rhetorik und ein wichtiger Abschnitt über Musik befinden, bleibt dies doch immer sehr bemerkenswert. Daß er für die Betrachtung des Äußern als Ausdruck des Innern das höchste Verständnis hatte, zeigt eine Physiognomik, welche für den Künstler wie für den Kunstforscher noch heute lesenswert ist.

Die Stoa

Die Stoa erging sich in ähnlichen blinden Raisonnements über die Kunst wie Plato.

Spätere Kennerschaft

Kennerschaft und periegetische Aufzeichnung der verschiedenen Kunstwerke beginnen erst in der alexandrinischen Zeit und nicht bei den Philosophen; das meiste erfährt man aber erst von Römern oder von Griechen der römischen Zeit.

Die Kunst hatte den Philosophen ihre Abneigung von Anfang an nicht nachgetragen, sondern dieselben in Statuen, Büsten und gemalten Bildnissen auf das reichlichste verewigt, ja nächst den Herrschern am häufigsten. Die spätere antike Bildung hatte sich die Kenntnisnahme von allen philosophischen Systemen zu einer Art von Pflicht gemacht, und wo sich zu diesem Interesse der Reichtum hinzufand, wollte man auch die Porträts, wenigstens der Schulhäupter, nicht entbehren.

Und die Nachwelt darf es — beim Lichte besehen — als das größte Glück für die bildende Kunst betrachten, daß sich die Literaten der voralexandrinischen oder vorrömischen Zeit nicht stärker mit ihr abgaben. Sie blieb so im ganzen und vollen unbesprochenen Besitz ihrer Naivität, was die Poesie nicht blieb; sowohl in ihren Gegenständen als in ihrer Auffassung hatte sie in einer Zeit, da sonst alles zerschwatzt wurde, den unendlichen Vorzug, frei von aller Gebundenheit an Theorien und Meinungen ganz nur ihre eigenen Wege gehen zu können.

Unabhängigkeit der Kunst von den politischen Machthabern

Der gleichen Unabhängigkeit erfreute sich die Kunst aber auch gegenüber den politischen Machthabern. Auch neben den raubsüchtigsten Streberregierungen hielt sie sich oben und blieb reich beschäftigt und im herrlichsten Schwung neuer Entwicklungen. Die Religion aber fand fortwährend ihren größten Ausdruck in der Kunst; auch sehr verdorbene Poleis mögen noch bei Praxiteles usw. bestellt haben, und das Aufkommen einer neuen Macht, wie Messenes nach der Restauration durch Epaminondas, hatte sofort mächtige Bestellungen von Götterbildern zur Folge. Die Kunst war noch nicht in das Belieben der (ohnehin immer seltener werdenden) Reichen gestellt und noch nicht auf großstädtische Ausstellungen mit Feuilletons angewiesen.

Ihre Frische noch in der Diadochenzeit

Im Verlauf des III. Jahrhunderts neigten sich die griechischen Städterepubliken, noch vor aller römischen Einmischung, zum Untergange. Innere Unruhen, welche meist auf Plünderung der letzten Besitzenden hinausliefen, Überfälle von Nachbarstädten, wo man noch auf Raub hoffte, besinnungsloses Prassen, wie z. B. in Böotien, systematisch ausgeübter Mord gegen alle herrschen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Kasten, wie in Sparta, Verödung des Landes bezeichnen, wie früher dargestellt, die Zeit seiner Wende. Man sollte erwarten, daß kein Hellene mehr Stimmung und Gelegenheit für höhere Kunstübung gefunden hätte. Allein es gab jetzt große Griechenkönigreiche außerhalb von Hellas, wo zeitweise wenigstens Sicherheit und Gedeihen herrschte. Im kleinasiatischen Pergamon hatte sich eine Schule von Bildhauern erhoben, von welcher man bis vor wenigen Jahren nur einzelne, allerdings schon sehr bedeutende Werke kannte. Nun, neben dem unsäglichen Elend Griechenlands, entstand hier kurz vor oder nach 197 v. Chr., nämlich entweder unter Attalos I. oder erst unter Eumenes II., der berühmte Altar von mehr als 100 Fuß ins Gevierte, dessen erstaunliche Reste allein schon das Museum von Berlin zu einem der ersten Kunstwallfahrtsorte der Welt machen würden. Es ist der Kampf der Götter und der Giganten, ein rings um die Wände des Altars laufendes Relief von acht Fuß Höhe; die nach Berlin geretteten Teile haben eine Gesamtlänge von etwa 250 Fuß. Es ist, als wäre über diese Kunst gar nichts ergangen. Jugendfrisch, naiv, in ihren Mitteln und ihrer Behandlung dem Phidias viel näher und verwandter, als man es irgend erwartet hätte, wirft sie sich, wie der Löwe auf seine Beute, auf das mächtigste bewegte Thema, welches der Mythos überhaupt darbot. Frühere Reliefs hatten besonders Kämpfe von Heroen und Kentauren, Amazonen und Fabeltieren dargestellt; diesmal sind es die Götter selbst im Streit mit den halbgöttlichen Riesen, von dem Meister innerlich geschaut als ein furchtbar erhabener Sturm von Angriff und Gegenwehr, im ganzen weit die wichtigste bekannte Äußerung griechischen Geistes jener Zeiten. Die Namen der Schöpfer aber sind uns nicht überliefert, während wir über andere damalige Ereignisse auf das reichlichste unterrichtet werden, ja die einzige Erwähnung des kolossalen Werkes selbst findet sich in einem geringen lateinischen Autor, welchen man in das Zeitalter des Theodosius versetzt. In Pergamon wird man die Namen wohl gewußt und deren Träger für recht geschickte Banausen gehalten haben; wir aber mit unserem Verlangen zu wissen, was damals im Innern jener mächtigen Menschen vorgegangen, würden den Pergamenern wunderlich vorgekommen sein.

Pergamon

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

POESIE UND MUSIK

I. DIE URZEIT

Einleitendes zur Poesie

Für die Erfüllung unserer Aufgabe, die darin besteht, die Poesie als nationale Macht und Kraft, als Zeichen eines hohen Volksgeistes zu erkennen, sind wir insofern günstig gestellt, als wir aus dem Altertume selbst nicht nur große Meisterwerke, sondern auch umständliche Besprechungen und Analysen sowohl dieser als des Untergegangenen besitzen und so imstande sind, ein Urteil über die proportionale Bedeutung des Verschiedenen zu gewinnen.

Aber auch die Kunst kann uns die Poesie erklären helfen. Streng genommen sollte dies zwar nicht der Fall sein. Sie ist ja zeitlich das Spätere gewesen und eher unter der Einwirkung der Poesie entstanden, insofern diese, wie wir oben gesehen, die Gestaltenwelt schon völlig ausgebildet hatte, ehe die lebendige Kunst begann. Allein nicht nur haben dann beide fortwährend dasselbe sachliche Thema, sondern die eine hilft an der anderen dasjenige erläutern, was Stil ist, und wir brauchen uns, was diesen betrifft, nur an das zu erinnern, was wir von der Kunst gesagt haben.

Beide haben gemeinsam die Verbindung von Freiheit und Maßhalten, die Sophrosyne, welche hier in dem gemeinsamen Respekt vor den einmal gewonnenen künstlerischen Gattungsformen ausgeprägt ist: weil beides durchweg Stil und Lehre wird, werden diese Formen bei den Griechen konstant.

Reichtum des Verschiedenen innerhalb des Feststehenden

Daher jener enorme Reichtum des Verschiedenen innerhalb des Feststehenden und Gesetzlichgewordenen, der es z. B. gestattet, das Festhalten und reiche Ausbilden der großen, an die Namen des Phidias und Polyklet geknüpften Götterauffassung des V. Jahrhunderts und die chorische Lyrik miteinander zu vergleichen. Beides ist durch die höchste Vielartigkeit auf streng homogener Grundlage gekennzeichnet.

Im ganzen blieb der Stil lange Herr. Trotzdem die Polis dem Dichter keinen gesetzlichen Zwang dazu auferlegte, hielt er an den einmal gewonnenen Formen und an den alten Stoffen fest; denn er war tatsächlich ein Mann der Polis (πολίτης) und dichtete für ein Volk, das für das Überlieferte in Form und Inhalt begeistert war. Dies bewahrte ihn so gut als den Künstler vor allem Willkürlichen und Wüst-Genialen, welches zu entstehen pflegt, wenn begabte Meister die inneren Gesetze ihrer Fächer mit Füßen treten, um mit irgendeiner einseitigen Kraft zu glänzen.

Das Phantastische in den Banden des Stils

Auch das Phantastische und Tolle ist nicht ausgeschlossen; aber es erhält hier in der alten Komödie seine eigene Gattung und wird dabei in die strengsten Bande eines unerbittlichen Stils eingefaßt. Seine Parallele in der bildenden Kunst mögen die aus tierischen und menschlichen oder auch bloß aus verschiedenen tierischen Teilen gemischten Wesen mit ihrer hohen gesetzlichen Schönheit sein. Selbst hier ist alles Stil, nichts Willkür.

Ein im Grunde für Kunst und Poesie gemeinsames Gesetz ist, daß man das Schaffen im großen dem Mythus überläßt, der dies einmal übernommen hat, und sich auf die Wiederholung der trefflichen Typen beschränkt; wir finden bei den Griechen den Verzicht auf materielles Neuschaffen bei stetem Neuempfinden und Neumotivieren des Vorhandenen.

Parallele mit der Architektur

Vielleicht das Lehrreichste, was die Kunst uns überhaupt zu offenbaren hat in betreff der allgemeinen Grundempfindung, sagt uns die Architektur mit ihrem strengen Festhalten an einem einzigen Typus, den sie zu unerhört feinem Leben ausbildet.

Poetische Anlage der Indogermanen und Griechen

Die Indogermanen sind lauter große, mächtige Völker in der Poesie: Inder, Perser, Germanen, Kelten, selbst Finnen, wenn sie als europäisches Volk in dieser Reihe mitgenannt werden dürfen, und die Slawen allermindestens um der Serben willen; in der Mitte aber, und zwar als das für Poesie am höchsten begabte Volk stehen die Hellenen; wenn wir sie mit ihren italischen Nachbarn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Marsyas vor Dionysos Flöte spielend (Vasengemälde des Hieron. Museum, Berlin)

vergleichen, könnten wir fast auf die Anschauung kommen, daß sie sich von diesen hauptsächlich gesondert hätten, weil dieselben prosaisch waren. Gerade in der ältesten Zeit, schon vor ihrer dauernden Niederlassung in Hellas, muß die Poesie bei ihnen eine nationale Kraft gewesen sein, und die großen Begleiter jeder, also auch ihrer Wanderung, Mythus und Kultus, müssen das ihre zur Entwicklung dieser Kraft getan haben. Die abnorme poetische Anlage der Nation überhaupt aber erhellt schon aus der Gestalt, die einer dieser Begleiter bei ihnen gewonnen hat, nämlich aus dem Dasein eines innerlich (an bedeutungsvollen Geschichten und Individuen) so reichen Mythus, wie ihn keine andere Nation besitzt, und sodann aus dem Festhalten und Ausbilden dieses Mythus; denn das mythische Vermögen, das hier seinen Ausdruck findet, ist schon an sich ein hohes poetisches Vermögen.

Der Sänger. Hohe Stellung des Gesangs im Mythus

Wenn die Sänger einem Volke nur von den früheren Helden erzählen, bildet sich wohl von selbst überall das Bild eines Heldenzeitalters mit Dazwischentreten der Götter und Anknüpfung der Leidenschaftsgeschichten und des Märchenhaften, und so haben mehrere Völker ihre Vorzeit ideal, d. h. als eine Zeit höheren Glanzes im weiteren Sinn, angeschaut und ihre Sänger darüber mit Gebühr und Entzücken angehört. Aber ein Konsensus wie bei den Griechen wird sich anderswo nicht finden; nur hier scheint die ganze Nation mit einem selbstverständlichen Eifer auf den Mythus eingegangen zu sein und ihn homogen ausgebildet zu haben.

Die Poesie ist mit der Musik verbunden Sache eines Sängers, und dieser wird, wie bei allen denjenigen Völkern, bei denen das Priestertum nicht zur Macht gekommen ist, der allgemeine Träger der Tradition. Daß in einer früheren Zeit Poesie, Heilkunde, Götterkunde und Mantik

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in einer Person vereinigt gewesen seien, ist nicht wahrscheinlich. Wie hoch aber der bloße Gesang der Nation stand, davon zeugen die zahlreichen musischen Mythen. Wenn irgendwo, so mußte gerade hier alles von Göttern herstammen. Jedes Element der Poesie und Musik bekam seine ideale Stiftungs- oder Erfindungssage: Hermes muß die Lyra, Apoll die Phorminx-Kithara, Pan die Syrinx erfunden haben: und die Musen repräsentieren allen Geist überhaupt. Auf dem Olymp selber ist Sang und Klang beständig zu Hause, und der Inhalt des Musengesanges sind u. a. die Leiden des Menschengeschlechtes.

Das Musische in den Göttermythen

Auch in den Göttermythen ist das Musische vertreten. So wurde erzählt, daß Athene die Flöte von sich geworfen, als ein Satyr sie darauf aufmerksam machte, daß deren Gebrauch ihre Züge entstellte. Apollon hatte den die Flöte spielenden Marsyas im Wettkampfe mit der Kythar besiegt und dann geschunden, Marsyas selbst unterrichtet den jugendlichen Olympos (d. h. den mythischen) im Flötenspiel, er fand diejenige Musik, welche der Großen Mutter heilig war. Auch die Musen haben Schicksale. Wenigstens solange sie noch Quellgottheiten sind, pflegen sie der Liebe, und Euterpe (oder Kalliope) hat vom Flußgotte Strymon als Sohn den Rhesos; erst später kann ihnen Eros nichts mehr anhaben. Die wichtigste dieser Sagen aber ist die von dem Handel zwischen Apoll und Hermes. Jener hat die Lyra gehört, begehrt danach und läßt Hermes dafür die gestohlenen Rinder; diese hütet nun Hermes und bläst dabei die Syrinx, aber auch nach dieser verlangt Apoll und gibt ihm dafür einen goldenen Stab, den er als Hirte geführt hat.

Sängermythen

Und neben den Göttermythen stehen die Mythen von den Sängern, vor allem von Orpheus. Wenn auch dieser gewaltigen Gestalt, welche eine Herrschaft über die ganze stumme und tierische Naturwelt ausübt und selbst in der Unterwelt so siegreich auftritt, daß die Erinnyen gerührt werden, nichts als ein Naturmythus zugrunde läge, so würde die überaus hohe Umdeutung des Naturvorganges uns einen Maßstab für die Macht des Gesanges über diese Nation geben.

Die blinden Sänger

Was die blinden Sänger betrifft, deren hier Erwähnung getan werden muß, so ist von der einfachen Tatsache auszugehen, daß bei den Serben noch im XIX. Jahrhundert Blindgewordene von Begabung Sänger wurden. Dabei ist zu bedenken, welchen Vorschub die Ungestörtheit durch die Außenwelt der geistigen Konzentration leistet. Mit diesem Tatbestand wird sich die Anschauung verbunden haben, daß ein sehender Sänger gar zu glücklich und herrlich wäre, und dann entsteht die Sage, daß der Sänger sehend gewesen, aber, wie Thamyris, wegen dreister Herausforderung der Musen zum Wettkampfe von diesen oder auch wohl einfach, daß er durch Götterneid geblendet worden sei, so wie die Götter den Teiresias blendeten, weil er den Menschen zu viel von ihren Geheimnissen offenbarte.

Thrakisch-pierische Sänger

Wieweit die Sänger der Urzeit in solche des apollinischen, des demetrisch-dionysischen und des kybelischen Hymnengesanges einzuteilen sind, möge hier unerörtert bleiben. Dagegen ist jedenfalls, so dunkel sie teilweise uns erscheint, eine sehr bedeutungsvolle Erinnerung die, wonach man die Entstehung des Gesanges speziell an einen Stamm, der am Ost- und Nordabhang des Götterberges Olympos ansässig war, nämlich an die ethnologisch so fraglichen ehemaligen Thraker und Pierier anknüpfte. Am Olymp ist das *Geburtsland der Musen*, die denn auch bei Homer immer die olympischen heißen, und Musäos und Orpheus, auch Eumolpos und Thamyris werden speziell Thraker genannt. Selbst bei Hesiod, der die Musen die helikonischen nennt, sind sie doch auf dem Olymp geboren und wohnen dort, unterhalb des Gipfels; nur zu Zeiten gehen sie nach dem Helikon, baden in der Hippokrene und tanzen um den dortigen Altar des Zeus. Thrakisch-pierische Sänger dürfen wohl den Zusammenhang der olympischen Götterwohnung mit der Musenheimat geschaffen und den Olymp zum gemeinsamen Götterberg gemacht haben. Hier ist

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vielleicht die früheste Heimat des Epos, und Götterwelt, Theogonie und älteste Götterkämpfe (mit Titanen usw.) mögen hier zuerst festgestellt worden sein.

Die Berufung des Hesiod

Eine besondere Nuance des Verhältnisses zwischen Sänger und Musen stellt die Berufung des Hesiod dar, der vom Schafhirten zum Lehrer und Dichter wurde. Ihn lehrten die Musen, die ihm nächtlicherweile in seinem Askra erschienen, den herrlichen Gesang unter dem göttlichen Helikon. Sie verkündeten ihm, daß sie viele Lügen zu berichten wüßten, die der Wahrheit ähnlich wären, aber auch Wahres, wenn sie wollten. Und nach diesem Seitenblick auf das Epos, welches auch die Lügen mitnimmt, reichten sie ihm vom herrlichen Lorbeer einen Stab und hauchten ihm göttlichen Gesang ein, auf daß er vernehme das Künftige und das ehedem Gewesene, und hießen ihn besingen das Geschlecht der seligen, ewigen Götter.

Mit Hesiod beginnt für uns die ganze Schönheit des Musenglaubens; die Musen, d. h. die Poesie, bedeuten für ihn das Vergessen aller Übel und die Ruhe von allen Sorgen; aber nun haben wir auch der Fördernisse Erwähnung zu tun, welche die Nation der Poesie entgegenbrachte.

Fördernisse der Poesie: die Sprache

Vor allem kommt hier die wunderbare reiche, biegsame und metrisch allseitige Sprache, eine Mutter und Vorbedingung der Poesie wie der Philosophie, in Betracht, von der man nur immer wissen möchte, wann und wo sie diese Ausbildung erreicht hat, die für die Poesie Zeugnis und Vehikel zugleich war. Ein Volk, das eine solche Sprache besitzt, hat unter allen Umständen einen völlig gelösten und beweglichen Geist, und zugleich wird die Sprache ein hohes Werkzeug der Poesie werden. Durch sie konnte der epische Ausdruck für Erzählung und Schilderung bei den Griechen jene große Überlegenheit über alles gewinnen, was wir von anderen Völkern Episches haben.

Vielartigkeit des Lebens und die Muße

Fördernd war ferner, so gut wie für die bildende Kunst, die Vielartigkeit des Lebens, die bei den vielen Stämmen und Staaten überall unabhängige Denkweisen aufkommen ließ und für die auch die Vielheit der urzeitlichen Sänger charakteristisch ist; auch hier ist bei den Griechen selbstverständlich, daß es einzelne bestimmte Individuen sein müssen. Und dazu kommt die wenige Knechtschaft in den alten Zeiten und die Einfachheit der Beschäftigungen, mit einem Worte: die Muße, welche jedem, der es vermochte, gestattete, die Welt bildlich zu empfinden und in Wort und Lied darzustellen. Es konnte sich Geist entbinden, wie jetzt nirgends auf der Welt.

Die Aufgaben des Kultus

Sodann rief der lokal vielgestaltige Kultus überall verschiedenartige Bemühungen zur Verherrlichung der Götter hervor, und dabei war er nicht in den Händen eines mächtigen Priestertums, welches allen Gesang gleichförmig und dabei vielleicht schwierig und kompliziert gemacht oder, wie Plato im Buche von den Gesetzen wünscht, durch Vorschriften geregelt hätte. Doch war alles immerhin relativ einfach und jedenfalls volkstümlich; es war etwa, was der einzige Priester eines Tempels leicht lernen und weiter lehren konnte, und was alles Volk, auch Kinder und Weiber leicht behielten. So der Linosgesang (Αἶ Λίνε), womit in der Gestalt eines früh gestorbenen Königssohnes die hingegangene Blüte des Jahres beklagt wurde, und ebenso die an Apoll gerichteten Päane, mit denen man sich vor der Gefahr, zumal im Kriege vor dem Angriff, ermutigte, nach bestandener Gefahr seinen Dank aussprach und im Frühling Hoffnung und Vertrauen auf ein gutes Jahr äußerte. Auch der von der Kithara-Phorminx begleitete Reigen (χορός), das zum Flötenspiel gesungene Lied des lustigen Umzuges (κῶμος), das Hochzeitslied (ὑμέναιος) und das auf dieses folgende *Krähenlied* (κορώνη) waren dieser Art, und auch die durch bestellte Sänger vorgetragene, von dem klagenden Ächzen der Frauen begleitete Totenklage, die vermutlich, wie auch der Hymenäus, Anlässe zu individuellen und verschieden lautenden Gesängen bot. (Die *Krähen* galten für ehelich sehr treu: *Älian, Hist. anim.* III, 9.)

Relative Einfachheit der alten Gesänge

Ansehen der Sänger

Was nun die Sänger der heroischen Zeit betrifft, so ist im Mythus reichlich dafür gesorgt, daß man ihrer nicht vergißt. Der *göttliche Sänger, der durch sein Lied erfreut*, gehört neben dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mantis, dem Arzt und dem Zimmermann, denen wir etwa noch den Priester, Herold und Schmied beifügen könnten, zu denjenigen Berufsleuten (δημιοεργοί), die man von anderswoher herbeiruft (während Bettler ungerufen kommen). Ihr liebstes Unterkommen war gewiß das an den Fürstenhöfen, solange es welche gab, — besangen sie doch oft die Vorfahren der Fürsten; aber auch in der aristokratischen Republik wird man im ganzen froh gewesen sein, wenn nur einer von ihnen erschien. Nun wird allmählich in einer Zeit, da aus dem Heroenleben ein agonales Leben geworden war und alles und jedes durch die Form des Wettkampfes zu Ehren zu kommen suchte, der Agon auch hier in vielen Fällen eine wichtige Triebkraft geworden sein. Er ist dies bekanntlich — um vom attischen Drama abzusehen — in der chorischen Lyrik in hohem Grade gewesen, indem diese bei Gottesdiensten und Festen durch wetteifernde Chöre vorgetragen wurde, wobei es Kampfrichter gegeben haben muß. Daß aber auch die Aöden — vielleicht schon in der fürstlichen Zeit — sich bei öffentlichen Festen und Spielen auf den Agon einließen, lehrt Hesiod in den *Werken und Tagen*. Später herrscht dann der Wettgesang bei Aöden und Rhapsoden überall.

Ihr Agon

Vortrag

Vom Vortrage ist es unsicher, ob er durchweg mit der Kithara begleitet oder nur durch sie eingeleitet wurde, wie man ja auch in Serbien die Gusle nicht immer zur Begleitung verwendet.

Rhapsodie

Auch der Begriff der Rhapsodie ist ein ziemlich umfassender. Es wird damit das Aneinanderreihen von Versen ohne erhebliche Pausen bezeichnet, und das Wort wird von sehr verschiedener Rezitation für Episches und Nichtepisches, Selbstgedichtetes und Fremdes gebraucht. Aber nun hatte man ein Metrum, das, auch ohne Kithara, selber schon Gesang war, an dem wundervollen Hexameter. Seine Herkunft verliert sich ins Mythische: Phemonoe, die erste Promantis von Delphi, oder der Hyperboreer Olen, der erste dortige Prophet, hatten ihn erfunden, und Delphi gab denn auch seine Bescheide meist in Hexametern. Jedenfalls waren diese lange auch für die Lyrik fast die ausschließliche Form, das einzige Gefäß für die Poesie überhaupt. Die Griechen wußten aber auch, was sie diesem Verse verdankten, der mit unerreichter Elastizität jedem Gedanken und jeder Empfindung gerecht wird und sich der Onomatopoesie so schön fügt; das stetigste und stattlichste aller Metren nennt ihn noch Aristoteles.

Hexameter

II. DIE HEXAMETRISCHE POESIE

1. Das homerische Epos

Der Sänger als einziger Träger der Tradition

Es ist in diesem Werke davon die Rede gewesen, welches Lebensbedürfnis es für die Griechen war, sich die Traditionen ihrer Vorzeit als ein mächtiges Ganzes gegenwärtig zu halten. Über diese Traditionen aber wissen nur die Sänger vollständige und zusammenhängende Auskunft; sie sind es, welche Glauben und Mythus, wenn nicht geschaffen, so doch erst in die große harmonische Form gebracht und ausgeglichen und so eine großartige und freie Herrschaft über die ganze Phantasie der Nation ausgeübt haben.

Die erzählende Poesie Kunstpoesie

Die Poesie des erzählenden Sängers nun, im Gegensatze zum Lied und zur einfachen Götteranrufung, welche Volkspoesie waren, war von jeher Kunstpoesie, d. h. sie verlangte einen wachsenden Grad von Tradition, eine Schulung ohne Zweifel von Jugend auf, und die Hingabe des ganzen Lebens. Mag man dabei an die alten thrakisch-pierischen Sänger anknüpfen oder nicht, Homer kann lange nicht der erste Kunstdichter gewesen sein; Ton und Stil bei ihm sind jedenfalls nur nach langer Tradition von Sängern und Sängerschulen denkbar; nur auf diese Weise ist die untrügliche Sicherheit der Behandlung zu erklären.

Die größte Wahrscheinlichkeit ist, daß diesen Ton und Stil der Erzählung sehr ausgezeichnete Individuen in uralter Zeit geschaffen haben, weil in ihnen die höchste Begabung und zugleich das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kopie der Athena Parthenos des Phidias aus Pergamon. Berlin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Nike des Paionios (jonisch). Olympia. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Nike von Samothrake (frühhellenistisch). Paris. Louvre

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Statue der Themis aus dem Themis-Tempel in Rhamnus. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Statue der Nike aus Epidauros. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Weibliche Gewandstatue. Themis-Typ. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Aphrodite aus Corneto. Berlin. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



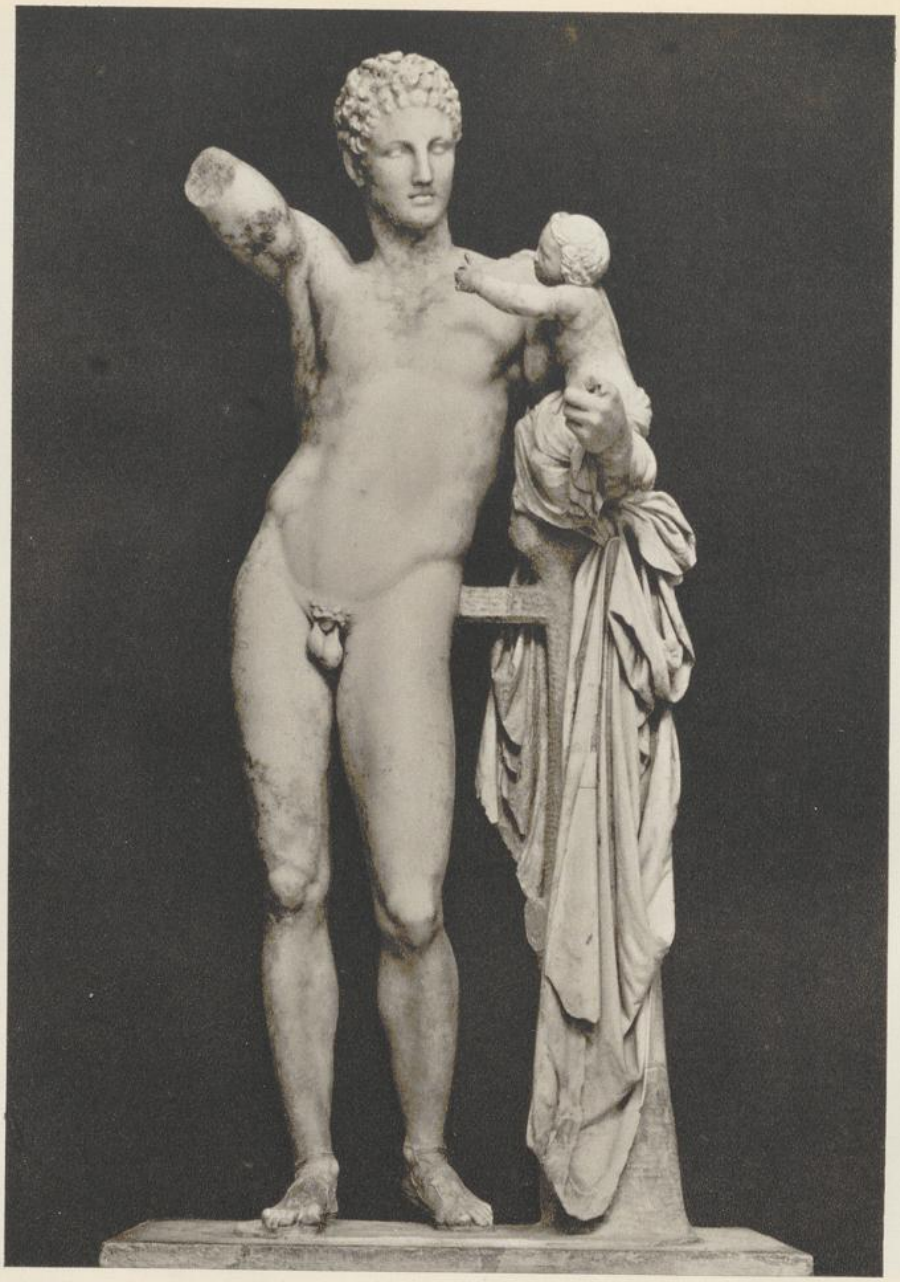
Venus von Capua (späthellenistisch). Neapel. Museo Nazionale

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hermes des Praxiteles. Olympia. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



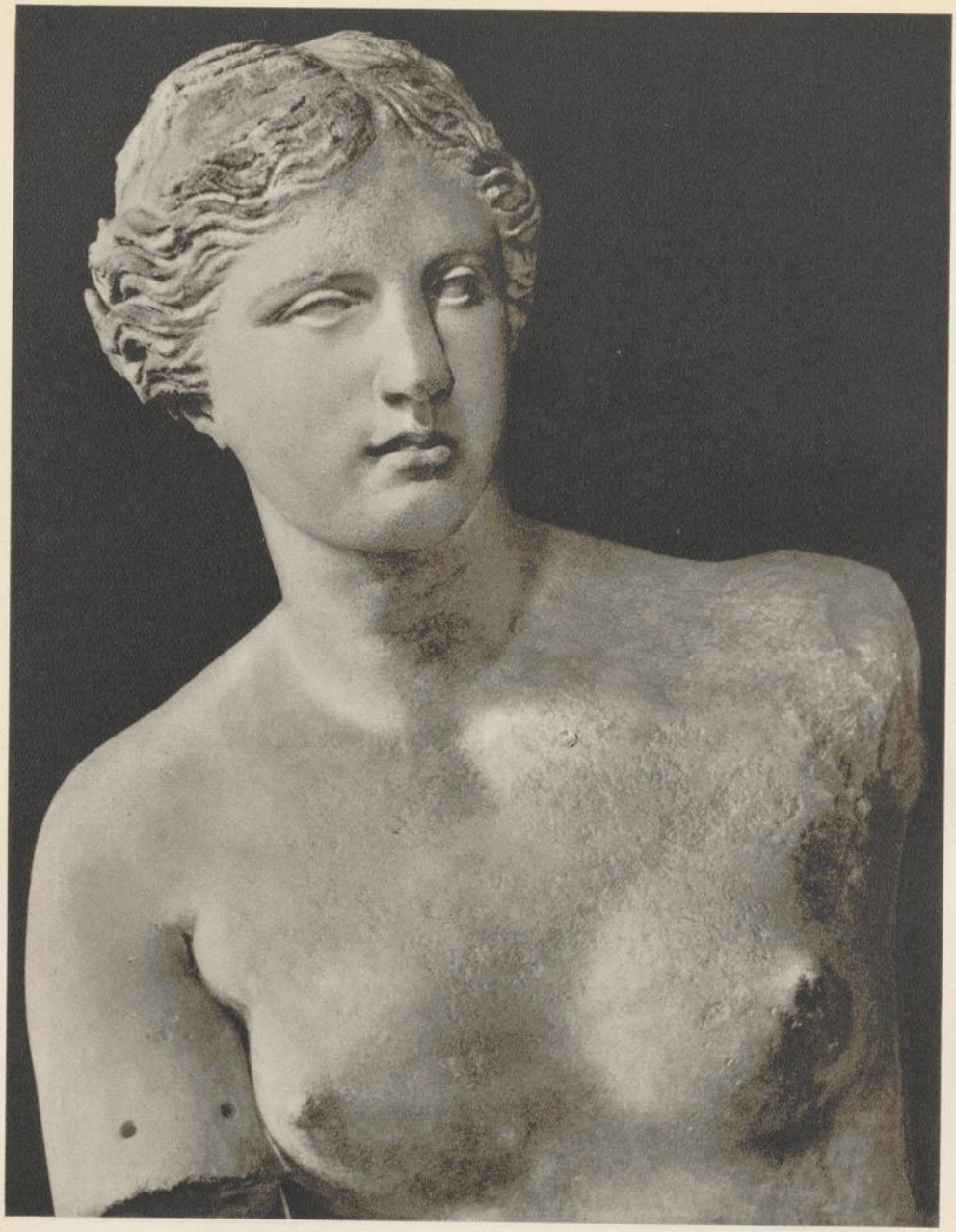
Hermes des Praxiteles. Olympia. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hermes aus Andros (römische Kopie). Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Venus von Milo. Paris. Louvre

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Venus Anadyomene (römische Kopie). Rom. Thermenmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Venus von Kyrene (späthellenistisch). Rom. Thermenmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



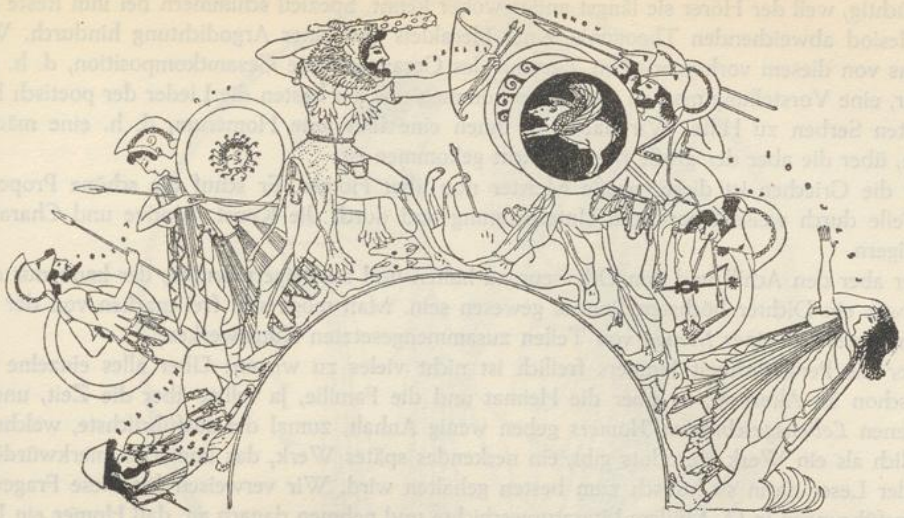
Venus von Medici. Florenz. Uffizien

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Variante der Medici-Aphrodite. Römische Kopie. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Herakles besiegt Geryoneus (Vasengemälde des Euphronios, München)

reinste Bewußtsein des Nationalen verbunden waren; die übrigen nahmen das Errungene als ein Naturrichtiges an und trugen es weiter.

Im ganzen blieb der eigentliche Sänger als Vermittler alles dessen, was über das tägliche Leben hinausging, ganz unentbehrlich; es war ein hochwichtiger Stand im Leben, eine *Gilde*, deren Mitglieder die herumreisenden Träger und Bewahrer aller höheren Anschauung waren.

Die Überlieferung der Gesänge aber war eine mündliche. Der Gebrauch der Schrift war relativ jung, wie uns schon der späte Anfang der Prosa und noch in der Zeit der attischen Tragödie das große Wesen beweist, das Euripides aus dieser Kunst macht. Daß sie für das Epos ursprünglich nicht in Betracht kam, geht unter anderem aus den vielen Refrains, Wiederholungen und stehenden Epithetis hervor, welche dem Gedächtnis Zeit schaffen, sich zu sammeln; für uns aber liegt der stärkste Beweis der mündlichen Überlieferung in seiner Kurzweiligkeit. Diese Gesänge zeigen die höchste Meisterschaft der raschen Rede, voll lebendiger Voraussetzung dessen, was schreibende Völker schwerfällig miterzählen. Freilich war nun das Gedächtnis für den Sänger ungeheuer wichtig, und Mnemosyne ist nicht umsonst die Mutter der Musen. Aber man bedenke, daß die Veden und die ganze altindische Literatur, vielleicht bis auf die buddhistische Zeit, nur mündlich überliefert war, und daß die ernsthaftesten, außerhalb Kalkuttas lebenden Brahmanen noch jetzt, so gut als ihre Vorfahren vor drei- bis viertausend Jahren, den ganzen Rigveda, obwohl er gedruckt ist, mit seinen tausend Hymnen und außerdem noch gegen dreißigtausend Slokas von ihren Lehrern auswendig lernen, welch letztere Ritualien, Lehren und Gesetze enthalten, also wohl viel schwerer zu behalten sind als epische Dichtungen. Hatte man zu diesem Lernen die nötige Abstraktion von der ganzen Umgebung und die nötige Konzentration, so wurde man dafür auch ein göttlicher und, wo man auftrat, allersehnter Mensch.

Schluß aus Homer und Hesiod auf eine Vielheit von Vorgängern

Auch durch ihren Inhalt legen die homerischen und hesiodischen Dichtungen nun den Schluß nahe, daß die großen Epiker viele Vorgänger hatten. Aber auch Homer setzt alle seine Helden und eine Menge auf sie bezügliche Tatsachen als bekannt voraus und erwähnt viele Personen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nur flüchtig, weil der Hörer sie längst anderswoher kennt. Speziell schimmern bei ihm Reste einer von Hesiod abweichenden Theogonie, einer Herakleis und einer Argodichtung hindurch. Wenn wir uns von diesem vorhomerischen Zustand des Gesanges ohne Gesamtkomposition, d. h. ohne Homer, eine Vorstellung machen wollen, so kommen uns am besten die Lieder der poetisch hochbegabten Serben zu Hilfe. Wir haben in ihnen eine Ilias ante Homerum, d. h. eine mächtige Poesie, über die aber der große Meister nicht gekommen ist.

Homer als Schöpfer der großen Kompositionen

Für die Griechen ist dieser große Meister nun aber Homer. Er schuf die schöne Proportion der Teile durch weise Über- und Unterordnung und durch die Kunst, Motive und Charaktere zu steigern.

Wer aber den Achill und den Odysseus zu halten und zu steigern wußte, der kann nur einer, und zwar ein Dichter höchsten Ranges gewesen sein. Man möge sich frei machen von der Vorstellung eines aus einer Menge von Teilen zusammengesetzten Kunstwerkes.

Traditionen über seine Persönlichkeit

Über die Persönlichkeit Homers freilich ist nicht vieles zu wissen: Über alles einzelne stritt man schon im Altertum, so über die Heimat und die Familie, ja selbst über die Zeit, und die erhaltenen *Lebensgeschichten Homers* geben wenig Anhalt, zumal die ausführlichste, welche sich fälschlich als ein Werk Herodots gibt, ein neckendes spätes Werk, das immerhin merkwürdig ist, weil der Leser darin so hübsch zum besten gehalten wird. Wir verweisen für diese Fragen auf die Ausführungen in O. Müllers Literaturgeschichte und nehmen danach an, daß Homer ein Ionier gewesen sei und im IX. Jahrhundert gelebt habe. Für seine kleinasiatische Heimat spricht besonders, daß er vor allem in der Troas jeden Fleck kennt; auch Griechenland ist ihm übrigens bekannt, und auf Ithaka und Pylos weiß er gut Bescheid, während, was über die nächsten westlichen Inseln hinaus liegt, mythisch erscheint.

Urteile über seine Kunst

Dies mächtige Walten einer jugendlichen Phantasie ... wie sie bei ihm die Bilder eines erhabenen Heldenalters mit dem heitersten Behagen und einem unersättlichen Vergnügen in allen Partien ausmalt und zu den schönsten Gestalten, über die kein Wunsch mehr hinausgehen kann, abrundet, die reine Freude und Sorglosigkeit, womit er sich einem Strome poetischer Vorstellungen überläßt und in den sanft sich anschmiegenden Wellen spielt und scherzt, sind Zeugnisse des höchsten inneren Glückes. *Die homerische Poesie hat unter allen Formen, unter denen die Dichtung jemals erschienen ist, am meisten Objektivität, d. h. völlige Hingebung des Geistes an den Gegenstand ohne irgendein dazwischentretendes Bewußtsein der eigenen Lage, Verhältnisse und Beziehungen des Subjektes. Der Geist Homers ist gänzlich in einer erhabeneren und kraftvolleren Welt einheimisch, aller Not und Bedürftigkeit der Gegenwart enthoben.* Mit Recht machte man sich daher auch später mit seiner Blindheit keine Sorgen; bei solchem inneren Schauen konnte sie kein Unglück sein (Vgl. O. Müller: Lit.-Gesch. I.)

Fortpflanzung der homerischen Dichtungen

Das Wesentlichste ist, daß die homerischen Dichtungen uns erhalten geblieben sind, indem eben die begabteste Nation auf Erden mit aller möglichen Hingebung sich dafür anstrengte. Dabei wird für die frühere Zeit ein besonderes Verdienst den Homeriden von Smyrna zukommen, die man sich nicht als eine Familie zu denken hat, sondern als eine Innung von Leuten, die eine und dieselbe Kunst trieben, darum einen und denselben Kultus hatten und einen Heros, von dem sie ihren Namen herleiteten, an ihre Spitze stellten. Nach der gewöhnlichen Auffassung des Herganges, wie sie sich bei Älian findet, brachte dann Lykurg von seiner Reise nach Ionien die einzeln gesungenen Stücke, in welche die Dichtung zerfallen war, nach Hellas, und später ließ Peisistratos diese Stücke in der Ilias und der Odyssee vereinigen. Mit dieser Arbeit soll neben anderen Onomakritos betraut gewesen sein. Hier verfuhren er und seine Mitarbeiter offenbar gewissenhaft und suchten mit großer kritischer Pietät nur das bewährte Alte. Doch darf man immerhin fragen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Achill im Frauengewand und Lykomedes (Vasengemälde)

wie vieles geopfert und neugeordnet worden sei, als jedes der beiden Gedichte in vierundzwanzig Rhapsodien geteilt wurde.

Die Ilias. Ihre lineare Komposition

Um die Komposition der Ilias richtig zu beurteilen, müssen wir uns vor allem sagen, daß wir es im Gegensatz zu der peripherisch-konzentrischen Anlage der Odyssee mit einem linearen Gedichte zu tun haben, das die Ereignisse in ihrer zeitlichen Folge darstellt, und von dem wir nicht die Spannung des Dramas oder gar die schnöd materielle Spannung des heutigen Romans verlangen sollen. Diese langreliefartige Kompositionsweise muß eine Wonne der Sänger und Hörer gewesen sein, woran man schwer genug bekommen konnte. Freilich sind einzelne Inkongruenzen, falsche Nähte der Erfindung und Einschiebungen sichtbar genug; aber das Gedicht hat sich fast in seinen sämtlichen Bestandteilen so früh fixiert, daß unsere Kritik mit ihrem Nachweis dieser Mängel viel zu spät kommt. Für die Ilias gibt es kein die Nation beherrschendes Delphi, keine dorische Wanderung, keine ionischen Metropolen, keine Erwähnung des Bosporos, kein Korinth reicher Tyrannen, keine Reiterei als Waffengattung u. a. m. Schon durch die vorhomerischen Sänger muß jedes einzelne Motiv längst durchgebildet und auch wohl schon an seine wesentlich richtige Stelle gerückt worden sein, wie auch die einzelnen Charaktere längst in anderen Händen gelebt haben müssen, ehe sie ihre vollkommen reife Erscheinung fanden. Die Ilias wie die Odyssee erscheint eben nicht als ein Anfang, sondern als ein Abschluß der höchsten Meisterschaft, wobei es auf einige mehr oder weniger minder vollkommene Willkürlichkeiten gar nicht mehr ankommt.

Inkongruenzen

Proportionalität der Ilias

Für uns liegt die wahre und sehr vollständige Proportionalität der Ilias gerade in dem Verhältnis der umständlichen ersten Partien mit der darin geoffenbarten Unzulänglichkeit der größten Helden

zu der auf die letzten Gesänge aufgesparten ungeheueren Kraft und Leidenschaft des Achilleus, dessen Größe alles überragt, sobald er sich einmal erhebt.

Gleich am Beginne gehen die Ereignisse in der kunstreichsten Abwechslung an uns vorüber: der Hader in der Versammlung, die Einschiffung der Chryseis, die Reinigung des Heeres, die Herolde bei Achill, dessen Gespräch mit Thetis, die Ablieferung der Chryseis durch Odysseus in Chryse. — Erst in einer seelisch ganz ausgereiften Zeit und bei hoher Vollendung der Poesie sind sodann Szenen möglich wie das Erscheinen der Helena auf dem skäischen Tore, wobei die hohe Diskretion des Dichters zu beachten ist, der sie nicht auch über Menelaos ausgefragt werden läßt; die älteste Gestalt der Szene war vielleicht nur die gewesen, daß die Troer durch Helena erfuhren, wer die einzelnen achäischen Helden waren. Im V. Buch, welches wesentlich dem Diomed geweiht ist, wird dann von Vers 144 an das Tempo beschleunigt: der Held erlegt vier trojanische Brüderpaare, tötet den Pandaros, verwundet den Äneas und erbeutet dessen Rosse und trifft Aphrodite; überhaupt wird das schnellere Tempo etwa dadurch verdeutlicht, daß einer zwei Gegner trifft, welche dann Brüder heißen. — Eine stärkere Inkohärenz ist es, daß am Schlusse des VII. Buches die Troer durch den Donner des übelsinnenden Zeus geschreckt werden, und daß ihnen doch im VIII. Buche alle Ereignisse günstig sind.

Freude des Altertums an Kampfesschilderungen

Überall werden uns nun eine Menge Kämpfe erzählt, ja die Lust an Kampfschilderungen ist so groß, daß außer den Kämpfen vor Ilion auch noch längstvergangene willkommen sind, und welches Interesse der Dichter dafür voraussetzte, geht schon aus der technischen Genauigkeit hervor, womit die Art der Verwundung und die betreffende Stelle der Rüstung angegeben werden. Hiervon geben sich die heutigen Leser so schwer Rechenschaft, man findet dergleichen *entbehrlich*. Nun ist aber, was man weglassen kann, ohne daß darum eine merkliche Lücke entsteht, deshalb noch lange nicht entbehrlich, und sicher kommt man durch Wegschneiden desselben nicht zur ältesten Gestalt des Gedichtes. Wir sollen dem Altertum das Recht lassen sich zu freuen, auch wo wir, durch das Pikante und Tendenziöse völlig abgestumpft, es nicht vermögen, und uns bei solchen Partien fragen, ob es nicht gerade der höchste Beweis künstlerischer Schönheit und Berechtigung sei, daß wir sie entbehrlich finden.

Die Episoden und ihre Berechtigung

Ähnlich werden wir über die Episoden urteilen, wegen deren Homer schon bei den späteren Griechen etwa einmal getadelt wird, welche die Ilias nur lasen und nicht mehr hörten und darum vom Epischen schon nur sehr unsichere Begriffe hatten. Auch ihnen gegenüber ist es gefährlich, mit unserem Begriffe vom *Entbehrlichen* zu operieren; denn der epische Dichter schon der homerischen Zeit war ein großer Künstler und in seinen Mitteln überaus frei, und wenn er retardiert und nicht bloß Erzählungen, sondern auch Gespräche einflicht, so müssen wir ihm seine künstlerische Ökonomie lassen. Ähnliche Episoden, wie diejenige von Glaukos und Diomed im VI. Buche, Stillestellungen der Handlung durch dramatisch überflüssige, aber linear-episch sehr schöne Partien sind der bereits erwähnte Zweikampf zwischen Aias und Hektor, an denen beiden, wie der Hörer wohl weiß, Göttern und Menschen, und besonders dem Dichter noch sehr viel gelegen ist, so daß sie sicher überleben werden, ferner das Gespräch zwischen Idomeneus und Meriones und der erste Teil von Buch XV mit dem umständlichen Verkehr der Götter und der Botschaft an Poseidon. Nestor, der schon beim Hader der Fürsten an seine alten Taten erinnert hat, erzählt mitten in einer heftigen Debatte umständlich einen alten Krieg zwischen Pylos und Arkadien, da er in seiner Jugend den Herrn der eisernen Keule, Ereuthalion, erlegte; später erzählt er den ganzen elischen Krieg, und ebenso berichtet Phönix sein ganzes früheres Leben.

Charaktere

Die Haltung der einzelnen Charaktere zeigt eine ganz untrügliche Sicherheit und wie selbstverständliche Wahrheit. Man beachte nur die Nuance zwischen den beiden Atriden, wie sie bei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Achill verbindet Patroklus (Schale des Sosias. Museum, Berlin)

der Tötung des Adrastos gezeichnet wird, und ferner die Fülle von einzelnen Persönlichkeiten, die uns in einem Kampfe wie die Schlacht bei den Schiffen vorgeführt wird.

Bilder

Auch die Menge der Bilder dient der linearen Komposition und der dabei stets erneuten Schattierung des Kampfes. Überaus schön ist es, wie die Wolken sich zerstreuen und auf einmal eine prachtvolle südliche Gebirgslandschaft erglänzt (Il. XVI, 297).

Gewaltworte

Endlich erinnern wir noch an einzelne Gewaltworte, wie wenn Diomed dem Gegner zuruft:

Meiner Kraft ja begegnen nur Söhn' unglücklicher Eltern (Il. VI, 127)
oder *Komm' heran, daß du eilig das Ziel des Todes erreichest* (Il. VI, 143).

Überhaupt finden wir überall die höchste Kraft, Schönheit und Geschmeidigkeit des Ausdrucks, vom Donner bis zum Schmeichelwort, das von Hektor selbst dem Rossegespann gegönnt wird.

Die Kunst der zweiten Hälfte des Gedichts

Von der höchsten epischen Kunst ist dann die ernste tragische Haltung der ganzen zweiten Hälfte. Ausgenommen den neuen Schild Achills im XVIII. Gesang und die absichtlich sehr ausgedehnten Leichenspiele des Patroklos, hat sie keine Episoden mehr; dafür zeigt sie, wie die zweite Hälfte der Odyssee, eine besondere Welt der reichern, psychologischen Entfaltung, bis zu der wunderbaren Auflösung des Zornes in Wehmut in Hektors Lösung. Mit Hektors Bestattung in Troja schließt das Gedicht. Den eigenen Tod Achills anzufügen, vermied der große Dichter. Kein Neuerer hätte es vermieden.

Der Schluß

Dieser Schluß mit der Auslieferung der Leiche Hektors war aber voller künstlerischer Wille. Denn der Vorrat derjenigen Ereignisse, welche nun bis zum Untergang Ilions folgten, war genau ebenso alt und für Homer so vollständig vorhanden als die bis hierher von ihm behandelten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Daß die Ilias also nicht mindestens noch den Inhalt der Äthiopis, d. h. den Untergang des Memnon und des Achill mitenthielt, kann nur einen poetischen Grund ersten Ranges haben; es muß eine hohe Proportionalität gewesen sein, die darüber entschied, und vielleicht auch das Gefühl, daß über die Szene des Priamos im Zelte des Achill nichts mehr hinausreichen könne. Achills vorbestimmter Tod zieht sich als Ahnung schon so deutlich durch die ganze Ilias, daß der materielle Hergang entbehrlich scheinen konnte.

Vordeutung auf Chor und Bukolik

Schließlich machen wir darauf aufmerksam, daß sich schon in der Ilias eine Vordeutung auf zwei künftige poetische Wirklichkeiten findet: den Chor des Dramas und die bukolische Poesie. Jener meldet sich in Gestalt des *Jemand* (τις), der mit dem Satze *Also redete einer* (ὣδε δέ τις εἴπεσκε) zu Worte kommt, wenn die Denkweise vieler ausgedrückt wird. Der Hirt aber findet sich hier einstweilen als stummer Zeuge der Natur, z. B. wo er von ferne das Tosen zweier in einer Schlucht zusammengeflossener Ströme hört, und wo er eine mond- und sternhelle, windstille Nacht beobachtet und sich dabei im Herzen freut; er wird in der griechischen Dichtung dereinst seine Sprache finden.

Die Odyssee das spätere Gedicht. Ihre beiden Hälften

Die Odyssee ist gegenüber der Ilias jedenfalls das spätere Gedicht; wir können dies daraus schließen, daß sie sich indirekt auf diese bezieht, indem sie vermeidet, was hier schon gegeben ist. Hier, wie in der Ilias, ist die erste Hälfte wesentlich episch und die Basis der zweiten, welche schon beinahe dramatisch ist. In ausschließendem Gegensatze aber steht sie zu dem linearen Gedicht als das konzentrisch peripherale oder schlechthin zentrale, indem eine große Doppelhandlung: die Irrfahrten des Odysseus und das Treiben der Freier auf Ithaka in einer mächtigen Katastrophe zusammenströmt.

So wie das Gedicht jetzt vorliegt, ist es jedenfalls eine durch viele Wandlungen hindurchgegangene und allmählich ausgereifte Darstellung, die zuletzt vom größten Dichter, und zwar von einem Dichter in denjenigen majestätischen Zusammenklang gebracht worden ist, den sie jetzt hat.

Schlußredaktion des Gedichtes durch Homer

Dafür, daß dies nicht ebenfalls Homer gewesen, liegt kein vernünftiger Grund vor, ja man könnte sagen, es muß Homer gewesen sein, indem nicht vorauszusetzen ist, daß sich so leicht wieder ein zweiter Dichter von diesem Genie gefunden habe. Nur ist er seiner Macht viel sicherer, viel gereifter, als da er die Ilias schuf. Er war wohl alt geworden, und wir mögen uns dabei erinnern, wie auch andere griechische Dichter, besonders Sophokles, ihre volle Kraft bis ins hohe Alter behielten. So beherrscht er jetzt alle Mittel der höchsten epischen Kunst bis zum vollen Umschlagen ins Drama.

Uralte Entstehungszeit

Und bei all dieser Kunstreife liefert das Gedicht doch die vollen Beweise für eine relativ uralte Entstehungszeit, wäre es auch nur der beschränkte geographische Horizont, indem über die westgriechischen Inseln hinaus alles mythisch ist.

Sicherheit der Gruppierung

Mit der allersichersten Hand ist nun hier das Ganze als solches gruppiert, im Sinne der höchsten Kunst. Homer beginnt nicht mit der Abfahrt des Odysseus von Troja, sondern schiebt die Dinge so, daß die Peripetie von Anfang an schon ganz nahe ist; von der Insel der Kalypso ist es zeitlich nur eine kurze Strecke bis zur Tötung der Freier. Nachdem kurz auf den Aufenthalt des Helden auf Ogygia hingewiesen und der Rat der Götter berichtet worden, folgt in den vier ersten Gesängen (Telemach und das Treiben der Freier — Penelope — Telemachs Reise zu Nestor und Menelaos) breit und schön und mit vielseitiger Anknüpfung an den sonstigen Mythus die Exposition, die zur größten Spannung des Hörers mit der Ausfahrt der Freier schließt, welche Telemach zur See auflauern wollen. Erst mit dem V. Gesang tritt dann Odysseus in den Vordergrund. Auf Hermes' Botschaft hin muß ihn Kalypso entlassen, und nach unendlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leiden erreicht er Scheria. Die drei folgenden Gesänge stellen seine Aufnahme bei den Phäaken dar, vom Zusammentreffen mit Nausikaa an. Nachdem er im wesentlichen gerettet ist, erweckt er durch seine herrliche Persönlichkeit die tiefste Teilnahme. Gewiß sah diese ganze Partie in der frühesten Tradition unendlich dürftiger und fabelhafter aus; jetzt ist sie die wahre Exposition des Menschen Odysseus, welcher sich nicht bloß erholt, sondern offenbart.

Die große Episode

Diese ganze Phäakenexistenz ist aber wohl nur deshalb so golden und breit ausgemalt, damit Odysseus seine Geschichte erzähle; sie ist der Rahmen um die große vom IX. bis XII. Buch reichende Episode, in der er die Schicksale darstellen muß, die früher ohne allen Zweifel der Sänger berichtet hatte, und zwar als Anfang des Gedichts, die aber, von dem halb Geretteten erzählt, sehr viel tröstlicher klingen. Diese Episode ist an die denkbar richtigste Stelle geschoben. Alles, was sonst den dem Drama genäherten Bau des Epos stören und verzögern würde, alles Hochfabelhafte, das der eingehenden Einzelmotivierung und Charakteristik widerstrebt haben würde, wird hier in einem Strom absolviert. Man könnte sagen, die ganze Märchenwelt der Seefahrer versammle sich hier um einen Menschen. *Speciosa miracula promit* (Horaz).

Ein Angelpunkt innerhalb dieser Schicksale, dasjenige Hauptmotiv, wodurch die ganze erste Hälfte der Odyssee erst recht zusammenhängt und das vom I. Buch an betont wird, der Zorn Poseidons — ohne Zweifel an sich uralt, wie die ganze Geschichte vom Kyklopen —, bekam vielleicht erst durch Homer jene meisterhafte Wendung, daß Odysseus trotz Warnung der Genossen in seiner zweiten Hohnrede an den geblendeten Polyphem seinen Namen nennt und sich dabei ein gutes Teil der Schuld an seinem und seiner Gefährten Unheil zuzieht. Auf den bloßen *Niemand* hin würde Polyphem, nach der unausgesprochenen Voraussetzung des Dichters, umsonst bei seinem Vater (Poseidon) geklagt haben.

Proportionalität der zweiten Hälfte

In der zweiten Hälfte, vom XIII. Gesang an, liegt eine ähnliche Proportionalität wie im zweiten Teile der Ilias. Das Ende der Geschichte wäre rasch da, wenn es der Dichter gewollt hätte, und in der ältesten Gestalt des Gedichtes mag es auch bald gekommen sein.

Statt dessen geht das Gedicht in mächtiger dramatischer Breite auseinander; in einer Menge von Gesprächen, die bisweilen schon völlig szenisch sind, wird die große, vielgestaltige Vorbereitung zur Katastrophe gegeben. Zwar rückt in denselben nicht immer die Geschichte vorwärts, wohl aber kommen darin die Charaktere zur vollständigen Entfaltung. Denken wir beispielsweise nur an den einen Dialog zwischen Odysseus und Telemach im XVI. Gesange.

Auch in großen Erzählungen werden die Charaktere entwickelt und dabei Winke über künftiges Tun eingeflochten. So gehört Buch XIV ganz dem Eumäos und den beiden fingierten Erzählungen des Odysseus, und in XV erzählt Eumäos umständlich und schön seine Jugendgeschichte.

Die Vorbereitung der Rache

Das Ziel des Dichters ist: die Rache, und zwar die absolut heidnische, menschliche Rache durch das Tun der Freier so vollständig als möglich zu begründen, sie dann allmählich und allseitig aufsteigen zu lassen und endlich auf das allmächtigste zu vollenden. Es ist das Bild der Hybris und des dazu gehörenden Verderbens. Darum wird der ganze Jammer von Ithaka dargelegt; der Hörer soll mit steigender Entrüstung inne werden, wie viele schon beim Bösen mitmachen, und wie tief das Übel gefressen hat. Buch XVI ist großenteils dieser Erbitterung des Hörers gewidmet: Wir lernen darin das Elend des Laertes kennen, erhalten eine Aufzählung der Freier nach ihrer Herkunft, hören die Voraussicht des Odysseus, daß sie ihn mißhandeln werden, werden in ihren geheimen Mordrat eingeführt und erfahren die frühere Güte des Odysseus gegen die Schlimmsten, Antinoos und Eurymachos. Diesem allem gegenüber kann die Rache um so vollständiger werden, je geduldiger und zurückhaltender verfahren wird. Odysseus kann,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Freiermord des Odysseus (Attisches Vasengemälde)

schon um seine Gattin selber auf die Probe zu stellen, seine Sehnsucht völlig bemeistern; Gattin, Bürger und Freunde sollen ihn erst dann erkennen, wenn er an den Freiern wird volle Rache genommen und sich damit als der Rechte legitimiert haben.

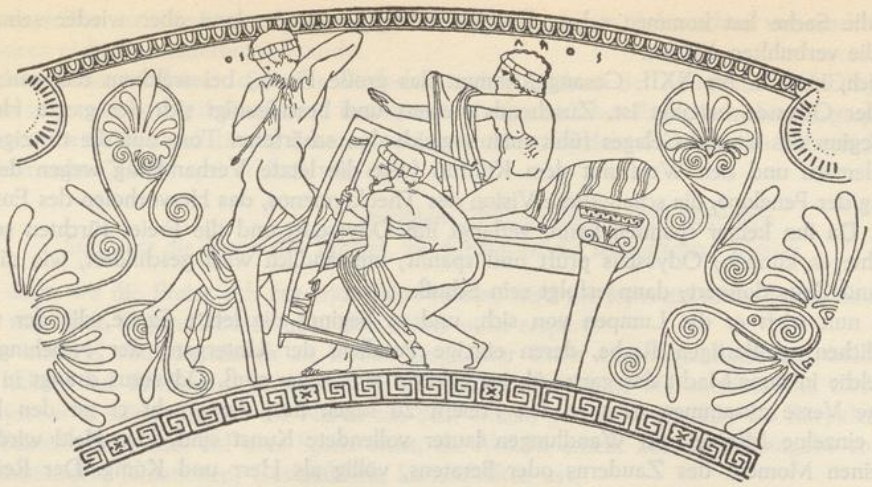
Die Gestalt des Helden

Inzwischen ist von der Erzählung bei den Phäaken an die Gestalt des Helden bis zum allerhöchsten Interesse und bis zum magischen Zwang auf den Hörer gewachsen. In seiner früheren Laufbahn war er einer unter mehreren Großen, sein Charakter stand schon fest, aber neben Achill, Agamemnon, Aias. Nun aber tritt er allein völlig plastisch wirklich aus dem allgemeinen Rahmen hervor, so daß er für uns dasjenige griechische Individuum wird, das wir neben Sokrates am genauesten kennen. Er ist also eine der beiden bei weitem am meisten wirklich gewordenen Gestalten des ganzen Altertums, und zwar das Ideal des Griechen, nicht in einzelnen Lebensaltern oder Stellungen, sondern das Ideal überhaupt, und dies ohne Phantastik, leibhaft in einen Umriß gesammelt, völlig lebendig und beweglich.

Eingeführt ist er durch seine vier Monologe während des Schiffbruches und des Schwimmens, und unmittelbar, nachdem er das Land erreicht hat, welche dem Hörer zeigen, daß er im Kampfe mit den Fluten noch seiner mächtig ist, und dann durch die wundervolle Anrede an Nausikaa. Und nun vertieft sich überhaupt das Leid des gewaltigen Dulders in der ganzen ersten Hälfte der Dichtung, und die schrecklichsten Momente würde auch der Hörer kaum aushalten, wenn sie nicht, wie gesagt, von dem halb Geretteten erzählt würden. Wir erinnern an das Gespräch mit dem Schatten der Mutter Antikleia, welche aus Kummer um ihn gestorben ist und ihm mit ihrer herzzerreißenden Auskunft über den Zustand von Ithaka und den Jammer der Gattin und des Vaters jene düstere Vision der Heimat gibt. Sie ist verschmachtet aus Sehnsucht nach dem Sohn; denn Odysseus ist ein solcher, um den man sich zu Tode härmt. Ferner möge man an den zugestanden schrecklichsten Moment seines Lebens denken, da er seine ihn noch mit seinem Namen rufenden und die Hände nach ihm ausstreckenden Gefährten von der Skylla emporgerissen und zerfleischt sieht.

Dazwischen schadet es ihm nichts, wenn ihn der Hörer wohl auch etwas für einen Prahler nimmt, wie da, wo er sich bei der Charybdis am Feigenbaum schwebend und schwingend erhält,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Freiermord des Odysseus (Attisches Vasengemälde)

bis diese das verschluckte Floß wieder von sich gibt. Bei einem seiner ersonnenen Lebensläufe, worin er so unermüdlich ist, sagt ihm Athene lächelnd: *Nicht einmal daheim lässet du Lügen.* — Sehr schön ist dann derjenige Lebenslauf, den er dem Eumäos erzählt und der sich hier und da dem wirklich Erlebten so weit nähert, daß das Pathos, womit der Held stellenweise spricht, wahr ist.

Hier und da, noch unerkannt, wirft er nun in die Klagen der anderen einen mächtigen, ungeduldigen Vorwurf hinein, warum sie dies alles erduldet? — Aber königlich ist, schweigen zu können, und darum klingt es überaus mächtig, wenn er zu Telemach spricht: Wenn du wirklich der Meinige und von meinem Geblüte bist, so soll niemand erfahren, daß Odysseus da ist usw.

Die übrigen Hauptcharaktere

Und um diesen Odysseus nun gruppieren sich die übrigen fünf Hauptcharaktere des Gedichtes: Nausikaa, Penelope, Telemach, Eumäos und Eurykleia. Sie können ihre Reife erst mit und nach der hohen Ausbildung des Odysseuscharakters erreicht haben. Aber Nausikaa und Penelope wären den späteren Griechen unerreichbar gewesen, und welch großartig epische Gestalt ist Humäos! Er ist ferne von allem Idyllischen. Er und Eurykleia sind zusammen das persönlich gewordene Eigentum, das sich gegen die Frevler und Räuber wehrt.

Die Rache soll eine ganz vollständige, allseitige sein. Absichtlich werden darum unter den Freiern bessere und schlimmere unterschieden und dabei doch aller Untergang vorbereitet. Einen, den Amphinomos, warnt Odysseus, aber umsonst. — Sein Triumph über Iros zeigt den Bettler Odysseus schon in einer völlig ihrer selbst sicheren Majestät; er nimmt seinen geflickten Schnappsack wieder um und setzt sich wieder auf die Schwelle.

Neue Steigerung

Das Gespräch mit Penelope im XIX. Gesang zeigt die höchste Kunst des epischen Verzögerns zum Behuf einer völlig klaren Auseinandersetzung der beiden Hauptpersonen vor der Peripetie und vor der Erkennung von Penelopes Seite; Odysseus erzählt immer mehr wirklich Geschehenes; seine wahre Persönlichkeit schimmert immer deutlicher durch die Maske hindurch; die innere Erschütterung der Penelope wird immer stärker; aber gegen allen Jammer der Gattin stehen seine Augen fest wie Horn oder wie Eisen. In der berühmten Badeszene mit Eurykleia, die ihn erkennt, aber von ihm an der Gurgel gefaßt wird, dürfte er etwas weniger barsch sein,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

da er die Sache hat kommen sehen; ganz berechtigt erscheint dann aber wieder seine Wut gegen die verbuhlten Mägde.

Das Finale

Endlich, im XX. bis XXII. Gesange, kommt das große Finale, bei welchem das ganze Personal der Odyssee beteiligt ist. Zusehends steigert und beschleunigt sich der ganze Hergang. Beim Beginn des letzten Gelages fühlt man sogleich den schärferen Ton; auf die trotzige Rede des Telemach und den Wurf mit dem Kuhfuß folgt die letzte Verhandlung wegen der Vermählung der Penelope, die schauerliche Vision des Theoklymenos, das Hervorholen des Eurythosbogens. Da ihn keiner spannen kann, verlangt ihn Odysseus, und die Freier fürchten sogleich, er möchte es können; Odysseus prüft und spannt; umständlich wird geschildert, wie die Saite singt, und Zeus donnert; dann erfolgt sein Schuß.

Und nun wirft er die Lumpen von sich, und es beginnt die letzte Szene, die der wilden, schrecklichen, großartigen Rache, deren einzige Parallele der Untergang der Nibelungen ist, und welche in ihrer Macht das ganze übrige Gedicht aufwiegen muß. Odysseus drängt in sieben mächtige Verse zusammen, was er den Freiern zu sagen hat; dann geht er an den Kampf, dessen einzelne Motive und Wandlungen lauter vollendete Kunst sind. Der Held wird fertig ohne einen Moment des Zauderns oder Beratens, völlig als Herr und König. Der Realismus der Todesarten bis zum Füßezappeln der gehenkten Mägde und zur Exekution des Melanthios zeigt, daß der Dichter dergleichen genau mitangesehen hatte.

Im XXIII. und XXIV. Gesange ist manches streitig und interpoliert; doch ist vielleicht gerade die lange Zögerung der Penelope mit der Anerkennung ein uralter und echter Zug. So echt als möglich ist, daß ihr das Beste ohne ihr Zutun im Schlafe widerfährt, wie ja auch Odysseus schlafend von den Phäaken in Ithaka gelandet wurde. Der letzte Schluß (der Sieg über die Empörer mit dem siegreichen Speerwurf des Laertes) ist zweifelhaft, großartig aber dann wieder Zeus letzter, am Ende noch durch seinen dampfenden Blitzstrahl bekräftigter Entscheid, wodurch den Ithakesiern Vergessen des Bösen, das sie sich angetan, und Eintracht eingegeben wird.

Der jetzige Schluß

Sicherheit der Behandlung

Die Odyssee zeigt nun die höchste Sicherheit in der ganzen epischen Behandlung, weshalb denn manche Interpolation auch sofort kenntlich ist. Odysseus sagt (XII, 452) deutlich im Namen des Aöden: Ich habe dies und das schon gestern erzählt,

und widerlich ist mir's
Noch einmal, was genau verkündet ward, zu erzählen.

Unechte Zutaten

Wenn also lästige Wiederholungen vorkommen, wie die der Rede des Menelaos und mehreres in der zweiten Nekyia, oder wenn unnötige Parallelen zu schon Erzähltem geboten werden, wie die zweite Melanthosszene, so wird dies nicht auf Homers Rechnung kommen. Ganz etwas anderes sind die stationären Sätze und Verse, wie

Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.
Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war usw.

Nieder tauchte die Sonn', und schattiger wurden die Pfade

und beim Abfahren aus einem Palast:

Treibend schwang er die Geißel, und rasch hin flogen die Rosse

Echte Wiederholungen

und vieles ähnliche. Dies ist echt episch und richtiger, als wenn variiert würde. Dafür versteht der Dichter aber auch wieder das echte Variieren sehr wohl und weiß z. B. genau, weshalb er den Empfang Telemachs bei Menelaos anders gestaltet als bei Nestor; jener muß von Odysseus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gleich von selber zu sprechen anfangen, gerade damit sich das in Pylos schon verwandte Motiv des Fragens nicht zu wiederholen braucht.

Epitheta

Episch stationär sind auch die stets wiederkehrenden Epitheta der Menschen und Dinge, und durchaus stilgemäß ist es, daß selbst in bewegter und schmerzlicher Rede, ja in höchst gespannten Momenten die Sachen vollständig benannt und geschildert werden: Penelope, im tiefsten Jammer über Telemachs Gefahr, spricht doch von den

hurtigen Schiffen, welche den Männern
Sind wie die Rosse des Meeres, zu durchgehn die unendlichen Wasser.

Und auch, wo die Freier sich zur Mordfahrt rüsten, wird die konventionelle Beschreibung des Schiffes mit Mast, Segeln, Rudern usw. dem Hörer nicht erspart.

Episoden

Etwas anderes sind absichtlich an höchst gespannter Stelle eingelegte Episoden, welche den Zweck haben, zur Erhöhung der Spannung zu retardieren. So ist die umständliche Geschichte, wie Odysseus in seiner Jugend die Narbe am Bein erhielt, gerade da erzählt, wo Eurykleia diese Narbe bemerkt und alles auf dem Spiele steht, die Absicht erhellt aus der Mitangabe von allen Nebenumständen, Situationen, Gastmählern, Landschaften usw.

Ökonomie in der Ausführung

In der Ausführung der einzelnen Gestalten weiß Homer ganz genau, wie weit er im Interesse des Gedichtes zu gehen hat. Es lag nahe, die Freier anfangs in einer großen Aufzählung zu schildern und ihr Tun im ganzen zu zeichnen. Statt dessen — im Interesse der höchsten Lebendigkeit — lernt man beides einstweilen stückweise kennen und jedesmal, wo und wie es zu wirken hat. Meist reden Antinoos und Eurymachos; mit einer größeren Anzahl von ihnen macht man erst bei Anlaß ihres Unterganges namentlich Bekanntschaft; vorher wären allzuviele aufgezählte Individuen nur im Wege gewesen.

In jeder Art von Schilderung ist das hohe Maßhalten zu beachten. Sie dient nur dazu, etwas wirklich Bedeutendes zu bezeichnen und ist gerne ein Mittel des spannenden Retardierens; dies z. B. am Beginne des XXI. Gesanges, wo die Geschichte des von Eurythos herstammenden Bogens feierlich erzählt und umständlich das Öffnen und Erkrachen der Türe der Vorratskammer geschildert wird, aus der Penelope ihn holt. Dagegen ist zu bemerken, wie Palast und Gärten des Alkinoos nur so weit geschildert werden, daß eine wonnige Vorstellung erweckt wird, und ebenso die Höhle der Kalypso, die Grotte der Nymphen, der schöne Brunnen auf Ithaka. Von einzelnen Prachtstücken, welche beschrieben werden, nennen wir den Schwertriemen des Herakles.

Kürzungen

Hier und da mag gekürzt und arrangiert worden sein. So ist die Geschichte der Kirke im X. Buch auffallend rasch erzählt, ihr Haus, ihr Auftreten, das Erscheinen und Verschwinden des Hermes, ihr Eid, das alles geht ganz schnell an uns vorüber; man gewinnt den Eindruck, als könnte es davon eine viel längere Redaktion gegeben haben. Aber für unsere Odyssee ist die Kürze höchst berechtigt und in richtiger Proportion zu demjenigen Umfang, welcher der Gesamterzählung des Odysseus gewidmet ist.

Mythologische Exkurse

Außerdem ist die Odyssee, wie die Ilias, hier und da verpflichtet, eine Art mythologischer Enzyklopädie vorzustellen, als wollte der Dichter in kurzen Resumés andeuten, was er sonst noch vorrätig hätte. Demodokos legt die Geschichte von Ares und Aphrodite und die vom trojanischen Pferde ein; von den Nekyien wird die erste benützt, um eine Revue der mythischen Frauen zu geben, die zweite, um, wie gesagt, durch den Mund von Agamemnons Schatten die Bestattung Achills erzählen zu lassen.

Von den Vorgängen auf dem Olymp berichtet die Odyssee im Gegensatz zur Ilias wenig; sie beschäftigt die Phantasie des Hörers lieber mit dem Vogelflug und anderen Vorzeichen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergleichungen

An Vergleichungen fehlt es in dem Gedichte nicht; wohl aber ist der Dichter mit ausgeführten Bildern sparsamer als in der Ilias, wo sie für die sich stets anhäufenden Kampfszenen ästhetisch und unentbehrlich sind. Wir können auch sagen, daß der Dichter der umständlichen Prachtgleichnisse nicht mehr bedarf, weil er durch seine Schilderung die Sachen und Menschen selber mächtig genug belebt. Dazwischen aber erlaubt er sich doch einmal, den am Phäakenstrande aus dem Dickicht hervortretenden Odysseus durch das berühmte Bild vom Berglöwen zu zeichnen, und grauenvoll wirken in der erschütternden Erzählung Agamemnons von seiner Ermordung neben den fragmentarisch hingeworfenen Einzelmomenten die Bilder von dem an der Krippe getöteten Stier und den geschlachteten Schweinen. — Wenn an dieser Stelle der Mord Kassandras durch Klytämnestra bei vergeblicher Gegenwehr Agamemnons erzählt wird und wir erfahren, daß die Gattin dem Toten nicht einmal Augen und Lippen zudrückte, so haben wir hieran ein Beispiel von der Verwendung des Gräßlichen bei Homer. Sonst zeigt sich seine Größe ja besonders eigentümlich im Weglassen alles Wüsten, woran es im Mythus nicht gefehlt haben würde; aber er weiß auch, wo der Realismus am Platze ist; wenn derselbe im Tun und Leiden des Polyphem bis ins Derb-Wüste gesteigert wird, so ist er doch poetisch höchst wirksam als indirekter Ausdruck der höchsten Wut und Spannung des Odysseus.

Sobrietät der Gefühlsausbrüche

Ferner zeigt Homer hier die höchste Sobrietät der Gefühlsausbrüche. Das Gefühl soll durch den Hergang im Hörer selbst genugsam geweckt sein; darum kann Odysseus lautlos von Kalypso und ebenso zweimal von Kirke scheiden.

Zarte Züge

Sodann erinnern wir an die Fülle von wehmütigen und zarten Zügen, welche die Odyssee bietet, z. B. daran, wie in der Kammer des Odysseus ein herrlicher Wein aufbewahrt wird, für wenn er etwa nach langem Leiden wiederkäme, oder wie ihm die geretteten Gefährten bei Kirke, nachdem sie wieder Menschen geworden, mit leiser Klage die Hände drücken; wie er dann wieder zu den übrigen am Strande kommt, umspringen ihn diese, wie Kälber die Mutter, und es ist ihnen, als kämen sie heim nach Ithaka. Er selbst, schlafend in Ithaka ausgesetzt, kennt anfangs die Heimat nicht, bis Athene ihn durch zunehmend deutliche Schilderung überzeugt. Bei Eumäos erkennt er am Benehmen der Hunde draußen das Nahen eines Befreundeten; es ist Telemach, dessen Liebenswürdigkeit sich gleich in der Art offenbart, wie er den Fremden Platz behalten heißt.

Die Welt der Odyssee

Was die Welt der Odyssee betrifft, so übergehen wir zunächst die exakte Geographie, an welche sich die späteren Griechen so eifrig hängten, obschon immer merkwürdig ist, wie genau der ionische Sänger Pylos, Lakedämon, Ithaka usw. kennt. Wichtig und bedeutungsvoll aber ist die mythische Geographie. Schon bald über das Bekannte hinaus wohnen Ungetüme, wie der böse König Echetos von *Festland*, in weiterer Ferne aber kommt nun z. B. die Insel der Kalypso, *wo der Nabel des Meeres ist*, also ein Zentrum des Mittelmeers und Gegenbild zu Delphi. Aea, die Insel der Kirke, *allda sind Wohnung und Tanzplatz der Eos und Aufgehen des Helios*, braucht nicht einmal im Osten gedacht zu werden, sondern wird nur so geschildert als ein Ort, wo (im Gegensatz zur Stadt der Kimmerier) überhaupt wieder regelrechtes Tageslicht beginnt. Die Insel Syria heißt der Ort, *wo die Wendungen der Sonne sind*. Und vollends ist alles sehr zweifelhaft, was sich auf Okeanos, Sonnentore und Wohnung der Träume bezieht. In den kurzen Nächten der Lästrygonen schimmert eine echte Kunde des Nordens hervor.

Das Glück an den Rändern der Welt

Bedeutungsvoll für die Weltanschauung ist, daß gegen den Rand der Welt hin das Leben immer um einen Grad idealer und glücklicher sein soll. So auf der eben genannten Insel Syria, wo niemals Hunger noch Krankheit herrscht, sondern die Leute, wenn sie alt sind, von Apoll und Artemis dahingerafft werden. Ganz besonders deutlich aber erscheint das Glück der Phäaken. Sie sind den Göttern nahe und von ihnen geliebt und besucht, in ewigem Überfluß, unter ewig mildem Himmel.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Seeluft der Odyssee

Endlich atmet man in der Odyssee die reine Seeluft ohne allen Straßenstaub. Sie ist voll von begeisterten Schilderungen aller Schiffe und alles Fahrens. Wie umständlich und technisch genau wird das Floß des Odysseus beschrieben; er arbeitet *wohlkundig der Schiffsbaukunst*, wie es ein Inselkönig wohl sein mußte, und herrlich ist schon die Axt, die ihm Kalypso dazu lieh, aber freilich geht es dann ebenso kunstgerecht in Stücke. Mächtig ist das Bild des großen Sturmes, bei dem das Schiff des Helden zerschellt, und die letzte furchtbare Schwimmprobe desselben; das Allerschrecklichste wird zwar in den Schreckensgestalten der Skylla und Charybdis mythisch gegeben; aber bedenklich ist die See schon, wenn man nicht weit über die bekannten Gegenden hinausgekommen ist, und jenseits Kreta

nicht ein anderes Land mehr erscheint, nur Himmel und Wasser.

Das letzte, was Odysseus gemäß dem symbolischen Befehle des Teiresias tun wird, bedeutet den Verzicht auf das Meer, aber aus dem Meere wird der Tod gelinde über ihn kommen, ein solcher, der ihn ermüdet, in behaglichem Alter hinnimmt, und *glücklich wird um ihn herum das Volk sein!*

Das alles wurde in einer Zeit gedichtet, da alle anderen Nationen noch wasserscheu waren, ausgenommen die Phönizier, die aber ihre Begeisterung wohl nicht so haben laut werden lassen und überhaupt nicht eine Freude an einem lebendigen Vorgang poetisch geäußert haben. Nur Griechen konnten dergleichen in die Poesie bringen.

2. Homer und die Griechen

Homers Verdienst um die Griechen

Allen jugendlichen Völkern gewährt die Mythenpoesie die Möglichkeit, im Dauernden, Konstanten, in dem verklärten Bilde der Nation selbst zu leben, ganz besonders aber verdankten die Griechen dieses Leben ihrem Homer. Darum hat auch bei keiner Nation jemals ein Dichter für alt und jung eine solche Stellung eingenommen. Schön sagt Plutarch: *Homer allein hat über die Veränderlichkeit des Geschmacks der Menschen den Sieg davongetragen, er ist immer neu und in wonnevoller Jugendherrlichkeit.*

Solon verlangte in Athen von Staats wegen von den Rhapsoden den vollständigen Vortrag Homers, und die Peisistratiden folgten ihm darin nach.

Homer in der Jugendbildung

Ganz unermeßlich aber wurde seine Macht, als er einmal zugestandenermaßen das Hauptbildungsmittel der Nation von Jugend an wurde. Die Griechen sind vielleicht die einzige gebildete Nation, welche schon den Kindern ein völlig objektives, sittlich sehr freies und — zum Unterschiede z. B. von den Büchern Mose und dem Schah Name — theologisch und politisch tendenzloses Weltbild beibrachte, wogegen sich dann Pythagoras, Xenophanes und (in seinen ersten beiden Büchern vom Staat) Plato viel zu spät erhoben, und so hat Homer ihnen bei weitem nicht nur die Götter gemacht, sondern wesentlich das menschlich Freie in ihnen wach gehalten oder erweckt. Zwar wurde noch außer ihm auserwählte Poesie im Jugendunterrichte verwandt, aber Ilias und Odyssee waren doch weitaus die Hauptsache.

Homer als Urkunde

Und nun ist Homer für die Griechen die Urkunde der göttlichen und menschlichen Dinge im weitesten Umfange, ihr Religionskodex, ihr Kriegslehrer, ihre alte Geschichte, an welche noch spät alle Geschichte überhaupt anknüpft, wie auch alle Geographie an ihn zu appellieren pflegt. Bis zu den spätesten Literaten der Kaiserzeit, ja bis tief in die byzantinische Zeit herab reicht eine beständige kritische, ästhetische, antiquarische, linguistische Beschäftigung mit ihm. Man studiert seine Art, die Dinge zu benennen, und sucht die dunklen Stellen, woran es nicht fehlt, zu erklären. Bei den Philosophen und Antiquaren war Homer ein permanenter Anlaß zu allen möglichen Dialogen, Abhandlungen, Reflexionen, wie aus Dutzenden von Schrifttiteln hervorgeht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Spötter

Nachteile der einseitigen Homerverehrung

Freilich gab es Spötter, wie Diogenes, der die Grammatiker bewunderte, welche die Leiden des Odysseus erforschten, ihre eigenen aber nicht kannten; aber die einseitige Beschäftigung mit dem Mythus blieb Tatsache. Es behauptete sich eine spezifische Gleichgültigkeit gegen die nichtmythische und nichthomerische Welt, und in dieser Beziehung wurde der Sänger ein wahrer Landschaden. Man liebte das Vergangene nun einmal nur als ein Typisches und hielt wenig vom Exakten. Wären die einzelnen Poleis nicht dabei interessiert gewesen, ihre Gründung, Mischung und Verfassungsgeschichte zu kennen, so hätten wir vor den Perserkriegen kaum auch nur die notdürftigste griechische Geschichte.

Auch die späteren Dichter konnten sich unter Umständen beklagen. Es gab in der späteren griechischen Zeit Leute, welche sich, um der Poesie überhaupt nichts mehr schuldig zu sein, in niedriger Weise darauf beriefen, daß man an Homer genug habe. Das alles ist aber eben nur ein Beleg für seine enorme Wirkung, die aus unzähligen Zügen spricht, bis auf das ewige Zitieren seiner Verse, auch beim Gelage, und die philologischen Scherze, die man sich dabei erlaubte, und bis auf die Prachtmanuskripte, welche in den Händen der Großen waren.

Homerverehrung in Alexandria

Besonders die Lagiden in Alexandria und die Attaliden von Pergamon wetteiferten im Studium und der Verherrlichung Homers, und Ptolemäos Philopator ließ ihm einen Tempel errichten, in dem seine Statue von denen der sieben Städte umgeben war, die darauf Anspruch machten, seine Heimat zu sein.

Die Parodie

Bei Anlaß Homers wäre nun auch ein Wort über die Parodie und Travestie zu sagen. Diese entstehen bei einem lebhaften Volk von selbst als Reaktion gegen das Feierliche in Kunst, Poesie und selbst Kultus. Der griechische Kultus schützte sich im allgemeinen davor, indem er soviel als möglich Heiterkeit und Genuß in seinen eigenen Bereich mitaufnahm; aber seine ernsthaften Momente waren denn doch vor der Parodie nicht sicher, und Alkibiades äffte die Eleusinien nach. In der Poesie aber war das früheste, unvermeidliche Opfer Homer, weil sich die Parodie, um möglichst viele Mitlacher zu haben, an das Bekannteste anschließen muß.

Ihre Verwendung gegenüber Homer

Die komische Wirkung entspringt unfehlbar aus dem Kontrast zwischen der feierlichen alten Form und dem kleinen, neuen, momentanen Inhalt, welches derselbe auch sei, ob nun neuere Figuren travestiert unter der Maske homerischer Gestalten und in homerischer Weise handeln, wie dies in der Batrachomyomachie der Fall ist, oder ob Homers Redeweise überhaupt auf ganz beliebige Gegenstände übertragen wird.

Die späteren literarischen Angaben, daß dieser oder jener der Urheber der Parodie sei, haben nur sehr bedingte Geltung. Möglicherweise hat man Homer schon ins Gesicht parodiert; jedenfalls herrscht später im ganzen griechischen Reden und Schreiben überhaupt ein unaufhörliches Anspielen auf ihn, oft bloß mit einem Wort, das jeder verstand und ergänzte, bald genau, bald mit komischer Veränderung. Wer z. B. ein Manuskript verbrannte, sagte:

Komme herbei, o Hephäst! Denn Thetis hat deiner vonnöten!

So Plato, als er seine Tragödien, und Metrokles, als er die Vorlesungen des Theophrast verbrannte; und der platonische Sokrates läßt es sich im Protagoras nicht entgehen, bei der Morgenaudienz im Hause des Kallias die Nekyia flüchtig zu parodieren. Die Tragiker wurden im Leben ungleich viel weniger zitiert als Homer.

Die Parodie als Kunstgattung

Daneben aber entwickelte sich die Parodie als Kunstgattung. Ein berühmter Parodist war schon Hipponax. Dann kam im V. Jahrhundert mit besonderen parodistischen Dichtungen der Komiker Hermippos. Besonders hohen Ruhm aber genoß zur Zeit des peloponnesischen Krieges der Thasier Hegemon, der vermutlich neue Namen und Ereignisse in die homerischen Verse einschob, so daß

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie oberflächlich wie eine Rhapsodie anzuhören waren. Mit seiner Gigantomachie bezauberte er, wie es heißt, die Athener so, daß sie an jenem Tage am meisten lachten, obwohl die Nachricht vom sizilischen Unglück angelangt war. Daß daneben die Komödie des Epicharmos, Kratinos, Aristophanes die Parodie stellenweise aufs heiterste verwandte, ist allbekannt.

Um die Zeit Philipps von Makedonien blühte neben Euboios von Paros, der die Athener schmähte, Matron, welcher der *Parodist* hieß. Dieser wandte in seinem *Gastmahl beim Rhetor Xenokles* nur die Sprache Homers, nämlich dessen Redeweisen, Epitheta und auch ganze Verse auf einen ganz modernen Gegenstand an; es war eine der zierlichsten und harmlosesten Verwendungen. Im III. Jahrhundert parodierte dann der Zyniker Krates neben Homer auch die Elegien Solons.



Hephästos mit Hammer auf Flügelwagen (Vasengemälde)

3. Die homerischen Hymnen

Von den aus sehr verschiedener Zeit stammenden homerischen Hymnen sind die fünf größeren, nämlich der auf den delischen und der auf den pythischen Apoll, der auf Hermes, der auf Aphrodite und der auf Demeter, Gedichte für sich, während die kleineren meist Proömien sind, dergleichen die Rhapsoden ihren Erzählungen aus der Heroenwelt voranzuschicken pflegten. Jene größeren aber wurden zwar wohl an Festen vorgetragen, sind aber keine Kultusgedichte oder Tempelhymnen und durchaus verschieden von den lyrischen Hymnen der äolischen sowohl als der chorischen Dichter; vielmehr ist der Hymnus hier ein Zweig des Epos, eine Rhapsodie, so gut als eine Erzählung aus der Heldensage.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Teils selbständige Gedichte, teils Proömien

Die beiden auf Apoll und der auf Demeter sind offenbar im Interesse der Tradition des delischen, delphischen und eleusinischen Tempels gedichtet und bei den dortigen Festen vorgetragen worden; dagegen der auf Aphrodite ist wohl für den Hof eines kleinen Fürsten am Ida verfaßt, der auf Hermes aus einer eigentlichen Wonne des Sängers selber hervorgegangen. Jedenfalls aber haben wir es hier mit lauter Laienpoesie zur Verherrlichung von Göttern zu tun, und zwar enthielten vielleicht diese und ähnliche Gesänge neben den Götterschilderungen im Epos und der Theogonie weit die wichtigste Belehrung, welche der Grieche überhaupt über das Tun seiner Götter empfing; der Umstand aber, daß es Festpoesie war, bewirkte, daß diese Götter in allgültigem, panhellenistischem Sinne dargestellt wurden. Es kann sehr viel dergleichen gegeben haben, so daß, was wir besitzen, trotzdem in der alten Literatur nur die noch vorhandenen Hymnen zitiert werden, nur ein geringer Rest des ehemaligen Bestandes wäre; denn es ist sehr denkbar, daß man später diese Gattung, deren Inhalt ein für allemal bekannt war, für weit entbehrlicher hielt als die großen Heldengedichte, und daß daher, als die Lyrik und das Drama den Mythus auf ihre Weise darstellten, die Hymnen leicht in Vergessenheit gerieten.

Der Aöde auf Delos

Von Einzelheiten wollen wir hier nur an das liebliche Bild des Aöden und der hymnensingenden Jungfrauen im Hymnus auf den delischen Apoll erinnern. Diese delischen Mädchen, Apolls Dienerinnen, haben das gleiche Thema mit dem Sänger: Apollon, Leto, Artemis und den Preis der Männer und Frauen aus alter Zeit, und das alles ist Hymnus! Ferner können sie die Stimmen (Sprechweisen? Tonweisen?) und Tanzrhythmen (?κρεμβαλιαστύς) aller Menschen nachahmen, und jeder, der sie hört, meint, er spreche selbst, *so schön ist ihr Gesang gefügt*. Und dann redet der Aöde die Mädchen an: *Denkt meiner auch noch später, wenn ein mühseliger fremder Erdenmensch euch fragt: Welcher ist der süßeste Sänger, der hier verkehrt und welcher erfreut euch am meisten? — Dann antwortet alle: ein blinder Mann, er wohnt im steilen Chios, und alle seine Lieder werden auch in Zukunft die schönsten sein. Wir aber werden euern Ruhm weitertragen, soweit wir auf Erden in wohlbewohnte Städte kommen, und man wird uns glauben, weil es wahr ist.* Vielleicht verdankten die Mädchen von Delos ihren Gesang dem Aöden selbst.

Die Proömien

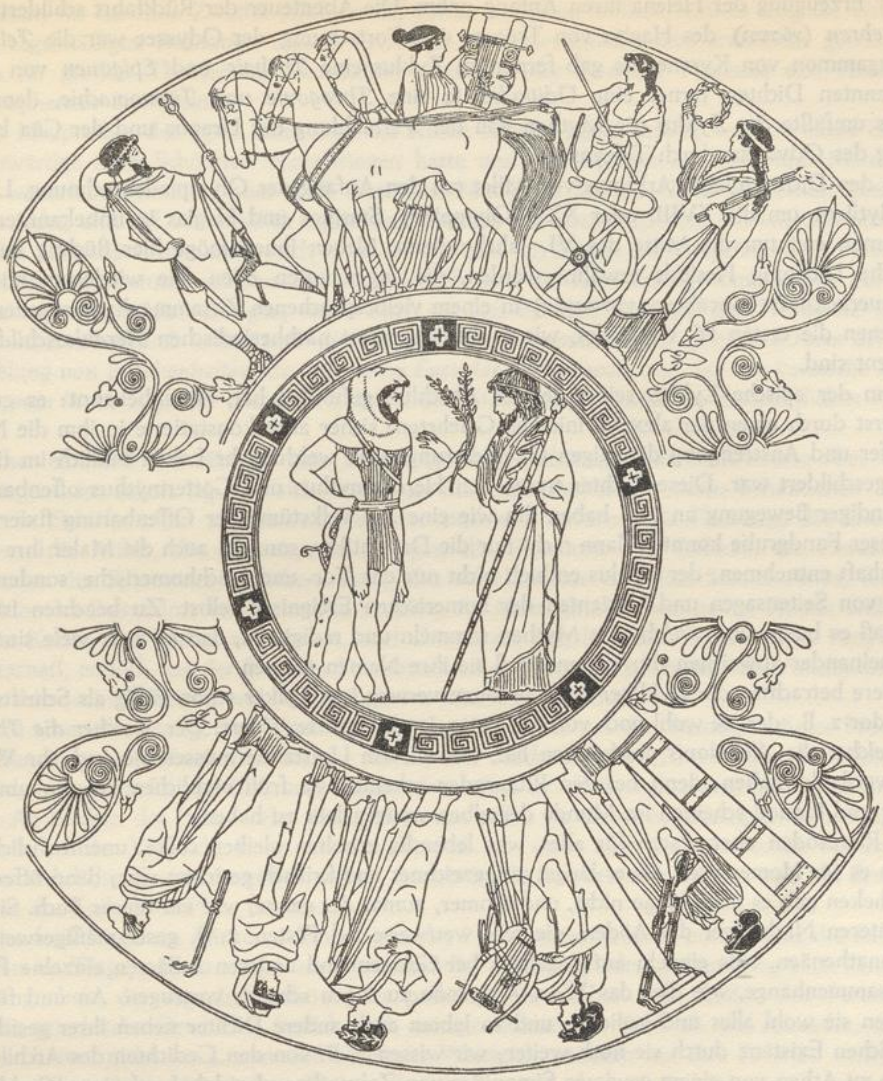
Von den Proömien hat der Hymnus auf Ares durchaus invokatorischen Charakter, indem er am Anfange aus lauter Epithetis besteht, womit der Gott angerufen wird. Dies ist schwerlich Aödengesang; doch kann die an die spätern pseudo-orphischen Hymnen erinnernde Form alt sein und auf Tempelritualien zurückgehen; die Anrufungen sind zum Teil sehr schön und poetisch und besonders das Gebet am Schlusse. Ein herrliches, altes Proömium ist dagegen der Hymnus auf Artemis und ebenso der auf Athene, und auch unter den übrigen sind gute und alte. Sehr bedeutend ist in diesen bloßen Proömien, wie das Auftreten der Götter durch das Mitempfinden von Erde und Meer, Wald und Gebirg auf das höchste verherrlicht wird; man wird dabei an die andächtigen Proömien italienischer Improvisatoren des XV. und XVI. Jahrhunderts erinnert. Merkwürdig ist besonders auch der XXX. Hymnus auf die Mutter aller Dinge, als Parallele zum Anfang des Lucretius. Die Allmutter Erde wird hier fast mit denselben Wendungen verherrlicht wie bei dem römischen Dichter Venus.

4. Zyklische Dichter, Rhapsoden und spätere Epiker

Der Zyklus und sein Inhalt

Die zyklischen Dichter haben den Namen von *ihrem durchgängigen Bestreben, ihre Gedichte mit denen Homers zu verknüpfen, daß das Ganze einen großen Zyklus bildete.* Diese Gedichte wurden blindlings geradezu auch dem Homer zugeschrieben; doch haben genauere Nachrichten unterscheiden gelehrt, wie die einzelnen Partien auf einzelne Dichter zu verteilen sind.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Apollo und Artemis in einem Hochzeitszug (Vasengemälde. Museum, Berlin)

Der Zyklus enthielt vor allem die Fortsetzung der Ilias (Penthesilea, Memnon, Tod und Bestattung Achills, Wahnsinn und Selbstmord des Aias, Philoktet, Neoptolem, Odysseus vor der Einnahme Trojas, die Einnahme selbst, die Abfahrt der Griechen), und zwar war dieser Stoff in der *Äthiopis* und der *Zerstörung Trojas* von Arktinos sowie in der *kleinen Ilias* von Lesches behandelt, deren letzter Teil gleichfalls *Zerstörung Trojas* hieß. Die der Ilias vorangehenden Geschichten stellte der Kyprier Stasinos in den *Kyprien* mit einer langen Vorgeschichte dar, die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit der Erzeugung der Helena ihren Anfang nahm. Die Abenteuer der Rückfahrt schilderten die *Heimkehren* (νόστοι) des Hagias von Trözen, eine Fortsetzung der Odyssee war die *Telegonie* des Eugammon von Kyrene. Es gab ferner im Zyklus eine *Thebais* und *Epigonen* von einem unbekannten Dichter, ferner eine *Ödipodie*, ja eine *Theogonie* und *Titanomachie*, denn laut Proklos umfaßte der Zyklus die Mythen von der Vermählung des Uranos und der Gäa bis zur Tötung des Odysseus durch Telegonos.

Die Dichter

Von den Dichtern lebte Arktinos von Milet um den Anfang der Olympiadenrechnung, Lesches von Mytilene um die XVIII. oder XXX. Olympiade, Stasinos und Hagias in unbekannter Zeit, Eugammon erst um die Mitte des VI. Jahrhunderts. Neben ihnen möge hier flüchtig auch die zyklische Dichtung Hesiods erwähnt werden, die sogenannten *Eöen*, die wiederum mit dem *Frauenverzeichnis* (κατάλογος γυναικῶν) in einem vielbesprochenen Zusammenhang standen, und von denen die ersten 56 Verse des, wie es scheint, sonst nachhesiodischen *Heraklesschildes* ein Fragment sind.

Wann der epische Zyklus seinen letzten Abschluß gefunden hat, ist unbekannt: es geschah wohl erst durch einen der alexandrinischen Gelehrten; sicher aber konstatierte in ihm die Nation mit Eifer und Anstrengung diejenigen Überlieferungen, in welchen ihr Leben bildlich im tiefsten Sinne geschildert war. Diese Dichter trafen den Heroenmythus und Göttermythus offenbar noch in lebendiger Bewegung an und haben ihn wie eine Art volkstümlicher Offenbarung fixiert, und aus dieser Fundgrube konnten dann nicht nur die Dramatiker, sondern auch die Maler ihre Stoffe massenhaft entnehmen; der Zyklus enthielt nicht nur das Vor- und Nachhomerische, sondern eine Masse von Seitensagen und Varianten der homerischen Ereignisse selbst. Zu beachten ist auch hier, daß es Laien sind, welche die Mythen sammeln und redigieren, daß es ihrer viele sind, daß sie voneinander abweichen dürfen, und daß sie ihre Namen nennen.

Spätere betrachten die Zykliker und die ihnen verwandten Epiker schon völlig als Schriftsteller, Apollodor z. B., der sie wohl noch vor sich hatte, ja exzerpierte, zitiert: *Der, welcher die Thebais, der, welcher die Alkmäonis geschrieben hat*, und diesem Umstande müssen sie auch ihr Weiterleben verdankt haben; denn bei den Rhapsoden scheinen sie früh verblichen zu sein, und nur Homer und Hesiod scheinen im Munde derselben weitergelebt zu haben.

Die Rhapsoden und ihre Aufgabe

Die Rhapsoden aber waren für alles, was lebendig erhalten bleiben sollte, unentbehrlich und blieben es für Homer auch, als er längst aufgezeichnet und kritisch gesichtet war; denn öffentliche Bibliotheken gab es noch lange nicht, und Homer, zumal der ganze, war ein teures Buch. Sie sind die späteren Nachfolger der Aöden, die teils wettweise bei Festen, z. B. gesetzmäßigerweise bei den Panathenäen, teils einzeln auf Begehren bei Gelagen und anderen Anlässen einzelne Partien im Zusammenhange, wie dies das Wort *Rhapsode* zu sagen scheint, vortrugen. An und für sich vertraten sie wohl alles und jegliches, und so lebten auch andere Dichter neben ihrer gesicherten schriftlichen Existenz durch sie noch weiter; wir wissen z. B. von den Gedichten des Archilochos, daß sie zu Athen von einem gewissen Simonides von Zakynthos, der dabei auf einem Stuhle saß, in den Theatern rhapsodiert wurden, und auch lebende Dichter, welche im Falle waren, sich vor versammeltem Volke, zumal in Olympia, vernehmlich zu machen, waren genötigt, sie als Rezitatoren zu verwenden, da dieses Rezitieren nicht mehr Sache einer mittleren und wenig geübten Stimme war.

Ihre Unentbehrlichkeit für den Genuß des alten Epos

Während nun von den Zyklikern fast nur gelehrte Notiz genommen wurde, lebte Homer durch die Rhapsoden, die — offenbar a potiori — auch Homeristen genannt wurden, auch in der Diadochenzeit weiter. Noch der schlimme Kassander war *homerfreundlich* und wußte von dem Dichter das meiste auswendig; Demetrios von Phaleron ließ die Homeristen im Theater zu Athen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auftreten, wo sie ohne Zweifel pflichtgemäß genau rezitieren mußten, und es mag die Einführung einer regelmäßigen Rezitation damals in Athen ganz zweckmäßig und erwünscht gewesen sein. Noch im großen Theater zu Alexandrien rezitierte der Komiker Hegesias den Hesiod und Hermophantos den Homer. *317—307 v. Chr.*

Als Haupterbin des Epos hätte man die Kunst müssen gelten lassen, weil sie allein eine stets gegenwärtige neue Schönheit vorzubringen hatte und der Mythus in Relief und Malerei ewig jung weiterleben konnte; aber nach dem frei Poetischen kommt eben, wie schon gesagt, das Literarische, und auf vermeintlich ergründete Gesetze des Ursprünglichen hin entsteht unvermeidlich das Sekundäre, immerhin reich in seiner Art und mit Zügen des Ursprünglichen versetzt, die wir sonst nicht kennen würden. Ins einzelne läßt sich die Entwicklung vom Gesang zur bloßen Literaturgattung nicht verfolgen, sicher aber ist, daß bei den Griechen *der Hexameter mehrere Jahrhunderte hindurch immer noch die hauptsächlichste kunstmäßig ausgebildete Form der Poesie, Erzählung von Begebenheiten die allgemeine Lust des Volkes war, und daß der heroische Mythus, wenn man in die Sage der einzelnen Stämme und Städte einging, einen unerschöpflichen Reichtum hatte.* *Entwicklung des Epos vom Gesang zur Literaturgattung*

Daher entstand fortwährend eine Menge epischer Dichtungen, deren Interesse aber offenbar vorwiegend im Inhalt lag und sich verlor, als die Logographen die darin behandelten Sagen in kürzeren Schriftwerken zusammenfaßten. Sie sind alle verloren: die Phoronis, die Danais, die Minyas, die Atthis, die Theseis, die Europia, die Einnahme von Öchalia, die Heraklee und Ödipodee des Spartaners Kinäthon, auch alles von Eumelos und dem Samier Asios, ferner die Heraklee des Peisandros von Kameiros, welchen die Alexandriner allein neben Homer und Hesiod in den Kanon der Epiker aufnahmen, und ebenso die von Herodots Verwandten Panyasis von Halikarnaß, endlich aus der Zeit des Peloponnesischen Krieges die Thebais des Antimachos, eines schon sehr weitschichtigen und für die Lektüre schaffenden Dichters.

Aber schon die Menge von Titeln gestattet einen Schluß auf den Reichtum dieser Produktion, und nun möge man dazu die Tatsache halten, daß durch die lange Anwendung des Hexameters, die sich bei einem Empedokles und Parmenides selbst auf Philosophie erstreckte, und durch das lange Ausbleiben der Prosa vieles Erzählende von selbst zu einem Mittelding zwischen Epos und Chronik wurde. Vielleicht ist es nur Zufall, daß wir nicht auch von poetischen Bearbeitungen zeitgeschichtlicher Ereignisse etwas wissen, wie sie im Drama versucht wurden und bei den Serben auch in der Epik ihren Platz fanden.

Aber freilich: einem stärkeren Eindringen des Historischen in die Poesie stand die Macht des Mythus im Wege, und so wissen wir auch nicht viel von der epischen Behandlung einer historischen Vergangenheit, die sagenhaft schön oder pathetisch brauchbar war. Außer den Perserkriegen bot die griechische Geschichte freilich auch weniger lohnenden Stoff als die römische; denn die Dichter hätten nicht wie Lucan und Silius ein Weltreich, sondern nur ihre Polis zu verherrlichen gehabt. Über einen historischen Epiker aber hätten wir doch gerne näheren Bericht, nämlich über Rhianos aus Kreta, einen Dichter in der Richtung der alexandrinischen Schule, der im III. Jahrhundert den zweiten Messenischen Krieg darstellte und den Pausanias umschreibt, während er für den ersten Krieg aus dem Historiker Myron schöpft. Er war polygraphischer Epiker und dichtete außer den Messeniaka eine Heraklee, Eliaka und Thessalika. Vielleicht hatte schon er eine rein populäre, vorzügliche Dichtung vor sich, die er eher verderbte. *Das historische Epos*

Es war die Bestimmung des Epos, außer durch die bildende Kunst durch andere Dichtungsarten abgelöst und ersetzt zu werden, wenn der Geist der Nation eine andere, unmittelbarere Ausdrucksweise erreicht hatte, wobei eine spätere Erneuerung als gelehrtes Kunstepos immerhin *Ablösung des historischen Epos durch chorische Lyrik und Tragödie*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vorbehalten war. Innerhalb seines Hauptsubstrates, des Mythus selbst, erwuchsen ihm zwei Konkurrenten, nämlich derjenige Zweig der höheren Lyrik, der durch Stesichoros und Pindar vertreten ist, und die ganze Tragödie, und in dieser wiederum sind speziell epische Teile einzelne Chorgesänge wie der des Agamemnon, welcher das Opfer Iphigenias darstellt, und sodann die Berichte der Boten — denken wir z. B. an den im *koloneischen Ödipus* und den im *rasenden Herakles* —, welche das Erzählende in einer neuen, überaus ergreifenden Form vertreten. Wenn das Drama über die Welt gekommen ist, verliert das Epos seine Jungfernschaft.

5. Das alexandrinische erzählende Gedicht

Apollonios von Rhodos

Das spätere griechische Epos verdient einen Blick, wäre es auch nur, damit man sich überzeuge, wieso es schwer geworden war, auf Homers Pfaden neu oder tüchtig zu sein. Und hier lernen wir nun die Alexandriner in ihren beiden Hauptvertretern Apollonios von Rhodos und Kallimachos kennen. Wir beginnen mit dem ersteren, dem Dichter der Argonautika, der unter Ptolemäos Euergetes und Philopator gelebt hat.

Apollonios sucht vor allem in seiner Diktion und im Bau des Hexameters zu klingen und zu lauten wie Homer, ist aber an sich schon ein sehr mittelmäßiger Dichter, und nun trifft man bei ihm auf ein durchgehendes Mißverhältnis zwischen der feierlichen Eleganz und psychologisch-rhetorischen Ausmalung und den zum Teil uralten und rauhen Motiven, die gar kein poetisches Ganzes bilden. Dazu offenbart sich das damalige Absterben des echt mythischen Gefühles; vergebens sucht er die Leere seiner göttlichen und heroischen Gestalten durch Empfindungen sentimentaler Art in den Hauptfiguren aufzubessern. Daß sein Sujet eine geographische Reiseroute ist, bietet eine Gefahr, welche auch der Odyssee nahegelegen hätte, die aber Homer glücklich vermied. Apollonios, statt den Stoff zu säubern, der schon viel zu sehr von allen Seiten, auch von den kolonialen Dichtungen her, mit den verschiedensten Bestandteilen und Beziehungen angefüllt war, stopfte ihn mit solchen erst recht voll. So duftet er schon in der Aufzählung der Helden von lauter mythologischer und genealogischer Gelehrsamkeit. Daß man die vielen berühmten Teilnehmer der Fahrt nachher kaum zu beschäftigen wußte, ist freilich ein allgemeiner Übelstand dieses Sujets, dieser rückt aber hier mit der säuberlichen Behandlung dem Hörer oder Leser hart vor die Augen, während man es in früheren, naiven Improvisationen mit denselben nicht so genau mochte genommen haben. Apollonios weiß bei der ersten Nennung und Einführung der einzelnen Heroen aufs niedlichste zu variieren und meint, damit sei es getan.

Kommentare

Kommentare beweisen, daß Apollonios nur allzusehr als klassisch galt; noch bei den Römern übersetzte ihn P. Terentius Varro Atacinus frei und bearbeitete ihn Valerius Flaccus.

Kallimachos

Der ältere Zeitgenosse des Apollonios und ein dichtender Antiquar wie dieser ist Kallimachos, der Oberbibliothekar zu Alexandria zur Zeit des Philadelphos und Euergetes. Er war ein Polygraph, dessen Bestes, nämlich seine Elegien, untergegangen ist; erhalten aber sind seine den homerischen nachgebildeten Hymnen, die auf ihrem Gebiete dartun, wie aus Gesang eine bloße Literaturgattung werden kann.

Wesentlich war ihm die saubere Nachahmung der homerischen Sprache, die mythologische, sakrale und geographische Erudition und eine unechte, vehemente Lebendigkeit, die zu dem geringen poetischen Zug einen traurigen Kontrast bildet. Wenn er zwischen dem epischen und dem invokatorischen, allokutorischen Hymnus schwankt, so scheint er freilich eine uralte Form, die schon in den homerischen Apollohymnen reichlich vorkommt, zu erneuern; auch dort kann es der Aöde nicht vermeiden, dem Gotte vorzuerzählen, was dieser selbst getan hat, also besser

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wissen muß; aber die homerische Invokation ist nicht aus dem bloßen Pathos, sondern eher daraus zu erklären, daß der Sänger während seines Vortrages einem Götterbilde zugewandt war; der Schreibdichter Kallimachos dagegen erzählt invokatorisch etwa wie die schottischen Prediger, die schon den Inhalt einer ganzen Predigt in das Gebet preßten, und meint offenbar, durch diese beständigen Apostrophen, die er für poetisch feurig hält, sein Gedicht lebendig zu machen. So stellt der erste Hymnus die Geburt und Jugendgeschichte des Zeus und die Leitung der Könige durch ihn mit aller möglichen Gelehrsamkeit unter beständigen Anreden dar, der zweite, auf Apoll, beginnt mit einer affektierten Theophanie und verflicht mit der Aufzählung seiner Tätigkeiten die Gründung von Kyrene, der Vaterstadt des Dichters; der dritte, auf Artemis, ist ein abgeschmacktes Gegenstück zum homerischen Hymnus auf Hermes, ein rechter Gelehrtenirrtum. Auch Artemis muß hier als kleines Kind schon allerlei verrichten, sich von Zeus ihre ganze spätere mythologische Ausstattung erbitten, sich Waffen bei den Kyklopen bestellen usw. Im vierten, auf Delos, werden die Fluchtfahrten der Leto gerade so zur Entwicklung geographischer Weisheit benützt wie bei Apollonios die Argonautenfahrt; am Ende kommt dann ein förmlicher Exkurs über die Hyperboreer. Apoll, der so naseweis ist wie im dritten Hymnus Artemis, vatiziniert schon im Mutterleibe und gibt sogar der Leto Anweisungen. Auch die Unart der Aufzählungen (hier z. B. aller Orte, die besonderen Göttern geweiht sind) kommt mit der Gelehrsamkeit und der Rhetorisierung in die Poesie. Endlich wird, ähnlich wie schon im ersten Hymnus, dem Ptolemäos Philadelphos tüchtiger Weihrauch gespendet, bei Anlaß von Kos, wo Apollon nicht will geboren werden, weil diese Insel einst Ptolemäos verherrlichen soll. — Das folgende *Bad der Pallas* ist kein epischer Hymnus und gehört schwerlich in diese Reihe; in dorischen Distichen gehalten, sieht es schon einer Elegie ähnlich, wie manches bei Ovid. Es wird die Beschreibung einer Weihezeremonie gegeben und an diese der Mythus von Tiresias angehängt, welcher geblendet wurde, weil er Pallas baden sah. — Der gleichfalls dorische sechste Hymnus endlich, auf Demeter, enthält wenigstens einen leidlich erzählten Mythus, von der Rache der Göttin an Erysichthon, welcher heilige Bäume niederhieb.

Seine Hymnen

6. Die Bukolik — Das späte Epos

Immerhin blieb es auch in alexandrinischer Zeit einem hochbegabten Dichter möglich, in einzelnen Szenen aus dem Mythus durch neue und reiche Behandlung Herrliches zu schaffen, und zwar durch Hervorhebung des Zartsentimentalen, des Reich-Realistischen, des Bukolisch-Genrehaften und selbst des Humoristischen. Es ist dies Theokrit, der, etwas älter als Kallimachos und Apollonios, noch ganz unter Ptolemäos Philadelphos gehört.

Theokrit

Drei seiner erzählenden Stücke handeln von Heraklesmythen, sind aber unter sich ungleich und gewiß nicht bloße Fragmente einer Herakleis, sondern besonders gedichtet. Der Herakliskos gibt ein schönes und höchst lebendiges Bild aus der Jugend des Herakles, indem die Geschichte von den Schlangen, die darauf erfolgte Weissagung des Tiresias und die weitere Erziehung des Knaben erzählt werden. — Der Reichtum des Augias, der am Anfang und am Ende verstümmelt ist und in der Sprache nicht dorisch gefärbt, sondern völlig im epischen Dialekt verfaßt ist, beschreibt in 281 Versen endlos weitläufig, aber sorgfältig die Reichtümer des Augias, das Auftreten des Herakles bei ihm und die Tötung des nemeischen Löwen, welche Herakles dem Sohne des Augias, Phileus, erzählt; das Gedicht ist von Theokrit, d. h. von seiner sonstigen Behandlung, ziemlich abweichend, könnte aber doch von ihm sein. — Eine Idylle ist der an den bereits genannten Nikias gerichtete Kyklop, er besteht fast ganz aus dem Solo einer

Seine erzählenden Stücke

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mythischen Person, nämlich aus der Rede Polyphems an Galatea; ebenso ist das Hochzeitslied der Helena fast nichts als der Gesang eines Chores von zwölf Lakonierinnen. Ein regelrechter Hymnus im epischen, homerischen Sinne, wie besonders das Proömium und der Schluß zeigen, doch unterbrochen von einem Dialog in Einzelversen, sind die Dioskuren.

Das Epische an der Bukolik

Vorwiegend episch, insofern es durch den Mund anderer als Einzel- und Wechselgesang Situationen und Hergänge darstellt, ist aber auch noch das Bukolische bei Theokrit. Sein Substrat ist der Gesang sizilischer und unteritalischer Hirten, welcher gewiß von den frühsten Bevölkerungen der Insel und Großgriechenlands herstammte; er kam hier noch bis in unser Jahrhundert vor, und zwar als carmen amoebaeum. Vielleicht aber hatten die Bauern und Hirten überhaupt überall neben ihren ländlichen Götterhymnen, ihren Liedern, Ritornellen usw. den Wettgesang, der durch Abwechseln im Ritornell so überaus leicht entsteht, und wenn es sich nun darum handelte, ihre Gefühlswelt und Anschauung der Dinge darzustellen, so diente hierzu, abgesehen von der Liebesklage, vorwiegend dieser, der sich von selbst zum Agon gestaltet, indem die Hirten sich nach Richtern umsehen. Als dann die Kunstdichter sich in den ländlichen Gedankenkreis hineinversetzten, fanden sie an ihm eine gegebene Form. Auch der Gebrauch des Hexameters, als des alten Verses für alles, ist echt hirtenhaft und uralt, er hat hier seine besondere *bukolische* Zäsur nach dem vierten Versfuße.

Sizilien:

In Sizilien, wo sich die Existenz des Hirten früh schon zu einem kleinen Mythus und einer Idealfigur, Daphnis, gestaltet hatte, begann die bukolische Kunstpoesie schon sehr früh, und

Stesichoros

zwar heißt es, Stesichoros von Himera habe damit den Anfang gemacht: also ein sehr großer Dichter und Meister der chorischen Lyrik bemächtigte sich auch dieses Elements; nur können wir nicht mehr ahnen, was er damit angefangen hat. Sodann wirkten jedenfalls die Mimen

Sophron

des im V. Jahrhundert lebenden Sophron darauf ein, d. h. teils ernste, teils spaßhafte Schilderungen des niederen sizilischen Volkslebens überhaupt, in Gestalt von Gesprächen in dorischer Prosa; sie waren in der Form bedeutend genug, um Plato als Schule für seine Dialoge zu dienen, und Theokrit soll ihm seine zwei wichtigsten Genrestücke aus dem städtischen Leben, die Pharmakeutria und die Adoniazusen, nachgedichtet haben.

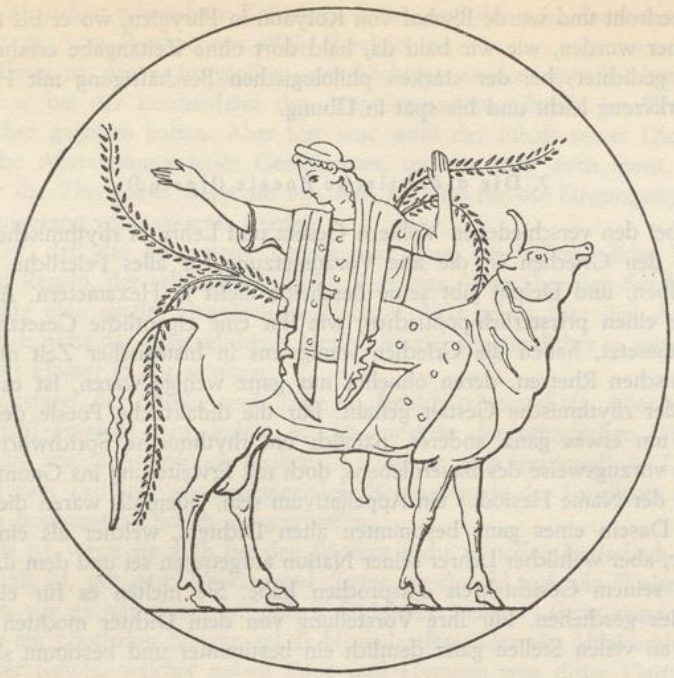
Neuaufgreifen der Form durch Theokrit

Mag es nun mit der Bukolik des Stesichoros gewesen sein, wie es will, jedenfalls kam die Gattung erst in einer späteren, überreizten und ermüdeten Zeit, nachdem der Mythus schon ziemlich abgeweidet war, zur Blüte, als Reaktion gegen die Weichlichkeit und den Schwulst der sonstigen Poesie. Das Wesentliche aber war, daß mit Theokrit ein bedeutender Dichter kam und die Sache neu ergriff. Er selbst, obwohl noch im Epischen schön, mochte das Gefühl haben, daß es mit dem eigentlichen heroischen Epos und mit den mythischen Stoffen zu Ende sei, und nun nahm er aus dem wirklichen Gesang der Hirtensklaven, was ihm diente, und gab damit seinem Dichten nur ein Substrat, während er doch den schönsten Schein der Naturpoesie erweckte. Während das Bauernleben seit Hesiod von der Dichtung schon didaktisch absolviert war, ist es die so lange geschmähte Helotenpoesie, welche hier scheinbar zu glänzenden Ehren kommt, in einer Zeit, da man sonst keine andere Poesie mehr hat als künstlich nachgemachte und etwa das Epigramm.

Rede und Gesang, monologisch und dialogisch

Das bukolische Idyll ist nun vor allem keine Dorfgeschichte, sondern die Situation expliziert sich, nachdem sie zu Anfang mit wenigen Worten gemeldet worden ist, in lauter Rede und Gesang, und zwar kommen bei jener mehr die genrehaften Züge des Lebens, bei diesem mehr die Gefühlswelt zum Ausdruck. Beides ist bald monologisch, bald dialogisch. Während z. B. die Pharmakeutria ihre Worte ohne Gesang spricht, enthält das erste Idyll den Einzelgesang auf Wunsch eines anderen, das dritte besteht ganz aus einem in Ritornellen gehaltenen Ständchen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Europa auf dem Stier (Vasengemälde. Gregorianisches Museum)

und neben dem gesprochenen Dialog, wie er meist vorherrscht, finden wir im fünften und achten Idyll den eigentlichen Wettgesang.

Stufenreihe bis zum Frechen

Von diesen empfindungsvollen Gesängen geht eine Stufenreihe bis ins scherzhafte und bis ins sehr freche carmen amoebaeum und in den bloßen Dialog. Die Gefahr des Dichters beginnt mit den mythologischen Einlagen, wobei das Hirtenwesen und der Dialog leicht zur bloßen Einkleidung werden. Die Nachfolger laufen dabei Gefahr, Pedanten zu werden; so Bion. Auch mit Einlage von Beschreibungen kann zu viel getan werden. Bei Theokrit geht das Holzgefäß mit seinen Bildwerken noch recht gut ins Kostüm; schon viel bedenklicher ist bei Moschos der Wollenkorb der Europa mit den aufgemalten oder aufgestickten Geschichten, die der Länge nach geschildert werden. — Gerne gehen diesen Bukolikern einzelne homerische Elemente nach: durch Persephone mit ihren Nymphen bei Enna, durch die Europa vor der Entführung bei Moschos schimmern deutlich Nausikaa und ihre Mägde; die Verherrlichung des Morgenschlummers mit seinen weissagenden Träumen bildet den sehr schönen Anfang dieses Stückes.

Homerische Elemente

Übersicht über die spätgriechischen Epiker

Über das spätgriechische Epos fassen wir uns kurz. Gelehrterweise wurde noch unter den Kaisern und bis in die byzantinische Zeit vieles nachgedichtet. Von dem Erhaltenen gehören die orphischen *Argonautika* einem Spätheiden der christlichen Zeit, Nonnos ins V. Jahrhundert und die angeblich von Musäos stammende Dichtung von *Hero und Leander* in den Anfang des VI., indem sie bereits Nachahmung des Nonnos verrät.

Eine besondere Gönnerin des Epos (φιλοεπής) war Eudokia, die Gemahlin Theodosius II., welche den Ependichter Kyros hoch ehrte. Als sie den Hof verließ und nach Jerusalem ging,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sah sich Kyros bedroht und wurde Bischof von Kotyäon in Phrygien, wo er bis unter Kaiser Leo lebte. Noch immer wurden, wie wir bald da, bald dort ohne Zeitangabe erfahren, Argonautika und Thebaiden gedichtet; bei der starken philologischen Beschäftigung mit Homer blieb das epische Handwerkszeug leicht und bis spät in Übung.

7. Die didaktische Poesie (Hesiod)

Poetische Sprichwörter und Lebensregeln

Wie alt sind bei den verschiedenen Völkern Gesetz und Lehre in rhythmischer oder Gesangsform? Auch bei den Griechen ist die alte Voraussetzung für alles Feierliche und Gebietende zugunsten derselben, und Delphi gibt seine Bescheide meist in Hexametern. Aber einen Lehrstand, und zwar einen priesterlich-politischen, wie ihn eine eigentliche Gesetzgebung in poetischer Form voraussetzt, haben die Griechen wenigstens in historischer Zeit nicht gehabt, und von den spartanischen Rhetren, deren ohnehin nur ganz wenige waren, ist es zweifelhaft, ob sie prosaische oder rhythmische Gestalt gehabt. Für die didaktische Poesie der Griechen aber handelt es sich um etwas ganz anderes, nämlich um rhythmische Sprichwörter und Lebensregeln, und zwar vorzugsweise des Bauernlebens, doch mit Erweiterung ins Gnomische überhaupt.

Hesiod

Und nun mag der Name Hesiodos ein Appellativum sein, jedenfalls waren die Griechen überzeugt von dem Dasein eines ganz bestimmten alten Dichters, welcher als ein zwar von den Musen geweihter, aber weltlicher Lehrer seiner Nation aufgetreten sei und dem damals herrschenden Leben und seinem Gesichtskreis entsprochen habe. Sie hielten es für eine hochwichtige Leistung, daß dies geschehen. Für ihre Vorstellung von dem Dichter mochten sie sich darauf berufen, daß ja an vielen Stellen ganz deutlich ein bestimmter und bestimmt situierter Mensch spricht.

Seine Zeit

Hesiod ist mindestens so alt wie Homer. Für uns tritt in erster Linie die Frage: Wie muß man sich dasjenige zuhörende und memorierende böotische (und hernach das gesamthellenische) Volk vorstellen, welches der Träger dieser Dichtung wurde, als sie vielleicht noch gar nicht aufgezeichnet war? Diese Frage stellen wir uns zunächst für die *Werke und Tage* und beantworten sie mit Otfr. Müller dahin, daß dieses Publikum jedenfalls noch keinen Haß gegen das Banausische hatte und die Griechen noch nicht *aus Landwirten Politiker* geworden waren. Dieses böotische Bauernvolk ist es auch, welches die Sammlung dessen, was vielleicht erst spät bei ihm noch als hesiodisch galt, weiterpflanzte.

Subjektiver Charakter seiner Poesie

Wir haben es bei Hesiod mit subjektiver Poesie zu tun, welche in diesem Sinne Gegenpol und Ergänzung der objektiven homerischen ist. Selbst in der *Theogonie* gibt der Sänger umständlich an, wie ihn, den Hesiod, die Musen auf den Helikon berufen und geweiht, und in den *Werken und Tagen* spricht er als Paränet fast beständig im eigenen Namen, und die Mythen, welche er erzählt (Prometheus, Pandora, die fünf Weltgeschlechter), sind, was die homerischen nie sind,

Tendenzmythen

ad probandum erzählte Tendenzmythen. Mythische Erzählungen, Tierfabeln, Sentenzen usw. sollen den Hauptgedanken recht eindringlich machen. Hesiod will nicht die Reize des Landlebens oder die Gefühle der Bauern besingen. Dies Leben ist ein hartes, und der Bauer hat nicht die Muße des Hirten; auch über das Klima von Askra klagt der Dichter. Echt spartanisch konnte König Kleomenes sagen, Homer sei ein Dichter der Freien, Hesiod einer für Heloten.

Religiöse Grundabsicht

Der höhere poetische Zug, der das Ganze über die bloße Lehrabsicht hinaushebt und zusammenhält, ist von Otfr. Müller richtig erkannt als der religiöse: *es sind die Fügungen und Einrichtungen der Götter, die die Gerechtigkeit im Menschenleben schützen, die Arbeit als den einzigen Weg zum Wohlsein gegeben und das Jahr selbst so geordnet haben, daß jegliches Werk seine*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rechte und den Menschen erkennbare Zeit darin findet, und dabei ist das Ganze, schon von den Eingangsmythen an, vom Pessimismus völlig durchzogen.

Aödenfrage

Eine andere Frage ist, wie er im großen seine Dichtung an die Leute brachte, und ob er auch Aöde war. Als er bei der Leichenfeier des Amphidamas zu Chalkis im Wettgesang auftrat, muß er als solcher gegolten haben. Aber hier war wohl der Inhalt seiner Dichtung der Ruhm und die göttliche Abstammung jenes Geschlechtes, und so mag auch sonst, wo er Episches dichtet, also für die *Theogonie*, wenn sie von ihm ist, und für die Eingangsmythen der *Werke und Tage* Aödengesang vorausgesetzt werden.

Hexameter und Stil

Bezeichnend ist, daß der Hexameter bereits auch hier, für volkstümliche Wahrnehmungen, Mahnungen und Regeln, der selbstverständliche Vers war. Was aber den Stil betrifft, so spricht aus dem Gedichte eine große, altertümliche Naivität. Wir sehen hier den Anfang eines Stils, das Primitive, noch nicht das Ausgeglichene. Hesiod ist viel altertümlicher in seiner Art oder wirkt wenigstens so, als Homer in der seinigen.

Der jetzige Zustand der *Werke* und *Tage* ist freilich trümmerhaft. Alles muß dem Volkssinne völlig gemäß gewesen sein, indem es sich sonst in der mündlichen Überlieferung nicht erhalten hätte; die jetzige Anordnung freilich ist teilweise ganz irrationell. — Die Tagewahl am Schlusse besteht zum Teil aus versus memoriales, die im Munde der Landleute am Leben waren, auch wenn kein bestimmter Dichter sie geschaffen.

Verwandtschaft der „Theogonie" mit den „Werken und Tagen"

Die *Theogonie* ist, wenn sie auch bei den Böotern nicht als sicher hesiodisch galt, und so verschieden ihr Inhalt ist, mit den *Werken und Tagen* gleichwohl auf alle Weise nahe verwandt. Auch hier haben wir es mit einem wirklichen Didaktiker, einem Lehrer seiner Nation, zu tun; und zwar ist es ein böotischer Sänger, sei es Hesiod selbst oder ein Abkömmling von ihm oder ein Sänger seiner Schule, welcher neben Epos und Hymnus eine dritte Gattung hinstellt: die Kosmogonie und die für die Griechen davon untrennbare Theogonie, und damit eine Darstellung der Kausalität, der Ableitung des Reiferen und Vollkommeneren durch Zeugung gibt.

Charakter der Darstellung

Schwierig und meist unmöglich ist es, den Verfasser als Denker und Dichter zu beurteilen; man weiß nie sicher, was schon vor ihm vorhanden war. Bei den Griechen wurde er immer mit Homer parallel, in gleich hohen Ehren genannt und vorgetragen. Sie trauten ihm zu, daß er das Ganze geschaffen habe; er selbst betont auf das höchste die Inspiration durch die Musen, welche als die wahren Offenbarerinnen gelten sollen. Allermindestens lernen wir in den ausgeführten Partien einen großen Darsteller kennen, und groß altertümlich, bisweilen nur düster andeutend ist die Ausdrucksweise in der ganzen Art, wie sich die Urmächte, z. B. Gäa, regen und äußern, halb als Urgewalten, halb als bewußte oder wie in düsterem Traum sich bewußt werdende Individuen. Es herrscht eine ähnliche wilde Pracht wie in der Edda.

Wirkung auf die Nation

Gewiß brachte der Dichter mit der öffentlichen Rezitation eine gewaltige Wirkung hervor, wie etwa Homer mit der Nekyia. Er, und vielleicht er allein kam dem größten Bedürfnis der Nation entgegen, denn alles spätere Didaktische steht schon in betreff des Gegenstandes viel tiefer und kann auch in der Darstellung nicht mehr jene urtümliche Macht entwickeln; während die *Theogonie* noch zur Nation redet, ist es bloßes Literaturprodukt und nur kleineren Kreisen bestimmt, nicht mehr von ferne in demjenigen großen und innigen Bezug zum nationalen Geiste, der aus ihr spricht.

Für die Personifikationen des Allgemeinen mochte dem Dichter der Geist der Nation sehr entgegenkommen, und dennoch muß die Stelle von den Kindern und Enkeln der Nacht höchst ergreifend und neu gewesen sein. Und gleich darauf kommt dann das Geschlecht des Pontos: Nereus und die Nereiden, an sie reiht sich eine von den Geschwistern des Nereus stammende

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Welt von Ungeheuern: Graien, Gorgonen, Echidna, Chimära usw., und dann folgt erst noch Tethys und Okeanos und ihr Geschlecht: die süßen Wasser, Flüsse und Quellen. Von einzelnen erinnern wir ferner an die rätselhafte Verherrlichung der Hekate und an die heimliche Geburt und Rettung des Zeus. Ganz beiläufig und als etwas den Hörern Bekanntes erfahren wir den Opfervergleich der Götter und Menschen zu Mekone, woran sich der Feuerraub des Prometheus und die Rache des Zeus mittels der Pandora schließt; sehr grandios, ob sie spätere Zutat sei oder nicht, ist die Titanomachie, zumal der Aufruhr aller Elemente, bis die Glut auch das Chaos erfaßt, und endlich die Fesselung der Titanen in dem großartig angedeuteten Tartaros. Der Rest ist Zutat und lautet eher wie versus memoriales.

Die dichtenden Philosophen: Xenophanes

Von den Philosophen, die sich des Verses bedienten, verfaßte Xenophanes, abgesehen von seinen historischen Gedichten und Elegien, ein episches Gedicht *über die Natur*, das er selber an Festen und wohl auch sonst vortrug. Bei ihm erklärt sich die poetische Form gegenüber der Prosa der Ionier durch die begeisternde Grundidee der eleatischen Schule, den Theismus-Pantheismus des *Ein und Alles* (ἓν καὶ πᾶν). — Auch Parmenides, der vielleicht noch sein Schüler war, faßte seine Lehre vom Sein, so abstrakt sie ist, in hexametrische Form. Der Titel lautete auch hier: *von der Natur*, er führte zum Teil die Dike, als ihn belehrend, als redende Offenbarerin ein, und die Einleitung, bis er zur Dike gelangt, ist sehr großartig. — Ebenso hieß das Werk des Emphedokles von Agrigent, der erweislich erst um 444 blühte, *von der Natur*. Er geht wieder in eine gewaltsam mythische Ausdrucksweise zurück als der letzte, der dies so vermocht hat; denn die vorhandenen orphischen und poetisch pythagorisierenden Reste sind meist spät und auf alle Weise verdächtig. Auch seine eigentliche philosophische Lehre, die Leugnung des Neuentstehens zugunsten der ewigen Wandelung ist noch stark bildlich. Außerdem hat er (wie Lucrez) einzelne umständlich ausgeführte Bilder, wie das von den Malern, das von der Laterne, das von der Wasseruhr.

Parmenides

Emphedokles

Poetische Bearbeitungen sonstiger Stoffe

Die Gewöhnung an den Hexameter und die Wünschbarkeit des Vorlesens in Gegenwart vieler und wohl auch der leichteren sachlichen Einprägung in der Art der versus memoriales, vollends aber der Wunsch der späteren Gelehrten, zugleich elegant und Dichter zu sein, verbunden mit der großen Leichtigkeit des Hinwerfens, rief nun neben den Prosaabhandlungen auch fortwährend poetische Bearbeitungen aller möglichen Stoffe hervor. Natürlich ist dabei der Ernst des Lehrens lange nicht so groß und tief als bei Hesiod, geschweige daß diese Lehrdichter in einem gleichen Verhältnisse zur Nation gestanden hätten. Ob hier schon von einer gewollten Popularisierung der Wissenschaft zu sprechen ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wußte jedermann, daß neben diesen Gedichten, welche den Anspruch machten, eine Wissenschaft zu überliefern, auch eine präzise und schulmäßige Überlieferung von ganz anderem Ernst existiere. Merkwürdigerweise werden neben diesen Dichtern Schriftsteller erwähnt, welche umgekehrt den Mythus nicht episch, sondern in Prosa behandelten; so der Sage nach schon Aristeas von Prokonnesos in seiner Theogonie, ein Dionysios von Mitylene in seinen Argonautika usw.

Medizin

Landbau

Ein bedeutender Lehrdichter war Nikandros von Kolophon, derselbe, der durch seine Heteroiumena (Metamorphosen) Ovid die erste Idee zu seinem Gedichte gab. In seinen Theriaka und Alexipharmaka, welche reichlich kommentiert worden sind, eröffnete er die medizinische Poesie, worin er u. a. in der Kaiserzeit in Marcellus von Side einen Nachfolger bekam, der die ärztlichen Dinge in nicht weniger als 42 Büchern in Hexametern behandelte. — Der nämliche Nikandros steht aber auch als Verfasser seiner (verlorenen) Georgika, die Virgil mehrfach benützt haben soll, an der Spitze der den Landbau behandelnden Dichter (Geoponici und Georgici). —

Jagd, Fischfang

Jagd und Fischfang wurden von den Kynegetikern und Halieutikern besungen, von welchen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

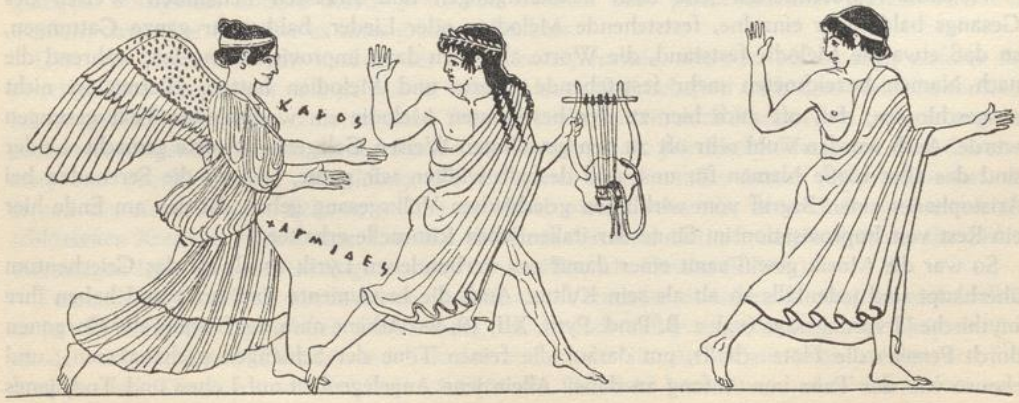
letzteren Athenäus ein (auch die Prosaschriftsteller enthaltendes) bis auf Oppian gehendes Verzeichnis gibt. — Auch Geographie in dichterischer Form gab es: Dionysios, der Perieget, dichtete in der Kaiserzeit seine Weltbeschreibung. Das Beste in dieser Gattung hat der Römer Ausonius in der Mosella geleistet. *Geographie*

Und nun endlich das poetische Kochbuch. Seinen Ursprung hat es in Sizilien, wo zuerst ein von Plato erwähnter Mithaikos ein Werk über die heimatliche Küche verfaßt, und Epicharmos seine Komödien gedichtet hatte, deren Fragmente zu drei Vierteln vom Essen handeln. Hier verfaßte schon ein Zeitgenosse des jüngeren Dionys, Archestratus von Gela oder von Syrakus, der für diese Kunde sogar weit in der Welt herumgereist war, im ernsthaftesten, gebietenden Lehrtone des Hesiod und Theognis seine Hedypatheia, d. h. gastrologische Regeln und Beschreibungen aller möglichen Eßgegenstände. Andere folgten ihm nach. So gab es ein Gedicht über eingepökelte Fische, das Euthydemos von Athen dem Hesiod zuschrieb; ferner wird ein gewisser Numenios als Verfasser einer poetischen Kochkunst (ὀψαρτυτικά) und ein Rhodier Timachidas genannt, der einen ähnlichen Stoff in elf Hexameterbüchern behandelte. Ein berühmtes *Gastmahl* hatte, wie früher erwähnt, den Homerparodisten Matron zum Verfasser. Schon in die Zeit des älteren Dionys gehört der Dithyrambiker Philoxenos, ein berühmter Fresser und Abenteurer, dessen *Gastmahl* aber nicht die epische Form, sondern die des Dithyrambos hatte, zu geschweigen von anderen Autoren, von denen nicht sicher ist, ob sie sich der Prosa oder der Poesie bedient haben. *Das poetische Kochbuch*

Man wird bei diesen Didaktikern, soweit wir sie kennen, immer wieder einzelne Elemente großer Schönheit finden, die uns sagen, daß wir es mit einer feinfühligen Nation zu tun haben, die hier ihr Übermaß von Schönheitssinn ausgibt.

III. DIE MUSIK

Fragen wir, von welchen Anschauungen und Tatbeständen der heutigen Musik wir abstrahieren müssen, wenn wir eine Vorstellung von der griechischen gewinnen wollen, so ergibt sich folgende Antwort: Die Leute sangen zunächst nicht aus Heften, sondern frei und waren daher imstande, sich im Singen zu bewegen. Ferner müssen wir auf die Meinung verzichten, daß unser *Bedeutung der Musik für die Griechen*



Eos und Tithanos mit Lyra, auf der Rückseite der fliehende Dardanos (Nolanische Diota)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tonsystem selbstverständlich sei. Vielmehr ist alles, was mit der Distanz der Töne zusammenhängt, zeitlich wandelbar und verschieden, und wir müssen uns andere Skalen als die unsrigen und eine andere Messung der Tonintervalle vorstellen können. Daher haben wir auch zu abstrahieren von aller heutigen Harmonie, ja vielleicht von der Mehrstimmigkeit überhaupt. Was sodann das Materielle der Komposition betrifft, so müssen wir abstrahieren von der stetigen Neuerfindung von Melodien (womit es ja auch heute allgemach mager aussieht) und ebenso von aller der umständlichen polyphonen Kunst, auch der der thematischen Verarbeitung. Endlich betreffs des äußeren Effekts müssen wir uns hinwegdenken aus der Welt unserer modernen Blechinstrumente und uns andere Ohren vorstellen als unsere vergeigten, verblasenen, zertrommelten, von den Lokomotivpfiffen nicht zu reden. Das griechische Ohr, für dessen Feinheit wir in der Metrik ein allgemeines Zeugnis haben, muß von einer für uns kaum vorstellbaren Empfindlichkeit gewesen sein, wenn Instrumente mit Darmsaiten, welche nicht gestrichen, sondern nur gegriffen oder mit dem Plektron gespielt wurden, in riesigen, völlig besetzten Theatern hörbar sein sollten, wie dies das Auftreten des Kitharöden daselbst voraussetzt, oder wenn, wie bei den Spartanern, außer dem Flötenspiel auch das Spiel der Lyra als Marschmusik dienen sollte.

Unterschied von der modernen Musik

Vor allem lebte nun im Volke eine größere Anzahl von alten, konstanten Melodientypen, sogenannte Nomoi, die wir uns etwa zu denken haben wie die Irish melodies, welche ja alle einen Typus variieren, aus denen sich aber einzelne durch besonderen Rhythmus emporheben. Noch aus dem späteren Altertum werden uns dreizehn Benennungen von einzelnen volkstümlichen Flötenmelodien namhaft gemacht, die zum Tanze gespielt wurden; dieselbe Quelle gibt aber auch eine Liste von Liedern, und zwar führen dieselben teils ihren Namen nach Verrichtungen oder Beschäftigungen, wie der Gesang beim Mahlen (ἱματος oder ᾠδὴ μυλωθρῶν), der Weberinnen (ἔλινος), der beim Wollespinnen (ἴουλος), der der Säugenden (καταβαυκαλήσεις), der Schnitter (Λιτυέρσης), der Feldtagelöhner, der Bader, der Kornstampferinnen und der der Sage nach von dem sizilischen Hirten Diomos erfundene Rinderhirtengesang (βουκολιασμός). Auf besondere Anlässe bezog sich das Hochzeitslied (ὑμέναιος) und der Trauergesang (ἰάλεμος oder ὀλοφυρμός), andere paßten für die Andacht zu bestimmten Gottheiten wie Demeter und Persephone, Apoll und Artemis; wieder andere hatten ihren Namen nach einem liebenden oder geliebten Wesen. Hierher gehört auch das Ailinon, d. h. die Klage der Sänger um Linos; doch wurde dieser Name auch für den musikalischen Ausdruck beglückter Stimmung gebraucht.

Die populären Nomoi

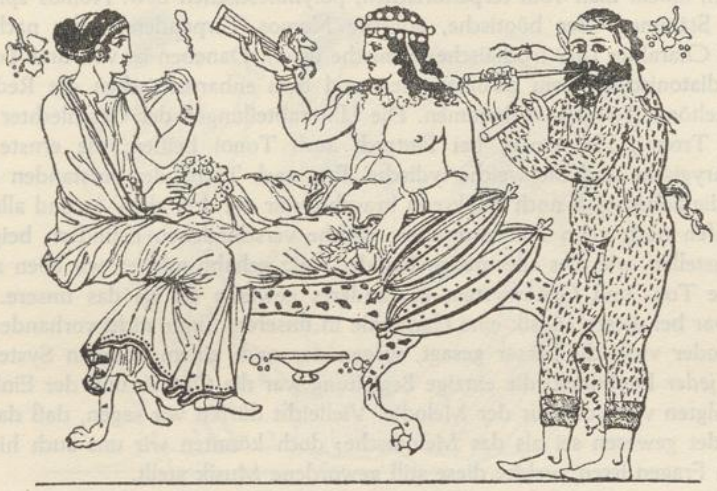
Vielleicht repräsentierten jene nach Beschäftigungen und Anlässen benannten Weisen des Gesangs bald mehr einzelne, feststehende Melodien oder Lieder, bald mehr ganze Gattungen, so daß etwa die Melodie feststand, die Worte aber neu dazu improvisiert wurden, während die nach Namen bezeichneten mehr feststehende Worte und Melodien hatten. Hiermit ist nicht ausgeschlossen, daß oft auch hier zu der bestimmten Melodie ein wechselnder Text gesungen wurde. Auch wurden wohl sehr oft zu den gewohnten Weisen Gelegenheitsworte gemacht. Leider sind das alles bloße Namen für uns, und deshalb wüßten wir gerne, wieweit die Serenaden bei Aristophanes einen Begriff vom wirklichen griechischen Volksgesang geben. Ist uns am Ende hier ein Rest von Improvisation im Sinne der italienischen Ritornelle erhalten?

So war die Musik gewiß samt einer damit eng verbundenen Lyrik so alt als das Griechentum überhaupt und jedenfalls so alt als sein Kultus. Auch die Instrumente sind uralt und haben ihre mythische Ursprungssage (vgl. z. B. Pind. Pyth. XII, 19, wo Athene nach der Tötung der Gorgonen durch Perseus die Flöte schafft, um darauf die feinen Töne der Schlangen nachzuahmen), und ebenso war der Tanz von Anfang an dabei. Allein jene Angelegenheit auf Leben und Tod, jenes ernsthafte Interesse ersten Ranges wurde die Verbindung von Lyrik, Musik und Tanz erst infolge

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einer sehr besonderen Entwicklung; erst längere Zeit nach dem Epos hat sie sich als ein höchstes künstlerisches Element ausgebildet.

Schon im Hexameter war zwar der Rhythmus merkwürdig klar und schön auf die Quantität gegründet, und bei Homer stellt sich dieser Vers in allen möglichen Arten von Schönheit und Lebendigkeit dar. Aber das griechische Wort in Verbindung mit dem Ton gestattete noch unermeßlich viele andere Gestaltungen, die freilich unser Ohr kaum noch nachfühlen kann, eine Welt von Metren und Strophen.



Hochzeit der Ariadne und des Dionysos mit Flötenspieler
(Vasengemälde. Britisches Museum, London)

Notwendigkeit eines großen Musikers

Das Allverbindende für beide Künste unter sich und mit dem Tanz war nun freilich die Metrik, die wir aus den Texten noch so gut als möglich erraten. Allein erst ausgemessene Tonleitern und artikulierte Intervalle machen eine Tonsprache möglich, und nur in Verbindung mit einem allgültigen Tonsystem konnte dieser Welt von Formen zum panhellenischen Dasein verholfen werden; dazu aber bedurfte es eines großen Musikers.

Terpander

Dies war Terpander von Lesbos, der *Menschenerfreuende*, wie sein Name sagt, *welcher die verschiedenen Sangweisen, wie sie sich in verschiedenen Landschaften nach dem Antriebe musikalischer Stimmungen auf ganz natürlichem Wege gebildet hatten, nach Kunstregeln ordnete und ein zusammenhängendes System daraus bildete, an dem dann die griechische Musik bei aller Erweiterung und überkünstlichen Ausbildung, die ihr später zuteil wurde, immer festgehalten hat. Er erfand die siebentönigen Leitern, welche gesetzlich sich auseinander entwickeln und einen geschlossenen Kreislauf bilden*, eine Tatsache, die ihren Ausdruck darin findet, daß er aus der bisher viersaitigen Lyra eine siebensaitige machte. (O. Müller, Lit.-Gesch., S. 267.)

Die siebentönigen Leitern

Terpander als Lesbier wurde in der Musik der Vermittler zwischen Kleinasien und Hellas; er ist der Anfänger der großen Entwicklung, welche sich außer an seinen Namen hauptsächlich an den des Olympos, Thaletas und Sakadas und in der jüngeren Generation an den des Philoxenos und Timotheos knüpft. Dabei ist für die Griechen bezeichnend, daß sich sofort auch hier die Form des Agons einstellt. Terpander siegte in Sparta sogleich bei der Einführung der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

676 v. Chr. musischen Agone am Feste des Apollon Karneios, ein Sieg, welcher ein sehr entscheidendes Faktum gewesen sein dürfte, denn wir finden Terpander später als Gesetzgeber der Musik in Sparta, und die Nachricht, daß er später noch viermal in Delphi gesiegt habe, wo diese musikalischen Agone anfänglich die einzigen waren, beweist, obschon sie auf Erfindung beruht, welche Bedeutung man seinem agonistischen Auftreten beimaß; auch Olympos und Sakadas werden mit den pythischen Spielen in Verbindung gebracht.

Auch die Melodien dieser Meister hießen nun Nomoi. Ihren Namen führten dieselben nach den Verfassern, indem man vom terpandrischen, polymnestischen usw. Nomos sprach, und dann speziell nach Stämmen (der böotische, äolische Nomos Terpanders) oder nach Metren und musikalischem Charakter (der trochäische, orthische usw.). Daneben ist von drei Tongeschlechtern (γένη), dem diatonischen, dem chromatischen und dem enharmonischen die Rede, in welchem letzteren Vierteltöne (διέσεις) vorkommen. Die Unterabteilungen der Geschlechter sind die Tonarten, welche Tropoi, Harmoniai, bei Plutarch auch Tonoi heißen, die ernste dorische, die rauschende phrygische und die weiche lydische. Erst nach Terpander entstanden dann noch die ionische und die äolische — noch Anakreon brauchte nur die drei alten — und allmählich kamen zu diesen fünfen noch zehn Nebentonarten, welche verschiedenen Erfindern beigelegt wurden. Um uns vorzustellen, wie dies alles nebeneinander Platz gehabt, müssen wir eben annehmen, daß das griechische Ton- und Gehörsystem ein anderes gewesen sei als das unsere.

Jedenfalls war bei dieser Musik eine Harmonie in unserem Sinne nicht vorhanden, denn wegen der *unrichtig* oder vielleicht besser gesagt, wegen der nach einem anderen System gemessenen Terzen fehlte *jeder* Dreiklang; die einzige Begleitung war die Oktave und der Einklang; und die Instrumente folgten vielleicht nur der Melodie. Vielleicht dürfen wir sagen, daß das Rhythmische mehr ausgebildet gewesen sei als das Melodische; doch könnten wir uns auch hierin wie in so vielen anderen Fragen irren, welche diese still gewordene Musik stellt.

Terpander komponierte Hexameter. Er richtete Stücke aus Homer für Gesang mit Kithara (Kitharödien) ein und dichtete auch Proömien in dieser Art; aber erweislich hat er auch schon sehr verschiedene Metren behandelt. Ob er selber schon eine Notenschrift erfunden hat, oder ob seine Nomoi erst nach langer mündlicher Überlieferung, etwa im IV. Jahrhundert, aufgezeichnet worden sind, lassen wir dahingestellt; die spätere Zeit kannte nach der Überlieferung des Alypios eine aus Haken und wenigen Buchstaben bestehende ältere Notenschrift für das Instrumentale und eine jüngere aus lauter Buchstaben bestehende für den Gesang; aber noch im IV. Jahrhundert v. Chr. war die Notenschrift nur fähig, die Tonhöhe anzugeben; für die Zeitdauer scheint man sich auf die Qualität der Wortsilben verlassen zu haben.

Olympos, Sakadas, ihre Nomoi

Der Kithara wurde die Flöte durch den Phrygier Olympos ebenbürtig, den Erfinder des enharmonischen Tongeschlechts und derjenigen schwungvollen und feurig bewegten Rhythmen, bei denen Arsis und Thesis im Verhältnis von 3 zu 2 stehen (γένος ἡμιόλιον). *Durch die Flöte gewann die Musik eine größere Freiheit. Es war viel leichter, ihre Töne zu vervielfältigen als die der Kithar, zumal da die alten Flötenspieler gewohnt waren, auf zwei Flöten zu spielen.* Olympos, den wir mit O. Müller etwa in die Zeit zwischen 660 und 620 setzen möchten, war der Schöpfer auletischer Nomoi, d. h. reiner Flötenmelodien (meist zu Ehren von Göttern). Es waren meist *heftige und leidenschaftliche Trauerweisen*, wie z. B. die, welche er in Delphi auf den getöteten Python in lydischer Tonart blies; doch gab es von ihm auch ruhig Heiteres und schwärmerisch Begeistertes. Bei alledem war er selbst vielleicht gar nicht Dichter, sondern kann alles ohne Gesang, durch Flötenspiel dargestellt haben. Die Flöte galt dann wesentlich als das dionysische Instrument, während die Lyra und die Kithara apollinisch waren. Doch gab es auch außer jenem Nomos des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Olympos eine pythische Flötenmusik ohne Gesang, welche Sakadas in Delphi vortrug, ja an der ersten Pythiade wurde auch die Aulodie, d. h. die Verbindung von Gesang und Flötenmusik zugelassen. Daß man sie, nachdem der arkadische Musiker Echembrotos dafür bekränzt worden war, wieder abschaffte, hatte seinen Grund darin, daß sie für das Fest einen zu melancholischen Eindruck machte; doch blieb sie beliebt, zumal für den Vortrag der Hexameter und der elegischen Disticha, für die sie zuerst Klonas, ihr Erfinder, angewandt hatte. Eine andere Erfindung dieser Zeit war der dreiteilige Nomos des Sakadas, von dem die erste Strophe dorisch, die zweite *Flötenmusik*



Flötenspieler und Thyaden (Stamnos von S. Maria di Capua)

phrygisch, die dritte lydisch gesetzt war. Der Eindruck dieses Meisters auf die Nation war so stark, daß seine Melodien mit denen des späteren Pronomos von Theben noch wetteiferten, als Neu-Messene unter böotischem und argivischem Flötenspiel erbaut wurde.

Wir übergehen die übrigen Instrumente, die Syrinx, die von Ibykos erfundene Sambyke, die Magadis, das Krembalon usw. Wenn auch in der späteren Zeit die Blasinstrumente so stark vertreten gewesen sein mögen wie heute, so war doch im ganzen beim Fehlen aller Streichinstrumente der Reichtum an Instrumenten, d. h. an einzelnen Klangfarben, ein höchst mäßiger. Nur mit einem Worte möge auch der Verbindung von Flöte und Lyra (ἔναυλος κιθάρισις), deren Erfindung der Schule eines gewissen Epigonos (in unbestimmter Zeit) zugeschrieben wird, sowie der Wirkung gedacht sein, die man in späterer Zeit durch massenhafte Verwendung desselben Instrumentes erzielte; Athenäos berichtet, daß bei dem Festzuge des Philadelphos ein Chor von 600 Mann aufgetreten sei, worunter 300 Kitharisten mit vergoldeten Kitharn und goldenen Kränzen waren. Immerhin genoß die Verbindung der Menschenstimme mit dem Instrument einen gewissen Vorzug vor der bloßen Instrumentalmusik. *Die Instrumentalmusik*

Ihre stärkste Betätigung fand aber die Menschenstimme in der Masse von Chorliedern, wozu der Kultus den Anlaß bot. Hier muß das griechische Wort mit dem Ton eine metrisch melodische Verbindung eingegangen sein, wovon wir jetzt kaum mehr etwas ahnen können.

Auch die Hebung des Chorgesangs knüpft an einen Musiker an, der, wie Terpander, von auswärts nach Sparta kam, nämlich an den Kreter Thaletas, der um die zweite Hälfte des VII. Jahr- *Chorgesang Thaletas*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

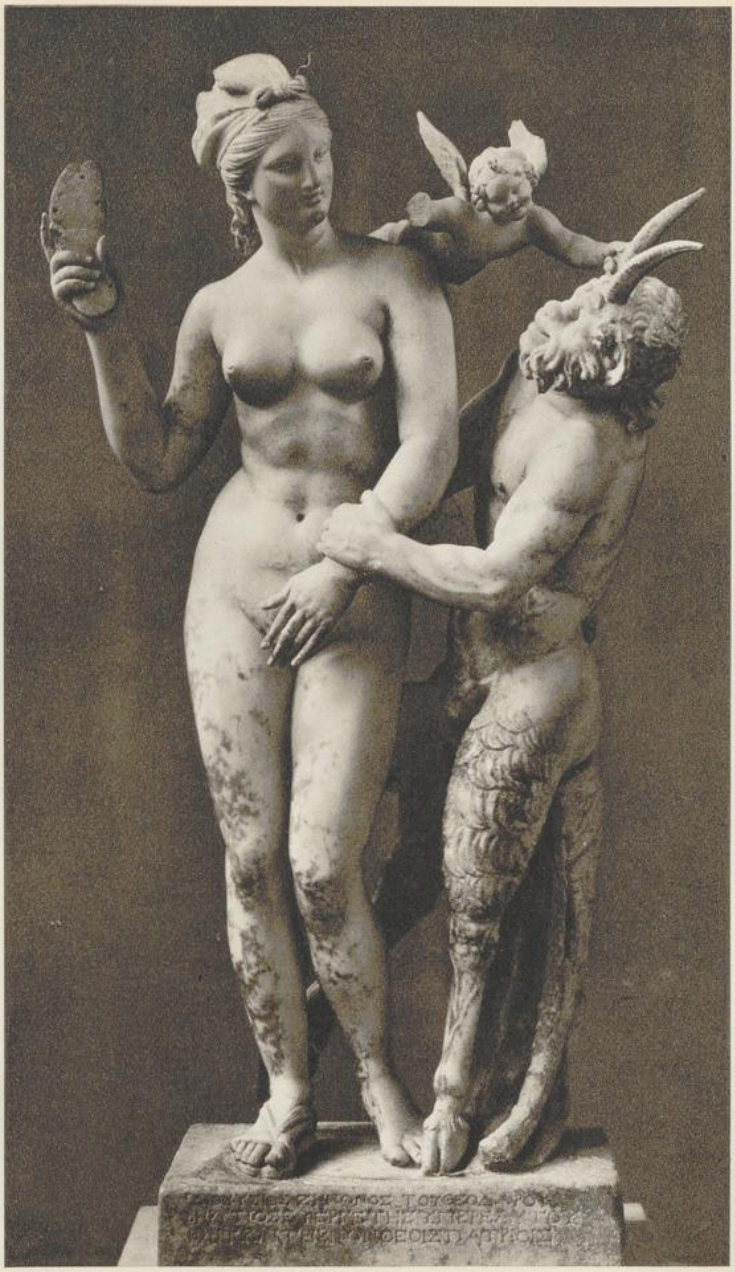
hunderts dahin geladen worden war, um in der unruhigen Stadt den Frieden zwischen den Bürgern herzustellen, nach einer anachronistischen Sage aber schon Lykurgs Lehrer gewesen sein sollte. Seine kretischen Präzedentien können ebenso der feierliche, ruhige Apollsdienst wie der orgiastische Zeusdienst mit seinen wilden, rauschenden Tanzweisen und dem Waffenlärm der Kureten gewesen sein. In Sparta vervollkommnete er die von Terpander eingerichtete Musikordnung; er schuf besonders Päane (Preislieder auf Apollon) und Hyporcheme, d. h. Nachbildungen mythischer Handlungen durch Rhythmus und Gesten des Tanzes. Hierfür benutzte er außer seiner kretischen Tradition auch Musik und Rhythmik des Olympos. Schon der Päan wurde dadurch stärker belebt; noch munterer und lebhafter aber muß man sich die Hyporcheme denken. Sparta wurde ein Hauptort des Tanzes, und zwar für beide Geschlechter; an den Gymnopädien ahmten die Knaben die Bewegungen des Ringkampfes nach, gingen dann aber in die wilderen bakchischen Tanzweisen über; auch die Pyrrhiche, der Waffentanz, ein Lieblingsreigen der Kreter und Lakedämonier, wurde von den Musikern dieser Schule, besonders von Thaletas, ausgebildet; dieser dichtete hyporchematische Kompositionen zur Pyrrhiche in schnellen, flüchtigen Rhythmen, und ebenso erfand Hierax von Argos, der Komponist berühmter Weisen, die Melodie für einen Tanz, der das Pentathlon darstellte, während von einem anderen Meister jener Zeit, dem Lokrer Xenokritos, berichtet wird, daß er eine besondere lokrische oder italische Tonart erfunden und Dithyramben mit Stoffen aus der heroischen Mythologie komponiert habe. (Vgl. O. Müller, Lit.-Gesch., S. 287 ff., 291 ff.)

Massenhaftigkeit der Chorgesänge

Von der Massenhaftigkeit dieser Chorgesänge machen wir uns nun kaum eine Vorstellung. Sowie eine Polis einem namhaften Gotte irgend etwas zu senden, zu sagen oder ihn zu fragen hat, schickt sie außer ihren Theoren, wenn sie es vermag, auch noch einen Chor mit einem eigens gedichteten und komponierten Liede hin, das er, beim Altar anlangend, zu singen hat, dem sogenannten Prosodion. Namentlich wurden zu großen Festagonen und zu berühmten Tempeln auch Knabenchöre gerne mit Opfern gesandt. In der Folge bestand dann der Kultluxus großer Städte noch immer nicht darin, daß ein Chor Verschiedenes gesungen, für mehr als eine Melodie existiert hätte, sondern eine Menge von Chören trat nacheinander auf. Das Einüben der Chöre mag jahrhundertelang ohne Notenschrift, durch bloßes Einsingen und Einmusizieren, etwa mit der Flöte, vorgegangen sein. Jedenfalls aber ergab sich so ein ganz großer populärer Betrieb der Musik. Die Musik wurde gesetzlich von jedermann bis in das dreißigste Jahr betrieben; die Kinder lernten von klein auf die Hymnen und Päane an die Heroen und Götter des Landes, dann die (modernen) Melodien des Philoxenos und Timotheos, nach welchen Knaben und Jünglinge jährlich im Theater unter dionysischem Flötenspiele die Reigentänze aufführten. Ferner herrschte bei den geselligen Vereinigungen lauter Wechselgesang; denn, da jedermann singen lernte, durfte sich niemand weigern zu singen. Außerdem wurden Embaterien (Marschgesänge) mit Flötenspiel und in Marschbewegung sowie jährlich (offenbar besonders kunstreiche) Tänze der jungen Leute in den Theatern eingeübt. Auch Chöre von Jungfrauen gab es, und das alles, weil in dem rauheren Himmelsstriche die Musik zur Milderung des ganzen Lebens unentbehrlich schien.

Bei dieser Masse von Chören und der sonstigen Beschäftigung mit der Musik mußte das ganze Volk, wie schon früher gesagt, von Jugend auf musikalisch sein und den einzelnen Kitharöden, Kitharisten, Aulöden usw. eine gewisse Kennerschaft entgegenbringen. Sicher ist, daß bei allen Schranken, in welche diese Kunst durch den Mangel eines Dreiklangs, das späte Aufkommen und die Unvollkommenheit der Notenschrift, die verhältnismäßige Armut an Instrumenten usw. gebannt war, eine hohe Vollendung erreicht wurde, indem sonst die Musik nicht in Parallele mit dem Allerwichtigsten aus dem ganzen übrigen Leben aufträte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Aphrodite aus Delos (hellenistisch-römisch). Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



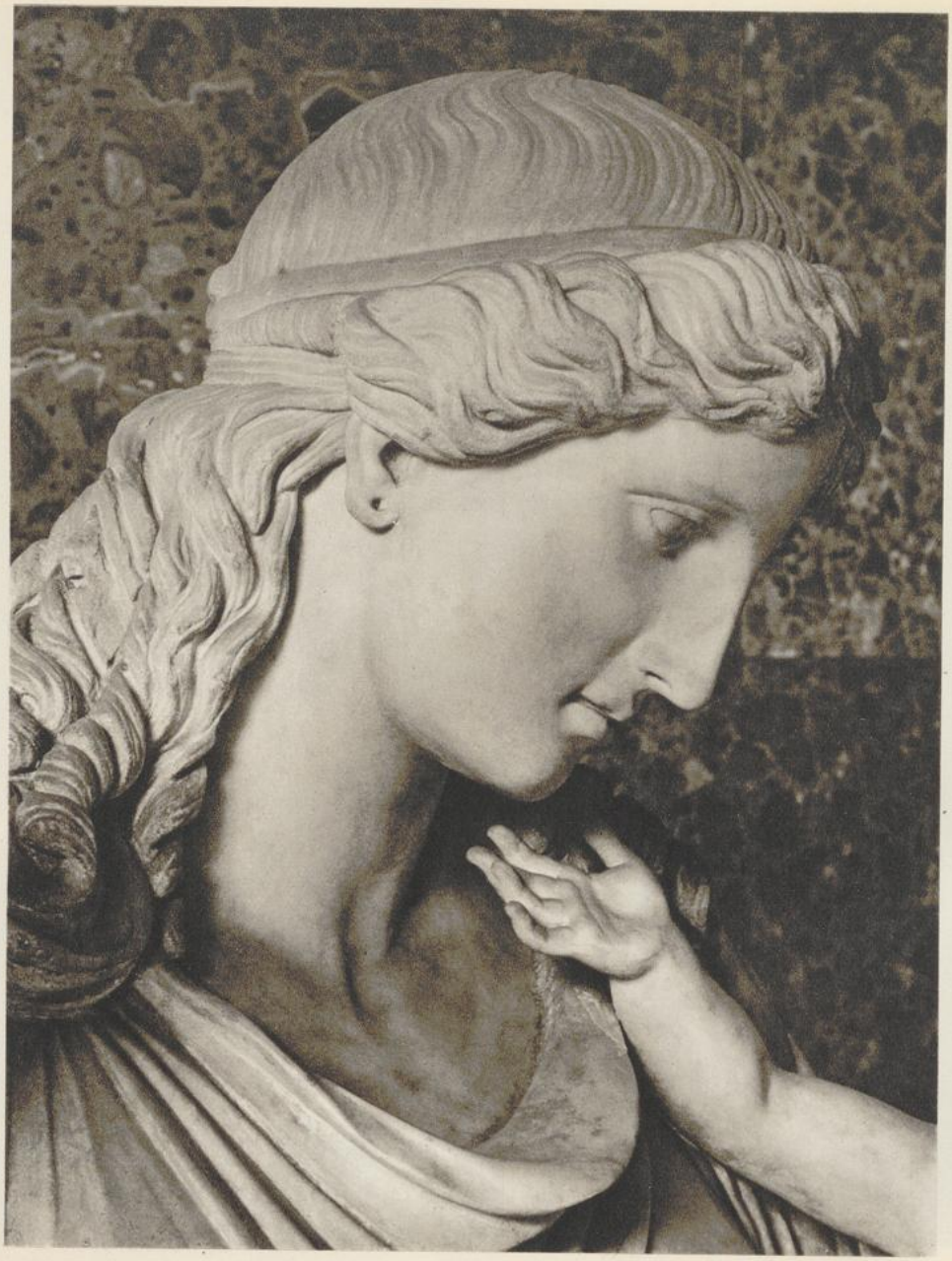
Opferndes Mädchen von Antium (frühhellenistisch). Rom. Thermenmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Artemis aus Gabii (römische Kopie der Artemis Brauronia von Praxiteles). Paris-Louvre

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eirene mit dem Plutosknaben (römische Kopie nach Kephisodot). München. Glyptothek

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



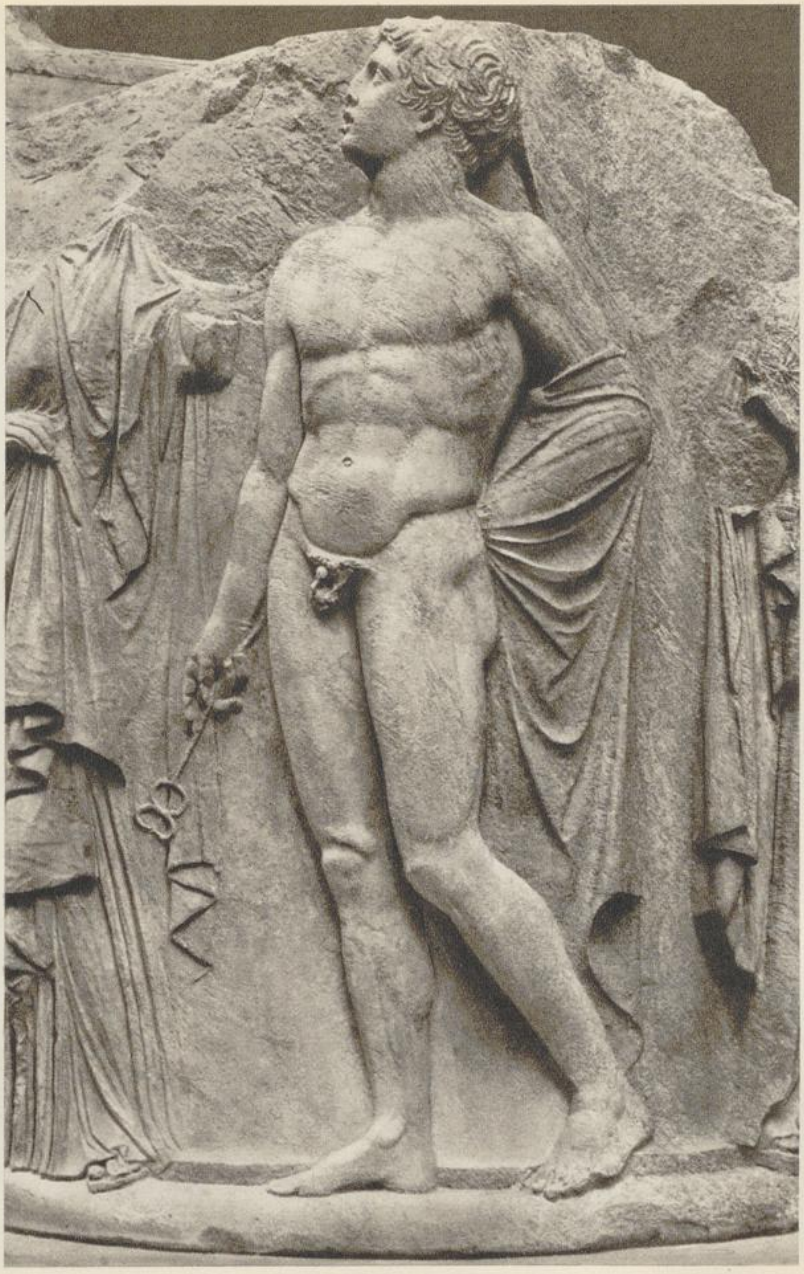
Kinderkopf. München. Glyptothek

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



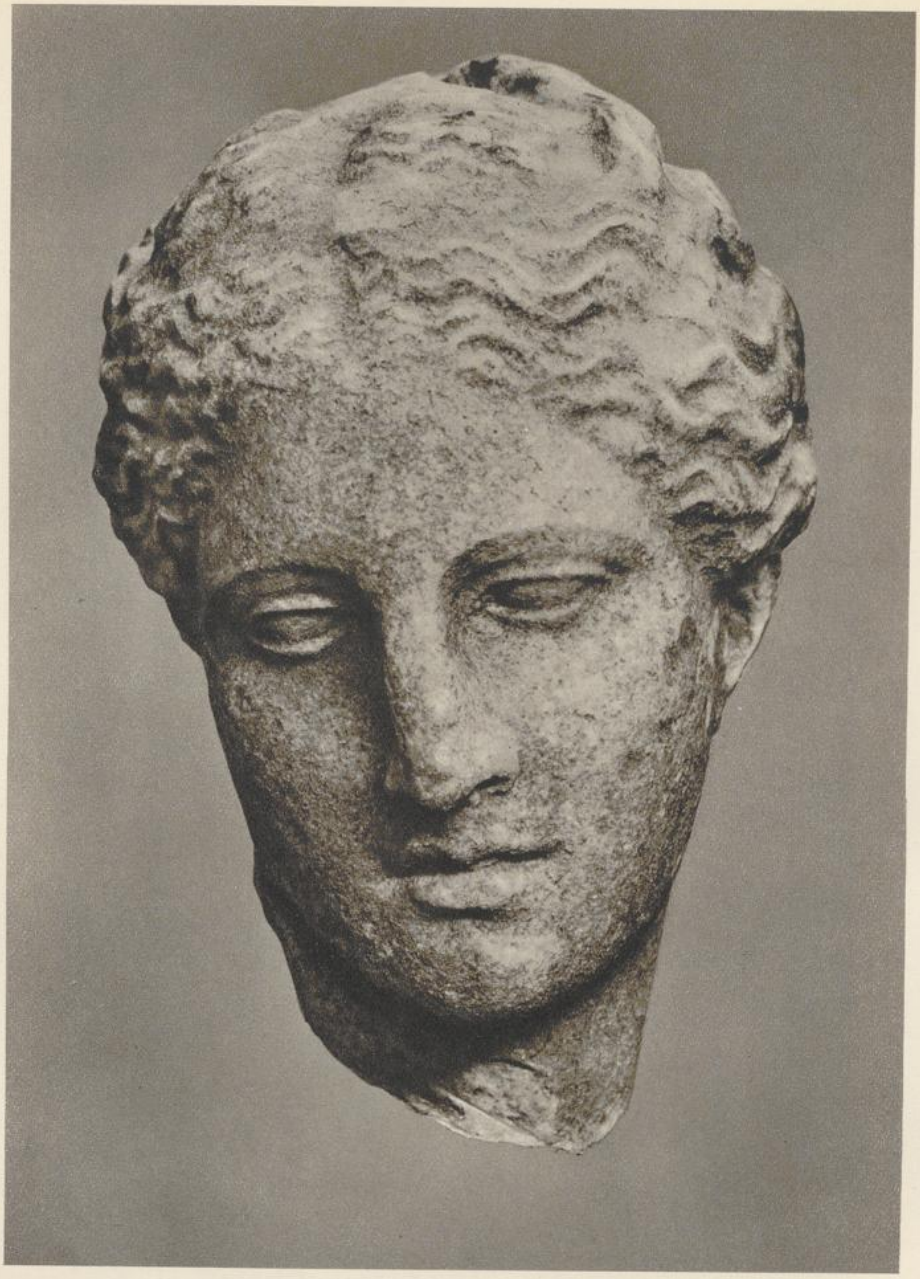
Weiherelief einer Tänzerin. Berlin. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



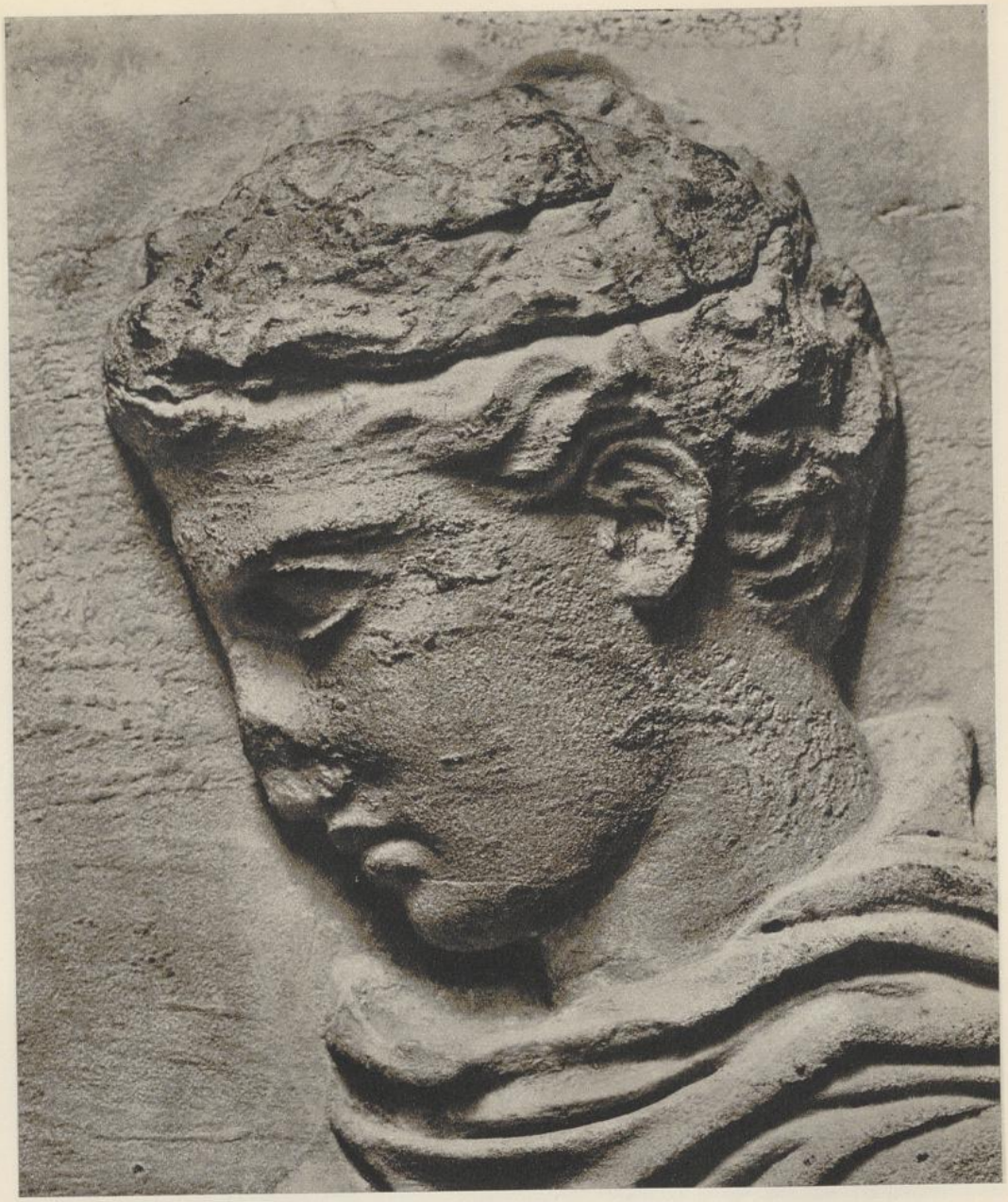
Jüngeres Artemision. Ephesos. Säulenbasis. London. Britisches Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



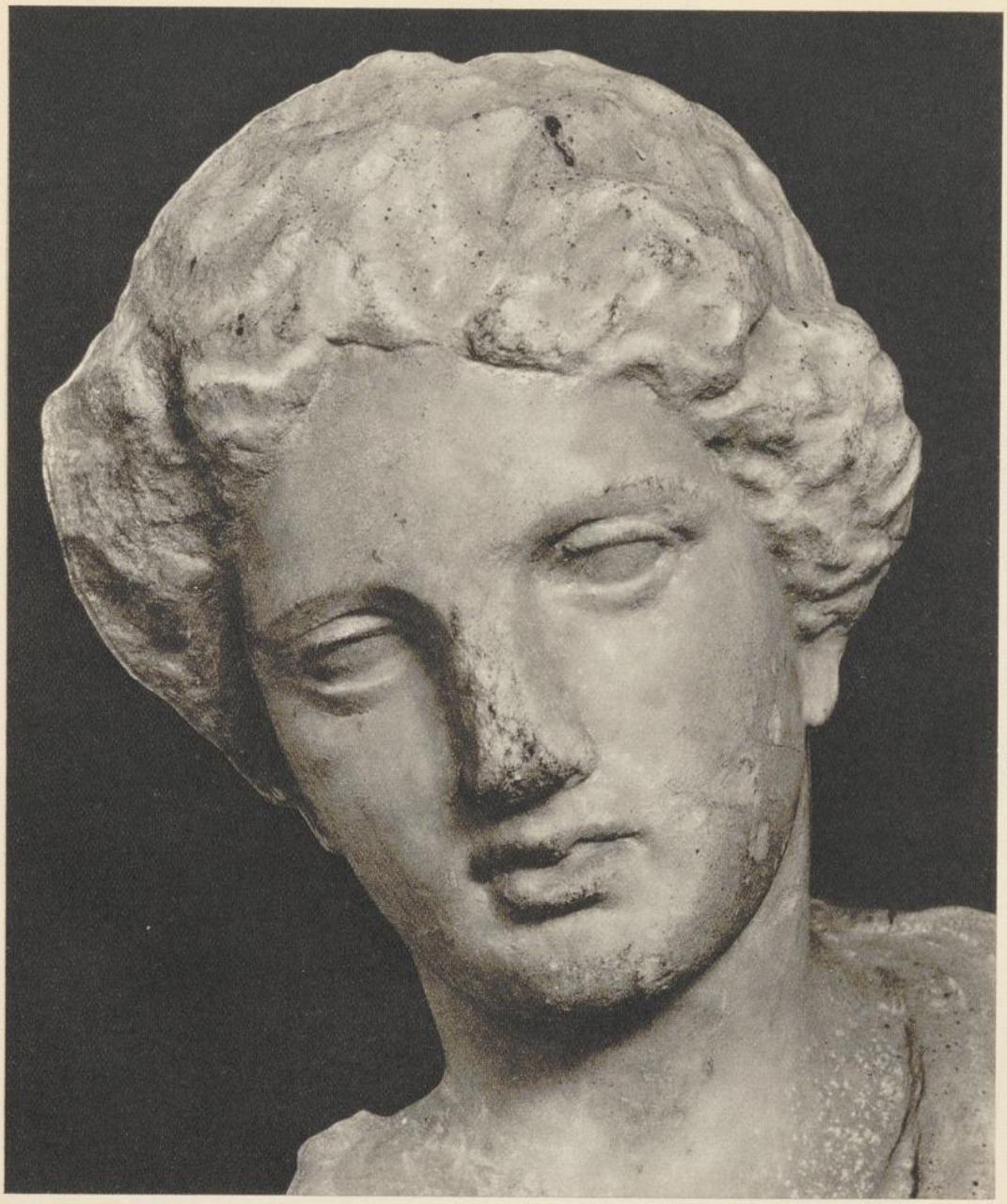
Kopf der Hygieia aus Tegea. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kopf eines Jünglings vom Nordfries des Parthenon. Athen. Akropolis-Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



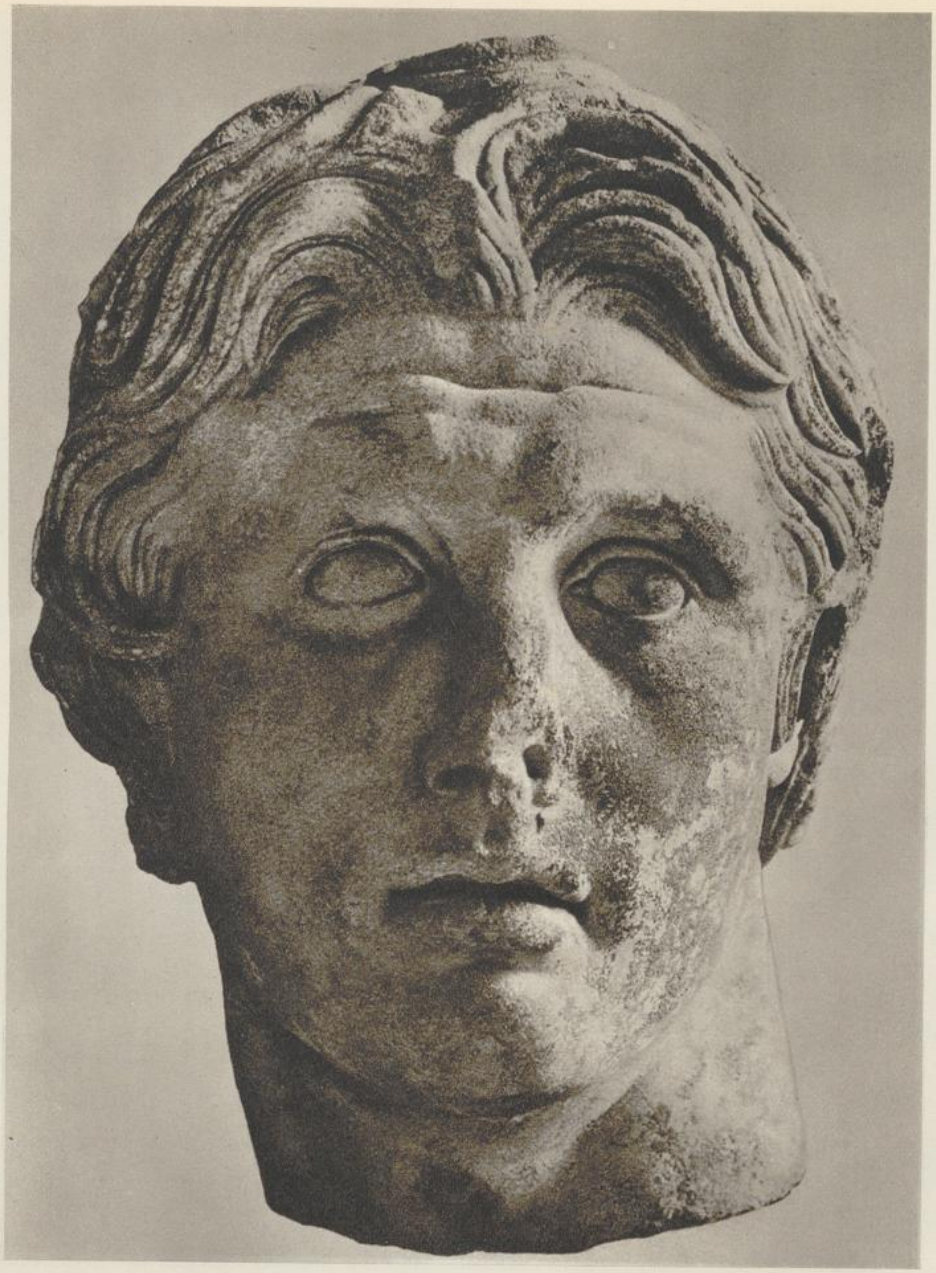
Kopf aus einer Stele. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



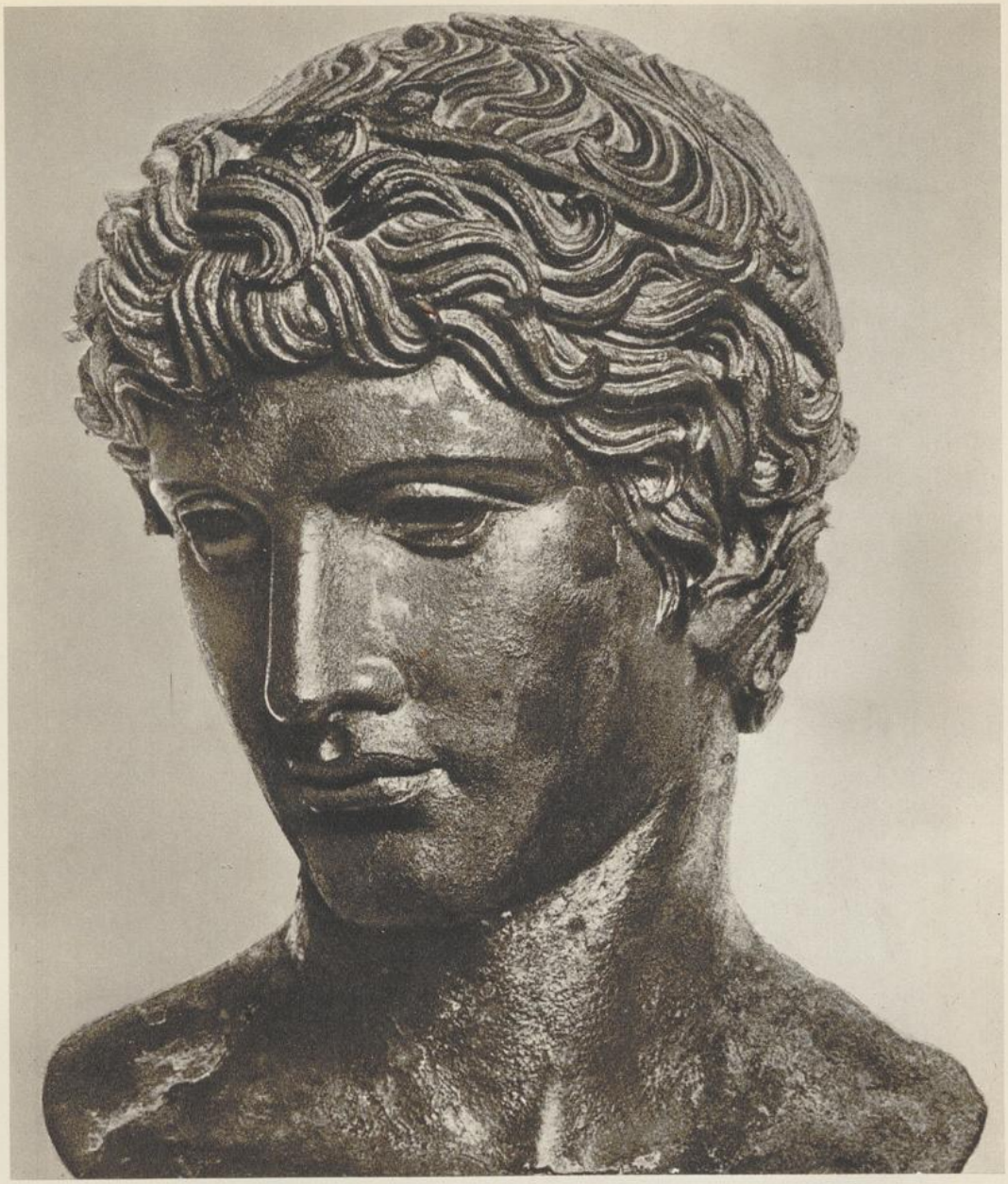
Dionysos von Argos (römische Kopie). München. Glyptothek

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kopf Alexanders d. Gr. aus Pergamon. Istanbul. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Jünglingskopf von der Statue eines Siegers aus Benevent (?). Paris. Louvre

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Grabstele des Aristion. Werk des Aristokles aus Velanidezza. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Sterbender Waffenläufer. Grabstele eines Läufers aus Athen. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



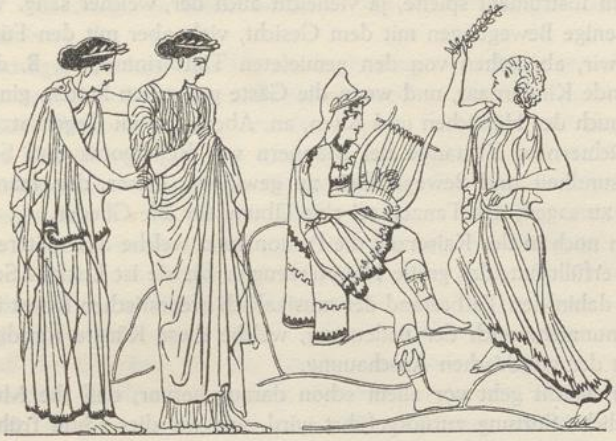
Fries vom Schatzhaus der Siphnier in Delphi. Kampf des Achilleus und Memnon um die Leiche des Antilochos. Delphi. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Tanz

Hier ist nun auch über den Tanz zu sprechen, der wiederum ein äußerst reiches Phänomen der griechischen Kunst darstellt. Sein Ursprung wird übereinstimmend im Mimischen gesucht, wo ihn auch unser Tanzwesen hat. Aber von diesem letzteren ist hier gänzlich zu abstrahieren. Die Zusammenbewegung vieler ist bei den Griechen viel individueller durch die Gesten, welche sich bei südlichen Völkern von selbst ergeben und die hier in kunstreichen Pantomimen ihren Gipfel erreichen. Zusammen mit dieser Mimik aber, die in der mimetischen Bewegung des ganzen Leibes ihren Ausdruck findet, und wobei auf ein großes pantomimisches Verständnis der Zuschauer

Unterschied vom modernen Tanzwesen



Der Sänger Thamyros mit zwei Chorsängerinnen und der Nymphe Agriope (Gregorianisches Museum)

gerechnet werden darf, ist dem Griechen das rhythmische Gefühl in hervorragendem Maße angeboren, und so bildet sich aus Rhythmik und Mimik stets von neuem der Tanz.

Notizen des Athenäos

Über seine Geschichte gibt Athenäos ein buntes Vielerlei von Notizen, offenbar schon fast ganz ohne eigenes Verständnis und Anschauung, mit falschen Ideen, wie z. B. der, die alten bildenden Künstler hätten sehr die Gestikulation (offenbar der Menschen überhaupt) studiert und die schönen und edlen Bewegungen gesucht; diese habe man dann (also von Statuen und Gemälden her) in die Tanzchöre und von diesen in die Palästren übertragen.

Wir haben es nun zuerst mit einigen weit verbreiteten Tänzen zu tun. Diese haben ihre Namen teils nach einzelnen Gegenden, denen sie ursprünglich angehören, teils nach speziellen Kulten; einzelne Namen sind auch mimetisch, wie das *Kornausschütten*, die *Schuldaufhebung*, die *Eule* usw. Allgemein üblich war der Waffentanz, die Pyrrhiche, die man als Vorübung des Krieges betrachtete, und die in Sparta, wo sie sich am längsten behauptete, schon von den fünfjährigen Kindern geübt wurde, ferner die von den Knaben nackt getanzte Gymnopädike, welche wie eine Darstellung der Palästraübungen und des Pankrations erschien, und die Hyporchematike, wobei der ganze Chor, und zwar bald ein männlicher, bald ein weiblicher, singend tanzte. Zum Hymnus und zum Päan wurde bald getanzt und bald nicht.

Herleitung aus der mythischen Zeit

Gottesdienstliche Reigen

Hierzu kamen die Tänze der für einen bestimmten Anlaß eingeübten gottesdienstlichen Reigen; gehörte doch die ganze chorische Poesie und Musik mit einem chorischen Tanze zusammen. Keine Mysterienweihe ging ohne Tanz vor sich; so hatten es Orpheus und Musäus, selbst treffliche Tänzer, eingeführt. Und nun kam gar noch vom dionysischen Chortanze her, das Drama, woran

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tänze des Dramas

dann später offenbar die Entwicklung alles kunstreicheren Tanzes hing, mit der Emmeleia, dem Tanz der Tragödie, der Sikinnis, dem des Satyrdramas, und dem komischen Kordax. Besonders von Äschylos wird berichtet, daß er viele Tanzschemata erfunden und sie den Choreuten übergeben habe.

Tanz einzelner

Neben diesem allem treffen wir den Tanz früh als künstlerische Exhibition einzelner. Vor allem findet er sich mit dem Ballspiele verbunden, das in seinen Bewegungen beinahe ein Tanz war, und zwar dies schon bei den Phäaken. Vor Zuschauern tanzte wohl schon in sehr früher Zeit der, welcher ein Instrument spielte, ja vielleicht auch der, welcher sang. Wir hören, daß die alten Kitharöden wenige Bewegungen mit dem Gesicht, viele aber mit den Füßen machten. Beim Symposion finden wir, abgesehen von den gemieteten Tänzerinnen, z. B. das in Xenophons Convivium auftretende Kinderpaar, und wenn die Gäste getrunken hatten, ging hier oft ein ganz ordinäres Tanzen, auch der Häßlichen und Alten, an. Aber ganz im Gegensatze zu Rom kam das Tanzen auch in nüchternem Zustande bei Männern wie Pythagoras und Sokrates vor. Jener suchte dadurch Gesundheit und Beweglichkeit zu gewinnen, dieser, den man öfter beim Tanz überraschte, pflegte zu sagen, das Tanzen sei eine Übung für alle Glieder.

Pantomimik

Zuletzt kam dann noch in der Kaiserzeit die Pantomimik, welche das spätere Altertum mit dem größten Vergnügen erfüllt hat; das große Haupterzeugnis für sie ist Lucians Schrift *de saltatione*.

Nachdem wir bis dahin den Tatbestand der musikalisch orchestischen Kunst in Kürze betrachtet haben, fragen wir nunmehr nach der Bedeutung, welche diese Künste für die Griechen hatten, nach ihrer Macht in der griechischen Anschauung.

Anknüpfung an den Mythus

Die Größe dieser Macht geht vor allem schon daraus hervor, daß die Musik durchweg auf göttliche und urzeitliche Stiftung zurückgeführt wird, wie wir dies schon früher gesehen haben. In jeder Hinsicht, sagt Plutarch von der alten Musik, war sie feierlich, weil sie eine Erfindung der Götter war, und Apoll gilt ihm als Urheber der Musik überhaupt. Ganz eigentümlich aber war die ethische Bedeutung, die dieser Kunst zugeschrieben wurde, und von der alle Autoren erfüllt sind. Wir finden sie als Reinigungs- und Heilmittel bei Orphikern und Pythagoreern, und von Pythagoras selbst wird berichtet, daß er mit seinen Rhythmen, Liedern und Heilgesängen (ἐπῳδαῖς) sowohl seelische als körperliche Schäden geheilt habe. Aber auch noch Theophrast soll gesagt haben, sie heile viele Gebrechen von Seele und Leib, wobei durcheinander Ohnmacht, Beängstigungen, länger andauernder Irrsinn, Hüftweh und Epilepsie genannt werden, und zwar wird dies durch Vorspielen auf der Flöte zustande gebracht, und nach derselben Quelle heilte der Aristotelesschüler Aristoxenos, der große Musiker und Musiktheoretiker, durch die Flöte einen Irrsinnigen, nachdem dieser durch die Trompete nur in ärgere Tobsucht versetzt worden war.

Kathartische Wirkungen

Erscheinen großer Meister bei den Festen

Früh wird auch das Erscheinen großer Meister bei musischen Agonen eine Lebensfrage für das betreffende Fest geworden sein. Ihr prächtig feierliches Auftreten daselbst schildert Herodot, der dergleichen noch erlebt haben muß, bei Anlaß Arions: wie er noch von den Schiffern (welche Griechen, also erstens Mörder von Mitgriechen und zweitens kunstsinnig sind) die Erlaubnis erbittet, in seinem ganzen Schmucke zu singen, und diese es gern gestatten, um den Gesang des besten Sängers von der Welt zu hören, und vom Hinterteil des Schiffes gegen dessen Mitte hintreten (offenbar, damit er völlig frei stehe), und wie er dann zur Kithara den Nomos orthios singt, ehe er den Sprung in das Meer tut. Bei den Musikaufführungen, zumal der Kitharöden, deren Kunst die anerkannteste gewesen zu sein scheint, strömte dergestalt alles ins Theater, daß von feindlicher Seite hierauf so gut wie etwa auch auf die Teilnahme an Volksversammlungen ein Plan gebaut werden konnte. Den Kitharöden Aristonikos von Olynth benützte der bekannte persische Feldherr Memnon wenigstens dazu, um während seines Spieles die Bevölkerungszahl

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der bosporanischen Städte berechnen zu lassen, und ein gewisser Alexandros, Phrurarch von Äolis, mietete die besten Virtuosen aus Ionien, die Flötenspieler Thersandros und Philoxenos und die Schauspieler Kallippides und Nikostratos, und sagte eine große Aufführung an. Und, als aus den Nachbarstädten alles herbeikam und das Theater voll war, umstellte er es mit seinen Soldaten und Barbaren und fing die zuhörenden Männer, Weiber und Kinder und ließ sie nur gegen hohe Lösegelder wieder los. Dieses Publikum muß aber an das stillste Zuhören gewöhnt gewesen sein; denn, wie oben gesagt, bleibt es uns so noch ein völliges Rätsel, wie ein gegriffenes oder nur mit dem Plektron angeschlagenes Saiteninstrument mit seiner geringen Resonanz in den weiten Räumen hörbar blieb.

Beschäftigung der Philosophen mit der Musik

Ein überaus wichtiges Zeichen aber für die Bedeutung der Musik im griechischen Leben ist, daß sich die Literatur frühe mit ihr beschäftigte, während sie die bildende Kunst noch solange auf der Seite liegen ließ. Plutarch bezeugt, daß die meisten Platoniker und die besten Pythagoreer, auch Grammatiker und Harmoniker sich über die alte Musik und deren Verfall ausgesprochen hätten. Eine vielseitige schriftstellerische Tätigkeit über die Musik entfaltete der große Peripatetiker Aristoxenos aus Tarent, dessen erhaltene Schrift von den *Elementen der Harmonik* (ἁρμονικά στοιχεῖα) in drei Büchern eine eigentliche Theorie der Musik gibt, während seine verlorenen und nur aus Titeln und Fragmenten bekannten Werke sich mit der Rhythmik, den Instrumenten, der Geschichte der Musik und ähnlichen Themen beschäftigten.

Relation zu Erziehung und Staatswesen

Diese Beschäftigung der Philosophen mit dem Gegenstand wird uns aber leicht begreiflich, wenn wir bedenken, daß die Griechen von der Musik, und zwar von ihrer, uns so unvollkommen bemittelt erscheinenden Musik auf eine ganz rätselhafte, magische Weise affiziert wurden. Hier handelt es sich nun um ein ganz einziges Verhältnis, das sonst, wie uns scheint, in der ganzen Kulturgeschichte nicht mehr so dagewesen ist, nämlich um die innige Relation der Musik zur Erziehung und zum Staatswesen. Wir haben früher die besorgliche Art betrachtet, womit Sparta sich der Musik offiziell versicherte. Es bestand aber überhaupt eine starke Überzeugung von der politischen Seite der Kunst, und diese findet hauptsächlich bei Plato an der wichtigen Stelle de re publica III, 10 ff. ihren Ausdruck. Derselbe hält strenges Gericht über die Tonarten und die Rhythmen, welche in seinem Erziehungsstaat erlaubt sein sollen, und schreitet dann zu einem allgemeinen Satz über die ganze Umgebung des Daseins fort, wobei er die Identität von Schön gleich Gut und Häßlich gleich Schlecht als selbstverständlich festhält; und dann kommt das Spezielle über die Kunstpolizei, die er in seinem Staate für die Nahrung der Jugend nötig fände; die Hauptnahrung liege freilich immer in der Musik, weil Rhythmus und Harmonie am meisten in das Innere der Seele drängen und am festesten darin hafteten. Änderungen in der Musik aber ziehen, wie es an einer anderen Stelle (IV, 3) heißt, die größten Änderungen im Staate nach sich, und darum sollen die Wächter seines Idealstaates ihre Festung auf dem Grunde der Musik errichten.

Platos Forderungen

Solche Aussagen lassen auf eine enorme Erregbarkeit auf einem Gebiete schließen, worin jetzt der ganze Okzident, und selbst der Süden, stumpf erscheint, und von hier aus begreifen wir dann nicht nur die allgemeine Empfindlichkeit für alle Kunst, sondern speziell auch die Möglichkeit der großen dionysischen Erregung, welche bei den Griechen periodisch wiederkehrte.

De legg. III, 15

Vor allem sollten, wie wiederum Plato ausführt, die Gattungen nicht vermischt werden. Hymnen, Klagegesänge (θρῆνοι), Päane, Dithyramben, kitharodische Melodien sollten ihren besonderen Charakter wahren, und man sollte den der einen Melodie nicht für einen Anlaß brauchen, wo die andere am Platze war. Der Entscheid, ob darnach gehandelt werde, und auch das Recht zu strafen, sollte, wie in der guten alten Zeit, nicht bei dem unmusischen Geschrei der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Menge, sondern bei den Gebildeten stehen, welche unter völliger Stille das Aufgeführte bis ans
De mus. 6ff. Ende durchhörten. Auch Plutarch bemerkt, indem er von diesem Beharren auf dem einmal Gewonnenen spricht, welches keine beliebigen Wechsel der Melodien und Rhythmen gestattete, die musikalischen Weisen hätten nicht umsonst Nomoi (Gesetze) geheißen. So konnte sich die alte Musik in ihrer Beschränkung auf wenige Saiten in ihrer Einfachheit und Feierlichkeit behaupten, und zwar in geflissentlicher Abstinenz, da den Künstlern reichere Mittel wohl bekannt gewesen wären, und die früheren (sehr mäßigen) Neuerer hielten sich alle innerhalb des Schönen (καλὸς τύπος). Auch die Poleis, welche ihre Gesetze am besten bewahrten, — Plutarch nennt Sparta, Mantinea, Pellene, Plato Sparta und Kreta — hielten lange streng an der alten Musik fest.

Widerstreben gegen Neuerungen Das Widerstreben gegen musikalische Neuerungen findet seinen deutlichsten Ausdruck in der Geschichte von dem Kitharöden Timotheos von Milet, dem sein Instrument, weil er die Zahl der Saiten von sieben auf elf vermehrt hatte, von den Spartanern weggenommen und in der Halle Skias aufgehängt worden war. Aber dieser Konservatismus war damals (Timotheos starb alt, 357 v. Chr.) selbst für die Spartaner zu spät, und vom Ende des Peloponnesischen Krieges an herrschte das, was Plato als Theatrokratie bezeichnet, zum Schaden der Poesie und des ganzen
Der Verfall geistigen Zustandes von Griechenland. Die Zuschauerschaft war aus einer lautlosen eine laute geworden, als verstände sie, was in musikalischen Dingen schön sei und was nicht. Und wäre es nur wenigstens eine Demokratie freier Männer gewesen. Meister aber wurde der Dünkel aller, alles zu verstehen, der die Frechheit des Urteils im Gefolge hatte. Schuld waren die Dichter selbst, welche in wilder Begeisterung (βακχεύοντες) und der Sinnenlust (ἡδονή) über Gebühr folgend Threnen mit Hymnen, Päane mit Dithyramben mischten, den Kitharliedern Flötenlieder nachbildeten, kurz alles mit allem vermengten und aus Unwissenheit über die Musik behaupteten, dieselbe habe überhaupt kein System (ὀρθότης) und werde am richtigsten nach dem Genusse des Hörers beurteilt, möge dieser etwas taugen oder nicht.

Jedenfalls hatte in dieser Musik, welche nicht männlich, göttlich und den Göttern wohlgefällig war, sondern als eine entkräftete (κατεαγυῖα) und geschwätzige vor die Zuschauermassen gebracht wurde, nicht mehr die Poesie den Vorrang; dafür wurde das Instrumentale sehr mächtig, wie denn berichtet wird, daß von Melanippides an die Flötenspieler nicht mehr vom Dichter ihren Sold empfingen und also nicht mehr unmittelbar von diesem und dem Dirigenten abhängig
Überwiegen des Virtuosentums waren. Ein besonders kritisches Phänomen war wohl auch das Zunehmen des Virtuosentums, welches von dem Ruhm früherer Sänger wohl zu unterscheiden ist, als Riß in den großen früheren Betrieb der Musik. So wie der einzelne Schauspieler jetzt als Pantomimiker oder als Einzeldarsteller von Rollen einen isolierten Ruhm und großen Gewinn erwartet, so war dies jetzt auch beim einzelnen Musiker der Fall.

Diese Entwicklung war eine unaufhaltsame. Wenn auch ein Künstler anfänglich seiner Neuerungen wegen verspottet wurde, so mochte er sich daran erinnern, wie prophetisch Euripides dem Timotheos in einem solchen Falle einst Mut eingesprochen hatte, indem er ihm sagte, das
De legg. II, 6 Publikum werde ihm bald zu Füßen liegen. Plato läßt einen Athener den Verderb, den er notwendig tadeln muß, als unheilbar und weit vorgeschritten bezeichnen; Aristoxenos aber, der erste Musikhistoriker, in der zweiten Hälfte des IV. Jahrhunderts, ist schon ganz laudator temporis acti. Er sagt: *Da die Zuschauermassen zu Barbaren heruntergekommen sind und diese vulgäre Musik in große Verderbnis geraten ist, erinnern wir uns nur noch zu wenigen unter uns, wie die Musik einst war* (Athen. XIV, 31).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

IV. DIE POESIE AUSSERHALB DES BLOSSEN HEXAMETERS

1. Allgemeines

Es kann bei den Griechen eine Zeit gegeben haben, da außer dem Epos und den beiden Gattungen, die Hesiod vertritt, nur Volksmelodien mit Refrains vorhanden waren. Auf diese mythisch-epische, religiöse, festliche, jahreszeitliche Kunst hin entstand die griechische Lyrik dann als eine völlig spontane Schöpfung, nicht wie die abendländische, welche allermindestens den lateinischen Kirchenhymnus zum Präzedenz hatte. Die Elegie kann als eine sehr große Neuerung, als eine Art Abfall erschienen sein.

Vergleichung mit der modernen Lyrik

Der stärkste Gegensatz zur griechischen ist die heutige Lyrik. Diese kennt absolut keine äußeren Schranken und kein Gesetz als das, welches sie für sich selbst sucht, und sucht ferner von dem Gedruckten aus ihren Weg zu den Genießenden; die griechische dagegen war durch ihre Verbindung mit Gesang, Geselligkeit, Instrument und Tanz an eine umständliche Lehre und äußere Ausübung gebunden, so daß sie unmöglich in alle Lüfte zerstäuben konnte.

Allmähliches Sich-Auswachsen der Poesie

Unsere Betrachtung der griechischen Poesie macht nicht den Anspruch einer übersichtlichen Literaturgeschichte; wir haben es nur mit der Poesie als einer freien Äußerung des Lebens und als einer nationalen Kraft zu tun. Die Nation, die einzelnen Stände nehmen je nach Zeit und Gegenden den verschiedenartigsten Anteil daran und der Akzent liegt bald da, bald dort. Von den epischen Rhapsoden abwärts gerät die Dichtung in die verschiedensten Hände; aber sie bleibt hohe Kunst, die Formen werden auf das äußerste respektiert, es dauert lange, bis man von der älteren zu einer neuen übergeht, und geschieht erst, nachdem schon aller mögliche Inhalt in die vorhergehende gegossen worden ist. So wächst sich die Poesie langsam und konsequent aus; die einzelnen Gattungen lösen sich ab, wenn die Stunde ihrer Reife gekommen ist; keine auswärtige Literatur, keine Religion mit auswärtigen Urkunden tritt störend dazwischen: so ist denn auch in der Darstellung die Aufzählung nach den Formen eine unvermeidliche.

Zelebrität einzelner Dichter

Eine große Anzahl von Dichtern genoß eine Zelebrität von Anfang an und behauptet sie auf die Dauer, indem auch ihre Verflechtung in die Schicksale und Taten der Zeit ihnen nichts von ihrer Unvergänglichkeit benahm. Ihre Dichtungen wurden früh und gewiß sehr vollständig gesammelt, und es ist nur Sache des Mißgeschickes, daß außer den Tragikern und Pindar so wenig gerettet worden ist. Die späteren Griechen waren im vollen Besitz ihrer poetischen Urkunden und empfanden dieselben mit dem Bewußtsein einer darin vollzogenen Entwicklung.

Allgemeine Zugänglichkeit der Poesie

Poesie und Volkstum, ja Poesie und Bürgertum entsprachen sich noch. Für diese Dichtung gab es noch keine Trennung zwischen Gebildeten und Ungebildeten; jedem Freien war sie selbstverständlich zugänglich; von ihrer ursprünglichen Grundlage, dem Mythus, wußten arm und reich gleich viel, ebenso wie der Kultus eine Sache jedermanns war. Und dabei war sie doch eine hohe Kunst.

2. Die Elegie

Gewiß gab es in der Volks- und Religionspoesie populäre alte Formen verschiedener Art, aber bis ungefähr 700 v. Chr. war die einzige Kunstform, in welche sich alles schmiegte, der Hexameter, dem sich ja auch Hesiod unterordnete.

Die Form der Elegie

Langsam entstanden die neuen Formen; aber die Griechen hielten dafür das Vorzügliche künstlerisch fest. So war es mit den beiden Gattungen der Fall, die sich nun fast zugleich erhoben, der Elegie und dem Jambus. Jene, der wir uns nun zuwenden, hatte zur Voraussetzung,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß sich mit dem Hexameter sein wunderbares Gegenspiel, der Pentameter, zusammenfand zu derjenigen Verbindung, welche *Elegeion* hieß, hiernach erhielt dann das ganze Gedicht den Namen *Elegeia*, denn man benannte die Gattungen der Poesie gerne nach der metrischen Form und überhaupt nach der äußeren Gestalt; diese Formen aber wurden, sobald man einmal die Wahl zwischen mehreren hatte, mit feinster Rücksicht auf die Art der betreffenden Empfindung und den Zustand der Seele gewählt.

Begleitung durch die Flöte

Zur Elegie gehörte — d. h. wenn man sie sang und nicht bloß rezitierte — immer und ausschließlich die Flöte; als die eigentliche Stelle für ihren Vortrag gilt das Gastmahl, zumal dessen

Ihr Inhalt

letzter Teil, der Komos. Ihr Inhalt ist jede erregte Stimmung und ja nicht etwa nur Klage oder vollends Liebesklage. Die Ereignisse und Zustände der Gegenwart wecken in dem Dichter bald Hoffnung, bald Furcht und bestimmen ihn zu Vorwürfen oder Ratschlägen. Das Erhaltene hat vorwiegend paränętischen Charakter, zum bloßen Gnomischen leicht gedämpft; diese Dichtung spricht schön und bequem, nicht großartig abrupt, wie die späteren lyrischen Formen.

Kallinos, Tyrtäos

Gleich von Anfang an haben wir Reste von sehr bedeutender Art übrig: den schönen Aufruf des Kallinos zur *Tapferkeit* und die *Gesetzlichkeit* sowie die *Mahnungen* des Tyrtäos. Es sind dies Gedichte von großer typischer Wirkung, bestimmt auf Feldzügen abends im Lager nach dem Päan durch einen besonders geschickten Krieger vorgetragen zu werden, der dafür eine größere Portion Fleisch bekommen mochte. Der Lakonismus gestattete keine sogenannte patriotische Beredsamkeit, dafür aber diese gewissermaßen patentierte Elegie. — Kriegszeiten

Archilochos

besangen auch die Elegien des Archilochos, von denen sehr schöne Fragmente erhalten sind,

Fr. 6

darunter das ionisch leichtsinnige Urbild des horazischen: *relicta non bene parmula*. Daneben kommt auch die Freude des Gelages und der Liebe und die Trauer um Verstorbene zum Aus-

Fr. 9

druck; eine Elegie wie die auf die im Meere untergegangenen Freunde wurde wohl etwa beim Leichenmahl vorgetragen; von einem Threnos ist sie wohl zu unterscheiden. — Als dann Ionien den Lydern unterlag, nahm diese eminent ionische Dichtungsart mehr die Wendung zum Genuß

Mimnermos (630—600 v. Chr.)

und zur Liebe. Diesen Übergang bezeichnet Mimnermos, der neben der kriegerischen besonders die erotische Elegie pflegte. In den von ihm erhaltenen Fragmenten überwiegt die wehmütige Betrachtung der Kürze und Hinfälligkeit des Lebens so, daß man an den Koheleth erinnert wird; es sind Aufforderungen zur Freude mit dem dunklen Hintergrund der Unsicherheit. —

Solon

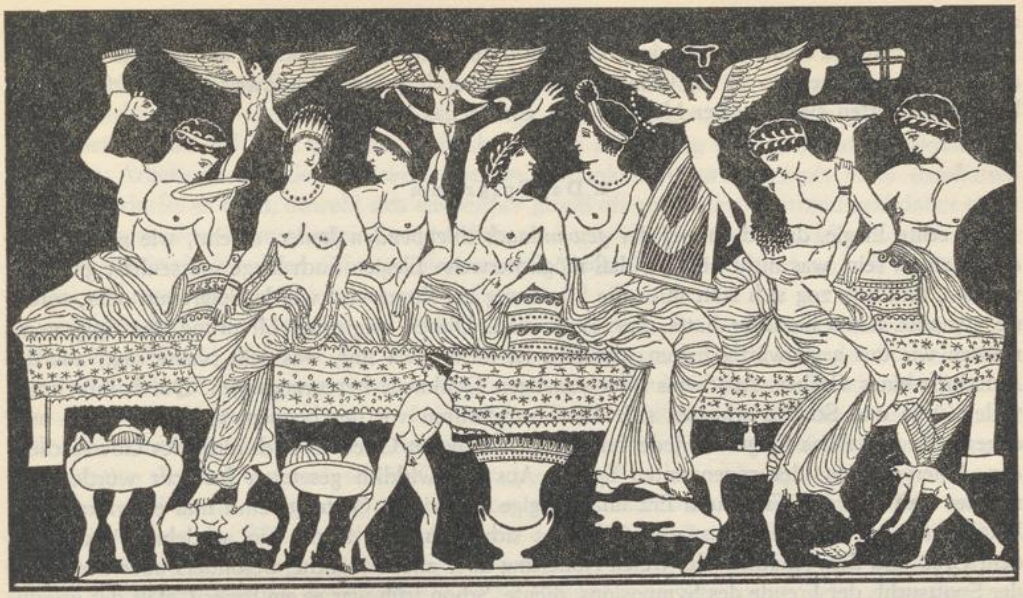
Später legt Solon alle Seiten seines bewegten Lebens in die Elegie hinein, vor und nach seiner Gesetzgebung, in den verschiedensten Tönen, des Aufrufs, der Warnung, der Betrachtung und der Freude.

Theognis (um 500 v. Chr.)

Ein rätselhafter Dichter ist Theognis von Megara. Manches in den etwa 1400 von ihm erhaltenen Versen ist fragmentarisch, und daß die Sachen in richtiger Ordnung stehen, ist nicht zu behaupten; in vielen Fällen wird man sich sagen, daß das betreffende Stück von Anfang an nur als kurzer Spruch gedichtet und kein Fragment sei. Solche Gedichte lesen sich nur eben fragmentarisch, ähnlich wie Hesiods *Werke und Tage*, und die Erklärung für die Kürze liegt oft darin, daß die satte Lebensbitterkeit, die in einem oder zwei Distichen hinlänglich zu Worte kommt, dem Theognis den möglichen elegischen Faden abschneidet.

Eigentlich elegisch sind zunächst (am Anfang) einige Proömien an Götter, welche wohl Anfänge von Elegien sein könnten; sodann die schwermutsvollen Eifersuchtsanreden an seinen jüngeren Freund Kyrnos, welche man schon als Episteln bezeichnen könnte, wie denn überhaupt aus der Elegie, sobald der Angeredete nicht mehr als anwesend gedacht ist, und vollends wenn kein Leidenschaftsverhältnis zu ihm obwaltet, die poetische Epistel wie von selbst entsteht. Die sympotischen Stücke sind zum Teil wohl wirkliche Anreden bei Gelagen. Wir erinnern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Nächtliches Symposion mit Psaltrien und Hetären (Vasengemälde von S. Agata de'Goti. Museum, Neapel)

an das Gedicht, wo er sich als betrunken bekennt, und an das, wo er den Mittelweg zwischen dem Nichts und dem Allzuviel sucht, ferner an die Sachen aus der Zeit des Perserkrieges, z. B. die Gebete um Rettung der megarischen Gemütlichkeit, die Anrede an den Wein, das Weingeschenk, die Entschuldigung, den Entschluß zum Wohlleben, solange es hält, den Vorschlag zur Pause beim Gelage, die Reihe von Distichen. — Die Erotika (von 1231 an) sind zum Teil ganz gewiß von ihm, und wirklich Fragmente von Elegien, auch wohl zum Teil ganze Elegien; jedenfalls ist das meiste alt und von den ähnlichen Gedichten der Anthologie verschieden.

Xenophanes

Schön ist die sympotische Elegie, die Xenophanes für ein Opfer mit Gelage verfaßt hat, von wo er nur wünscht, daß jeder noch ohne Hilfe heimkomme. — Mit Kritias dagegen kommt dann die Aufzählung als rhetorische Verfälschung der Poesie auf, was sie im älteren Epos nicht war; er führt eine Anzahl von Erfindungen nach Gegenden an, um zuletzt zu sagen, die Siegerin von Marathon (Athen) sei die Erfinderin des Tongeschirres, des Kindes von Scheibe, Ton und Kamin. Sehr viel schöner ist das in Hexametern verfaßte Fragment des Kritias über Anakreon; aber die innere Notwendigkeit der Elegie mochte schon damals im Schwinden sein.

Kritias

Antimachos

Lauter Aufzählung zum Ersatz für den fehlenden inneren Drang fand sich denn auch bei Antimachos, und zwar in der berühmten Elegie auf seine verstorbene Geliebte Lyde, wo alles mögliche mythische Unglück zusammengestellt war. Mit Krates spätestens meldet sich dann die Parodie; erhalten ist eine solche auf die Elegien Solons. — Von den eigentlichen Alexandrinern erwähnen wir Alexander von Ätolien, einen Dichter der tragischen Pleiade, dessen elegische Fragmente in sehr dunklem Ton gehalten sind, und den für uns nur durch kleine (wenn auch viele) Fragmente repräsentierten Kallimachos, für den Ovid bekanntlich das Wort hat: Quamvis ingenio non valet, arte valet. Als Kunstimitation lebte die Elegie freilich in Alexandria wieder auf, ein

Krates

Alexander

Kallimachos

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tibull und Properz

echtes Leben gaben ihr aber doch erst die Römer wieder, zu deren innerstem Wesen sie paßte, Tibull und Properz dichten wieder individuell und momentan, und wenn sie auch von den Alexandrinern gelernt haben, so ist das Originale bei ihnen doch außer allem Zweifel; ihre außerordentliche Kraft hatten sie von ihrer Nation, nicht von Hellas her.

3. Das Epigramm

Verhältnis des Epigramms zur Elegie

Die echte Elegie, die Schöpfung der *gewandnachschleppenden Ionier*, scheint, wie gesagt, früh erloschen zu sein, was nicht hindert, daß möglicherweise Elegien noch lange massenhaft gedichtet wurden, und nun zog sich statt ihrer die Stimmung ins Kurze und wurde Epigramm oder, sofern sie sympotischen Charakter hatte, kurzes Skolion. Diesen elegischen Ursprung des Epigramms müssen wir uns gegenwärtig halten; dasselbe ist nicht etwa nur, was sein Name sagt, aus der Aufschrift eines Grabes, Anathems oder sonstigen Denkmals hervorgegangen. Durch ihre kraftvolle Kürze und Schärfe schieden sich diese Aufschriften vor der bequem redenden Elegie aus;

Aufschriften

dagegen bedurfte das Epigramm jedenfalls bei den früheren Griechen noch nicht des Überraschenden, Unerwarteten, der sogenannten Spitze. Aus der wirklich gesetzten Inschrift wurde dann mit der Zeit eine von Stein und Erz unabhängige literarische Gattung. Und nun entwickelte das Epigramm eine wahre Proteusnatur, indem es sich nach allen Seiten hin ausdehnte und außer dem Grab und dem Anathem der freien Äußerung über alles Mögliche, besonders aber der Liebe, der Spottsucht, der Freude des Symposions, diente. Schon früh war es ein freies Gefäß des griechischen Esprit, und wie sehr es als solches dem Geiste der Nation entsprach, erhellt schon daraus, daß es nahezu das zäheste Leben bewiesen hat, bis tief in die byzantinische Zeit hinein.

Simonides

Berühmt als Epigrammendichter war erst Simonides von Keos, der ältere Zeitgenosse des Pindar und des Äschylos, und gerade bei diesem, der auch in der Elegie groß war und in dieser z. B. die Gefallenen von Marathon und von Platää gefeiert hat, zeigt sich der Zusammenhang beider Gattungen, indem viele seiner sogenannten Epigramme eher wie Fragmente von Elegien als wie Grabschriften erscheinen. Schon seine echten Epigramme aber repräsentieren alle späteren wesentlichen Schattierungen. Von ihm ist bekanntlich die Thermopyleninschrift: *Melde, o Fremdling, den Lakedämoniern, daß wir hier liegen, weil wir ihren Satzungen gehorchten.* Wie hier, so zeigt sich auch anderwärts die anfängliche Kraft des Epigramms sehr vollständig. Auch mehrere seiner Privatepitaphien sind innig und schön, wie das Distichon auf das Grab eines Gemordeten und die Anrede des sterbenden Töchterchens, welches die Mutter bittet, dem Vater ein anderes Kind zu gebären.

Einige Distichen für Agonalsieger sagen nur möglichst gedrängt den Ort der Siege, die Kampfesart, den Namen und die Heimat des Siegers; andere für Kunstwerke verfaßte enthalten Angaben von Künstlernamen, entweder ohne weitere Zutat oder auch mit Selbstruhm oder gar mit der höchst prosaischen Nennung des dem Künstler gezahlten Honorars. Neben dem epitaphischen und anathematischen Epigramm ist aber bei Simonides auch der freie Scherz (παίγνιον) und der Spott schon vertreten; ja auf seinen Feind Timokreon gestattet er sich schon eine parodistische Imitation der feierlichen Grabschrift.

Äschylos, Euripides

Nach diesem Blicke auf den vielseitigen Dichter erinnern wir nur im Vorübergehen an die Grabschrift mit Erinnerung an Marathon, die Äschylos für sich selbst verfaßte, an das unübertreffliche Epigramm des Euripides, der den Helios anruft, ob er je schon so etwas gesehen, wie

Plato

den Tod von Mutter und drei Kindern an einem Tage, an die Epigramme Platos, bei dem die Grabschrift auch schon zum bloßen schönen jeu d'esprit wird und Witze, Liebesepigramme und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

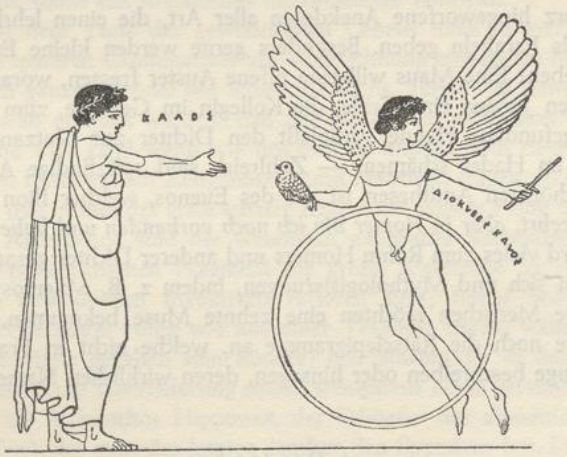
Die Anthologie

Wortspiele, auch zwei Naturbilder schon völlig den Stil der späteren Anthologie zeigen, um uns nunmehr dem Hauptdepositum von Epigrammen, das wir besitzen, eben dieser Anthologie, zuzuwenden.

Grabschriften

Vor allem ist auch hier wieder von den Grabschriften zu sprechen. Die Beziehung zu den Toten war vielleicht bei den Griechen um so viel inniger, als man über das Jenseits unklar war. Der Stein kostete nicht viel, weil er keiner architektonischen Einfassung bedurfte, und so bekam auch die arme Arbeiterin ihr Gedicht, wenn sie ein Andenken hinterließ. Auch eines namhaften Dichters bedurfte es nicht, obwohl sich ein solcher gewiß oft gerne dazu verstand und damit einen im Stein dauernden Ruhm erlangen konnte, denn auch gewöhnliche Leute in Hellas konnten einen schönen Ausdruck für ihren Schmerz finden; was Behandlung und Metrum sei, wußte man darum, weil man von Homer her viel auswendig wußte.

Bezeichnend ist nun besonders die Wahrheit und Offenheit, die aus den Grabschriften spricht. Neben dem ruhigen Blick auf das (noch leer stehende) eigene Grab kommt der Schmerz über den Tod der Angehörigen ungescheut zu Worte; man darf herzhaft über das Schicksal klagen und jammern und hat gegen das furchtbare Leiden keine Ergebenheitsmiene nötig. Anderseits geschieht auch das Glücklichpreisen solcher, denen es gut gegangen ist, höchst unbefangen, so daß man die Taxation des Lebens und seines Glückes ganz deutlich kennenlernt, und der genossenen Erdenlust wird gerne Erwähnung getan. Schon relativ früh schleicht sich dann auch für berühmte Menschen das Bild ein, wie sie sich unter den Seligen befinden und wen sie dort treffen mögen, während gewiß erst spät der Heidenhimmel auftaucht, da die Seele, des Leibes ledig, zu den himmlischen Pfaden emporschaut oder im Himmel ihren Sitz suchen geht, allwo Orpheus und Plato sind. Dafür nimmt natürlich der Hades einen breiten Raum ein, ohne daß vom dortigen Wiedersehen viel die Rede wäre; nur Mutter und Kind denkt man sich auch hier gerne vereinigt. Daneben kommt auch die Negation jeglichen Fortlebens im Hades vor.



Ganymed und Eros (Nolanische Diota. Vorder- und Rückseite)

Das erotische, sympotische und spöttische Epigramm

Unerschöpflich ist das Epigramm, sofern es sich an die Elegie anlehnt und erotischen, sympotischen, spöttischen Inhalt hat. Hier kommt seine natürliche Neigung zur Antithese zur Geltung, wozu schon die Form des Distichons einlädt; es kann die süßeste Lyrik enthalten, aber ebensogut und mit ganz besonderer Prägnanz durch die Paarung von Gegensätzen den Witz und Hohn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ausdrücken, es kann schildern und stechen und hat so mit der Zeit neben seinen vielen anderen Funktionen auch die des archilochischen Jambus übernommen. Die Komik war ihm durch die schöne, feierliche Form sehr erleichtert, welche jeden Augenblick an Homer und die Elegiker anklang, während der Inhalt den geraden Gegensatz dazu bilden mochte. Selbstverständlich spielt auch das Wortspiel — freilich bisweilen bis ins Frostige — eine große Rolle. Gerne kleidet sich der Spott in die scheinbare Verteidigung: *Man sagt, du habest deine Haare gefärbt, o Nikylla, während du sie doch rabenschwarz gekauft hast.*

Ruhige Weltbetrachtung

Neben diesem Epigramm, von dem wir nicht wissen, wie oft es zur direkten anonymen Invektive gegen Personen gedient haben mag, steht dann, gleichfalls aus der Elegie abzuleiten, das zum Teil völlig gnomische Epigramm der ruhigen Weltbetrachtung. Eine Menge von Urteilen über Leben, Schicksal und Sittlichkeit wird so ausgesprochen, bisweilen abstrakt, oft auch mit Anlehnung an irgendeinen Namen. Treffliches bietet Lucian in epideiktischen Sätzen wie:

Nimmer ist Eros der Frevler am Menschengeschlechte, die wilden
Triebe des Menschengeschlechts stecken sich hinter den Gott.

Er kann sogar ganz religiös sein, wenn ihm zu trauen wäre:

Mag unziemliches Handeln den Menschen entgehen, den Göttern
Schon im Gedanken daran sicher entziehst du dich nicht.

Epideiktisches Epigramm

Epideiktisch ist also zunächst im Epigramm der eigentliche Sinnspruch, d. h. irgendein ins Kürzeste und Schönste gezogener Satz aus Moral, Leben, Beobachtung, der etwa auch in paränetischer Form als Anrede des Dichters an sich und andere gefaßt ist, wie wenn z. B. der nämliche Lucian einem anderen die Unbeständigkeit seines Glückes weissagt. Sodann kleine Genrebilder und kurz hingeworfene Anekdoten aller Art, die einen lehrhaften Zug haben und sich oft geradezu als Parabeln geben. Besonders gerne werden kleine Ereignisse aus der Tierwelt pikant beschrieben: Eine Maus will eine offene Auster fressen, worauf diese zuklappt; eine Schwalbe bringt ihren Jungen eine Grille, die Kollegin im Gesange, zum Futter; die über ihren Küchlein erfroren gefundene Henne veranlaßt den Dichter zur Nutzanwendung, Prokne und Medea sollten sich im Hades schämen. — Zahlreich sind spitzfindige Antithesen in sachlichen Bildern; eine der schönsten Antithesen ist die des Euenos, welcher Ilion sagen läßt: *Asche der Zeiten hat mich verzehrt, aber in Homer bin ich noch vorhanden und habe meine ehernen Pforten noch.* Überhaupt wird vieles zum Ruhm Homers und anderer Dichter gesagt. Auch Exklamationen des Lesenden finden sich und Mythologisierungen, indem z. B. Mnemosyne beim Anhören der Sappho fürchtet, die Menschen möchten eine zehnte Muse bekommen. Endlich gehören dem epideiktischen Genre noch die Rätselepigramme an, welche nicht in Frageform gefaßt zu sein pflegen, sondern Dinge beschreiben oder hinsagen, deren wirklichen Namen oder Bedeutung man erraten muß.

4. Der Jambus

Ursprung der Invektive

Die holde Anmut der bisherigen daktylischen Poesie wird vom VII. Jahrhundert an durch eine herbe, von Anfang an der persönlichen Invektive dienende Form, den Jambus, geschnitten. Daß die Invektive bei den Griechen sich diese Form fand, wird damit entschuldigt, daß *auch der strafende und herbe Ton an seiner Stelle sein könne, wenn er von einer erhebenden großartigen Vorstellung der Dinge, wie sie sein sollten, ausgehe.* Sehen wir also davon ab, der künstlerischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Berechtigung auch eine sittliche beizugesellen und geben wir einfach zu, daß die Schmähung von Individuum gegen Individuum zur Kunstgattung erhoben wurde. Wir wüßten nicht, daß irgendein altes Volk ähnliches gehabt hätte; später hat die Sirventese bei den Provenzalen diesen Ton wieder angeschlagen.

Mehr schon als mit der Komik der alten Poesie war der Jambus mit den Spottreden verwandt, die bei großen Festen und Weihen, wie den Eleusinien, üblich waren und in den Fröschen des Aristophanes nachgebildet sind. Auch dies Necken und Spotten hieß Jambos. In die Literatur aber wurde diese Gattung durch Archilochos von Paros eingeführt, einen Dichter, von dessen Eigenart wir uns leider kaum einen genügenden Begriff machen können, da von seinen iambischen Fragmenten nur ganz wenige Zeilen zu der gewöhnlichen Charakteristik passen; vielleicht mochten ihn die späteren Literatoren nicht mehr gerne zitieren.

Archilochos

Eine sehr hohe Stellung nimmt Archilochos in der Geschichte der poetischen Formen ein. Seine Metren sind, je nachdem der schwächere Taktteil voran- oder nachtritt, der Jambus und der Trochäus. Beide haben leichten und raschen Gang, der Jambus dient mehr dem Ausdruck des Zornes und der Bitterkeit, in den Trochäen sieht O. Müller eine Mittelgattung zwischen dem Jambus und der (von Archilochos ebenfalls kultivierten) Elegie, so daß sie weniger Schwung und Adel der Empfindung und mehr den Ton des gemeinen Lebens haben als diese. Die Verse aber waren der aus drei Dipodien bestehende iambische Trimeter und der aus vieren bestehende trochäische Tetrameter. Beide haben sich durch alle Zeiten als die gesetzmäßigen Formen bestimmter Arten der Poesie erhalten, schon Archilochos aber hat sie so vollkommen gebildet, daß später nichts Wesentliches mehr daran zu bessern war.

Metren des Archilochos

Art des Vortrags

Was den Vortrag betrifft, so wurden die Jamben im allgemeinen nicht gesungen oder doch noch nicht eigentlich gesungen, sondern rhapsodiert. Das Saiteninstrument, das zur Begleitung der Jamben diente, war wohl schon seit Archilochos die dreieckige Jambyke.

Realismus

Archilochos hielt sich dem Tone des gewöhnlichen Lebens nahe in vielfach wirklich rauhen Redeweisen, welche die späteren Grammatiker zur Aufzeichnung eingeladen haben, und auch seine Nachfolger führen einen ganzen Trödel des äußeren Lebens, zumal des Essens, und viel Lokales mit sich; dabei mag daran erinnert werden, daß der Jambus an sich schon nach Aristoteles der gewöhnlichen Rede nahe war. Und wenn wir uns nun überhaupt nach dem Grunde der großen Wirkung dieses genialen Lästerers auf Zeitgenossen und Nachwelt fragen, so möchte es im ganzen darauf hinauskommen, daß in ihm der erste scharfe Realist mit vollem Hohn unter die Poeten trat.

Simonides von Amorgos, Solon, Hipponax

Die Nachfolger des Archilochos sind der wesentlich gnomische Simonides von Amorgos, von dem wir außer einem pessimistischen Fragment die große allgemeine Satire gegen die Weiber haben, während seine individuellen Invektiven verloren sind; ferner Solon, dessen treffliche politische Jamben teilweise schon völlig wie aus einer Tragödie tönen, während ihr Inhalt ganz gut auch in elegischem Maße gegeben sein könnte; hier sowohl als in den munter spaßenden Trochäen findet sich, soweit die Überlieferung reicht, wenigstens keine persönliche Invektive. Diese pflegte dafür so giftig als Archilochos Hipponax, der Schöpfer des absichtlich unschönen Hinkjambus (τρίμετρος σκάζων), der statt des letzten Jambus den Spondeus hat. Daneben übte er auch die allgemeine Sittensatire, indem er das Leben realistisch von der törichten Seite schilderte.

Spätere Jambik

Mit der Zeit wird dann der Jambus das Gefäß für alles mögliche, so gut wie der Hexameter und das Distichon. Das Gnomische wurde wesentlich in diese Form geprägt, zumal seitdem der Trimeter der Vers des dramatischen Dialoges geworden war und durch Euripides und die neuere Komödie seine dramatisch sententiöse Ausbildung erhalten hatte. Von dieser späteren gnomischen Verwendung geben uns z. B. die Trimeter des Zynikers Krates eine Vorstellung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Öffentlichkeit der Poesie als Kulturbedeutung

Ehe wir zu den höheren Formen der Lyrik übergehen, wollen wir hier die Frage zu beantworten suchen, warum Poesie, Musik und Tanz der Griechen ein unumgänglicher Teil ihrer Kulturgeschichte sind. Für uns ergibt sich folgendes:

Von Anfang an an Vorbild und Geschenk der Götter geknüpft, sind sie ein selbstverständlicher Besitz der Nation oder allermindestens einer ganzen Polis und nicht bloß einer Schicht von Gebildeten; sie sind öffentlich.

Vom Aöden geht ihr Betrieb auf den Rhapsoden über; aber auch jetzt dauert die äußerste Bemühung der Nation fort, ihren ganzen Mythus und besonders Homer in der Tradition festzuhalten, und auch später, als alles Hexametrische künstlich und gelehrt fortgesetzte und nachgebildete Literaturgattung geworden ist, dauert gewiß soviel als möglich noch das öffentliche Rezitieren.

Wir haben uns ferner an den langen und ernsten Zusammenhang der Dichtung mit der Musik zu erinnern. Solange als möglich war auch hier alle Mitteilung und Tradition eine mündliche. Die Massenhaftigkeit aber des öffentlichen Consumos bei Götterfesten und anderen festlichen Gelegenheiten (neben den noch immer rezitierenden Rhapsoden) ist eine enorme; und auch wo nicht die Öffentlichkeit, sondern die Geselligkeit das Medium ist, bildet sich dennoch ein populärer Ruhm: Elegiendichter werden weit und dauernd bekannt.

Das Entstehen einer reicher bewegten, vielgestaltigeren Lyrik ist als kulturgeschichtliches Faktum vom VII. Jahrhundert an zu verfolgen. Schon vom alten Volksgesang wird sie wohl die strophische Form übernommen haben; dieser wird, indem er seine Melodie einige Male wiederholt, früh auf strophenähnliche Gebilde verfallen sein. Nun aber treffen wir von Anfang an auf zwei

Die dorische und die äolische Lyrik

Hauptrichtungen: die dorische Lyrik des Chorgesanges und die äolische individuelle Lyrik. Jene wird zuerst bei den Dorern im Peloponnes und in Sizilien höher ausgebildet, um sich dann über ganz Griechenland zu verbreiten. Ihre Sprache ist ein gemäßigter Dorismus oder vielmehr der epische Dialekt mit dorischer Zutat; sie wird von Chören gesungen, die sich rhythmisch bewegen, und es herrscht ein umfassender künstlicher Strophenbau, der durch die Bewegungen des Chores insofern auch dem Auge verdeutlicht wird, als dieser während der Strophe vorwärts geht, während der Antistrophe diese Bewegung zurückmacht und während der Epode stillesteht. Der rhythmische Bau ist äußerst vielartig; der Inhalt feierlich und meist öffentlich; Götterfeste, Feierung berühmter Bürger und Agonalsieger, Hochzeiten und Bestattungen verlangten Chöre, deren Inhalt nicht das

Äolische Lyrik

Individuelle, sondern das von vielen Mitzuempfindende, Offizielle war. Die äolische Lyrik dagegen blühte in Kleinasien und besonders auf Lesbos; sie wurde durch einzelne vorgetragen, die sich mit der Lyra oder sonst einem Saiteninstrument und mit den angemessenen Bewegungen begleiteten, und setzte sich entweder aus gleichen Versen oder aus kurzen, überaus schön lautenden Strophen, etwa von drei gleichen und einem ungleichen Verse zusammen, die, wie die alkäische, sapphische usw., gleichmäßig und ohne Epode aneinandergereiht wurden. Während hier der rhythmische Bau sehr gleichartig ist, ist der Inhalt in Vorstellungen und Gefühlen die Seelensache des einzelnen, individuell im höchsten Sinne, auch wo er den Staat betrifft.

Alkäos (um 600 v. Chr.)

Die äolische Lyrik hebt für uns mit Alkäos von Mitylene an, von dem wir gerne wüßten, ob er der eigentliche Schöpfer der Odenform sei. Das Altertum kannte von ihm Lieder des Parteikampfes und Ermunterungen zu Krieg, Wein und Liebe, auch Hymnen, welche, soweit unsere hypothetische Rekonstruktion uns lehrt, stark episch gewesen zu sein scheinen. Seine Fragmente zeigen Verse und Strophen verschiedenen metrischen Charakters; er erscheint hier als ein Dichter

Fr. 15

von seltener Kraft und gewaltigem Feuer; denken wir nur an das schöne Fragment, wo er sein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Haus als Arsenal schildert, oder an dasjenige, das zum Freudentrunk nach dem Tode des Tyrannen auffordert und dem Horaz das *nunc est bibendum* nachgedichtet hat. Seine Rechtfertigung wird dieser Dichter immer in seinem leidenschaftlich bewegten Gemüt haben; er besitzt daran das echte, das der lyrische Dichter haben muß. *Fr. 20*

Seine Zeitgenossin ist Sappho, die er mit dem Worte anredet: *Dunkellockige, reine, süßlächelnde Sappho, ich möchte ein Wort sprechen und darf es nicht.* Daß die späteren Athener sie für eine Buhlerin hielten, kommt daher, daß ihre Naivität und die freiere äolische Frauenlebensweise (wie auch die der Dorerinnen) nicht mehr verstanden wurden. Den Jüngling, den sie liebte und besang, hat sie nie genannt; Phaon ist eine lesbische Märchenfigur, und ebenso ist der Sprung vom *Sappho (um 600 v. Chr.)*



Kopf der Sappho (Goldmünze von Mytilene. Münzkabinett, Paris)

leukadischen Fels eine späte Fiktion. Sie war eine gelehrte Künstlerin so gut als ihre Rivalinnen Gorgo und Andromeda, wohl auch Lehrerin ihrer jüngeren Freundinnen, an die sie einige von ihren Liedern gerichtet hat; denn *musische Bildung und Grazie des Benehmens galten in diesen Verhältnissen als das Höchste.* Wenn auf einem schönen Relief zwei Frauen dargestellt sind, welche ein Musikinstrument halten, ohne darauf zu spielen, und einander dabei gegenseitig umschlingen, so mögen wir darin ein Bild für derartige Beziehungen zwischen musisch begabten Frauen sehen. Von dem Wenigen, das in einiger Vollständigkeit von ihr vorhanden ist, ist das herrliche Lied an Aphrodite das besterhaltene; das Altertum aber hatte von ihr neun Bücher lyrischer Lieder und außerdem noch Epigramme und Elegien; eine Nachbildung ihrer teilweise in Hexametern gehaltenen Hymenäen ist Catulls *Vesper adest.* Als Schülerin von ihr galt eine berühmte, jung verstorbene Freundin, Erinna, deren Gedicht, die *Spindel,* 300 Hexameter umfaßte. (Vgl. Bergk, S. 375.)

Ungefähr von 540 bis 520 v. Chr. blühte Anakreon, ein Ionier aus Teos. O. Müller urteilt, *der Geist des ionischen Stammes sei in ihm alles tieferen Ernstes entblößt und betrachte das Leben nur als wertvoll, insofern es durch Geselligkeit, Liebe, Musik und Wein verschönert werde, der Dichter zeige nicht die tiefe äolische Glut, sondern es komme ihm auf den Genuß des Momentes an.* Er und Ibykos lebten am Hofe des Polykrates, nach dessen Sturze ihn Hipparch nach Athen holen ließ; auch bei anderen Herren mag er noch weiter gelebt haben. Seine (echte) Dichtung ist stark mit Bezügen auf Polykrates und dessen geliebte Knaben angefüllt, mit denen er jung zu sein wünscht. Ferner hat er Gedichte auf Hetären; auch ein Hohngedicht findet sich bei ihm, auf den von der Eurypyle ihm vorgezogenen Artemon. Die Sprache ist der des täglichen Lebens näher, der Rhythmus loser und freier, die Strophen willkürlicher; von ihm ist der kurze anakreonteische Vers, der dann in den nachgemachten Liedern vorherrscht. *Anakreon*

Daß nach Anakreon das individuelle griechische Lied verstummt sei, kommt uns nicht recht glaublich vor, da die Seele solches jederzeit hervorzubringen pflegt. Unser größter Verlust ist, *Verstummen dieser Lyrik für uns*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß wir schon von den berühmtesten individuellen Lyrikern so wenig mehr besitzen; aber hätten wir nur wenigstens die späteren und sekundären noch, von welchen jeder Name und jede Erwähnung fehlt!

Das Skolion

Zur individuellen Lyrik gehört endlich diejenige bestimmte Gattung von Trinkliedern, die von einer musikalischen Freiheit, welche man sich dabei erlaubte, Skolion, d. h. das Krumme, Verbogene, hieß. Man war beim Symposion mit Toasten noch nicht heimgesucht; dafür gab man die Lyra oder einen Myrtenzweig an der Tafel herum und reichte sie denjenigen einzelnen, von welchen ein gutes Lied oder ein Spruch zu erwarten war; wir haben es also mit dem Rundgesang als eigener poetischer



Trinkgelage (Vasengemälde. Antikenkabinett, Wien)

Gattung zu tun. Es sind meistens kurze Strophen, deren Rhythmen sehr verschieden, wesentlich aber die äolischen sind. Oft mochten sie von den Teilnehmern des Symposions gedichtet sein, aber auch die größten, zumal äolischen Dichter waren gerade für bekannte Skolien namhaft, von Terpander an, der (laut Pindar) diese Gattung sogar erfand. Das Skolion aller Skolien ist das schöne *Trinke mit mir und sei jung mit mir und liebe mit mir und trage mit mir den Kranz! Sei töricht mit mir und sei wieder weise, wenn ich weise bin!* Wir sehen hier in eine Fülle von Anmut hinein und können froh sein, daß uns eine Andeutung davon erhalten ist, wie ja auch die paar allerliebsten Reste von griechischer Volkspoesie, die sich erhalten haben, uns ahnen lassen, welcher Reichtum an Allerschönstem auf alle Zeiten verhallt sein mag.

Bergk (S. 380 und S. 530,22)

6. Die chorische Lyrik

Die alten Chortänze

Chortänze mit Gesang waren bei den Griechen überall alt und wurden besonders bei den Dorern leidenschaftlich geübt, lange wohl mit einfachen musikalischen Refrains, wie das Lied der Elierinnen an Dionysos und wie das olympische Siegeslied (mit dem τήνελλα καλλίνικε). Götterfeste, Siegespomp bei den Agonen, Vermählungen und Todesfälle waren die nie ausgehenden Hauptanlässe, und so entstanden beständig Prosodien, Hymnen, Hyporcheme, Parthenien, Päane, Hymenäen und Threnoi.

Aufschwung durch die Entwicklung der Musik

Diese ganze Gattung nahm nun mit der großen Ausbildung der Musik (samt Rhythmik und Metrik) durch Terpander, Olympos und Thaletas (bei dem auch der Tanz ebenso wichtig ist) einen höheren und vielseitigen Aufschwung. Vorhanden sind freilich nur Überbleibsel, aber bei dem Aufwande, den die Polis und die einzelnen für diese Aufführungen machten, läßt sich ahnen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wie groß der Betrieb war, und zwar wurde auch hier alles agonal; in Athen wetteiferten u. a. die Phylen in Chören, und die Choregie wurde eine wichtige Pflicht der Bürger. Überhaupt hatte jede bedeutendere Stadt, besonders im dorischen Peloponnes, ihre Chorlehrer (χοροδιδάσκαλοι), welche sich die Aufstellung und Einübung von Chören zur Aufgabe des Lebens machten, und so entstanden von all den genannten Gattungen neben den alten, einfachen und populären Formen, die sich auch noch erhielten, reiche Kunstformen. Dabei wurde die Metrik sich eines unermeßlichen Reichtums bewußt, womit sie Dichtung, Musik und Tanz gleichmäßig durchdringen konnte; aber freilich haben wir hiervon nur die Dichtung.

Alkman

Die Reihe der chorischen Dichter beginnt für uns mit Alkman, der in der zweiten Hälfte des VII. Jahrhunderts blühte. Er war der Sage nach ein Lyder, der als Sklave jung nach Sparta kam und dort freigelassen wurde. In der Musik konnte er schon auf Terpander und Thaletas fußen und macht dabei aber auch darauf aufmerksam, daß er Neues schafft. Den Chor behandelt er nicht, wie Pindar, als sein bloßes Organ, sondern spricht von ihm, zu ihm und mit ihm und läßt ihn auch im Plural sprechen. Von ihm gab es Chorgesänge der verschiedenen genannten Gattungen zur Feier von Göttern und Menschen — einem Parthenion, d. h. einem für Jungfrauen zu singenden Liede, gehört das größte Fragment an, welches erhalten ist —; doch war er auch Dichter von Liebesliedern, die wohl von einzelnen zur Kithar vorzutragen waren. Er bediente sich verschiedenartiger Verse und Strophen; sein Dialekt war der dorisch-spartanische, doch gar nicht unbedingt, sondern bisweilen fast episch, mit bloßem dorischen Anklange.

Stesichoros (643—560 v. Chr.)

Auf Alkman folgt Stesichoros, ein Bürger des ionisch-dorischen Himera auf Sizilien, aber von ozolisch-lokrischer Abstammung. Die wichtigste Neuerung, die von ihm berichtet wird, ist, daß er den epischen Stoff massenhaft in die chorische Lyrik einführte. Damit entsprach er einem dringenden Bedürfnisse; denn die chorische Lyrik jeglicher Gattung konnte, wenn sie nicht einförmig werden wollte, auf die Länge den Mythus nicht entbehren, sie mußte ein episches Element in sich aufnehmen. So finden wir denn bei Stesichoros Mythen von Herakles, Pelias, Meleager und aus dem thebanischen und trojanischen Kreise, auch pathetische Zeitereignisse.

Und nun sind von Stesichoros ein paar Fragmente von ganz supremer Schönheit erhalten, wie der Traum Klytämnestras und die wundervolle Stelle über Helios, wie er die goldene Schale, die Sonne, besteigt und nach dem anderen Ende der Welt hinüberfährt. Bei dieser Behandlung erhielt der Mythus ein zweites, lyrisch erhöhtes Dasein; natürlich aber ging der Dichter, da er das Lob einzelner Gestalten zum Gegenstande seiner Gesänge machte, auch sehr frei damit um, zumal bei der Gelegenheit, da er mit seiner eigenen Person in den Mythus verflochten erscheint.

Arion (um 600 v. Chr.)

Arion, ein Lesbier aus Methymna, bildete den (an sich uralten) Dithyrambos aus, indem er zuerst diese Äußerung dionysischer Erregung, deren Charakter von jeher jauchzende Lust und wilde Trauer gewesen war, zu Korinth in die Form des Chorgesanges brachte und ihr so ein kunst- und würdevolles Gepräge gab. Es waren kyklische Chöre, d. h. solche, die sich im Kreise um einen Altar bewegten, und hier herrschte nicht die Flöte, sondern die Kithar vor, wie denn Arion der größte Kitharöde war. Erhalten ist weder von seinen Dithyramben noch von seinen Hymnen etwas; das Gedicht auf Poseidon, das unter seinem Namen geht, ist gefälscht.

Ibykos

In der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts blühte Ibykos aus Rhegion, ein Wanderdichter, der auch lange bei Polykrates auf Samos war, dessen Knaben er u. a. besang. Er muß mit Stesichoros viel Verwandtes gehabt haben; doch hat man einigen Begriff offenbar nur von seinen Liebesliedern. Nach den zum Teil sehr schönen Fragmenten zu urteilen, war es wahrscheinlich ein Mythus (z. B. von Ganymed oder Tithonos), der, in solchen Liebesliedern behandelt, ihnen die nötige Konsistenz und jedesmalige Neuheit gab.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Simonides von Keos (556—468 v. Chr.)

Mehr eine vielseitige und betrachtende als eine lyrisch ergreifende war die Begabung des Simonides von Keos. Derselbe lebte als Chorlehrer in seiner Heimat, meist im Chorhaus (χορηγεῖον) beim Apollotempel. Daneben aber besaß er hohes Ansehen und Einfluß bei Hipparch von Athen sowie bei thessalischen Großen, und bei den sizilischen Tyrannen war er so angesehen, daß er z. B. 476 am Flusse Gelas einen Frieden zwischen Hieron von Syrakus und Theron von Agrigent vermitteln konnte. Er bekam die Helden des Perserkrieges offiziell mit Grabschriften und Gesängen (Elegien) zu feiern, und groß war die Menge seiner Siege in musischen Agonen. Seine Muse war die erste, die ihre Gaben um Geld verkaufte. Mit ihm erst wird der Siegesgesang (Epinikion) von den Chordichtern kunstreich ausgebildet (wie auch die Siegerstatue erst ungefähr von 540 an gewöhnlich wird). Seine Epinikien waren vielleicht im Sinn und Bau schon sehr den pindarischen ähnlich; auch sie verflochten den Preis mythischer Heroen mit dem Lobe des Siegers und wandten allgemeine Lebensbetrachtungen und Sentenzen auf die spezielle Lage desselben an; daneben fand sich eine milde und humane, aber auch laxionische Beurteilung sittlicher Verhältnisse. Von seinen Klagegesängen (θρῆνοι) ist das sehr schöne Fragment mit dem Klagegesang der Danae zum tiefen Schlummer des (Perseus-) Kindes erhalten; seine Art war *nicht erhaben wie Pindar, aber desto rührender zu klagen*, auch gedachte er mehr der Hinfälligkeit des Daseins, als daß er in Pindars Art das Jenseits gepriesen hätte. Seine Gedanken malte er viel feiner und vielseitiger aus als dieser; die Ausdrucksweise war schmiegsamer und weniger befremdlich.

Wie in seinen Epigrammen, so hat Simonides in seinen Chorgesängen, und zwar hier vielleicht zuerst unter den Dichtern, die Antithese, die in der Rhetorik später eine so große Rolle spielen sollte.

Bakchylides

Der Schwestersohn und Schüler des Simonides und Pindars Rivale an den sizilischen Höfen war Bakchylides, ein feiner und zierlicher, noch mehr auf die Reize des Privatlebens, Liebe und Wein, gerichteter Dichter. Bei ihm ist alles chorisch, auch die erotischen Lieder und die sehr schönen für Gelage verfaßten. Er ist unter diesen chorischen Dichtern weit der durchsichtigste, und doch wäre *Fr. 13* vielleicht z. B. der schöne Päan auf die Wohltaten des Friedens in einfacher äolischer Strophe und selbst als Elegie noch schöner; wirklich ist auch das schöne Fragment, welches das Lob des *Fr. 27* phantasieerhöhenden Weines enthält, in einer viel einfacheren, vierzeiligen Strophenform gedichtet. Der sanften und bequemen ionischen Elegie nähert sich überhaupt der Ton des Dichters.

Unsere ganze Kunde von der chorischen Poesie ist, abgesehen von der Unmöglichkeit, sich von Musik und Orchestik eine richtige Vorstellung zu machen, schon darum einseitig, weil uns vollständig nur ein Stoß Epinikien erhalten ist, von einem Dichter, welcher im Altertume für alle *Pindar* Gattungen seiner Schöpfungen berühmt war: dies ist Pindar, in dem wir den Vertreter der feierlichsten Gelegenheitsdichtung haben.

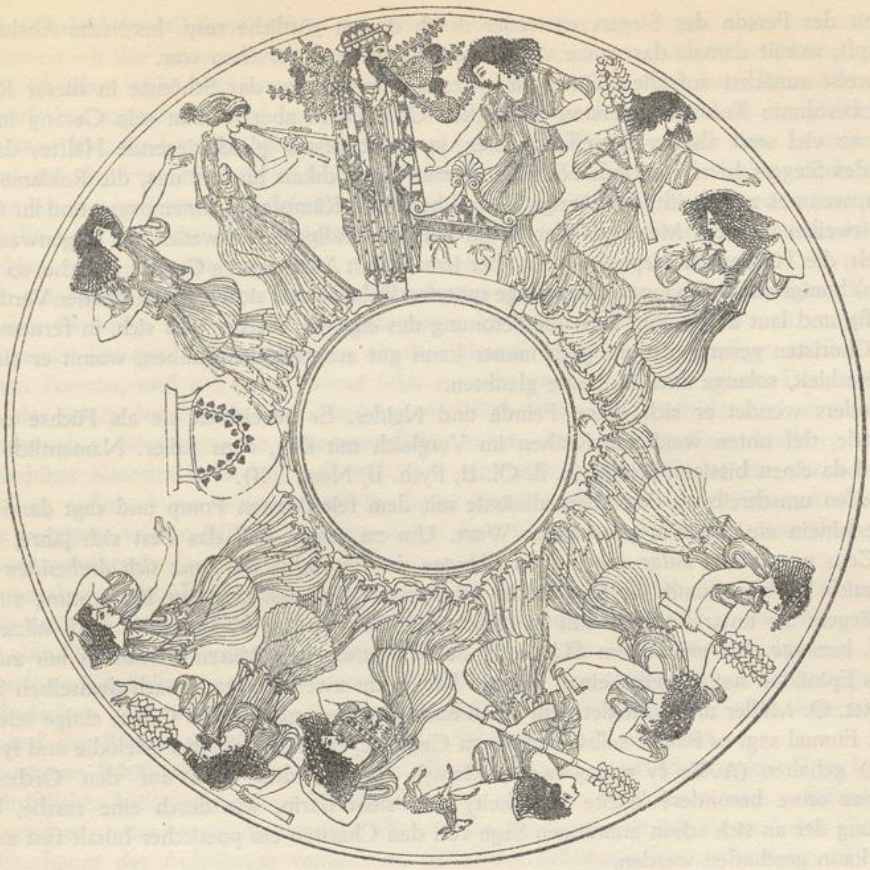
Er war 522 v. Chr. geboren und starb über achtzigjährig. Selber von schwacher Stimme, lebte er ausschließlich für chorische Musik und Poesie, ein frommer und auch von den Göttern geliebter Mann und als Chordichter ein großer Theologe, was damals kein Priester war. Bei seinen Epinikien

Soziale Bedeutung der Epinikien

sehen wir zunächst in die große soziale Bedeutung der chorischen Lyrik hinein. Es war ein anerkannter Höhepunkt des Lebens, nicht nur, wenn man in Olympia, Delphi, Nemea und Korinth siegte und sogleich an Ort und Stelle mit einer kurzen Ode gefeiert wurde, sondern wenn man, zu Hause angelangt, die Ehre eines längeren Gesanges empfing. Hierfür honorierte man den Dichter hoch genug, daß er dafür andere Arbeiten hintansetzen konnte.

Pindar wünscht nun nichts mehr, als sein ganzes Leben hindurch, ausgezeichnet überall bei den Hellenen durch Weisheit, mit sieggewinnenden Männern zu leben (νικαφόροις ὁμιλεῖν). Natürlich haben wir es nur mit solchen zu tun, welche reich genug waren, den Dichter und den Chor zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Thyadenfest auf dem Parnaß (Kylix des Hieron. Museum, Berlin)

bezahlen, und Pindar schätzt denn auch den Reichtum hoch: wer den mit Tugenden geschmückten Reichtum (πλοῦτος ἀρεταῖς δεδαιδαλμένος) besitzt, der weiß nach ihm ja sogar die Zukunft, d. h. wohl die Dinge des Jenseits, und während an und für sich das Wasser (als Grundbedingung des physischen Daseins) das Beste ist, folgt darauf gleich das Gold.

Inhalt und Komposition

Was nun den Inhalt und die Kompositionsweise der Epinikien betrifft, so ist vor allem zu beachten, daß Pindar nicht die Schilderung des betreffenden agonalen Sieges selbst gibt, was eine unerträgliche Einförmigkeit würde hervorgebracht haben, sondern die Feier des Siegers. Für seine Kunst aber geben den eigentlichen Maßstab nur die längeren, mit Muße gearbeiteten, auf genauer Kunde über diesen Sieger, seine Genealogie, seine Angehörigen, Hauskulte, Heimat usw., beruhenden Oden. Vor allem hat er häufig den Vorteil, eine ganze Siegerfamilie mitpreisen zu können. Die eigentliche Substanz seiner Poesie aber sind Mythen, durch welche ein starkes episches Element in die meisten dieser Oden kommt, aber in rascher glänzender Darstellung, indem die Erzählung hier nicht wie im Epos verfährt, sondern nur die Züge hervorhebt, die zur Entwicklung eines bestimmten Gedankens beitragen, in dessen Dienste sie steht. Diese Mythen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sind mit der Person des Siegers entweder durch dessen göttliche resp. heroische Abstammung verknüpft, womit damals das ganze vornehme Griechenland versehen war.

Preis des Gesanges

Er preist zunächst auf allen Tönen den Gesang als solchen; das Schönste in dieser Richtung ist der berühmte Anfang der ersten pythischen Ode. Dann aber ist ihm sein Gesang in specie gerade so viel wert als der betreffende Sieg, ja er ist dessen gleichwiegende Hälfte; das volle Glück des Siegers beruht darauf. Nur die enorme Feierlichkeit hindert uns, die Reklame zu erkennen, wenn es z. B. heißt, der einzige Spiegel herrlicher Kämpfe sei Mnemosyne und ihr Gesang, oder bisweilen sei dem Menschen der Wind am notwendigsten, bisweilen die Regenwasser des Himmels, die Töchter der Nephele, wenn aber jemand mit Anstrengung Großes erreiche, so gebe es (für ihn) honigtönende Hymnen, Grundlage späteren Ruhmes und sicheres Pfand hohen Verdienstes.

Selbstlob

Häufig und laut ist bei ihm auch die Betonung des eigenen Wertes, was sich, in fernem Lande durch Choristen gesungen, unmöglich immer kann gut ausgenommen haben, womit er sich aber im Preise hielt, solange ihm die Leute glaubten.

Polemik

Besonders wendet er sich gegen Feinde und Neider. Er bezeichnet sie als Füchse oder als schreiende, tief unten weidende Krähen im Vergleich mit ihm, dem Adler. Namentlich hat er hier und da einen bissigen Schluß (z. B. Ol. II, Pyth. II, Nem. VII).

Pomp der Sprache

Bisweilen umschreibt er das Allerordinärste mit dem feierlichsten Pomp und sagt dann mitten zwischenhinein ein hölzern, prosaisches Wort. Um zu sagen, daß das Fest sich jähre, sagt er

Ol. IV, 1

z. B.: *Zeus usw. deine unter den bunten Klängen der Phorminx im Tanz sich drehenden Horen haben mich hierher gesandt als Zeugen der erhabensten Kämpfe.* Um eine Behauptung zu Ehren

Ol. VI. 32

eines Siegers zu unterstützen, heißt es: *Ich, sonst zwar weder hadersüchtig noch allzu streitliebend, bezeuge dies mit hohem Eide, und die honigstimmigen Musen werden es mir zulassen!*

Verschiedenheit des Baues

Jedes Epinikion hat übrigens einen eigenen Bau; nicht zwei sind ganz nach demselben Schema gearbeitet. O. Müller unterscheidet dem Tone nach dorische und äolische Oden; einige seien auch lydisch. Einmal sagt es Pindar selbst von einem Gedichte, es sei in lydischer Melodie und lydischer Art. (?) gehalten (Λυδίῳ ἐν τρόπῳ ἔν τε μελέταις). Es hat dies Lied auf den Orchomenier Asopichos seine besondere leichte Süßigkeit; man sieht darin, wie durch eine rasche, hurtige Benutzung der an sich schon anmutigen Sage von den Chariten ein poetischer Inhalt fast aus dem Nichts kann geschaffen werden.

Schönheiten

Im einzelnen Augenblick ist Pindar eben imstande, die allerwunderbarsten Wirkungen hervorzubringen, und die Art, wie er im Mythus lebt, hat für uns oft etwas Narkotisches. Er ist ja auch ein großer Dichter gewesen, trotz seiner Schwächen, die man, wo des Schönen noch so viel bleibt, nicht zu bemänteln braucht, aber er ist nicht gleichmäßig.

Pindars Notorietät

Eine sekundäre Notorietät muß Pindar bei allen Griechen genossen haben; sonst könnte ihn nicht Aristophanes in den *Vögeln* als so bekannt voraussetzen, daß er auf ihn die Maske des schlechten feierlichen Poeten aufzubauen wagt. Auch muß er früh gesammelt worden sein. Daß gerade die Epinikien erhalten geblieben sind, dürfte vielleicht seinen Grund in ihrem antiquarischen Inhalte haben, welche es den Alexandrinern möglich machte, an ihnen am meisten Gelehrsamkeit zu entwickeln. Auch Apollonios und Lykophron sind ja deshalb erhalten, während andere verlorengingen.

Überlegenheit der Äolier

Wenn wir damit die individuelle Lyrik vergleichen, so erscheinen uns gleich bei Alkman die vier Hexameter so ungleich viel herzlicher und genießbarer als der ganze Rest, ausgenommen

Fr. 60

etwa das Fragment über die Nachtruhe der ganzen Natur, welches doch nur eine Aufzählung ist. — Besonders aber sieht man bei Sappho die große Überlegenheit der einfachen Strophe über die dorische Kunststrophe, sobald es sich um den Ausdruck der Seelenbewegung handelt. Um

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Aphroditelied (ποικιλόθρον' ἀθάνατ Αφροδίτα) möchten wir sozusagen den ganzen Pindar geben, soweit wir ihn kennen. Auch das Fragment mit der Schilderung der tiefen Nacht und dem Schlusse: *ich aber schlafe allein* und das Lied an die Ungebildete über ihr Schicksal im Hades sind wunderbar ergreifend. Und wenn die Welt an Alkäos und Sappho wohl die größten Verluste erlitten hat, so ist doch auch Anakreon außerordentlich schön und klar, besonders das Fragment mit der Festeinladung an Dionysos, dem er seine Liebe zu Kleobulos empfiehlt, und dann das an den geliebten, jungfräulich blickenden Knaben und das an Eros, der ihn mit dem Purpurballe wirft und mit dem lesbischen Mädchen zu spielen auffordert, welches doch sein weißes Haar nicht mehr mag. *Fr. 56* *Fr. 68*

Wenn aus diesen Fragmenten die natürliche Anmut spricht, so ist dagegen die chorische Lyrik eine wahre Herberge aller Trivialität, und gerade Unberufene nisteten sich erst recht in das Schwierige ein. Die große Kunstzeit hatte ein deutliches Gefühl von dem häufigen Mißbrauch der feierlichen Formen, und bei Aristophanes fehlt es nicht an Parodien derselben. Den schlechten Dichter, der sich in den *Vögeln* zur Gründung von *Nephelokokkygia* einfindet und seinen Gesang aus pindarischen Reminiszenzen zusammenflickt, haben wir eben erwähnt. Nachher tritt der Dithyrambiker Kinesias leibhaftig auf und wird mit seiner ganzen Kunst, um die er sich in die Wolken aufschwingen will, weil sie in diesen hängt, aufs stärkste verhöhnt. Auch in den *Wolken* begegnen wir im Munde des Strepsiades einer Menge von Fetzen aus den gleichzeitigen Dithyrambographen. *Chorische Trivialitäten*

Auf uns aber macht alle chorische Lyrik wesentlich und unvermeidlich den Eindruck der Mühseligkeit, weil die Poesie dabei einem unsäglichen Zwang untertan war. Da wir, wie gesagt, an ihr nur eine Drittelserscheinung haben, erscheint sie oft nur als die ausgepreßte Limone, die uns hingeworfen wird. Selbst in den Chören des Sophokles ist eine solche Menge von gezwungenen und schwierigen Redeweisen und Wendungen, daß man schließen muß, auch ihm habe die Musik und der Rhythmus schwer überwindliche Schwierigkeiten auferlegt.

Die weiteren Schicksale der Lyrik, vom IV. Jahrhundert an, sind sehr dunkel. Eine Lyrik zu bloß schriftlicher Mitteilung gab es bei den Griechen nicht; es fehlt das einsam gedichtete Lied. Was Lyrisches weiter entstand, war und blieb in die Schicksale der Musik und des Virtuosentums, überhaupt des Aufführens verflochten, und diese Schicksale können seit der Wendung, die es mit dem Dithyrambos genommen hatte, unmöglich glückliche gewesen sein. Das Epinikion muß schon bald nach Pindar durch den Wegfall der reichen Sieger untergegangen sein, und mit eigens bestellten Hymenäen und Threnoi wird es sich kaum anders verhalten haben; für Prosodien aber, mit denen ein Chor vor eine Gottheit trat, und andere gottesdienstliche Gesänge, die eigentlich jedesmal neu hätten gedichtet werden sollen, wird man sich, wenn die eigenen Kräfte dazu nicht ausreichten, wohl bald an die alten Dichter halten gelernt haben, wie dies Lucian wenigstens für seine Zeit bezeugt (Demosth. encom. c. 27). *Fernere Schicksale chorischer Lyrik*

7. Die Tragödie

Das ganze seitherige Drama verdankt seine Würde und Bedeutung wesentlich der Würde und Bedeutung, welche das Drama bei den Griechen und besonders in Athen hatte. Hier aber hing alles daran, daß es nicht zu Ergötzung und Zeitvertreib entstanden war, wobei es klein und gering geblieben wäre, sondern als Teil eines hochwichtigen Kultus der Polis. *Würde des antiken Dramas*

Auf die ganze Entwicklung einer Kunstgattung wirkt aber deren Entstehungsart nach. Und da ist nun vor allem zu sagen, daß auf dem Boden der bloßen Lebensnachahmung (μίμησις)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keine Tragödie erwächst, sondern führt bloß zu einem gewissen Grad von meist possenhafter Nachahmung der Vorgänge des äußeren Lebens, also höchstens, wenn die Sonne besonders günstig darüber scheint, zur Komödie, und hierfür haben Spaß und Hohn überall und von jeher, selbst bei Wilden, gesorgt.

Die Tragödie wächst aus dem Chor

Statt dessen weist die griechische Tragödie so deutlich als möglich auf einen ganz anderen, nicht in diesem Sinne mimischen Ursprung hin. Nicht der Schauspieler und der Dialog ist hier, wie es sonst sein müßte, das erste, sondern der Chor ist ursprünglich alles, und indem die alten Prämissen in echt griechischer Weise mit tiefem Ernst festgehalten und nur langsam umgebildet werden, behauptet er sich neben dem Dialog; ja in der Zeit des Äschylos, der doch schon eine Fülle stummer Komparsen und mannigfach einen reichen und phantastischen Anblick voraussetzt, wird gleichwohl die Rede auffallend spät an mehrere erteilt.

Ihre Begründung im dionysischen Kult

Es ist, als wäre die Erinnerung an die früheren Stadien mit aller Sorgfalt verwischt worden. Ohne einen ganz gewaltigen Atemzug aber hätte sich das Drama schon seine monumentale Stätte nicht geschaffen, durch welche allein es die Sache einer ganzen Bevölkerung war und blieb: es entsteht aus der großen dionysischen Erregung; es kommt in großem Maßstab und in großer Umgebung auf die Welt, und es ist eine spezifische Errungenschaft: die Perser, Juden, überhaupt der alte Orient hatten kein Drama, vielleicht weil sie den Gegensatz, den es darstellt, darin nicht auszuhalten vermochten, und das indische, das in seiner Entwicklung aus dem Kultus des Wischnu und aus der Musik viele Analogie mit dem griechischen hätte, ist später als dieses und vielleicht unter seiner Einwirkung entstanden.

Warum ist das Drama nicht gleich nach Homer, der schon in der Ilias und dann besonders in der Odyssee so dramatisch ist, sondern gewissermaßen auf Umwegen entstanden? Warum hat dies erst in Athen geschehen müssen und nicht z. B. schon in Korinth oder Milet? Man könnte freilich staunen, daß eine Bühne noch dreihundert Jahre auf sich warten ließ, nachdem bereits das Epos dem Drama oft so nahe gewesen. Aber der entscheidende, ursprüngliche Impetus, dessen es bedurft haben muß, kam nun eben einmal vom dionysischen Kult und von dessen Gefühlswelt. Unerwartet, aus der Musik, aus dem Chorgesang geheimnisvoll mächtiger dionysischer Gottesdienste erhebt sich wie aus einem reichen Blumenbeet eine scheinbar fremdgeartete Prachtblume: das zunächst dionysische, dann dem ganzen Mythus geweihte Drama. Erst nachdem die Seele der griechischen Nation durch jenen Kult der mächtigsten, bisher unbekannten Schwingungen fähig und teilhaftig geworden, schafft sie auch noch dieses höchste künstlerische Leben.

Ausbildung von Rede und Dialog

Rede und Dialog, die der Grieche vor Volksversammlung und Gericht so reichlich zu üben Gelegenheit hatte, besaß man bei Homer längst in erstaunlicher Fülle und Vollendung; auch z. B. im Hymnus auf Hermes zeigt sich durchgängig eine hohe Kraft und reiche Nuancierung der gesprächsweisen Rede. Das Drama ist gar nicht mehr darüber hinausgekommen.

Dramatische Gottesdienste

Eine fernere Hauptförderung war die alte Gewöhnung an dramatischen Gottesdienst. Das Mimische war bei verschiedenen Kulten seit alter Zeit vorhanden. Ja das Hyporchem, als Gattung längst vorhanden, bestand darin, daß die in dem Gesang beschriebene Handlung durch einzelne Personen, die aus dem Chore hervortraten, zugleich mimisch dargestellt wurde.

Der Mythus

Endlich gehörte dazu ein Mythus, der in Epos, Hymnus und bildender Kunst schon endlose Darstellungen erfahren hatte und nun hier zu einer höchsten und letzten Verwirklichung drängte.

Seltenheit der Aufführungen

Nehmen wir zu diesem allen noch, daß die Seltenheit der Aufführungen, die auf die Dionysosfeste beschränkt waren, den Wunsch nach Dichtungen längeren Umfanges zur Folge hatte, und bedenken wir den allgemeinen Charakter der griechischen Kunst, der überall bestimmte und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

konstante Formen liebt und dadurch den hieran gewöhnten Geist sofort in eine bestimmte Stimmung versetzt, der die schaffende Phantasie vielfach beschränkt, aber auch gegen ihre eigene Willkür sichert, und der so im günstigsten Falle jene Produkte der strengsten Gesetzmäßigkeit und dennoch des freien Schönheitstriebes möglich macht, so werden wir begreifen, daß die attische Tragödie, was sich gar nicht so von selber verstand, zur großen Hauptgattung der griechischen Poesie werden und als solche anerkannt werden konnte.

Der Dithyrambos

Laut Aristoteles (Poet. c. 4) ging die ganze Tragödie von den Vorsängern des Dithyrambos (ἀπὸ τῶν ἐξαρχόντων τὸν διθύραμβον) aus. Der Dithyrambos war ein Lied auf Dionysos, das seit Arion regelmäßig von Chören aufgeführt wurde. Es gab fröhliche und jauchzende Lieder dieses Namens, die den Beginn des Frühlings feierten, und andererseits auch trauervolle, und in Sikyon hatten solche der letzteren Art statt der Leiden des Dionysos die des Adrastos zum Gegenstand, wahrscheinlich hier eines uralten Naturgottes. Der erste Schritt ins Drama aber scheint dann gewesen zu sein, daß der Chorführer entweder als Dionysos selbst oder als dessen Bote die Geschichte des Gottes, zumal seine Leiden (πάθη) erzählte, und daß sich dazu der Chor als Satyrn gebärdete, in Lust wie in Schrecken.

Neuerung des Thespis

Wann aber in Athen und durch wen außer Dinoysos und seinem Mythus noch andere Personen und Mythen eingeführt wurden, bleibt uns dunkel. Jedenfalls geschah zur Zeit des Peisistratos die große Neuerung des Thespis, daß nämlich dem Chor ein Entgegner (ὑποκριτής) gegenübergestellt wurde, welcher nacheinander in verschiedenen Masken erschien, also, wie O. Müller ausführt, z. B. in einer Pentheustragödie als Dionysos, Pentheus und Bote. Doch war bei Thespis die Hauptsache gewiß noch der Chor und dessen Tänze; noch in viel späterer Zeit schätzte und tanzte man sie, die Reden traten daneben gewiß noch stark zurück und waren mehr nur dazu da, dem Chor Anlaß und Stoff zu seinem Affekt zu geben; ihr Metrum war der trochäische Tetrameter, den Thespis, wie Spätere den iambischen Trimeter, aus der sonstigen, schon vorhandenen Poesie herübernehmen konnte.

Phrynichos, Chörilos, Pratinas

Auch bei Phrynichos (seit 512 bedeutend) trat nur der eine Schauspieler in mehreren, und zwar jetzt auch in weiblichen Rollen auf. Das Lyrische war noch sehr Hauptsache; in seinen *Phönissen* waren sogar noch zwei Chöre: Phönikierinnen und vornehme Perser. Von dem Athener Chörilos und dem Phliasier (also Dorer) Pratinas, der ebenfalls in Athen lebte, wird besonders die Kraft im Satyrdrama gerühmt; beide blühten seit dem Ende des VI. Jahrhunderts.

Beteiligung des Staates

Wann aber und wie hatte sich der attische Staat der Sache ernstlich angenommen? Dionysische Feste mit sonstigen Aufzügen (κῶμοι, θίασοι) blieben wohl der individuellen Lustbarkeit überlassen; die Chöre aber müssen vom Staat in spezielle Aufsicht und unter seinen Schutz genommen worden sein, bis er sie geradezu den Dichtern stellte; und auch ein bleibendes Holzgerüste für die Zuschauer muß es schon vor 500 v. Chr. gegeben haben.

Versuche, Zeitgeschichte zu dramatisieren

Auffallend früh und nur in den Anfängen der Tragödie stellt sich der Versuch ein, auf Zeitgeschichte überzugehen. Ein Zeitthema, nämlich die Großtaten Athens im Perserkriege, wahrscheinlich mit Betonung der Verdienste des Themistokles, lag den genannten *Phönissen* des Phrynichos zugrunde, und der nämliche Dichter hatte schon früher den *Fall Milets* aufführen lassen, wofür ihn die Athener, weil er sie an eigenes Unglück erinnert hatte, um 1000 Drachmen büßten. In der Folge reihten sich diesen Stücken noch die *Perser* und die *Ätnäerinnen* des Äschylos an und sehr viel später, im IV. Jahrhundert, der *Mausolos* des Theodektes, das Gelegenheitsstück eines Rhetors und Tragikers, der sonst mythische Stoffe dramatisierte. Diese Ansätze blieben vereinzelt. Man fürchtete die Zeitgeschichte wohl, weil sie erweislich zu stark wirkte, und der Mythos schloß sein Goldgewölb wieder, nachdem er es kurze Zeit geöffnet. Übrigens ist

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von dem einzigen dieser zeitgeschichtlichen Dramen, das wir besitzen, den *Persern* des Äschylos, zu sagen, daß hier die Ferne und das Fremdartige schon annähernd wie das Mythische wirken; d. h. sie gestatten eine ähnliche Befreiung vom Realistisch-Wirklichen; es ist ein frei-fabelhaftes Persien mit einzelnen Zügen aus der genaueren persischen Wirklichkeit.

Für die Ausschließung der zeitgeschichtlichen Stoffe entschädigte man sich dann freilich in der Folge reichlich dadurch, daß man dauernd nicht nur das patriotische Hochgefühl, sondern die momentanen Tendenzen der attischen Politik hereinzog. Schon Äschylos tönt in den *Bittflehenden* auf den Bund mit Argos, und in den *Eumeniden* nimmt er deutlich Bezug auf die Frage nach dem Schicksal des Areopags. In wie maßlosen Ausfällen sich Euripides in den *Herakliden* und in der *Andromache* über Sparta ergeht, und wie er in den *Bittflehenden* die Bestattung der Gefallenen durch Theseus gegen die Thebaner erzwungen werden läßt, ist bekannt; Tragiker und Redner brauchten diese Motive um die Wette.

Beschränkung auf den Mythus

Dagegen scheint die nicht heroische, nicht mythische Vergangenheit gänzlich außer Betracht geblieben zu sein. Euripides geht mit seinem Kresphontes und Temenos noch bis zur dorischen Wanderung hinunter, aber es gab in der Blütezeit keine Dramen: Solon und Peisistratos, Kylon, Hochzeit der Agariste, Periander und sein Haus, Aristodem, Aristomenes usw. Die historische Tragödie in diesem Sinne haben die Griechen völlig der neuen Welt überlassen, die denn auch einen *Wallenstein* und *Tell* geschaffen hat.

Mit dieser Beschränkung aber war für die Tragödie eine große Kraftersparnis verbunden. Unsere heutige Bildung hängt lange nicht so an der Geschichte, auch nicht an der vaterländischen, wie die der Griechen am Mythus. Der heutige Hörer muß sich zum Verständnis der historischen Tragödie schon mehr anstrengen; das Gesetz derselben ist auch ein vielseitigeres als das der griechischen. Wir verlangen Breite der Handlung wie der sie kreuzenden Nebenhandlung und Vielheit der Charaktere, welche sich im Stück allmählich entwickeln; die Peripetie wird durch ein Zusammenströmen von Ereignissen, welche längst durch die Charaktere vorbereitet sind, mit der Absicht auf die höchste Spannung konstruiert. Darum gibt es aber auch so wenige gute historische Tragödien, welche wirklich die Bühne bezwungen haben; sehr viele — wir nennen den *Egmont* — existieren bloß um einiger ergreifender Momente willen.

Die griechische Tragödie dürfte das Geschichtliche schon darum vermieden haben, weil es einen Realismus der szenischen Darstellung verlangt haben würde, welcher unmöglich zu leisten war; sie genoß nun aber dadurch den großen Vorteil, daß ihr die Exposition, worauf unsere Dichter die besten Kräfte wenden müssen, großenteils erspart blieb. Was unser historisches Drama im Dichter wie im Zuschauer durch seine Darlegung der politischen und anderweitigen Lage an Atem und durch zerstreuende historische Details an Sammlung verliert, das ging dem griechischen mit seinem Mythus nicht verloren; hier verstand sich das ganze Medium, in welchem der Vorgang sich ereignet, als ein gegebenes von selbst; die ganze Existenz der Königswohnung z. B. ist eine und dieselbe, selbstverständliche.

Aber in saecula saeculorum konnte es bei der griechischen Tragödie so wenig bleiben, als beim griechischen Tempelbau, und es ist auch gar nicht gesagt, daß sie uns auf alle Zeiten hätten genügen sollen. Erstlich war der Mythus doch erschöpfbar, und ferner hat das psychologisch Endlos-Reiche und -Viele auch sein Recht, wenn auch vielleicht weniger auf der Bühne als etwa im neueren Roman, der sich die allseitige, realistische Behandlung aller Charaktermöglichkeiten zum Ziel setzt.

Daß aber schon in der griechischen Blütezeit eine größere Anzahl von Schattierungen in der Handlung und in den Charakteren gewünscht wurde, zeigt Euripides, mit welchem *auch der*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zuschauer auf die Bühne gelangte. Nur blieb es beim Versuch und Anfang; eine viel größere Bereicherung hätte die Tragödie nicht ausgehalten; auch die Komödie bleibt ja im Realistischen so viel beschränkter als die moderne.

Einrichtung der Tragödie

Wenn wir uns nun von der Einrichtung der Tragödie in ihrer völligen Ausbildung einen Begriff machen wollen, so ist davon auszugehen, daß sie weder ein vollständiges, bewegtes Lebensbild noch dessen sinnlich-äußerliche Vergegenwärtigung sein will; sie ist ein Höhepunkt dionysischer Feste und ihrer Stimmung und von der Wurzel auf ideal.

Zweiter und dritter Schauspieler

Daher die feierlich-prächtige Bekleidung von Chor und Schauspielern. Der letzteren waren seit Äschylos zwei, seit Sophokles drei, auf welche alle Rollen der Stücke verteilt wurden. Ihre Gestalt wurde bekanntlich durch Stelzschuh und Kopfaufsatz künstlich erhöht und entsprechend verbreitert, sie trugen für die einzelnen Rollen Masken mit scharfen Zügen, stumme Komparsen als Diener, Trabanten usw. waren in großer Zahl und gleichfalls prächtiger Ausrüstung vorhanden. Aber auch der Chor hatte sich, als man von Dionysos auf andere Helden übergegangen war, von der Satyrmaske losgemacht, die nun nicht mehr paßte, und nur für das Satyrdrama blieb dieselbe erhalten.

Satyrdrama

Da man nämlich in Griechenland jede ältere Form der Poesie, welche etwas Eigentümliches und Charakteristisches hatte, neben den daraus hervorgegangenen Arten festzuhalten und für sich zu kultivieren pflegte, so wurde nun ein besonderes Satyrspiel neben der Tragödie ausgebildet und mit derselben so in Verbindung gesetzt, daß in der Regel drei Tragödien, mit einem Satyrdrama zum Schlusse, als ein Ganzes (Tetralogie) aufgeführt wurden. (O. Müller II, 38).

Es mag freilich im einzelnen nicht immer leicht gewesen sein, dem betreffenden Mythus eine solche Seite abzugewinnen, daß Satyrn und wilde mythische Unholde damit in Verbindung treten konnten, und da es nicht rätlich sein wird, aus dem einzig erhaltenen *Kyklops* des Euripides, einer schön hingeworfenen Farce, viele allgemeine Schlüsse zu ziehen, so bleibt uns hier manches dunkel. Suidas sagt von Pratinas, dem Rivalen des Chörilos und Äschylos: καὶ πρῶτος ἔγραψε Σατύρους. Gab es vielleicht eine Zeit, da man das Satyrdrama der bloßen possenhaften Improvisation überließ und deshalb nicht schriftlich fixierte? — Laut der zweiten Vita des Euripides gab es unter 92 Stücken dieses Dichters nur acht Satyrdramen, die Gattung mag seinem pathetischen Wesen widerstrebt haben; auch Sophokles dichtete, wie es scheint, wenige. Wer sorgte wohl dafür, daß doch regelmäßig eines gespielt wurde? Der Inhalt mag oft der Götterkomik der mittleren Komödie und namentlich auch der sizilischen Komödie Epicharms ähnlich gewesen sein. Oft war Herakles, in seiner derbsten Ausbildung als Prasser usw., die Hauptperson. Zur äschyleischen Trilogie Laïos, Ödipus und Sieben vor Theben gehörte das Satyrdrama *Sphinx*, zur Orestie der *Proteus*, wahrscheinlich ein Scherz über Menelaos, der, in der weiten Welt herumstreichend, seinen Bruder bei der Heimkehr im Stiche gelassen hat und nun für Rettung und Rache viel zu spät kommt. Jedenfalls hatten die Aufführungen an diesem fröhlichen Schlußstücke eine wunderbare Bordüre des Tragischen.

Der monumentale Raum

Die ganze Ausstattung der Schauspieler wie des Chores aber hängt aufs engste von der Lokalität ab, wo die Aufführungen stattfanden, und da ist und bleibt von höchster Bedeutung, daß das Drama ein für allemal der Ausdruck eines religiösen Festes, daher für das ganze Volk einer Polis bestimmt und auf einen riesigen, bald monumentalen Raum angewiesen blieb. Nachdem in Athen um 500 das obenerwähnte Holzgerüst, worauf die Zuschauer saßen, eingestürzt war, entstand allmählich das große dionysische Theater am Fuße der Akropolis, und andere Griechen folgten bald nach: schon zur Zeit des Peloponnesischen Krieges erhielten der Peloponnes und Sizilien ausgezeichnet schöne Theater. Die Größe dieser Räume, die nun auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sonst zu Festen, Volksversammlungen usw. in Anspruch genommen wurden, und die als Maßstab für die (freie) Bevölkerung der Stadt galten, wurde nun aber insofern verhängnisvoll, als sie nur mit einer Art von Stil verträglich war. Aus der Bedingung, einer ganzen Bevölkerung dienen zu müssen, kam das Drama nicht mehr heraus, es blieb dazu verurteilt, die riesige Angelegenheit einer solchen zu sein.

Der Chor und die Einrichtung des Theaters

Entstanden ist das Theater noch wesentlich für den Chor, und seine Anlage beweist es optisch, daß dieser noch die Hauptsache war, denn um auf die Bühne zu sehen, mußten zwei Drittel der Zuschauer schräg sitzen, die Orchestra dagegen war von überallher gleich gut sichtbar. Hier war die Thymele, der ehrwürdige Punkt, wo Drama und alte Dionysosfeier zusammenhingen. Sie war ursprünglich der Dionysosaltar, den der Chor im Dithyrambos umgab und umtanzte, war aber mit der Zeit das Zentrum des tragischen Chores geworden, das je nach Umständen als Heroon, Terrasse mit Altären, Grabmal usw. diente. Hinter ihr erhob sich das Bühnengebäude mit der Scena, d. h. eigentlich der Wand hinter den Schauspielern, und dem erhöhten Boden, worauf sich diese bewegten, dem Logeion oder Proskenion, dessen Schmalwände die Paraskenien hießen. Dasselbe war lang und ohne Tiefe, die Helden mit ihren Begleitern standen in die Länge verteilt; wer zensiert war aus der Ferne zu kommen, kam nicht von hinten, sondern, wenn aus der Stadt und Nähe, von links, wenn vom Land und aus der Fremde, von rechts. Der Raum galt im allgemeinen als der Platz vor dem Palast oder Zelt eines Königs, überhaupt als öffentlicher Raum, und die Dichter mußten hierauf sehr Rücksicht nehmen, ja selbst die Komödie, obwohl sie das Privatleben darstellte, mußte sich darnach richten. Auch die Hauptwand hatte drei Pforten mit verschieden gedachter Bestimmung, indem die mittlere zum König führte, die beiden anderen als Eingänge zu Gastgemächern, Heiligtümern, Gefängnissen, Frauenwohnung usw. gedacht waren. Eine Ortsveränderung, wie sie in den *Eumeniden* des Äschylos und im *Aias* des Sophokles vorkommt, muß haben möglich gemacht werden können: teilweise mag sie durch die an den Seiten angebrachten Periakten angedeutet worden sein; prismatische Säulen, welche je nach der vorgekehrten Seite verschiedene Lokalitäten kulissenartig darstellen konnten; Binnenräume wurden, wenn unentbehrlich, entweder (durch die Exostra) vorgeschoben oder (durch das Ekkyklema) vorgerollt. Flugapparate und die sog. charonische Treppe machten das Hinab- und Hinaufschweben einzelner Gestalten und ganzer Gruppen und die notwendigen Versenkungen möglich, auch die Maschinerie für Donner und Blitz war schon ausgebildet. Schon zur Zeit des Äschylos endlich diente ferner die Malerei namhafter Meister, wie des Agatharchus, der Bühnendekoration. Daß um alle diese Dinge der gewaltige Dichter selbst ein großes Verdienst gehabt habe, wird glaubwürdig versichert. Aber bei aller Pracht fällt doch stark die gänzliche Abwesenheit des Anspruches der heutigen Bühne auf, ein geschlossenes, malerisches Bild auszumachen; besonders fehlte auch jedes geschlossene Licht, und auch die Dekorationen, z. B. im *Aias* und *Philoktet*, waren nur andeutend; die Illusion, welche der Grieche empfand, kam aus ganz anderer Quelle her.

Anforderungen an die drei Schauspieler

Diesen Raum mit der Stimme zu beherrschen war gewiß keine leichte Sache, und das Mißverhältnis, das zwischen ihr und der kolossal ausgestatteten Gestalt bestand, wurde denn auch schon im Altertum und sicher nicht erst zur Zeit Lucians empfunden. Ob die Masken auch zur Verstärkung des Tones gedient haben, lassen wir dahingestellt; gewiß aber entsprach der durch die enorme Räumlichkeit bedingten Aufopferung alles subjektiven Mienenspiels und der im ganzen Drama durchgeführten Gleichmäßigkeit der Stimmung und Haltung der betreffenden Person auch das gleichmäßige Dröhnen der Stimme, welches gesangartig und völlig unwirklich klang. Auch sonst aber waren für den Schauspieler große leibliche Gaben, eine gute Geistes-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

anlage und hohe Ausbildung erforderlich, und es gab ihrer stets nur wenige treffliche. Mit der Seltenheit dieser bedeutenden Eigenschaften mag es teilweise zusammenhängen, daß die Dreizahl (vom Ödipus auf Kolonos abgesehen) nicht überschritten wurde; man wollte eben lieber nur drei, aber dafür gute Schauspieler, als ein großes, aber ungleiches Redepersonal und ging darum auf die dramatische Wünschbarkeit, hier und da fünf bis sechs Personen durcheinander sprechen zu lassen, so wenig ein, als auf sonstige Illusion in unserem Sinne, wozu freilich auch bemerkt werden mag, daß man durch diese Beschränkung für den Staat, der die Schauspieler bezahlte, die Aufführungskosten nicht über ein gewisses Maß steigen ließ. Dafür aber, daß das Individuum des Protagonisten, Deuteragonisten und Tritagonisten, denen die sämtlichen Rollen aufgeladen wurden, unkenntlich blieb, sorgte der Wechsel des Kostüms und der Masken im griechischen Sinne genugsam.

Der Chor

Den Schauspielern gegenüber steht der Chor, der ursprünglich aus 48 Teilnehmern bestanden hatte, nun aber in der älteren Zeit aus zwölf, seit Sophokles aus fünfzehn Choreuten für jedes einzelne Stück der Tetralogie bestand. Als dithyrambischer Chor hatte er den Altar umgangen, als dramatischer in bestimmter Maske trat er in Wechselgesang und Zwiesprache mit der Scena. Seine zusammenhängenden Gesänge sind: 1. die Praodos, das beim Einzug durch die Seitenzugänge der Orchestra gesungene Lied, worin er sein Eintreten motiviert; 2. die inmitten der Orchestra gesungenen Stasima, welche meist bei leerer Bühne in den (bald mehr, bald weniger zahlreichen) Ruhepunkten gesungen werden, die die Handlung gewährt, und welche in ihrem Inhalt auf das Stadium Bezug nehmen, in welchem dieselbe sich eben befindet; 3. einzelne kleinere, von den Stasimen verschiedene Chorlieder, die teilweise in begeisterten Momenten mit lebhaftem Tanze vorgetragen werden. Dazu kommen innerhalb der Szenen die Wechselgesänge des Chores mit den Personen der Scena, die sog. Kommoi, in all denjenigen Momenten, da die Empfindung das Übergewicht erhält; auch sie sind mit Tanzbewegung des Chores und Bewegung der Personen verbunden zu denken. Ebenso kommt es vor, daß die eine, erregtere Partei lyrisch, die andere im gewöhnlichen Dialog spricht, wodurch ein höchst bedeutender Kontrast entsteht, oder daß innerhalb des Chores selbst das Gesungene sich auf verschiedene, von abweichenden Gefühlen getriebene Stimmen verteilt. Bei all diesen Vorträgen ist instrumentale Begleitung durch Kithara, Lyra oder Flöte anzunehmen.

Dialogpartien der Schauspieler

Von den Dialogpartien, welche in erster Linie den Schauspielern zufallen, heißt die der Parodos vorausgehende Prolog, die von zwei Chorvorträgen begrenzten Epeisodien, die letzte Exodos. Epeisodien und Exodos sind die eigentlichen dramatischen Hauptteile; auch die Personen der Scena werden öfter als Sänger verwandt; abgesehen von den eben genannten Kommoi, wo sie in musikalischem Dialog mit dem Chore stehen, singen sie in den Epeisodien Duette und bisweilen längere Arien, die sog. Monodien; diese liebt besonders Euripides, sie sind bei ihm meist ohne rhythmische Wiederkehr, frei in der Art der späteren Dithyramben gestaltet. Die anapästischen Systeme, die von den Personen und vom Chorführer, besonders beim Kommen und Gehen, vorgetragen werden, *kann man sich kaum nach bestimmten Melodien und doch nicht als gewöhnliche Rede vorgetragen denken*, hier trat wohl der melodramatische Vortrag, die sog. Parakataloge, ein.

Metren und Stil des Dialogs

Der Dialog sowohl der Personen als des Chores, welcher hier durch den Chorführer vertreten ist, war in der älteren Zeit in trochäischen Tetrametern gehalten, die auch in der späteren Tragödie wieder öfter das Metrum längerer Szenen sind, in der uns erhaltenen Tragödie dagegen meist in dem von Archilochos zu anderem Zwecke geschaffenen iambischen Trimeter. Sein Stil ist bei Äschylos noch altertümlich wuchtig und feierlich, später mehr der gewöhnlichen Rede

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Reden nahe. Gerne ergehen sich die Personen in längeren Reden, zwischen die dann pufferartig zwei bis vier Verse des Chores, die sog. Interloquien, eingeschoben zu werden pflegen. Daneben wird auch in dem in kürzeren Worten verlaufenden Dialog eine große Kunst der Anordnung *Stichomythien* betätigt. Die Dichter lieben es, den Ton in den sog. Stichomythien sich steigern zu lassen, indem die Personen in Distichen, Einzelversen oder Halbversen zueinander sprechen, so daß sich im Dialog ein Allegro, Presto und Prestissimo ergibt; in ein sehr langes und reiches Monostichengespräch legt z. B. Euripides im *Ion* die ganze Exposition hinein. Auch wenn alle drei Personen auf der Bühne zugegen sind, sprechen fast immer nur zwei miteinander, z. B. in einer langen Szene des *Orest*, wo Orest, Pylades und Elektra von Anfang an da sind, erst Orest und Elektra, dann Orest und Pylades, dann wieder Orest und Elektra und erst zum Schlusse alle drei durcheinander.

Stellung des Dichters Hiermit hätten wir die Elemente der poetischen Komposition genannt, und nun dürfte es sich empfehlen, auch nach dem Dichter und seiner Stellung zu fragen. Hierbei ist zuerst zu sagen, daß fast alle großen dramatischen Dichter Dichter von Profession waren. Um ein Stück auf die Bühne zu bringen, meldeten sie sich beim Archon (Eponymos oder Basileus), und dieser wies einem, der *Choregen* ihn darum anging und sein Vertrauen genoß, einen der Chöre zu, die von reichen und ehrbegierigen Bürgern als Choregen im Namen der Phylen zusammengebracht, unterhalten und ausgerüstet wurden. Der Dichter, und zwar der tragische wie der komische, war von Hause aus Chorodidaskolos, er übte dem Chor alle Tänze und Gesänge ein, die im Drama vorkamen, ähnlich wie der lyrische Chordichter und Dithyrambiker. Außerdem kamen beim Dramatiker die Schauspieler hinzu, welche nicht der Choreg, sondern der Staat unmittelbar in Sold nahm und dem Dichter durchs Los zuteilte (wenn sich diesem nicht schon Schauspieler angeschlossen und besonders für ihn eingeübt hatten). Dafür, daß er ein neues Stück einübte und auf die Bühne brachte, erhielt er die vom Staate ausgesetzte Belohnung. Nun war aber auch die Tragödie, wie das meiste Chorwesen, in das große allgemeine Agonentum hineingeraten, und der Chorege, dessen Dichter nach *Kampfrichter* dem Urteile der fünf Kampfrichter im Wettstreite gesiegt hatte, bekam den Preis. Dabei kamen in der älteren Zeit die Tetralogien, d. h. die Verbindung von drei Tragödien und einem Satyrdrama, als Ganzes zur Beurteilung, weil sie inhaltlich ein solches waren; von der Zeit des Sophokles an, der nicht mehr tetralogisch dichtete, sondern einzelne, unter sich nicht zusammenhängende Stücke aufführen ließ, die an verschiedenen Festen hätten aufgeführt werden können, scheinen die Richter die Stücke einzeln beurteilt zu haben. Bisweilen übte das Publikum einen Druck auf sie; denn auch bei der Tragödie geschah wohl, was von der Aufführung der *Wolken* des Aristophanes erzählt wird, daß die Athener überlaut klatschten und schrien, dieser oder jener Dichter sei Sieger, und den Richtern befahlen, seinen und keines anderen Namen obenan zu schreiben. Man kann auf eine solche Pression von unten z. B. daraus schließen, daß Euripides mit seinen 92 Stücken nur fünf Siege davontrug, was mit seiner tatsächlichen Popularität bei den Gebildeten kaum mehr im Verhältnis steht, und von der späteren Zeit, die ihn allen anderen vorzog, angesichts der Minderwertigkeit der meisten damaligen Sieger rein nicht mehr begriffen wurde; auch das Kampfrichteramt dürfte eben schon früh oft in kuriosen Händen gewesen sein.

Siegesfeiern Daß der gekrönte Dichter sowie seine Choreuten am Siegesfeste ein Opfer darbrachten, und daß sich dabei eine große (geladene oder nichtgeladene) Gesellschaft einfinden konnte, lehrt Platos *Symposion*. Die nämliche Schrift bestätigt, was wir auch sonst wüßten, daß der Dichter *Beschränkung auf eine dramatische Gattung* nur Tragiker oder Komiker war, und zwar gerade, indem sie Sokrates, da er mit Agathon und Aristophanes allein wach bleibt und die große Phiale rechts umgeht, den beiden Dichtern gegenüber behaupten läßt, daß komische und tragische Dichtung eigentlich Sache desselben Mannes sei. Immerhin wird doch schon aus dem V. Jahrhundert wenigstens in einer Notiz des Suidas Ion

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Orest und Elektra (Innenbild einer Trinkschale)

von Chios als ein Dichter angeführt, der beide dramatischen Gattungen gepflegt habe. Wenn dies richtig ist, so steht er in dieser Beziehung einzig da; sonst gestaltete sich die Sache so, daß die Komödie sich ein Hauptgeschäft daraus machte, die Tragödie zu verhöhnen.

Fruchtbarkeit

Merkwürdig ist die Fruchtbarkeit und das lange Aushalten der Dichter, deren beste Sachen, wie bei den venetianischen Malern, zum Teil ihrem höchsten Alter angehören. Von Sophokles hatte man 113 echte Stücke aus einer 62jährigen Dichtertätigkeit. Er und Euripides traten anfangs nur alle drei oder vier, später wenigstens alle zwei Jahre mit Tetralogien auf, deren einzelne Stücke, wie gesagt, nicht mehr innerlich verbunden waren. Diese Dichter spielten in den eigenen Tragödien auch nicht mehr als Schauspieler mit, was Äschylos noch getan hatte, und zwar soll Sophokles diese Betätigung wegen seiner dünnen Stimme abgeschafft haben. Jedenfalls aber widmete sich auch in der nachäschyleischen Zeit der Dichter den Aufführungen aufs angelegentlichste; ein Sophokles gestaltete, wie in seiner Biographie berichtet wird, die Rollen nach der Individualität der Schauspieler; der Dichter war Komponist und Ballettmeister und irgendwie während der Aufführung sichtbar zugegen.

Tätigkeit für die Aufführungen

Ansehen der Dichter

Welche gewaltige Stellung im athenischen Leben die Tragödie trotz (oder wegen) der Seltenheit der Aufführung muß eingenommen haben, erhellt auch daraus, daß Sophokles nach der Aufführung der *Antigone* mit Perikles zusammen zum Strategen gegen Samos gewählt wurde, besonders aber erkennen wir es aus Aristophanes, für welchen sie als Objekt den ersten Rang neben den größten Staatssachen einnimmt. Hier möge auch die Frage über die sekundäre fortdauernde Kunde von den Tragödien gestreift werden. Da sich nämlich der Athener von den übrigen Hellenen mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dadurch unterschied, daß er Tragiker rezitieren konnte, und da er poetische wie musikalische Einzelheiten sowohl als die Bilder der einzelnen Charaktere und die Erinnerung an das Ganze im Gedächtnis festhielt, muß eine solche neben der Aufführung bestehende Kunde mit Notwendigkeit vorausgesetzt werden; der stärkste Beweis des Faktums an sich liegt aber darin, daß das beständige Anspielen auf die Tragödie, wie es die aristophanische Komödie hat, sonst nicht denkbar wäre. Wir werden also ein starke Publizität durch literarischen Vertrieb anzunehmen haben; daneben mochten aber auch geübte Mnemotechniker dem Publikum die Kunde seiner Tragödien vermitteln, und was das Musikalische betrifft, so ist psychologisch wahrscheinlich, daß der Athener vorzugsweise gerade das Schwerste, euripideische Monodien u. dgl., fetzenweise, wie der Italiener die Arien, nachsang.

Fortwirken der großen Tragödien

Indem wir nun zu Stil und Behandlung in der Tragödie übergehen, müssen wir mit der poetischen Bedeutung des Chors beginnen, der seiner eigentümlichen Provenienz nach ursprünglich die alleinige Hauptsache der Tragödie gewesen war, mit der Zeit aber zum bloßen einfassenden Rahmen geworden ist, gewiß durch eine Reihe von Übergängen hindurch, von welchen wir keinen Begriff mehr haben können. Während er ursprünglich aus lauter dionysischen Komparsen bestand, stellt er sich jetzt als die Leute aus der Umgebung des Dramas dar, von den Okeaniden des *Prometheus* bis zu den Schiffsleuten des *Aias*. Er hat laut Aristoteles das Amt einer menschlich fühlenden Teilnahme, die zwar nicht von einer hinlänglich tiefen Einsicht geleitet wird, um den Knoten der Handlung zu lösen, aber doch von einer solchen Gesinnung, um alle heftigen Bewegungen und leidenschaftlichen Erschütterungen auf ein gewisses Maß besonnener Betrachtung zurückzuführen. Das moderne Wort vom *idealen Zuschauer* indes, dessen Betrachtung gleichsam die des zuschauenden Volkes lenken und beherrschen soll, ist insofern nicht ganz richtig, als er doch von früh an allzuoft aus Mitleidenden und Beteiligten besteht. Tatsächlich freilich greift er selten ein. Die über ihr Greisentum redseligen argivischen Greise des *Agamemnon*, deren Diktion durchgängig so schwierig ist, machen zwar einen Anlauf hierzu, bleiben aber bei einer Beratung in zwölf Stimmen und lassen sich auch, nachdem sie die Schwerter gegen Ägisth gezogen haben, von Klytämnestras Vermittlung zurückhalten. Den größten Takt zeigt in der Verwendung des Chores Sophokles. Sein Chor ist da, wo er sich auf die Handlung selbst einläßt, oft unsicher und selbst verblendet; sobald er sich aber zu einer allgemeinen Betrachtung der Gesetze des Daseins sammelt, erhaben; d. h. Sophokles klebt nicht fest an der Fiktion, daß er nur Greise oder Dienerinnen usw. von da und da singen lasse, sondern behandelt den Chor abwechselnd als wirklichen und als idealen Bestandteil, aber auch im letzteren Falle läßt er ihn nicht als *idealen Zuschauer*, sondern größer erscheinen.

Poetische Bedeutung des Chors

bei Aschylos

bei Sophokles

Bei Euripides wirkt der Chor nicht mehr beruhigend und vermittelnd, sondern er ist jetzt Vertrauter und Mitschuldiger der Hauptperson oder erzählt weitläufig frühere Vorgänge des betreffenden Hauses, Feldzuges usw. So ist er im *Ion* voll tiefer Todesangst wegen Mitwissenschaft an Kreusas Giftmischerei, und auch in der *Medea*, der taurischen *Iphigenia*, der *Helena* usw. hat er die Rolle des Confidents; in den *Troades* ist er Mitduldender, hier aber bis zur Komik. Recht schön ist in demselben Stücke der Gesang vom hölzernen Pferd und der Einnahme Trojas, und noch recht stilgemäß, dem Pindar kaum nachstehend, erzählt im *rasenden Herakles* der zweite, sehr große Chorgesang die sämtlichen Taten des im Hades verloren geglaubten Helden. Dagegen meldet in der *Hekabe* der Chor überaus weitläufig, wie er vom Eindringen der Griechen in Ilion bei der Nachttoilette sei überrascht worden. Weitere Chöre enthalten oft bloß Klagen und Gejammer, wie z. B. im *Hippolytos*, der nach Phädras Abgange eigentlich bloß das Thema *o wär ich doch recht weit von hier* variiert. Oft bringt der Chor auch nur allgemeine Raisonnements

bei Euripides

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und athenische Sympathien und Antipathien vor, gerade wie die Personen des Dramas, und vergißt etwa dabei, wer er ist.

Das Schicksal

Was die Handlung der Tragödie betrifft, so werden wir uns zunächst mit den Vorfragen nach Schicksal und Katharsis kurz abfinden. Uns erscheint das viele Gerede über die Schicksalsidee in der antiken Tragödie im Gegensatz zur modernen deshalb so trostlos überflüssig, weil man meint, die antike Tragödie habe sich bemüht, durchweg zu lehren, daß niemand seinem Schicksal entgehen könne, und diese Weisheit, die damals auf allen Gassen herumlief, sei ihre *Idee* gewesen. Vor allem müßte man doch unterscheiden, wie sehr verschieden das Verhängnis auftritt: 1. als blinde Notwendigkeit, als εἱμαρμένον überhaupt, wobei es einen geringen Unterschied ausmacht, wenn statt dessen der Wille von Göttern auftritt, welche entsetzlich neidisch und rachsüchtig sind; 2. als bedingte Notwendigkeit, wie in der Ödipodie, indem das und das nicht geschehen würde, wenn nicht jenes und jenes vorher geschähe; 3. als Schuld der Ahnen, als Alastor, so daß sich von Vergeltung zu Vergeltung die Schuld immer höher häuft.

Seine Verflechtung mit den Taten der Menschen

Die hohe Kunst, wie sie uns vornehmlich im Sophokles entgegentritt, wird nun nach Kräften Charakter und Tun der Menschen mit dem Schicksal so verflechten, daß letzteres dem Zuschauer von Anfang an als unabwendbar erscheint und der Mythus sozusagen von selber Recht behält. Aber das Entscheidende, die Wirkung Bestimmende ist ja gar nicht der Hergang, das sichtbare Schicksal, nicht das, was der Zuschauer ja längst auswendig weiß, sondern das Innere der Menschen, die Art, wie die Charaktere sich entwickeln, sich dem Zuschauer ans Herz legen.

Bedeutung der inneren Hergänge (Psychologie)

Der koloneische Ödipus ist vollkommen unglücklich und erreicht dabei eine wahre Verklärung; Prometheus in seinem Untergang nimmt die volle Sympathie des Beschauers mit sich und Aias ebenso. Je gefährdeter und nichtiger alles Irdische erscheint und je bösartiger bisweilen die Götter, desto ergreifender und größer leuchten die Charaktere.

Unrichtigkeit der Schuldtheorie

In das Rechtbehalten des Schicksals ist aber noch durchaus nicht die Schuldhaftigkeit der betreffenden Hauptpersonen einbedungen, und es ist das abgeschmackte Ableiten des tragischen Ausganges aus irgendeiner Schuld durchaus zu verwerfen. Erstlich hält der Grieche die Handlungsweise aus Selbstsucht überhaupt nicht so leicht für eine schuldvolle, und es muß daher der Grad der Schuldhaftigkeit beim griechischen Dichter und Zuschauer anders beurteilt werden als heute, und sodann mögen die betreffenden Individuen sonst freilich schuldig genug sein, aber das Schicksal faßt sie gar nicht immer an dieser Schuld, und darauf würde es doch ankommen. So wird freilich im äschyleischen *Agamemnon*, wenn man diesen allein als Maßstab nimmt, allerlei Tadel und Schuld auf Agamemnon gehäuft, und doch geht er nicht deshalb zugrunde. Iphigeniens Tod ist für Klytämnestra ein bloßer Vorwand, und Ägisth ist wahrlich kein Rächer für den Untergang so vieler Argiver im Krieg und zur See und kann sich ja wegen seines Vaters Thyestes nur am Sohn des wirklich Schuldigen rächen. Kurz, Äschylos hält den Agamemnon nicht für schuldig. Auch Sophokles mußte dem Ödipus ein volles Maß von Schroffheit und Leidenschaftlichkeit mitgeben, damit sein Schicksal nur für die Zuschauer erträglich wurde, aber begründet ist das Schicksal des Helden hierauf nicht, so wenig als das Antigones darauf begründet ist, daß sie, von Kreon gereizt, einen gar zu harten, unbeugsamen Willen aufgesetzt und alle sanften Mittel verschmäht habe.

Katharsis (Aristoteles: Poet. 6, 1 nach der Übersetzung von Susemihl)

Nur mit einem Worte wollen wir die berühmte Definition des Aristoteles berühren: *Es ist aber die Tragödie eine nachahmende Darstellung einer würdig-ernsten und vollständig in sich abgeschlossenen Handlung von einer gewissen bestimmten Ausdehnung, vermöge des durch andere Kunstmittel verschönerten Wortes, so daß diese Darstellung durch Furcht und Mitleid eine Reinigung eben dieser Affekte erzielt.* Die Deutung dieser Worte ist bekanntlich streitig, und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethe konnte die Reinigung (Katharsis) nicht in die Zuschauer, sondern in die Personen des Dramas verlegen. Jedenfalls wäre die Definition irrig, wenn damit ein außerhalb der Poesie liegender, etwa moralischer Zweck gemeint wäre; doch geht der Sinn des Aristoteles offenbar dahin, daß die erregte Furcht, resp. das Mitleid im Beschauer eine gereinigte Gestalt, eine Art Verklärung annehmen sollen. (Die verschiedenen Erklärungen vgl. bei Susemihl.)

Geringe äußere Bühnenhandlung als Folge der theatralischen Einrichtungen

Einer der auffälligsten Unterschiede zwischen der antiken und der modernen Tragödie besteht darin, daß dort die Handlung auf der Bühne eine so höchst mäßige ist im Verhältnis zur Reichlichkeit der inneren Motive und zur Umständlichkeit des bloß Erzählten. Hierfür liegt der Hauptgrund in der geringen Beweglichkeit der Personen, welche, aufgepolstert, gestelzt und maskiert, wie sie auftraten, nur der Rede, nicht der Handlung fähig waren. So geht im *koloneischen Ödipus* nur etwa das Wegführen der Antigone durch Kreons Leute über das bloße Kommen, Gehen und Reden hinaus, und auch sonst sind lebhafte Bewegungen nicht häufig, und Kämpfe, Ermordungen und sonstiges äußeres Tun werden überhaupt (mit einigen derben Ausnahmen, wie dem Selbstmord des Aias, der Anschmiedung des Prometheus usw.) dem Auge entzogen. Wenn man aber der Technik wegen gekonnt hätte, so hätte man ganz gewiß gerne vieles von dem, was nur erzählt wurde, sichtbar vor den Zuschauern geschehen lassen. Was hier entschied, war nicht jene ästhetische Scheu vor allem, was nicht *innerer Vorgang* im Gemüte war, wovon Neuere geredet haben, und auch nicht der Wunsch, von dem Horaz spricht, den Zuschauer mit blutigen oder mirakulosen Schauspielen zu verschonen; denn wenigstens, was das Crude und Gräßliche betrifft, so wird hierin auf der Szene das Ärgste geleistet; nicht nur werden häufig Leichen gezeigt und in den *Choephoren* auch das blutige Mordgewand Agamemnons, sondern in den *Bakchen* bringt Kadmos den zusammengelesenen Leichnam des Pentheus auf die Szene, und Euripides erspart dem Beschauer das wirklichkeitsgemäße abscheuliche Auftreten des zerfleischten Hippolytos nicht, ja er läßt den Sterbenden noch eine Monodie singen. Wir werden also besser tun, von den idealen Beschönigungen des Mangels an äußerer Handlung abzusehen und uns dafür daran zu erinnern, daß schon das Wandeln auf dem Kothurn eine gefährliche Sache war, und daß man bei heftiger Bewegung purzeln konnte, wie der Sage nach Äschines, als er in der Rolle des Änomaos den Pelops verfolgte; auch der Selbstmord des Aias mag für die Darstellung nicht ungefährlich gewesen sein. Mittelbar beruht also auch diese Beschränkung der Aktion wie alle übrige Abwendung vom Realistischen auf dem riesigen Raume, den die Aufführungen in Anspruch nahmen. Euripides, der gewiß gute Lust zum Wirklichkeitsgemäßen hatte, konnte dagegen nicht aufkommen.

Ersatz durch die Erzählung

Man verlegte also das Interesse, statt in die äußere Tat, in die Motive, entwickelte die inneren Empfindungen, Überlegungen und Entschlüsse, und suchte einen Ersatz für das auf der Bühne Geschehende darin, daß man die Erzählung dafür realistisch bis ins einzelnste ausfallen ließ, und zwar nicht bloß im Munde der Boten und Herolde. Klytämnestra erzählt mit einer fürchterlichen Genauigkeit den Mord des Gemahls, sogar wie er im letzten Röcheln das Blut wie einen Staubregen von sich sprühte, wovon sie erquickt worden sei wie ein knospenreiches Saatfeld vom Südwest des Zeus, und nicht gelinder wird in der *Antigone* erzählt, wie Hämon sein Blut aus dem Munde über die blassen Wangen der toten Braut spritzt. Auch die greuliche Beschreibung vom Untergange Glaukes und Kreons in der *Medea* spricht dafür, daß man, wenn man die Zuhörer so traktierte, auch dem Zuschauer so sehr viel Schonung nicht würde erwiesen haben, sofern man szenisch gekonnt hätte. Dabei aber bildete sich für die Darstellung der Katastrophe oder auch wohl früherer Ereignisse, die Boten, sonstigen Nebenpersonen, seltener auch Hauptpersonen in den Mund gelegt wird, jener eigentümlich feurige Erzählungsstil, welcher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wesentlich ein anderer ist als der epische, denn er ist an Mithandelnde resp. Leidende gerichtet und soll deren stärkste Erregung hervorbringen, und der Sprechende ist Augenzeuge. Meisterwerke dieser Art gibt es in allen drei Tragikern; eine ganz besondere Leistung aber ist in den *Bakchen* des Euripides die Erzählung des Boten vom Tun der Bakchen auf dem Kithäron, oder vielmehr nicht bloß eine Erzählung, sondern eine umständliche, prachtvoll farbige Beschreibung, welche Euripides mit größter Hingebung und Begeisterung gedichtet hat; es ist, als läge ihm daran, das Mysterium des bakchischen Rasens aufs höchste zu verklären und zu preisen.

Der Mythus als Substrat der Tragödie

Das allbekannte Substrat der Tragödien ist nun der Mythus. Zwar mit großer Freiheit und mit einzelnen starken Abweichungen von Dichter zu Dichter gehandhabt, blieb dieser doch immer so weit konstant, daß einer der Hauptthebel der neueren Tragödie fehlt: die materielle, in Ereignissen und Ausgang liegende Spannung. Wenn die gleichen Stoffe immer wieder neu behandelt wurden, so daß man an die Libretti der italienischen Opernkomponisten des XVIII. Jahrhunderts erinnert wird, so war der Mythus an und für sich bereits etwas Bekanntes, und bei dieser seiner Allbekanntheit beruhten Furcht und Mitleid, die beiden von der Tragödie zu erweckenden Wirkungen, nie auf der bloßen Erwartung und Betrachtung des Ausganges (wie die Furcht etwa in den Pariser Schauerstücken des ehemaligen Boulevard), sondern auf der Schilderung der Seelenbewegung, welche immer neu sein konnte. Indem aber die Athener keine Spannung, wohl aber einen höchsten Stil der Rede und eine höchste Kunst der Töne verlangten, taten sie, was sich in hohen Kunstzeiten etwa einmal wiederholt hat. In der Kirchenmalerei des Mittelalters und der Renaissance ist gerade das sachlich Bekannte und tausendmal Dargestellte, die Geschichte Christi und Mariä, das Beste, im Gegensatz zu denjenigen Legenden, die erst auf eine Erklärung hin verständlich sind.

Die Exposition der älteren Tragiker

Nun haben wir früher gesehen, daß die Bekanntheit des Mythus für die Komposition einen großen Vorteil mit sich bringt, indem dadurch dem Dichter ein Teil der Exposition abgenommen wird. Bei Äschylos, der in Trilogien dichtete, bedarf überhaupt nur das erste Stück einer solchen, indem das zweite durch dieses, das dritte durch das zweite erklärt wird. Sophokles hat immerhin eine kunstreiche Exposition, worein er die Prämissen der Handlung verlegt; Euripides dagegen scheint Zeit und Kraft gewinnen zu wollen, indem er eine der Hauptpersonen des Stückes oder etwa auch eine Gottheit in einer Prologrede denjenigen Moment feststellen läßt, in welchem der Mythus einsetzt; er spart damit Atem, um sogleich auf sein Gespinn von Leidenschaften überzugehen, und bei seiner kecken Art, den Mythus zu ändern, war dies Verfahren ohnehin kaum entbehrlich; es ist aber an sich eine bequemere und rohere Form als eine gute Exposition, und auch die Übertragung dieser Art von Einleitung auf eine Hauptperson verrät eine gewisse dramatische Gleichgültigkeit; Plautus, Terenz und Shakespeare, die einen besonderen Prologus auftreten lassen, haben sich besser geholfen.

Die Euripideischen Prologe

Diesen Prologen, die sehr weitschweifig sein können und sogar Dinge berichten, die erst im Stück geschehen werden, entspricht der deus ex machina, von dem später die Rede sein soll, am Schlusse der Tragödien, insofern auch er dem Dramatiker das Dramatische erspart. Hier möge zunächst darauf aufmerksam gemacht werden, wie ganz im Gegensatz zur neueren Tragödie, welche vom Gesetz der Spannung vorangetrieben wird, das Spannende auch innerhalb der Stücke oft verschmäht wird. Da die Handlung eine vom Mythus gegebene, selbstverständliche ist, kann sie sehr einfach sein. *Sie steht*, z. B. in den Mittelstücken der äschyleischen Trilogien, *fast stille, indem die Betrachtung über allen Leiden weilt*. Ferner läßt Äschylos die Erkennung von Orest und Elektra gleich am Beginne der *Choephoren* eintreten; erst Sophokles baut seine *Elektra* auf das späte Erkennen im letzten Drittel des Stückes auf und motiviert die

Verschmähen der Spannung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Todeswürdigkeit der Klytämnestra auf alle Weise, während bei Äschylos nur geklagt und geschildert und gesungen und geopfert wird. Bedenken wir ferner die Kindlichkeit alles dessen, was zur eigentlichen Intrigue, zum Komplott, zum geheimen Treiben und Täuschen zumal in der älteren Tragödie gehört. Wie einfach sind alle diese Dinge z. B. in den *Choephoren*, wo Elektra — gewiß einem uralten Zuge der Sage gemäß — am Grabmal die identische Größe ihrer Fußstapfen und der des Fremdlings konstatiert. Auch wird dem Zuschauer deutlich vorausgesagt, wie man es mit Ägisth machen wird, um ihn zu täuschen und dann zu töten; das einzige Stück Intrigue besteht darin, daß der Chor die Amme, welche den Orest tot glaubt, enttäuscht und ihr aufträgt, Ägisth zu bewegen, daß er ohne seine Leibwache komme. Auch im Altertum wurde übrigens schon bemerkt, daß der Bau der äschyleischen Dramen nicht viele Peripetien und Verwicklungen habe wie der bei den neueren (womit auf Euripides gedeutet wird), dem Dichter liege mehr daran, seinen Personen Würde (βάρος) zu geben, das Intrigante (πανοῦργον), Niedliche (κομψοπρεπές) und Sententiöse (γνωμολογικόν) dagegen halte er für der Tragödie unangemessen. In welchem Kontraste eine solche an Verwicklungen arme Dramatik zur modernen steht, braucht nicht ausgeführt zu werden.

Fehlen der Abwechslung und der äußeren Wahrscheinlichkeit

Mit der Spannung fehlt auch die Abwechslung. Schon die — wenn gleich nicht absolute — Einheit des Ortes bringt dies mit sich. Z. B. verläßt Ödipus auf Kolonos bis zu seinem Todesgang die Szene nie, und so der Protagonist mehrmals. Alles äußere Leben aber, das wir vermissen könnten, wird dadurch ersetzt, daß, was im Innern der Personen vorgeht, in allen Übergängen deutlich und kräftig betont wird. Hinter der psychologischen Wahrheit tritt denn auch tief zurück, was in unserem Sinne äußere dramatische Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit ist. Unmöglich wäre heute eine Szene wie die des Wiedersehens zwischen Klytämnestra und Agamemnon, der auf seinem Wagen bleibt und sich lange dagegen sperrt, auf den Teppich zu treten; aber bei Äschylos charakterisiert sich die Verstellung Klytämnestras gerade durch den gesucht pomphaften Empfang.

Die drei Einheiten

Von den drei Einheiten wird die der Zeit, die sich im ganzen von selbst ergibt, im Grunde mehr vorausgesetzt, als eigentlich innegehalten; die des Ortes konnte auch frei gehandhabt werden, indem in den *Eumeniden* der Anfang zu Delphi, das weitere in Athen, im *Aias* die erste Hälfte vor dem Zelte der Helden, die zweite vor dem Walde am Meeresufer spielt. In Sachen der Einheit der Handlung — wie in Sachen der Handlung überhaupt — dachten die Dichter sehr frei, und zwar nicht erst Euripides. Es genügte, daß die Handlung einer Tragödie im wesentlichen kausaliter zusammenhing oder zusammenströme, und *Einheit des Interesses* wäre vielleicht der richtigere Ausdruck. Erst Euripides freilich drängt verschiedene Handlungen, die einander nichts angehen, in ein Stück.

Dafür ergab sich aber auch bei manchen Thematis die Einheit der Handlung aus dem Mythus und aus den szenischen Voraussetzungen von selbst, zumal wenn der Protagonist — wie im *koloneischen Ödipus* — gar nicht vom Theater kam.

Die sophokleische Einheit

Doch gibt es Meisterwerke ersten Ranges wie den *König Ödipus* des Sophokles. Hier sieht der Zuschauer Szene um Szene das Schicksal kommen, bevor es die Handelnden sehen, und aus der Abweisung der warnenden Mantik, aus der sekundären Verblendung, wodurch Ödipus von einem falschen Verdacht auf den anderen gerät, aus der falschen Beruhigung, einem überaus mächtigen dramatischen Mittel, da sie im Zuschauer bereits Mitleid mit einem sich noch glücklich Wähnenden erweckt, und aus der endlichen schrecklichen Aufklärung wird dem Menschen und Zuschauer ganz erschütternd die Blindheit über das Schicksal klargemacht. Wie ergreifend ist es z. B., daß Ödipus den Mörder des Laïos um jeden Preis glaubt ermitteln zu müssen, *als wäre*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Fries vom Schatzhaus der Siphnier in Delphi. Gigantomachie. Delphi. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Reiter von einer dreiseitigen Basis. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Reiter von Platte IV des Westfrieses am Parthenon

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



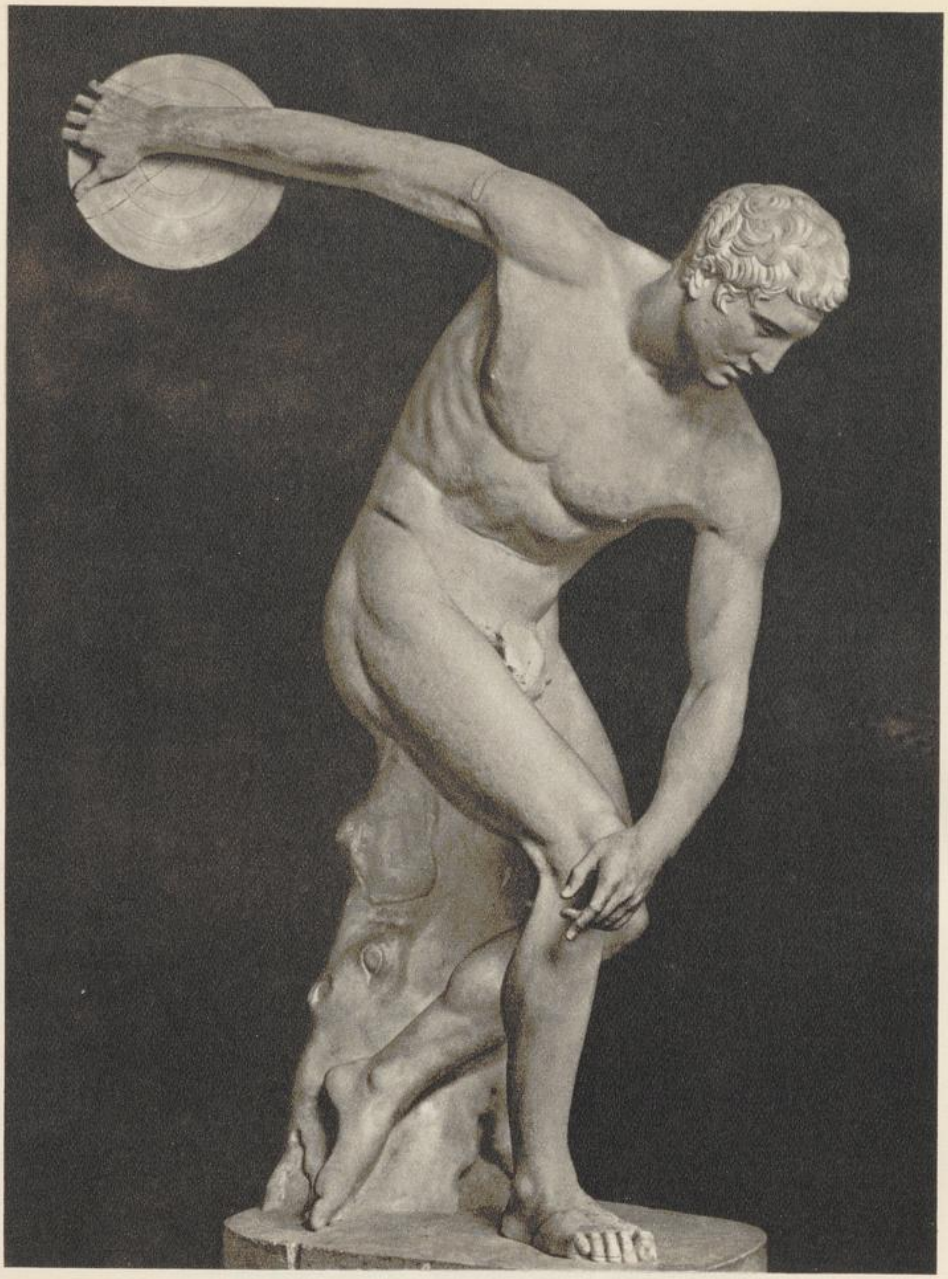
Krieger. Grabrelief. Kopenhagen. Ny Carlsberg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



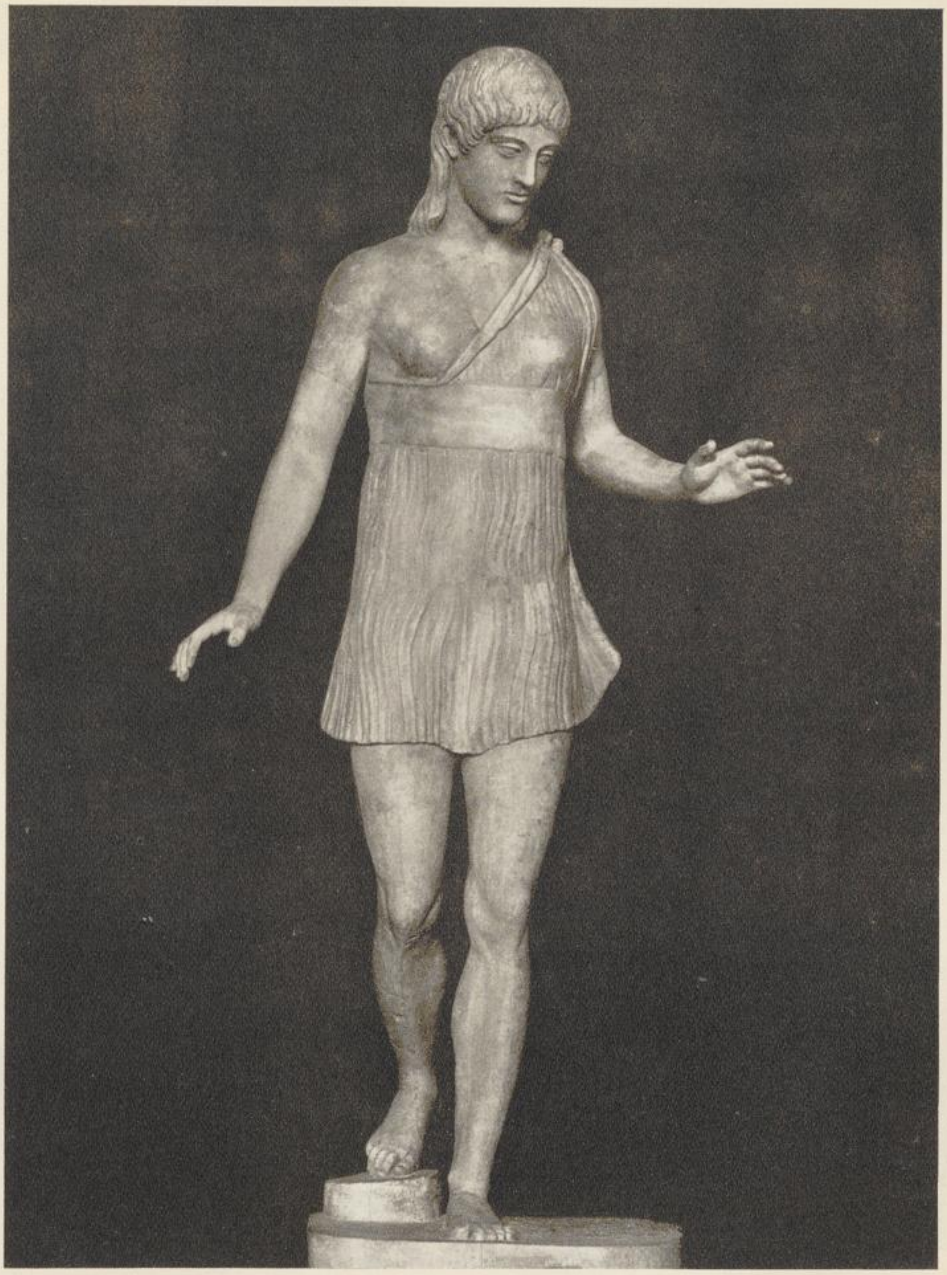
Grabrelief eines Kriegers mit seiner Familie. Berlin. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Diskuswerfer nach Myron (attisch-römische Kopie). Rom. Vatikan

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



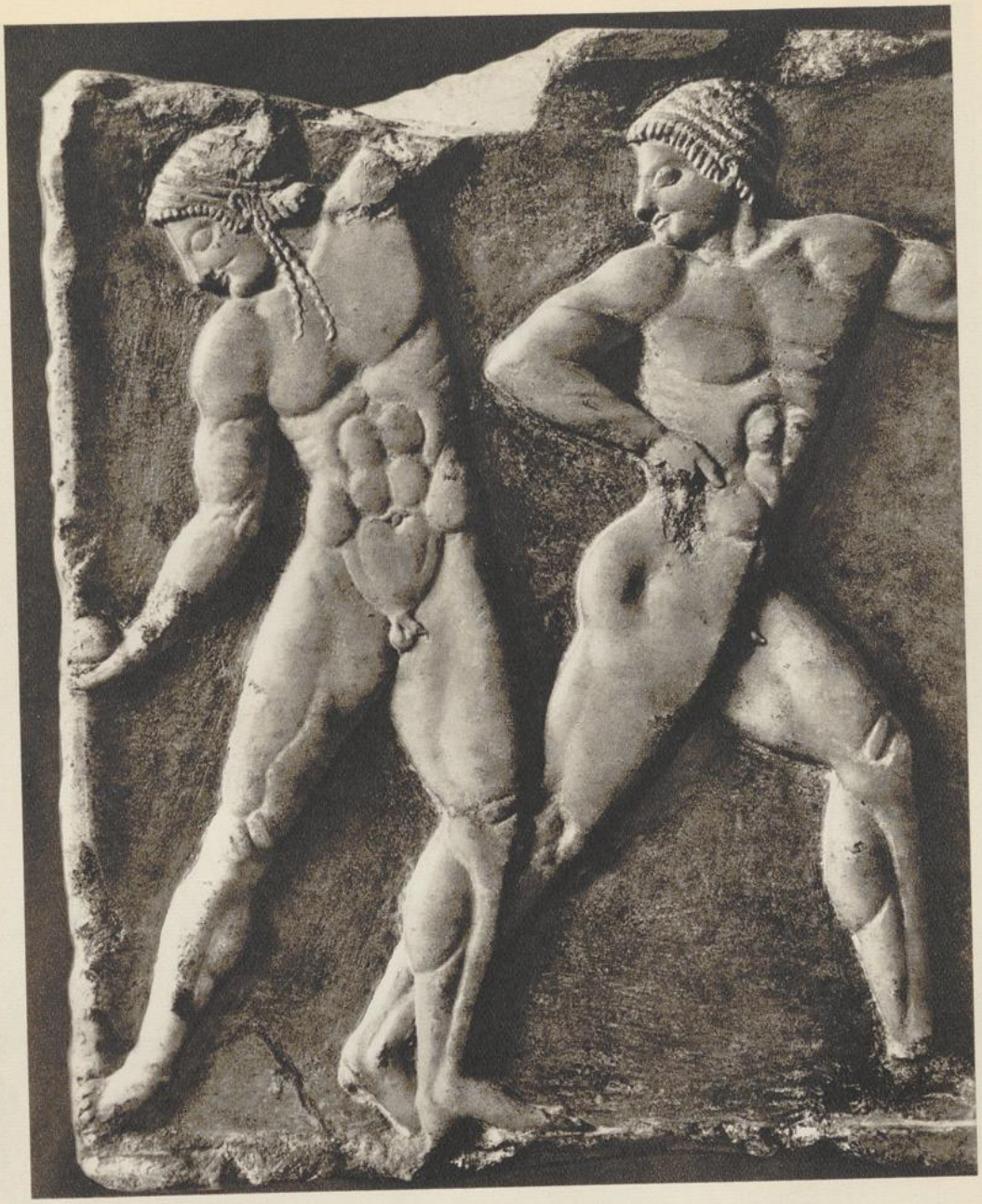
Olympische Wettläuferin in Exomis (römische Kopie). Rom. Vatikan

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



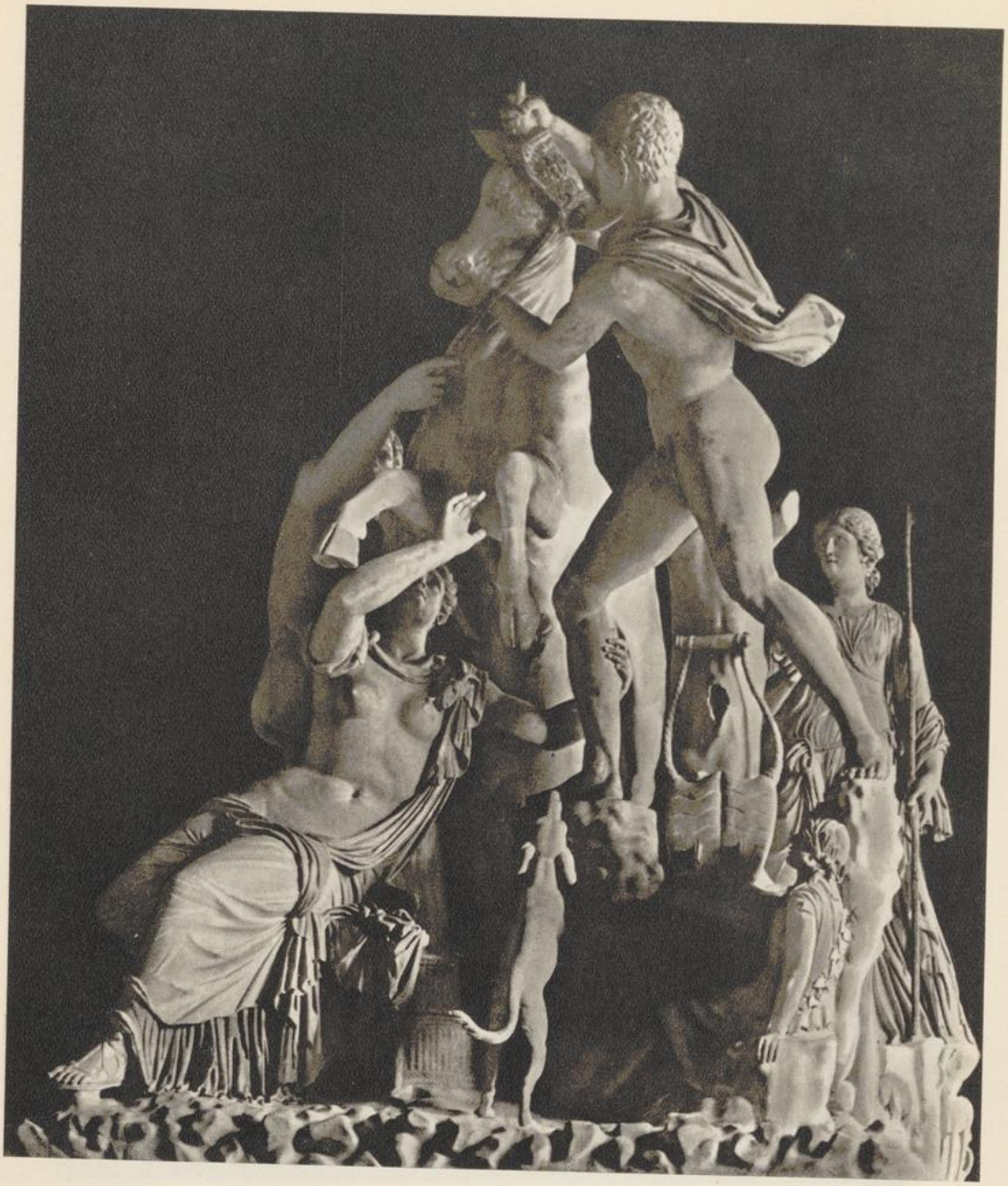
Epheben beim Ballspiel. Basrelief einer Grabfigur. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ballspielende Jünglinge. Basrelief einer Grabfigur. Athen. Nationalmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Farnesischer Stier. Kolossalgruppe von Apollonios und Tauriskos (römische Umarbeitung)
Neapel. Museo Nazionale

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Laokoon-Gruppe von Hagesandros, Athanadoros und Polydoros von Rhodos
Rom. Vatikan. Antikenmuseum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Große apulische Prachtamphora: Die Jagd auf den kalydonischen Eber. Berlin. Antiquarium

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Caeretaner Hydria: Totenklage um Achill. Paris. Louvre

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Weiherelief. Piräus. Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Sieger, von Nike bekränzt. Athen. Akropolis-Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Großer Zeusaltar in Pergamon. Berlin. Pergamon-Museum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Laïos sein Vater gewesen. Überhaupt zeugt fast jedes Wort von ihm unbewußt gegen ihn selber. — Neben dieser einheitlich ausnehmend zwingenden Tragödie, wo alles an einem Stücke ist, haben wir aber von dem nämlichen Dichter den *Aias*, der schon in der Mitte des Stückes vom Zuschauer Abschied nimmt, aber noch als Interesse, als Nachhall, als Schatten bis zum Schlusse fortwirkt, und ferner den Herakles in den *Trachinierinnen*, der erst gegen das Ende auftritt, nachdem Deianira bereits durch Selbstmord geendet, auf den aber schon das ganze Stück hindurch die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist.

Das Geschehen bei Euripides

Bei Euripides ist das Geschehen oft planlos gehäuft, die Handlung nur ein Hin und Her von bunten Schicksalen, so daß ihre Einheit dabei zugrunde geht, daher sich auch im Gedächtnis des Lesers das Ganze eines euripideischen Dramas oft kaum fixiert. Ferner fehlt es nicht an lästigen Wiederholungen, indem eine und dieselbe Sache erst beredet wird, dann geschieht und hernach erst noch berichtet wird. Ein Stück, das so recht durch das Viele glänzen will, sind die *Troades*, eine bloße Reihe von Bildern aus einer Stadteroberung, ein bloßer letzter Akt, daneben freilich stellenweise sehr schön, auch in den Chören. Aber eine Steigerung ist bei dieser Ausschöpfung alles möglichen Jammers gar nicht denkbar, und ebenso steht *Hekabe* am Ende des nach ihr benannten Stückes wie am Anfang da. Übel gebaut ist aber auch der *rasende Herakles* unangenehm durch das zweimalige Unheil, das über die Familie des Helden kommt, und zwar erst durch Lykos und dann durch Herakles selbst, in welchem man den völligen Retter zu sehen glaubte.

Dessen Ersatz für fehlende Leidenschaft

Wo bei Euripides die großen Leidenschaften, d. h. der Hauptanhalt des wahren dramatischen Interesses nicht da sind, sucht er sie durch einen größeren Reichtum von Vorgängen auf der Bühne und größere Verwicklungen der Handlung zu ersetzen. Öfter baut er auch die Wirkung



Menelaos und Helena (Attisches Vasengemälde. Gregorianisches Museum)

seiner Stücke bereits auf den szenischen Anblick, auf optische Fernsichten usw. Im Orest erscheint zum Schlusse die verklärte Helena sichtbar in der Luft, von den *Phönissen* sagt die erste Hypothese, daß das Drama in den Wirkungen auf das Auge (ταῖς σκηνικαῖς ὄψεσι) schön sei. Neben diesem Sinn für den äußeren Effekt steht aber oft eine große Gleichgültigkeit für das psychologisch Denkbare und Undenkbare. So hat die *Helena* bei vielen Detailschönheiten doch ein schon von vornherein unglückliches Sujet. Daß Menelaos mit dem Scheinbild der Gattin lange Jahre in der Welt herumfährt, ohne es zu merken, ist mythisch geschaut, aber mit einem psychologisch zu begründenden und innerhalb der sonstigen menschlichen Handlungsweise sich bewegenden Charakter unverträglich; hierfür ist der Mythus entschieden zu rauh. Menelaos findet dann in

Helena

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ägypten die echte Helena, während das Scheinbild in die Lüfte fliegt. Wäre dies doch auf der Szene geschehen! Allein vom Scheinbild wird nur berichtet, wie denn überhaupt mit Berichterstattung in dieser Tragödie die meiste Kraft dahingeht und die Charaktere dafür gering bleiben. Auch der Chor mit seinem unnützen Gejammer dauert einen; Helena macht den gefangenen griechischen Frauen Hoffnung auf Rettung; hernach aber bleiben sie in Ägypten, wenigstens wird kein Wort von ihrer Heimkehr gesagt; auch dies ist so ein élan généreux, der nachher keine Folge hat. Schließlich müssen die Dioskuren als dii ex machina erscheinen, nur um den Theoklymenos von blutiger Rache an seiner Schwester abzuhalten, die das Entweichen hat geschehen lassen. Was sie dann noch über die künftige Vergöttlichung der Helena und über den einstigen Aufenthalt des Menelaos auf den Inseln der Seligen weissagen, ist im Charakter der beiden, wie er sich im Drama offenbart, durchaus nicht vorgedeutet.

Der deus ex machina

Den deus ex machina, auf den uns die Helena geführt hat, hat bekanntlich auch Sophokles, indem er den gottgewordenen Herakles im Philoktet eingreifen läßt. Euripides hat ihn in der Hälfte seiner Dramen, besonders den früheren, nicht; in einigen ist er nur dazu da, um jeden noch bestehenden Zweifel zu lösen, z. B. einem der betreffenden Geschlechter eine künftige Herrschaft zu weissagen; in diesen Fällen ist er immerhin nur, wie am Anfang der Prolog, eine gewaltsame Notiz darüber, wie das Drama mit dem sonstigen Mythus zusammenhänge, und der Gott kann wohl auch durch einen anderen Weissagenden ersetzt werden, sogar einen Bestraften, der, wie Polymestor in der *Hekabe*, den Siegern mit Hilfe der Mantik künftige Fluchschicksale kündet. Überhaupt bringt er nicht immer einen versöhnenden Abschluß. Dionysos in den *Bakchen* hinterläßt Kadmos und Agaue im tiefsten Jammer, obwohl er dem Kadmos noch eine weitere Herrschaft und ein Ende im Lande der Seligen weissagt. Endlich aber ist der Maschinengott auch dazu da, den Knoten zu zerhauen und durch Autorität den gesetzlichen Zustand herzustellen, wie im *Orest*, wo Apoll förmlich Polizeistunde macht, und ganz besonders im *Hippolytos*, wo die Unschuld des Helden ohne das Auftreten der Artemis nicht an den Tag kommen würde. Wenn gar der Dichter nur auf diese Weise über die verdorbene Situation Herr zu werden vermag, so ist dies nicht mehr Drama, sondern Machtmißbrauch.

Responsion im Aufbau der Handlung

Was den Aufbau der Handlung betrifft, so haben sich in der späteren Tragödie allmählich auch Geheimnisse gemeldet, die man im Theater selbst nicht sehen und bemerken konnte, und die doch ihre Bedeutung gehabt haben müssen. Gewisse Tragödien des Sophokles und Euripides bauen sich quantitativ, den Verszahlen der Dialogpartien nach, so auf, daß die Mitte eine Hauptszene ist, gegen welche die übrigen Szenen gleichmäßig von der einen Seite ansteigen und nach der anderen fallen, so daß sie gegen die Mitte symmetrisch zusammenkommen, wie die Figuren einer Giebelgruppe. Das hat keines Menschen Auge sehen noch eines Menschen Ohr hören können, und dennoch ist es nachgewiesen; es sind Dinge, die uns einstweilen noch nicht erklärt sind, die uns aber das supreme künstlerische Vermögen der Dichter zeigen.

Idealität der Charaktere bei Äschylos

Indem wir nun zur Betrachtung der tragischen Charaktere übergehen, beschränken wir uns zunächst auf Äschylos und Sophokles. Was bei diesen beiden sofort ins Auge springt, ist die allgemeine Idealität der Helden. Es sind lauter Gestalten auf Goldgrund, und zwar nimmt im *Agamemnon* des Äschylos selbst noch eine Klytämnestra und ein Ägisth an der Idealität Anteil, jene gerade durch die *Sophistik der Leidenschaft*, womit sie die Tat bemäntelt *mit allen möglichen Gründen, die sie hätte haben können, wenn nicht der eine ausgereicht hätte*. Ganz besonders ist Eteokles in den *Sieben* eine völlig ideale Gestalt, und ebenso sind in der *Antigone* die beiden Schwestern ideal, obwohl sie sich entzweien, weil Antigone den Bruder bestatten will. Nur die Dienenden, z. B. der Wächter im *Agamemnon* und die Amme Orests in den *Choephoren*,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

haben einige Züge aus dem gemeinen Leben; gerne werden sie, wie der Wächter in der *Antigone* und der Bote in den *Trachinierinnen*, durch niedrige Liebe zum Leben oder zum Vorteil charakterisiert.

und Sophokles

Bei Sophokles sind sakrifizierte oder nach unseren Begriffen soviel als böse Charaktere Kreon in der *Antigone*, der den höchsten Grad der Verblendung darstellt, die Atriden im *Aias*, Odysseus im *Philoktet* u. a. Aber, obschon Sophokles die Anlage dazu wohl gehabt hätte, das Böse rein aus den Tiefen der Selbstsucht abzuleiten, sind doch alle keine Bösewichter; auch sie nehmen noch an der allgemeinen Idealität teil, welche alles umhüllt, was mit dem Mythus und der heroischen Welt zusammenhängt. Sie sprechen mit dem Gefühl der Berechtigung und drücken bisweilen große Empfindungen aus. Im Dialog kommt wohl heimlicher Vorbehalt, Absicht der Täuschung usw. vor; allein keiner hat vor sich selber ein schlechtes Gewissen. Abgesehen davon, daß dem Griechen überhaupt vieles erlaubt war, hat der einzelne auch in der Tat nicht nötig, sich besonders schuldig zu fühlen; die Götter helfen ja zum Bösen treiben, und das Böse ist vorausbestimmt vom Schicksal und von Orakeln vorausverkündet; bei Äschylos vollends ist die Tatenkette zum Band und Hebel der Trilogien erhoben. Deshalb gibt es keinen Jago, keinen Richard III., keinen Franz Moor. Erst von den Charakteren des Euripides dürfte auch mancher vor sich selber das böse Gewissen haben; doch haben auch diese es nicht, sie sind vielmehr beruhigte Schufte.

Äschylos: Prometheus

Unter den äschyleischen Tragödien ist nun das große Unikum, in welchem lauter übermenschliche Wesen auftreten, der *Prometheus*. Hier ist schon der mythische Horizont riesig, ihn bilden der Fels am fernen Weltrand über dem Meere, die Schilderung der Völker, welche um Prometheus klagen, und die des Weges, den Io über die ganze Welt gemacht hat, und daneben wird der Eindruck des Urtümlichen durch die Bilder der Erdrevolution, der Stürme, des Unterirdischen usw. hervorgebracht. Und nun werden die beiden Opfer des Zeus: der Angeschmiedete und die wandernd Herumgejagte in einer Handlung vorgeführt, die sich so aufbaut, daß sich der Leser noch heute des Staunens und eines heiligen Schauers nicht erwehren kann. Er, gewaltig groß, weiß alle Vergangenheit und Zukunft; sie dagegen gehört einer dumpfen, unfreien Ahnungswelt und verfällt zuletzt wieder in einen wirren Taumel. Seine wahre Schuld ist, daß er trotz anfänglicher besserer Einsicht doch dem Zeus bei der Bändigung des Kronos geholfen, wie dies auch Themis, seine Mutter, tat; dann aber nahm er sich doch der Menschen an, die von Zeus zum Untergang bestimmt waren, und hieran hängt sich die kleinliche Bosheit des undankbaren Zeus. Doch hat auch diesen der Titan mit einem letzten Geheimnis in der Gewalt (dieses letzte Geheimnis, nämlich die furchtbare Folge einer möglichen Ehe des Zeus mit Thetis, weiß N. B. das Publikum; bei Pindar Isthm. VII, 66 plaudert schon Themis alles aus); denn Götter und Menschen sind gegenseitig voneinander abhängig, und die Moira steht über beiden, Motive, von welchen wir gerne wüßten, wieweit sie von Äschylos selber herrühren. Von den Nebengestalten prägt sich der höhnische Ton des Kratos gegen Hephästos, der scharf-bittere des Hermes gegen Prometheus dem Leser besonders stark ein; wer sonst zu Prometheus spricht, tut es im Sinne der klugen Fügsamkeit; Zeus ist ihnen allen böse, nur aber sehr mächtig. Ihnen allen gegenüber, auch den stellenweise, z. B. beim Abgang der Io, so gering gehaltenen (immerhin am Ende doch dem Prometheus treu bleibenden) Okeaniden, bleibt dem Prometheus sein Trotz und auch im Versinken die sublime, klare letzte Strophe, in welcher er selber noch den riesigen Naturprozeß schildert.

Äschylos: Agamemnon

Im *Agamemnon* braucht Äschylos einen jener großen metaphysischen Vorteile wie Manzoni in den Promessi sposi mit Frà Cristoforo und Federigo. Selbst Shakespeare mit seinem Geiste von Hamlets Vater und den Hexen und Erscheinungen im *Macbeth* hat das Übernatürliche nicht so zum Angelpunkte des ganzen Stückes machen können oder wollen, wie hier mit Kassandra

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geschieht; denn hier ist es ein heiliges Übernatürliches. Nachdem schon die ganze erste Partie des Dramas von trüben Ahnungen und bösen Erinnerungen überquoll, tritt hier in die Mitte des Stückes die alles verbindende, in Kassandra persönlich gewordene Mantik, an deren Dasein die Zuschauer des Äschylos noch hinreichend glaubten, um aufs tiefste ergriffen zu werden. In ihrer grandiosen Art, die Menschen (Agamemnon, Klytämnestra, Ägisth) durch Tiere völlig deutlich zu bezeichnen, tut sie dar, daß sie nicht nur durch die Mauern des Palastes hindurchsieht, was eben jetzt geschehen wird, sondern auch das Vergangene vom Mahl des Thyestes an weiß, und ebenso kennt sie die künftige Rache an Ägisth und Klytämnestra, welche der letzte Trost ist, mit dem sie gegen den Palast hingeht — und dazu ihr Wort: Genug des Lebens (ἀρκείτω βίος)!

Agamemnon selbst gilt dem Dichter, wenn auch das Üble, was er getan hat, nicht geleugnet wird, persönlich als unschuldig, als ein solcher, der nur die Bluttat der Früheren (προτέρων αἷμα) büßen muß. In Klytämnestra dagegen stellt sich die höchste Furchtbarkeit und Verlogenheit dar, wobei nicht gefragt wird, ob dies für die jetzigen Nerven genießbar sei; dem Dichter erschien sie gewiß, wie er sie gab, mitsamt ihrem wütenden Hohntriumph über Kassandra. Dabei ist sie im tiefsten Grunde unfrei und weiß es. *Der alte schreckliche Fluchgeist (Alastor) des schlimmen Gastgebers Atreus,* sagt sie, *hat nur gespenstisch meine Gewalt angenommen und an diesem (Agamemnon) Rache geübt, indem er zu den Kindern (des Thyest) auch den erwachsenen Mann opferte.* Zuletzt freilich möchte sie gern ihre Reichtümer bis auf einen kleinen Rest hingeben, wenn nur der Fluch des Wechselmordes ein anderes Haus aufsuchen wollte. Aber nun kommt Ägisth und freut sich noch seiner besonderen Rache wegen des Thyestesmahles (welches seine Halbbrüder betroffen) an dem Sohn des Atreus. Nach zorniger Zwiesprache mit dem Chor werden die Schwerter gezogen; doch tritt jetzt Klytämnestra mit einem weichen, wehmütigen Ton dazwischen: Kein neues Böses! Geht heim, ehe es euch trifft! Wir haben, was wir taten, gezwungen getan und sind selber vom schweren Zorn des Dämons unselig getroffen. Nochmals weist der Chor auf Orest hin und droht Ägisth; Klytämnestra schließt: *Jetzt herrschen wir!* —

Psychologischer Reichtum bei Sophokles

Mit einem Worte erinnern wir daran, wie Äschylos mit derselben strengen Einfachheit und Kraft in dem Apoll der *Eumeniden* den großen Gott, in Eteokles den Hort der Vaterstadt, in Dareios den alten Schutzherrn einer Nation zeichnet, und gehen nun zu Sophokles über. Hier haben wir es mit einem Dichter zu tun, dessen Tatsachen nach Kräften psychologisch-menschliche, daher von ewiger Geltung und Wirkung sind, und der dementsprechend auch alle Charaktere und Situationen möglichst ausweitet und aufs tiefste erschöpft, mit größtem psychologischen Reichtum, nach allen Seiten und Möglichkeiten hin, so daß seine Stücke eine völlige, zusammenhängende Wahrheit darstellen. Schon das Altertum bewunderte dieses sein Charakterschaffen (ἠθοποιεῖν), wozu ihm, wie seine Vita sagt, bisweilen ein einziger Halbvers genügte. Zumal die Hauptgestalt wird pathologisch total ausgebeutet. Um dies möglich zu machen, verringert der Dichter lieber die dem Chore zufallende Quote im Verhältnis zum Umfang des Stückes; deshalb ist ihm auch der Tritagonist unentbehrlich, denn nun erst hatte man genug Schauspieler, um bald dem Bedürfnisse nach einem Confident, bald dem nach einer Kontrastfigur zum Protagonisten wie Chrysothemis und Ismene genügen zu können.

Außerordentlich reich sind Gestalten wie Aias, Philoktet, Elektra ausgestattet; letztere wird hier die Hauptperson, während in den *Choephoren* des Äschylos Orest dies war; sie hat einst den Orest heimlich gerettet, während dieser laut den *Choephoren* von Klytämnestra verstoßen worden ist. Eine völlig freie Schöpfung, der bei Euripides als etwas Ähnliches nur etwa die aulische Iphigenie zur Seite steht, ist die Antigone; ganz besonders mächtig ist auch der *Ödipus auf Kolonos*, dessen Gegenstück in der neueren Poesie Calderons *Standhafter Prinz* sein dürfte. Hier

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

steigert der Held seine Töne des Unglücks, vom bloßen Ausdruck des Elends an, bei jeder neuen Begegnung: mit den Töchtern, mit Kreon, mit Polyneikes; allmählich aber kommt ihm ein erhabener Anfang von Trost, und endlich wird er ahnungsmächtig und führt die anderen. Eine Schattenseite hat freilich diese Behandlung des Mythus: Indem nämlich bei Sophokles das Mythische dem allgemein Menschlichen weicht, und dieses mit durchgängiger innerer Wahrheit zu Tage gefördert wird, entsteht ein Konflikt mit den rauhen, alten, stehengebliebenen Motiven des Mythus; dieser ist zumal beim Tiermord des Aias sehr fühlbar, aber auch in den *Trachinierinnen* bei der Geschichte des Nessos und schon im Prolog, wo Deianira ihre frühere Umwerbung durch den Flußgott Acheloos in dessen barocken Verwandlungen berichtet. Auch in der *Antigone* besteht eine Inkongruenz zwischen dem urweltlichen Mythus (Tötung wegen Bestattung eines Bruders) und der überaus verfeinerten psychologischen Schilderung.

Sein Kontrast zu den mythischen Motiven

Bei Sophokles verflicht sich Charakter und Tun der Menschen mit dem Schicksal so, daß dem Zuschauer das letztere von Anfang an als unabwendbar erscheinen muß, und zwar aus einem inneren Grund und nicht, weil man den Mythus auswendig weiß. Die einzige Ausnahme macht, wie oben gesagt, der *Philoktet*, welcher psychologisch anders enden will, als der Mythus vorschreibt: Neoptolem ist (im Gegensatz zu Odysseus) durch die Leiden des Dulders bereits so weit gerührt, daß er denselben nach seiner Heimat zurückzuführen im Begriffe steht. Da erscheint — als einziges Beispiel bei Sophokles — Herakles als deus ex machina und verkündet die Gesetze des Schicksals. — Sophokles hing an dem Sujet wahrscheinlich wie am *Aias* wegen seines reichen pathologischen Inhaltes; diese Leiden sind aufs höchste ausgeführt, und ihre Blüte ist die Rührung des Neoptolemos. Dem Dichter lag mehr an der gründlichen Ausschöpfung dieser Charaktere als an einem harmonischen Abschluß.

Der deus ex machina des „Philoktet"

Auch von den Charakteren des Euripides sind zunächst einige fast in sophokleischer Weise nach der leidenschaftlichen Seite hin ausgeschöpft; so *Medea* und *Hekabe* (obwohl in der letzteren die weichen Züge des Flehens usw. mit der späteren entsetzlichen Rache, die sie übt, nicht gut vereinbar sind). Sodann sind schön und rein die *taurische* und besonders die *aulische* Iphigenie, *wo der reine und hohe Sinn einer Jungfrau den Ausweg aus allen Verwicklungen zu finden weiß, welche durch die streitenden Leidenschaften der Männer geschaffen worden sind*, mit Recht wird der freie Entschluß, wodurch Iphigenia sich opfert, eine göttlich erhabene Tat genannt. Eine ähnliche Gestalt ist die Theonoe der Hekabe, sehr eigen aber der reine und heilige Jüngling Hippolytos, der vielleicht auf der Szene um so pikanter wirkte, je weniger dergleichen in Athen lebten; mit ihm ist dann wieder der Ion verwandt. Das Gegenstück zu diesen Guten sind dann die Verworfenen, zumal die verruchten und schrecklichen Weiber, außer der Medea die Phädra und Kreusa; auch die Hermione in der *Andromache* hat einen ganz scheußlichen Charakter, den sie besonders in der Wechselrede mit der Verfolgten offenbart — ohne daß wir sicher wären, ob sie nicht im griechischen Sinn dennoch recht hat. Leidenschaftliche Taten und kühn gesponnene Pläne läßt der Dichter überhaupt gerne von den Weibern ausgehen, denen die Männer dienstbar sind. Aus der späteren Zeit des Dichters sind dann die *Bakchen* mit der prächtig gezeichneten Gestalt des Dionysos, der in dieser letzten, ruhmvollen Tragödie noch einmal die Scena betritt.

Die Charaktere bei Euripides

Daß Euripides die mythische Vulgata keck zu ändern liebt, haben wir bei der Betrachtung der Handlung seiner Stücke gesehen. Auch die Charaktere behandelt er sehr frei, und auch dies hätte an sich nicht so viel geschadet; allein es geschieht im Dienste einer Neigung der Athener für realistische Vielheit und für ein Ausweichen aus der rein mythischen Anschauung, im Dienste der Rührung, im Dienste der Tagestendenzen und im Sinne praktischer Redekunst.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Euripides' Realismus

Den euripideischen Realismus zeichnet bekanntlich das Wort des Sophokles, er stelle Menschen dar, wie sie sein sollten, Euripides wie sie seien; leider aber verringert dieser die Charaktere nicht nur in üblem Kontrast mit dem äußeren Auftreten, indem er aus Ixion und Bellerophon Geizhälse, aus Helena eine Dirne, aus Menelaos einen Narren, aus Orest einen Verbrecher usw. macht, sondern er bringt auch das Genrehafte und Kümmerliche des täglichen Lebens auf die Bühne, z. B. in der *Elektra*, die an einen Bauern verheiratet ist, und im *Hippolytos*, wo der Chor in den feierlichsten Worten melden muß, daß Phädras Leidenschaft durch eine Wäscherin ausgeschwatzt worden sei. Daher die ewige Klage des Aristophanes, Euripides respektiere die allgemeine Idealität nicht. Und in der Tat hat er etwas wie die deutsche Malerei des XV. Jahrhunderts: häßliche realistische Charaktere auf dem allgemeinen tragischen Goldgrund. Während sodann Sophokles es immer mit dem Ganzen eines Charakters zu tun hat, hat Euripides bisweilen die Art, das Gefühl einer einzelnen Person in einer bestimmten Szene bis ins einzelnste auszubeuten, ja bis ins Materielle, wie in den *Phönissen*, wo beim Willkomm des Polyneikes durch Jokaste alle einzelnen Leiden der Verbannung aufgeführt werden. Der von Achill verwundete Telephos wurde, um Rührung zu erwecken, in Lumpen auf die Bühne gebracht und so noch mehrere Könige, was bekanntlich Aristophanes in einer prächtigen Szene der *Acharner* persifliert. Weiber sind ebensooft edel und rührend als schrecklich; besonders aber werden zu größerer Rührung öfter auch die Kinder mit aufgeführt, sogar sprechend, indem ein Sänger die Rolle hinter der Bühne sang. Aber die Rührung kommt bei Euripides nicht aus tieferer Quelle; sonst könnte er nicht anderswo so roh sein wie z. B. im *Orest*, welcher nur ein Chaos egoistischer Leidenschaften darbietet.

Ausbeutung des Gefühls bei Euripides

Politische und philosophische Erörterungen

Sodann ist der Mythus dem Dichter oft nur Grundlage, um Menschen seiner Zeit in aufgeregten Situationen sprechen zu lassen; seine Stücke sind der Sprechsaal, aus dem uns das damalige allgemeine athenische Räsonieren über göttliche und menschliche Dinge entgegentönt. Wie früher gesagt, entschädigt er sich durch Erörterung der Politik des Augenblicks für den Verzicht auf die zeitgeschichtlichen Stoffe; besonders aber philosophiert er gerne im Sinn der Sophistik und zumal auch des Anaxagoras; es gab von dem *szenischen Philosophen* ein Stück, das nach der philosophierenden Heldin die *weise Melanippe* (zur Unterscheidung von der *gefesselten Melanippe*) benannt wurde, und ein rechtes Paradigma frecher Sophistik ist in den *Troades*, Helenas Entschuldigungsrede an Menelaos.

Echt euripideisch ist die Art, wie Polyneikes und Eteokles vor Iokaste weitläufig plädieren und sie dann resümiert und beide widerlegt; der Dichter mochte auch auf diese Situation, die Äschylos (in den *Sieben*) nicht in den Sinn gekommen war, besonders stolz sein. Wie stark aber die Neigung zu allgemeinen Betrachtungen war, zeigt sich u. a. darin, daß selbst der Verbrecher Polymestor nach der schauderhaften Beschreibung seiner Blendung und des Mordes seiner Söhne durch die Troerinnen, es sich nicht versagen kann, mit einer Schlußbemerkung über das weibliche Geschlecht im allgemeinen zu schließen, worüber ihn dann Agamemnon zurechtweist.

Sentenzen

Massenhaft sind die Sentenzen, z. B. gerade in der eben angeführten Tirade der Iokaste in den *Phönissen*. Ihretwegen dürfte vielleicht Sokrates den Euripides den anderen Dichtern vorgezogen haben, weil ihm hier ein Mittel philosophischer Wirkung auf die Massen zu denken gab. Gerade an diesem Elemente fand dann auch die spätere und noch die byzantinische Zeit am meisten Gefallen; als der Chor tot war, die Aufführung nicht mehr vorkam, die Stücke zu bloßen Deklamierdramen geworden waren und für das eigentlich Dramatische der Sinn erloschen gewesen sein mag, da mußten die sententiösesten Dramen als die besten erscheinen.

Willkürlichkeiten in den Charakteren

Sodann finden sich bei ihm Willkürlichkeiten in den Charakteren. Die durch Erkennung und Vorweisung von Fundstücken herbeigeführte Versöhnung von Ion und Kreusa z. B., einer Frau,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die sich zu allem berechtigt glaubt, würde für unser Gefühl noch immer eine sehr faule heißen, weil die Charaktere unterwegs schon zu viel verloren haben, als daß ihre spätere Beglückung uns noch recht interessierte. — Eine der dramatisch unerlaubtesten Sachen ist ferner die völlige Suspension eines Charakters durch einen nicht von selbst im Menschen erwachsenen, sondern von irgendeiner boshaften Gottheit gesandten Wahnsinn. Den erlaubten Gebrauch des Wahnsinns kennen wir aus dem *Lear*, wo der wirklich Irrsinnige (Lear), der Simulant (Edgar) und der Berufsnarr in ergreifendem Kontrast nebeneinandergestellt sind; aber auch bei Sophokles, wo Aias, wenn ihn Athene nicht verblendet hätte, die Führer des Achäerheeres bei gesundem Verstande, bloß wegen der Waffen Achills, und zwar mit Arglist würde ermordet haben, ist der Wahnsinn der Umschlag einer ohnehin gewaltsamen heroischen Natur ins Fürchterliche und riesig Wilde und somit durch das ganze Wesen des Charakters motiviert. Ganz falsch aber ist das Motiv im *rasenden Herakles* des Euripides angebracht, so grandios, wie gesagt, die Einführung der Lyssa (des Wahnsinnsdämons) durch Iris an sich ist. Hier wird der Held auf der Sonnenhöhe aller seiner Mühen und Pflichterfüllungen, unmittelbar, nachdem er den Seinigen noch das Leben gerettet, auf Befehl Heras zum Morde der eben Geretteten wütend gemacht, um darauf im tiefsten Jammer wieder zur Vernunft zu erwachen, und zwar bekommt man dabei die pathologische Schilderung des Hergangs in Gesicht und Gebärden, wie er das Haupt schüttelt, die Augen verdreht und stöhnt und brüllt. Der Schluß des Stückes fällt dann wieder auf durch eine sehr umständliche Ausbeutung der Wehmut, indem Herakles die Leichen der Kinder noch einmal sehen will, den Vater Amphitryon umarmt (dessen wirkliche Vaterschaft doch im ganzen Stücke bald gilt und bald nicht gilt) usw.

Euripides' Beliebtheit

Bei diesem allen erfreute sich Euripides einer steigenden Beliebtheit bei den Griechen, und der Erfolg bei der Nation strafte die Erwartungen nicht Lügen, die er in dieser Beziehung trotz vieler Mißerfolge bei den athenischen Preisrichtern soll festgehalten haben. Von dem Zauber, den er schon bei Lebzeiten auf griechische Bevölkerungen ausübte, gibt die bekannte Aussage Plutarchs einen Begriff, wonach die siegreichen Sikelioten einander selbst die bloßen kleinen Proben (δείγματα καὶ γεύματα), die sie von den gefangenen Athenern kennen lernten, eifrig mitteilten, was viele derselben gerettet haben soll. (Plut. Nikias 29ff.)

Seine Sprache

Diese Anerkennung der Späteren mag vorzüglich auch der herrlichen euripideischen Sprache gelten, worin die Sprache der gebildetsten Kreise Athens der Kunst dienstbar gemacht erscheint durch jenes wundervolle Griechisch, das klarer und für uns leichter vernehmlich lautet als die Sprache seiner Vorgänger. Jedenfalls will es viel sagen, daß er die von Aristophanes in den *Acharnern*, den *Thesmophoriazusen* und den *Fröschen* gegen ihn gerichteten Angriffe glücklich überstanden zu haben scheint. Diese richten sich im wesentlichen gegen den Realismus, der damals durch alle Poren drang, aber vom attischen Theater einmal nicht ausgehalten wurde, und ferner wird dem Euripides in Summa vorgehalten, daß seine Schöpfungen nicht aus einer höheren Inspiration, sondern aus dem Gerede der Zeit und aus Fetzen ihrer Bildung entnommen seien. Als sein Gegenbild zeigt der Äschylos der *Frösche* eine Art wilder Großartigkeit; er erklärt es für die Bestimmung des Dichters, die Menschen zu veredeln, und beweist, wie er derselben anders als Euripides nachgelebt und eine Generation voll Heldenmut hinterlassen habe; aber trotz aller scheinbaren Andacht gegen Äschylos müßte man doch wissen, wie Aristophanes auch ihn behandelt haben würde, wenn er noch gelebt hätte.

Opposition des Aristophanes

Beförderung des Verfalls der Tragödie durch die Komiker

Daß nun aber an dem Verfall der Tragödie eine Komödie, die ihr wahres Geschäft daraus machte, die Tragiker zu ruinieren, nicht auch ihren Anteil gehabt habe, ist schwer zu glauben. Ihrem Hohn gegenüber war der Anspruch derselben, Erzieher des Volkes zu sein, wie anderes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pathos, nicht mehr zu behaupten. Dieser Verfall aber ist seit dem IV. Jahrhundert ganz offenbar vorhanden, und es dürfte sich lohnen, seinen Ursachen nachzugehen, soweit dies möglich ist.

Zwar führte man auch ferner an den großen Dionysien und den Lenäen neue Tetralogien auf, und daß für die Stücke der drei großen Dichter Wiederaufführungen gesichert waren, ist gut bezeugt. Auch gab es immer noch eine große Zahl momentan namhaft gewordener Tragiker. Vor allem hat man hier an die Abkömmlinge und Familienglieder der Großen zu denken, wie denn der gleichnamige Enkel des Sophokles, der 396 v. Chr. zum ersten Male auftrat, zwölf Siege davontrug; auch Astydamas, der 240 Stücke gedichtet und fünfzehnmal gesiegt haben soll, war der Urenkel einer Schwester des Äschylos, und an Namen fehlt es auch außerhalb dieser Kreise nicht. Niemand von diesen Dichtern wurde mehr in Wahrheit berühmt; darum wird uns auch von ihnen so wenig zitiert, es ist fast, als wären sie nicht vorhanden gewesen —, und es wird seinen Grund haben, daß von 400 v. Chr. abwärts nichts erhalten ist.

Erschöpfbarkeit der Gattung

Die Hauptsache wird wohl sein, daß die Gattung erschöpfbar war. Eine innere Grenze des ganzen antiken Dramas, solange es bestand, lag eben darin, daß es etwas Allgemeines, Öffentliches bleiben mußte, weil schon das riesige Lokal zu Leistungen zwang, die für die ganze Einwohnerschaft gültig und mit großem Aufwand und vielen Umständen verbunden waren. Zunächst konnte es nie in eine Exhibition für Reichere, Gebildetere, besonders Gestimmte und Interessierte umschlagen, d. h. sich nie in einen Reichtum einseitigerer, materiell bescheidenerer, aber vielleicht poetisch noch immer höchst wertvoller Gattungen auflösen; nur eine Gattung war möglich; wenn es mit dieser abwärts ging, so war kein Innehalten mehr, denn das Gehäuse der Tragödie, ihre Gestalt und ihre sämtlichen Voraussetzungen waren so großartig, daß alles bedroht war, wenn einmal der Geist diesen Leib nicht mehr vollständig beseelte. Nun konnte die Tragödie, um allgemein zu bleiben, vom Mythus so wenig als die Komödie von der Posse oder einem sehr oberflächlichen Intriguenspiel loskommen; alles Geschichtliche z. B. hätte zu lokal, zu zeitlich, auch für andere Städte zu unverständlich geschienen, und überhaupt hatte man die Wendung zur historischen Tragödie ein für allemal abgewiesen. Aber auch der Mythus war erschöpfbar, und schon von Euripides war das Mögliche großenteils aufgezehrt. Und dabei war ein Übelstand im Wachsen, der den Untergang herbeiführen mußte: der zumal bei und seit Sophokles und Euripides vorhandene Gegensatz der psychologischen und szenisch dramatischen Verfeinerung auf der einen und der harten alten Grundlage der mythischen Ereignisse, welche an sich oft gar nicht dramatisch waren, auf der anderen Seite.

und des Mythus

Dilettanten und Streber

Da man auch keine Dichter hohen Ranges mehr hatte, war der Tragödie schwer zu helfen. Um so mehr Helfer aber präsentierten sich, es sind die Dilettanten und Streber. Von einem reißenden Zunehmen des allgemeinen Dilettantismus erfährt man schon in den *Fröschen* des Aristophanes. Herakles erhält dort auf die Frage, ob es denn nicht in Athen auch nach dem Tode des Euripides noch tragödiendichtende Knaben gebe, von Dionysios die Antwort: *mehr als tausend, die den Euripides an Geschwätzigkeit um mehr als eine Meile hinter sich lassen.* Auch in den *Vögeln* rühmt einer der in der Barbierstube anwesenden Philister das Talent seines Söhnchens für die Tragödie, wie ein anderer das des seinen für die Rede; also auch die Bestimmung zum Tragiker von Kindheit auf kam vor. Diese Unberufenen werden gerade an Euripides, der ihnen doch so vieles vorweggenommen hatte, als an dem letzten großen Eindruck, hängengeblieben sein. In ihren Händen wird *jene erhabene und wunderbare Tragödie nichts mehr bezweckt haben, als sich den Zuschauern gefällig zu machen, indem sie das Angenehmschlechte nicht wegließ und das Bitternützliche verschwieg,* wie Platos Urteil über diese *Streberei* (κολακεία) lautet. Und nun war auch das Agonale in die unrechten Hände geraten, indem das echte Kampfrichteramt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aufhören des echten Kampfrichteramts

aufhörte. Während früher nach der alten und hellenischen Weise der Kampfrichter nicht als Schüler, sondern als Lehrer der Zuschauer saß und ihnen mußte widerstehen können, wenn sie das Vergnügen auf unziemende Weise an den Tag legten, überließ nunmehr die neue, als sizilisch und italisch bezeichnete Weise die Entscheidung des Sieges der Menge der Zuschauer, die ihr Urteil durch Aufheben der Hände kundgab, und daneben mag dieser Beifall des Theaterpublikums, welcher den Preis entschied, immer zweifelhafter und zweideutiger geworden sein.

Vorwiegen der Erotik und Rhetorik

Um Neues zu bieten, muß sich diese Spättragödie besonders stark auf die Ausbeutung der erotischen Motive verlegt haben; dem Stil nach aber war gewiß das meiste Neue von wesentlich räsonierender Art. Schon bei Euripides waren Dialoge mit einem Rechtsstreit als Inhalt, teils in längerer Rede, teils in Einzelversen, Mode geworden; von Agathon heißt es, daß er die Antitheta (in der Manier des Gorgias) liebte und sie für das Wesentliche seines Stiles hielt, nun aber erstieg die Rhetorik die Bühne vollends, und die dramatischen Ereignisse wurden in erster Linie so arrangiert, daß sie Gelegenheit für Reden boten. Im IV. Jahrhundert führte denn der Weg zur Tragödie schon mehr als einmal durch die Rhetorik. Strengere Richter aber, wie Plato an der Gorgiasstelle, fanden, wenn man aus solchen Dramen Melodie, Rhythmus und Versmaß *Gorg. 502 c* wegnähme, so würde bloße Prosa (λόγοι) übrigbleiben, die zum Volke und der großen Masse gesprochen würde; die Dichter schienen im Theater die Redner zu spielen (ῥητορεύειν). Und schließlich war doch auch dieses rhetorische Element erschöpfbar; so wie Euripides verstand sich wohl später ohnehin niemand mehr darauf.

Daneben wurde der Genuß dramatischer Vorstellungen aller Welt zugänglich. Wie bereits im IV. Jahrhundert in Attika (und wer weiß wo sonst noch?) herumziehende Truppen in den Demen, etwa an den ländlichen Dionysien, auch Tragödien aufführten, erfahren wir aus der Kranzrede des Demosthenes (besonders 262), wo Äschines mit der Armseligkeit dieses von ihm durchgemachten Schauspielerlebens aufgezogen wird; im gleichen und im folgenden Jahrhundert aber müssen in der ganzen griechischen Welt die vielen Theater entstanden sein, von denen wir freilich so wenig wissen, was darin aufgeführt wurde. Zur Zeit des Aristoteles gab es bereits ein Virtuosentum, das dem Schauspieler größere Bedeutung verschaffte, als der Dichter *Virtuosentum* besaß. Welche Effektstücke sich ein solcher erlauben konnte, geht aus der zur Zeit des Demosthenes spielenden Geschichte des Schauspielers Polis hervor, der, als er die Elektra des Sophokles zu agieren hatte, statt der leeren Urne, welche angeblich die Gebeine Orests enthalten sollte, die Urne mit den wirklichen Gebeinen seines kurz vorher gestorbenen und von ihm beklagten Sohnes auf die Bühne brachte und hierdurch alles mit wahrem Jammer erfüllte. Diese Erzählung spricht ganz durch sich selber; man müßte nur noch wissen, ob die Sache nicht vollends vorher in Athen herumgesagt worden war.

Einzelschauspieler

Mit der Zeit pflegte dann auch eine ganze Tragödie durch einen einzigen Schauspieler gegeben zu werden. Diese Darstellung war unentbehrlich, wenn in Städten außerhalb Athens ein Begriff von einer Tragödie gegeben werden sollte und herumziehende Truppen nicht vorhanden, vollends aber Chöre undenkbar waren, welche die Gesänge des athenischen Dramas wiederholt hätten. Der eine Schauspieler wird dann in dem Theater der betreffenden Stadt den ganzen Dialog aller Rollen rezitiert und ganz gewiß die Monodien gesungen haben, da man auf diese, und zumal die des Euripides, im höchsten Grade begierig war; die Chöre aber werden weggeblieben sein.

Die Pantomime

Auch in der Pantomime aber, d. h. dem auf die bloße Situation beschränkten Exzerpt der Tragödie, stellte ein Schauspieler alle möglichen Rollen mimisch zur Musik dar. Dieser Art mochte jener Schauspieler sein, der sich gegen Demosthenes rühmte, er könne durch ein Auftreten von zwei Tagen ein Talent verdienen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

8. Die alte Komödie

Parodistische Nachäffung des Ernsten ist so alt als das Ernste selbst, und Nachahmung irgendwelcher Vorgänge des täglichen Lebens, mit possenhafter Übertreibung, ist gewiß einer der frühsten Triumphe eines Individuums über das andere gewesen.

Das Komische bei den Griechen

Bei den Griechen war das Komische in der Poesie uralt. Abgesehen von jenen früher entstandenen Possen der Deikelikten, Phlyakes usw. lebte es längst im Epos und in der Lyrik. Wir brauchen uns nur an Homers Thersites, Polyphem und Iros, dazu an die alte Gewohnheit der Parodie und an die Poesie des Archilochos zu erinnern, jene zur poetischen Gattung gestaltete Schmähschrift, die *nach Form und Inhalt vom größten Einflusse auf die Komödie* sein mußte.

Die dionysische Herkunft der Komödie

Aus allen jenen Possen und auch aus dem Triebe, sich von Polis gegen Polis mit Spottworten zu verfolgen, wäre aber noch keine Komödie hervorgegangen, wenn nicht auch hier der Dionysoskult die Angelegenheit auf seine Schwingen genommen hätte. Nur so, und nur in Konkurrenz und gemeinsamem Lokal mit der Tragödie, und nur, indem auch hier für die ganze Polis gespielt wurde und der Chor ein Gegebenes war, kam das Großartige darüber, das Öffentliche, das riesig Groteske, die Erhabenheit in der Darstellung des Schlechten und Lächerlichen.

Der Ursprung der Komödie wird an die kleinen oder ländlichen Dionysien angeknüpft, das Schlußfest der Weinlese. Hauptteil dieses Festes war der Komos (Umzug beim Trinkgelage), ein wildes Gemisch aus Trunk, Gesang und Tanz. Beim Komos wurde u. a. der Phallos herumgetragen, unter einem besonderen Gesang der maskierten und bekränzten Sänger, eine Übung, von der uns der Aufbruch des Dikäopolis zu den ländlichen Dionysien in den *Acharnern* des Aristophanes eine Vorstellung gibt, und nach dem Liede pflegte der Schwarm den ersten besten, der des Weges kam, zu verhöhnen. In diesem Zustand, *als lyrische Urkomödie*, soll sich die Komödie auch neben ihrer ausgebildeten Form an vielen Orten forterhalten haben. Irgendwie werden sich dann an dieses Treiben sprechende Charaktermasken angeschlossen und sich dazu dramatisch gebärdet haben; aber gleichwohl blieb die Komödie noch lange *ein obskures Spiel ausgelassener Landleute, wofür kein Archon sorgte, wozu sich kein bestimmter Verfasser bekannte.*

Die Komödie in Megara

Eine ziemlich konstante Aussage gibt nun an, daß die Komödie sich zuerst in dem possensüchtigen und witzigen dorischen Megara ausgebildet habe; doch scheint sich diese megarische Komödie nach einer Andeutung des Aristophanes mit plump lächerlichen Vorgängen begnügt zu haben; es war ein derbes, dem der Deikelikten verwandtes Lustspiel (κωμωδία φορτική), welches statt des Komischen das Gemeine gab, und von hier führt eine Brücke zu der später zu erwähnenden sizilischen Götter- und Ständeposse des Epicharmos. Sicher aber ist, die Ursprünge mögen sein, welche sie wollen, ohne Athen und ohne das große Theater die große alte Komödie undenkbar; hier muß das komische Spiel einen neuen Sinn und eine neue Bestimmung angenommen haben, und die Hauptfrage ist für uns: Wann gab der Archon nicht bloß den Chor, sondern auch das große Theater her? Dies wird am Anfang des V. Jahrhunderts geschehen sein. In dieser Zeit scheinen die ältesten attischen Komiker, deren Namen bekannt sind, aufgetreten zu sein, ferner Ekphantides, der sich in einem Fragment rühmt, von der megarischen Form abgewichen zu sein; und an diese schließt sich die glänzende Reihe von Dichtern der perikleischen und der Zeit des Peloponnesischen Krieges: Kratinos, der hoch bejahrt nach 410 v. Chr. starb, Krates, Telekleides, Hermippos (von dem ein schönes Fragment bei Athenäus die Rüstung zum Kriege schildert, während das Kottabosspiel usw. im Winkel liegen), Eupolis, der 429 begann und bis gegen das Ende des Krieges dichtete, Aristophanes, der seit 427 unter

Die attische Komödie

Die ältesten Dichter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fremdem, von 424 bis 388 unter eigenem Namen auftrat, Phrynichos seit 429, Platon von 427 bis mindestens 391, Pherekrates, Leukon, endlich im Übergang zur mittleren Komödie: Diokles, Philyllios, Sannyrion, Strattis, Theopompos. Nachrichten über diese Dichter hat man ziemlich viele, und manches über ihre Stücke läßt sich aus dem einzig erhaltenen Aristophanes erraten; nur ist das Restaurieren einer verlorenen Komödie, von der nur Titel und Fragmente erhalten sind, nicht bloß schwerer als das einer Tragödie, wo der feststehende Mythus mithilft, sondern in den meisten Fällen absolut unmöglich.

Aristophanes

Gemeinsam hat nun die Komödie, wie wir sie aus Aristophanes kennen, mit der Tragödie die Bühne und die Orchestra, die bestimmte Zahl der drei (bisweilen vier) Schauspieler und die Maskierung derselben, endlich den Umstand, daß auch sie die Sache eines Wettstreites ist.

Das Kostüm

Verschieden aber ist schon die Form der Verkleidung. Das Kostüm ist durchaus barock; statt des Kothurns ist hier, schon weil die Personen äußerst beweglich sein mußten, der Soccus im Gebrauch, die Masken sind bisweilen persönlich kenntlich (bekanntlich fürchtete sich der Modelleur, für die *Ritter* des Aristophanes die Porträtmaske Kleons anzufertigen). Ferner kamen hier nur Einzelstücke, keine Tetralogien zur Aufführung, und dafür war die Zahl der Choreuten doppelt so groß als beim äschyleischen Chore; es waren ihrer vierundzwanzig. Dieser Chor aber, dessen Tanz im Gegensatze zu der feierlichen tragischen Emmeleia der wildbewegte Kordax war, und der sich etwa auch in zwei streitende Halbchöre teilte, zeigte in seinem Auftreten häufig Vermutungen von der größten Abenteuerlichkeit, bei denen man an eine Mischung der Menschengestalt mit den betreffenden Naturwesen zu denken hat. Aus Aristophanes sind die Chöre der Wespen, Vögel und Wolken bekannt, bei anderen Dichtern figurieren als Titel die Chöre der Ziegen, Greife, Ameisen, Nachtigallen, Bienen, Kentauren, Sirenen, Lüfte (Ἀῦραι). Schon durch diese Art der Persönlichmachung des Unpersönlichen deutet der Chor auf eine Freiheit hin, von der die Poesie anderer Völker keinen Gebrauch gemacht hat; er ist ein ganz neues Element.

Die Masken

Der Chor

Unermeßlich ist nun der metrische Reichtum der Komödie. Am häufigsten bewegt sich die Rede des Dialogs in frei behandelten iambischen Trimetern, gerne aber auch in trochäischen und iambischen Langversen und in den berühmten anapästischen Tetrametern. Von den Chorpartien sind die Parodos und die Stasima weit weniger bedeutend als in der Tragödie, sie dienen hier mehr nur der Begrenzung der Szenen; dagegen hat die Komödie in der Parabase, welche bei irgendeiner Hauptpause des Stückes, auch wohl zweimal, eintritt, ein chorisches Element, das die Tragödie nicht hat, und das für sie von der größten Bedeutung ist.

Die Metren

Die Parabase begleitet die Bewegung des Chores, der, nachdem er bisher zwischen Thymele und Bühne mit dem Gesicht gegen die Bühne gestanden, nunmehr eine Schwenkung macht und in Gliedern an den Plätzen der Zuschauer hinzieht. Auf ein anapästisches oder trochäisches Eröffnungsliedchen (das Kommation) folgt ein längerer, meist in anapästischen Tetrametern gehaltener, in eine Koda von entsprechenden kürzeren Versen (das Pnigos) auslaufender Vortrag, dessen Inhalt die eigenen poetischen, politischen und persönlichen Angelegenheiten des Dichters sind. Dieser Vortrag ist die Parabase im engeren Sinne; an ihn reiht sich in den vollständigen Beispielen, wie z. B. der Parabase der *Ritter*, ein zweites Stück, das eigentlich die Hauptsache ist: der Chor singt ein Lied (meist zum Lobe einer Gottheit), und dann werden Trochäen (in der Regel 16) vorgetragen, welche meist eine scherzhafte Beschwerde gegen Stadt und Volk enthalten; es ist dies das sogenannte Epirrhema, das nebst der lyrischen Strophe sofort antistrophisch wiederholt wird. Nach O. Müllers wahrscheinlicher Ansicht sind die beiden lyrischen Strophen aus dem phallischen Lied, das Epirrhema und Antepirrhema aus jenen Späßen des Chores gegen die Begegnenden hervorgegangen. (O. Müller II, 210.)

Die Parabase

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Diese Parabase ist nun ein *Unikum* in der Geschichte der Poesie. Wo irgend in der Dichtung anderer Völker (z. B. im XIII. Jahrhundert oder in der Renaissance) eine Besprechung von Literaturgegenständen oder der Verhältnisse des Dichters zu seinem Publikum vorkommt, geschieht es entweder in einem besonderen Gedicht oder etwa am Anfang eines Gesanges, eines Epos u. dgl., sonst erlaubt sich der Dichter höchstens einzelne Hiebe und Witze. Die Griechen gehen hierin freilich schon in der chorischen Lyrik weiter. Der Dichter spricht vom Chor und zum Chor und äußert sich bisweilen gern und allzugern proprio nomine; aber es sind doch auch hier kurze Worte oder höchstens ein paar Zeilen, nicht eine Bresche, die in den Zusammenhang der Dichtung gelegt wird. In der Parabase dagegen scheint der Dichter geraume Zeit die groteske Maske abzunehmen und sich als wirkliches Individuum mit dem Publikum umständlich zu unterhalten, und zwar zunächst (in den Anapästen) über seine eigenen Angelegenheiten als Dichter, dann (in den lyrischen Strophen und den Epirrhemen) nach einem kurzen Kompliment an die Gottheit als Mahner in politischen u. dgl. Sachen. Ästhetisch hat die Sache ihr Pro und Contra; vielleicht war es zweckmäßig, in die tolle Dichtung von Zeit zu Zeit eine Lücke zu reißen.

Ihr Inhalt

Den Inhalt der Parabase machen nun aus: a) rein persönliche Angelegenheiten zwischen Dichter und Zuhörern; sein Selbstlob, sein komisches Prahlen, selbst mit dem Großkönig, die Exposition dessen, was er als Dichter wolle und sei, und was er für die Komödie im allgemeinen geleistet habe; die Vorwürfe an das Publikum, das seine alternden Dichter habe fallen lassen, auch wohl Anreden an die Kampfrichter und sogar Drohungen gegen diese; b) ganze Konglomerate von Schmähungen gegen einzelne Athener; c) Paränesen meist politischer Art, welche direkt an das Publikum gerichtet werden, ohne alle Verbindung mit dem übrigen; d) während in allen diesen Fällen der Dichter spricht, kommt es auch vor, daß in der Parabase der Chor im Namen und Sinn seiner Maske spricht. Mit anderen Worten: der Chor ist alles mögliche und wechselt Sinn und Bedeutung je nach Umständen als eine der dehnbarsten Schöpfungen der Poesie aller Zeiten. Hier und da hängt er allerdings fester an einer sachlichen Standesbedeutung, wie z. B. in den *Wespen* und ebenso in den drei Weiberstücken: den *Thesmophoriazusen*, den *Ekklesiazusen* und der *Lysistrata*. Dagegen mit der Person der *Wolken* geht der Dichter sehr frei um; es läßt sich bisweilen fragen, wer sie sind, und ganz große Freiheiten erlaubt er sich mit dem Chor der *Frösche*. Hier scheinen die Mysten zunächst nur ein Teil des grotesk ins Kurze gezogenen Jenseits zu sein; es sind selige Seelen von Verstorbenen, die sich bei Lebzeiten irgendwo haben einweihen lassen, d. h. der natürliche und unvermeidliche Chor im Jenseits. Dann aber lockert sich diese Bedeutung zu einem lustigen, bakchischen Festschwarm von Lebenden, und nun legt der Dichter ferner in diesen hinein, was er will.

Der Chor und seine Bedeutung

Die idealen Partien bei Aristophanes

Durch die hohen festlichen Präzedenzien des ganzen attischen Dramas, durch die unvermeidliche Idealität des Chorischen, der Musik und der ganzen Umgebung, endlich durch die natürliche Reaktion, welche die Karikatur hervorruft, wird nun Aristophanes darauf geführt, stellenweise den reinsten Schönheitssinn walten zu lassen, und die alte Komödie konnte so, was das gewöhnliche Schau- und Lustspiel nicht kann, nämlich jeden Augenblick in den idealen Stil einmünden. Wir fragen uns, wie das klang, wenn der Chor aus närrisch gedachten Personen bestand; aber prächtig tönt in den *Wolken* der Beginn der anapästischen Tetrameter, worin Sokrates die Luft (Aer) und den Äther und die Herrinnen, die Wolken, herbeibeschwört, wo sie jetzt auch weilen mögen, sei es auf dem Olymp oder am Ozean, oder ob sie an der Nilmündung die goldenen Krüge vollschöpften usw., daß sie das Opfer gnädig annehmen und ihm ein williges Gehör schenken möchten. Und darauf folgt der schöne Chorgesang der Wolken als der alles Schauenden und weiter, obschon Strepsiades dazwischen eine Unflätigkeit nicht hat unterdrücken können, die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Lanzenkampf der Pygmäen mit den Kranichen (Vasengemälde Britisches Museum, London)

Gegenstrophe, worin sie den Blick über Attika schweifen lassen, ein wahres Seitenbild zu der berühmten Schilderung von Kolonos im *koloneischen Ödipus*. Freilich hatten die *Wolken* keine komische Gestalt, sondern glichen sterblichen Weibern; aber Sokrates hat sie inzwischen bereits als Patroninnen von allem Schwindel und Geflunker definiert, und trotzdem läßt er sie diese erhabene Sprache reden. Überhaupt kommt ja bei Aristophanes an allen Enden die hochbegabte Dichternatur zum Vorschein. Sehr schön ist auch in den *Vögeln* der Aufruf des Wiedehopfes an seine Gemahlin, die Nachtigall, deren Weisen empordringen sollen zum Throne des Zeus, und Phöbus soll samt den übrigen Göttern einstimmen in den Klagegesang. Hier schwingt sich die Poesie plötzlich in den soeben lächerlich gemachten Olymp empor. Mehrmals enthalten auch in den Parabasen die kleinen lyrischen Zwischenstücke schöne Anrufungen der Götter. Endlich waren die allegorischen Figuren (z. B. Eirene, Opora, Theoria im *Frieden*), wenn sie schon durch geputzte Dirnen dargestellt wurden, doch gewiß ideal zu verstehen. Der *Frieden* war ohne Zweifel großenteils auf diese schönen, stummen Erscheinungen der zweiten Hälfte berechnet.

Die Götter

Mit einem Worte möge daran erinnert sein, daß gerade die Götter sich bei Aristophanes auch wieder die keckste Komik müssen gefallen lassen; ganz gefahrlos scheint indes ihre komische Verwertung doch nicht gewesen zu sein. (Vgl. z. B. Lysias gegen Kinesias bei Athen. XII, 76.)

Die Handlung

Die Handlung ist bei Aristophanes meist eine höchst einfache und direkte und geht fast widerstandslos vor sich, wie z. B. die Stadtgründung in den *Vögeln*, es gibt wohl kleine retardierende Späße, aber keine Gegenintrigue, keine die Haupthandlung kreuzende Nebenhandlung; wir haben es hier mit dem exkludierenden Gegenteil der neueren attischen Komödie zu tun. Etwas aber, worin Aristophanes den geschmähten Euripides noch überbietet, ist der Mißbrauch des Juristischen, Gerichtlichen. Nicht alle seine Plädoyers und Gegenplädoyers sind so schön und merkwürdig wie in den *Wolken* die der gerechten und ungerechten Rede (des λόγος δίκαιος und ἄδικος). Ermüdend, wenigstens für uns, sind durch ihre Länge die des Wursthändlers und des Paphlagoniers vor dem Demos, welche die Hauptmasse der *Ritter* ausmachen, und ebenso der lange Hundeprozeß in den *Wespen*, auch der Prozeß zwischen Äschylos und Euripides in den *Fröschen* ist etwas lang. Noch am meisten *geschieht* in den *Fröschen*, wenigstens in deren erstem Teile.

Prozeßpartien

Bunte Szenenfolge

Aber auch ohne *Geschehen* kann große Abwechslung dadurch hervorgebracht werden, daß sukzessiv eine Menge verschiedener Masken auftreten, die von den Hauptpersonen je nach ihrer Bedeutung Bescheid bekommen. So treten in den *Vögeln*, abgesehen von Herolden, Boten und Sklaven, der Priester, der Dichter, der Chresmolog, Meton, der Aufseher, der Volksbeschlußhändler und später der Vatermörder, Kinesias und der Sykophant auf. Auch die *Acharner* drehen sich um das einzige Hauptfaktum, daß sich Dikäopolis durch Amphitheos dreierlei Friedensproben (ohne Zweifel in Flaschen) hat kommen lassen, nämlich fünf-, zehn- und dreißigjährigen Frieden, und den letzteren übernimmt und wirklich mit den Seinigen genießt. Alles übrige spielt nur um

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Markt herum, wohin der Megarer, der Böoter, zwei Ankläger, der Bauer, die Gesandten der Brautleute und Lamachos kommen; auch in der Eröffnungsszene sind so schon die königlichen Gesandten, Pseudartabas und der Thrakergesandte erschienen. Ähnlich sind die *Wespen* gebaut, und in mehreren Stücken sind der Mantis und besonders der Sykophant verwertet. — Mit der Einheit der Zeit geht der Dichter insofern frei um, als ein kurzes Chorlied oder (in den spätesten Komödien) ein Tanz eine längere Zwischenzeit decken muß. In den *Acharnern* wird derselbe Lamachos, der eben erst in den Krieg gezogen, nach einem Intervall von 50 Versen verwundet zurückgebracht, und im *Plutos* hat man sich während des Entreakts zwischen V. 626 und 627 den ganzen Hergang im Asklepieion zu denken, welcher hernach von Karion sogleich erzählt wird. Anderseits ist es auch ein hübsches Motiv, daß in den *Rittern*, als die beiden Sklaven dem schlafenden Paphlagonier seine Orakel stehlen und daraus ersehen, ein Wursthändler sei bestimmt, der Nachfolger von dessen Macht zu werden, ein solcher Wursthändler gerade auch im gleichen Augenblicke auf die Bühne tritt und von ihnen mit feurigem Willkomm begrüßt werden kann.

Die Einheit der Zeit

Im *Frieden* war der Mistkäfer, welchen Trygäos zum Emporschweben braucht, zugleich Parodie der Stelle, da Bellerophontes in dem euripideischen Stücke auf dem Pegasos emporgeschwebt war. Übrigens hatte schon Äsop einen Mistkäfer zu den Göttern empordringen lassen. Ebenda sind der Mörser, worin der personifizierte Krieg die Städte zusammenstampfen will, die beiden Mörserkeulen, die ihm fehlen (es sind Brasidas und Kleon gemeint, die kürzlich gefallen waren), die vom Krieg in eine tiefe Grube gestoßene Friedensgöttin, über welche noch Steine angehäuft sind, lauter ins Handgreifliche übersetzte Allegorie, ja Sprichwort und landläufige bildliche Rede, die aber für solche Verwendung einer festen Hand und eines hohen, das Ganze beherrschenden Sinnes bedürfen. — Wir erinnern hier noch an den überaus abenteuerlichen Apparat, die riesigen Zirkel, Lineale usw., womit in den *Vögeln* der Astronom Meton kommt, der die Vermessung für die neue Luftstadt besorgen will, an die zwei Stimmurnen, die ebendaselbst der Psephismenhändler mitbringt, an den Sonnenschirm, den Peisthetäros (ebenda 1508) über Prometheus zu halten ersucht wird, und an die Denkhütte (das φροντιστήριον) des Sokrates in den *Wolken*.

Komische Gegenstände

Ein stets bereites Reservoir für Handlung und Charakter war endlich der Hades. Er ist die Lokalität der *Frösche*, aber auch Eupolis ließ in seinem *goldenen Geschlechte* die Schatten des Solon, Miltiades und Aristides sich über Kleons Führung im Peloponnesischen Kriege besprechen; und wir erfahren an der Stelle, wo uns dies überliefert wird, daß die Rhetorik hierfür, wenn sie von der alten Komödie sprach, das Wort Schattendichtung (εἰδωλοποιΐα) brauchte.

Der Hades

Was nun die Charaktere betrifft, so sind die Hauptfiguren in ihrer Gesamterscheinung Karikaturen (Überladenheiten) im eigentlichen Sinne des Wortes, wie ja schon ihr Kostüm, toll erfunden und aus Üblichem und Phantastischem gemischt, ja nicht etwa das des wirklichen Lebens ist. Sie wollen keine möglichen und wahrscheinlichen Charaktere, keine Typen sein, wie die der neueren Komödie, sondern Fratzen, und zwar oft ganz persönliche, und stellenweise auch Idealfiguren. Nur Nebenfiguren, welche bloß ein Amt, eine Verrichtung repräsentieren: die Wirtin, der Sykophant, der Chresmologe, vor allem die Sklaven treten natürlich realistisch auf.

Die karikierten und die realistischen Charaktere

Ganz unerhört sodann ist in den *Fröschen* die Personifikation des schlechten Theatergeschmacks als Dionysos, d. h. als eine ganz konkrete Figur, an deren sonstige göttliche Präzedenzien ungescheut appelliert wird. Aristophanes nimmt einfach den Gott der Bühne für die damalige Richtung des Publikums, welches über seinen Euripides verzückt ist und ihn bei jeder Gelegenheit zitiert. Darum ist hier, wie bei Rabelais, vor jeder allzu präzisen Beziehung solcher Gestalten zu warnen, als wäre dieser immer der und der und jener ebenfalls immer die und die bestimmte Persönlichkeit. Vielmehr behält die Farce ihr Recht einer hohen Freiheit, in alles

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mögliche überzuschlagen und Beziehungen aller Art in ihre Figuren aufzunehmen. Nicht nur metamorphosieren sich diese beständig, sondern sie können auch jeden Augenblick ihrem ostensiblen Stande gemäß realistisch reden und handeln, Dikäopolis und Trygäos als Landwirte, Karion und Xanthias als Sklaven, Strepsiades als abgehauster Philister, Dionysos als Gott. Der Dichter muß ungemein frei über sie verfügen können, wenn er sein wesentliches Kunstziel erreichen soll: die Stimmung Athens in einem bestimmten Moment in völlig grotesker Gestalt zu fixieren und zugleich zu richten.

Umschlag ins Realistische

Weit das feinste und beste ist die Zeichnung der athenischen Natur in zwei Personen, nämlich dem Peisthetäros und dem Euelpides der *Vögel*. Jener ist die Personifikation der athenischen Prahlnatur, die sich aber auch überall zu helfen weiß und die erstaunlichsten Existenzen improvisiert. Man achte z. B. auf die große, echte demagogische Hetzrede an die Vögel, wasmaßen sie ehemals die Welt beherrscht hätten und sie nun wieder beherrschen sollten; man sieht, wie geläufig dergleichen auf anderen, wirklicheren Gebieten dem Athener war, er beutet die ganze Situation nach allen ihren Möglichkeiten aus. Jeder gewitzigte Athener mochte sich und seinesgleichen in diesem Bilde des Rechtbehaltens mit grotesker Unverschämtheit erkennen. Daneben ist sein Gefährte Euelpides der gutmütige und leichtgläubige Mitläufer, der dazwischen immer das Maul offen hat, um kleine Miseren zu erzählen; er hängt noch mit allen seinen Sinnen an Athen, hilft aber gelegentlich dem Peisthetäros renommieren, auch gegen die Götter.

Peisthetäros und Euelpides

Dabei ist für alle Einzeläußerungen die Hyperbel ein wesentliches Mittel der Komik, auch wenn es sich um Abwesende handelt wie bei der Schilderung des Großkönigs in den *Acharnern*. Elf Jahre braucht die zu ihm abgegangene Gesandtschaft zur Hin- und Rückreise, und im vierten Jahre erreicht man die Residenz, er aber ist eben mit Heeresmacht auf Stuhlgang in die Goldgebirge ausgezogen. — Auch die Parodie, d. h. das Zitieren ernstgemeinter tragischer Stellen mit leichter Entstellung, gibt, schon abgesehen von der eigentlichen literarischen Kritik, dem Sprechenden wesentlich die Physiognomie einer Karikatur, wenn z. B. ein Pfandleiher in dergleichen verfällt, wie dies in den *Wolken* geschieht. Aus der ganzen karikierten Existenz gehen dann von selbst die komischen Einfälle hervor.

Die Hyperbel

und die Parodie

Das satirische Bild der Zeit haben wohl auch andere Perioden der Geschichte hinterlassen, aber keine ein so grandios konkretes, wie die aristophanische Komödie ist; daß ein Ereignis wie der Peloponnesische Krieg und die ganze damit verbundene innere und äußere Krisis des griechischen Lebens ein solches Akkompagnement der sublimsten Narrenschelle mit sich hat, ist ein Unikum in der Geschichte. Und es war eine unvergleichliche Zeit, in welcher wohl eine Art von tollem Taumel die meisten ergreifen mochte: Athen hat allmählich seinen ganzen ungeheuren Reichtum an politischen Einrichtungen, bürgerlichen und richterlichen Formen, Kultur und Sitten entwickelt; — alles ist a priori agonal, auf gegenseitige Überwindung und Überbietung gestimmt und eingerichtet, und die Form dieses Kampfes ist mehr und mehr zur Geltendmachung bei den Massen ausgeartet; dazu der Konflikt zwischen Superstition und Atheismus, ferner die Herrschaft über ein ganzes Reich und die nun hereinbrechende Krisis, wobei der ganze Zustand aufs hohe Meer hinausgerät; Genialität und Verruchtheit schlingen sich durcheinander; eine gewaltige Zahl von bedeutenden und selbst großen Individualitäten reift unter diesen Umständen: die größten Künstler, Dichter, Philosophen, Thukydides, Alkibiades — alles zwischen Pest, Hunger und Krieg.

Zeitsatire bei Aristophanes

Diesen Zustand nach allen seinen Seiten in seinen verschiedenen Momenten in einem gewaltigen Hohlspiegel zu sammeln, ist nun die Sache der Komödie. An den Realismus, d. h. an das Zugreifen auch nach den äußerlichen Einzeldingen des Lebens, sobald sie charakteristisch sind, war die Poesie seit Archilochos und den Jambikern gewöhnt; die Komödie nun greift zu, im großen

Die Komödie als Bild der Zeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wie im kleinen, nur daß ihr daneben eine kolossale Phantastik dient, die Züge des Lebens in grotesk vergrößertem Maßstabe zu verwirklichen; zugleich aber besitzt sie prachtvolle Kunstformen und ideale Bestandteile die Fülle; Hohn und Begeisterung sollten sich mischen dürfen.

Politische Toleranz gegen die Komödie

Und es gab ein Athen, welches gerne in diesen Hohlspiegel hineinschaute. Während die französische Revolution jedem den Kopf vor die Füße gelegt haben würde, der im geringsten an ihrem Pathos gezweifelt oder gar es grotesk verbildlicht hätte, lebte diese Stadt ihr tolles Leben, verlangte aber zugleich zu wissen, wie sie sich dabei in den Augen großer Dichter ausnehme, und gestattete solchen dabei in hohem Grade eine eigene Meinung, welche oft eine Minoritätsmeinung sein mochte. Zugleich wurden dieselben gleich den Tragikern durch den Wettkampf gespornt und balanciert.

Der patriotische Wille

Im Dichter mußte ein Verständnis und Mitleben von allem sein, was Athen bewegte, weiter nichts. Die Schwimmkraft aber, wodurch er in diesem Strome sich oben hielt, konnte auf die Länge doch nur ein ernster Wille für das Wohl Athens und als Norm hierfür die vergangene Zeit der Marathonkämpfer sein, wie Äschylos es ihm für die Poesie ist. Mit dem bloßen Hohn und Witz, der bloßen Giftelei wäre er nicht ausgekommen. Als Patriot und laudator temporis acti konnte er allen Leuten und Parteien eins anhängen und ohne oder doch nur mit gelegentlicher Tugendpredigt sein Ziel verfolgen und seinem Humor leben. Dabei aber erlaubte er sich, schwer willkürlich zu sein wie in den *Wolken*, und erscheint einer gar nicht immer richtigen momentanen Politik hingegeben.

Aristophanes' Friedenspolitik

Bekanntlich vertritt Aristophanes in der Zeit des Krieges die Friedenspolitik. Aber es läßt sich streiten, ob es wohlgetan war, im Frühjahr 425 v. Chr., als man noch kaum einen unschädlichen Frieden haben konnte, der Friedenssehnsucht einen so starken Ausdruck zu geben, wie er in den *Acharnern* tut. Die Ursache der Fortsetzung des Krieges war ja nicht Kleon allein, und in Lamachos wird einer der fähigsten und hingebendsten Soldaten Athens verhöhnt; aus Dikaiopolis aber spricht im Grunde die gemeinste Philistersehnsucht, nicht nach den höheren Segnungen, sondern nach den Bequemlichkeiten und Genüssen des Friedens. Im *Frieden* wird der ohnehin in Verhandlung begriffene Friede gefeiert und zugleich durch den Mund des Hermes eine Art populäre Anschauung von den Ursachen und dem bisherigen Verlaufe des Krieges auseinandergesetzt, in der *Lysistrata* aber fällt der Dichter wieder in seinen früheren Fehler zurück; denn dieses stärkste der Friedensstücke mußte in der Zeit, da die Spartaner in Dekeleia standen, mit Persien verbündet waren und nicht die mindeste Ursache hatten, so friedenssehnsüchtig zu sein, wie es ihre Boten hier sind, da also der Friede gar nicht oder nur in schädlichster Form zu haben gewesen wäre, politisch so unzweckmäßig als möglich sein. Auch ist es nicht nötig, dem Dichter bei dieser Tendenz eine hohe unabhängige Gesinnung zu vindizieren; mit seiner Friedenspredigt hatte er tatsächlich die Majorität der Zuschauer immer für sich, und es ist auch zu beachten, daß er in derjenigen Vorgeschichte des Krieges, die er in den *Acharnern* gibt, zwar sehr scharf, und wie es in einem modernen kriegführenden Staate auf der Bühne nicht geschehen könnte, betont, daß die Schuld an dem Kriege auch in Athen zu suchen sei, sich daneben aber auch weislich mit sehr emphatischer Wiederholung durch Exzipierung Athens gegenüber den schlechten Athenern zu decken weiß, die mit den Megarern Händel suchten.

Die Ritter

Wenn also die Friedenssehnsucht des Dichters von zweifelhaftem Wert ist, so sind dagegen imposant wahr und warnend die 424 v. Chr. gegebenen *Ritter*, wo der paphlagonische Bediente, der den Herrn Demos völlig in seiner Gewalt hat, d. h. Kleon, nur durch einen noch ärgeren, den Wursthändler, übertrumpft und fortgeschimpft wird, als ein wahres Bild von der demokratischen Abwechslung der Schlechten mit noch Schlechteren. Die Komödie war überhaupt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

solange sie konnte, antidemagogisch (was vielleicht auch die Majorität der Zuschauer war), nicht nur bei Aristophanes, sondern auch bei Eupolis u. a.; der Kampf aber, in den sich Aristophanes mit Kleon einließ, erheischte wirklichen Mut und blieb auch nicht ohne Folgen für den Dichter; denn Kleon hatte beim Rate schon wegen eines seiner ersten Stücke, der *Babylonier*, Klage erhoben, angeblich weil Athen darin an den großen Dionysien in Gegenwart fremder Gesandten blamiert worden war, in Wahrheit wegen der Hiebe, die er selbst erhalten hatte, und nachdem dieser Angriff erfolglos geblieben war, ließ er ihn auf die Aufführung der Ritter, allerdings des stärksten Parteistückes, hin durch die Theaterpolizei durchprügeln, wofür ihm der Mißhandelte in der Nebenparabase der *Wespen* die Quittung ausstellt.

Die Vögel

Von höchster Schönheit sind die *Vögel*. Im Jahre 415 v. Chr. zur Aufführung gebracht, vermeidet dieses Stück mit größter Diskretion das Bänglich-Wirkliche, nämlich die Sorge um die sizilische Expedition und den Hermokopidenprozeß, um dafür in Peisthetäros das allgemeine Bild des athenischen Wesens und speziell das des Treibens der Athener in Kolonien und Hegemoniestädten zu entfalten. — Was dann die späteren Stücke betrifft, so ist politisch sehr bedeutend die dem Äschylos in den Fröschen in den Mund gelegte Empfehlung des Alkibiades. Die *Ekklesiazusen* sind ein lustiger Ausdruck der Verzweiflung an der damaligen matten und kleinlichen attischen Demokratie und zugleich ein Hieb auf die politischen Utopien der Philosophen.

Aristophanes in seiner Wirkung

Wieweit dies Treiben der Komödie dem Staate zum Heil diente, und welchen Gesamteinfluß die massenhafte persönliche Invektive auf die Abwendung der Denkenden vom Staat und von der Öffentlichkeit hatte, welche für das folgende Jahrhundert so charakteristisch ist, das haben nicht wir zu überlegen; die Athener hätten darüber zu entscheiden gehabt; sie aber wollten einmal die Komödie, wie sie war, und wurden dabei wunderbar genial bedient; erst im IV. Jahrhundert verbot der Demos die persönliche Maske. Was soll man nun von Aristophanes, *und als Mensch* der so tief in den Schmutz hineingreift, als Menschen denken? Man wird wohl tun, ihn weder als Helden der Moralität noch als besonders unmoralischen Menschen zu betrachten; man möchte ihm vielmehr eine mittlere Moralität zuerkennen. Aber zu einem Heiligen soll man ihn nicht machen.

Seine scharfe Polemik

Unvermeidlich natürlich betreffen seine unbarmherzigen Witze vorzugsweise das Theater selbst, die übrigen Komiker und die Tragiker, aber auch andere Dichter, z. B. Dithyrambiker, und zwar bis zur Verdammnis ihrer Bewunderer in den dicksten Höllenpfuhl, ja auch die einzelnen Schauspieler samt dem Theaterpublikum. Die Zitate aus bekannten tragischen Stücken erscheinen dabei häufig in parodistischer Umgestaltung; vielfach wären aber diese Scherze ohne die Scholiasten sehr hinfällig, oder wir sind auch darauf angewiesen, den zugrunde liegenden Tatbestand zu erraten. Weit das beste ist das parodistische Verhöhnen z. B. des schlechten und dabei pindarisch feierlichen Dichters in den *Vögeln*, der zuletzt in diesem Stil noch betteln muß. Aber diese ganze literarische Kritik, so belehrend, ja unschätzbar sie für uns als Kunde über den Grad der Teilnahme an der Poesie ist, ist an sich eine der schwachen Seiten der alten Komödie. Es ist ein völlig untrügliches Zeichen des beginnenden Verfalls, wenn die Poesie anfängt, systematisch Literatur zu treiben, und davon lebt, und ewig konnte das nicht so fortgehen. Es ist zwar für Aristophanes ein Glück gewesen, daß er ein so erlauchtes Opfer wie Euripides zum Zerpflücken *Kampf gegen Euripides* hatte, aber er hat so wenig diesen als Kleon stürzen können, und es zeugt für uns von der Unabhängigkeit des athenischen Gefühls, daß Athen trotz allem mit so vielem Geschick vorgebrachten Hohn sich seinen Euripides nicht verleiden ließ.

Äschylos und Euripides

In den *Fröschen* hält sich der Agon zwischen Äschylos und Euripides auf der Höhe, solange sie einander die allgemeinen Anklagen entgegenhalten, sinkt aber merkwürdig von Vers 1119 an,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wo Euripides die einzelnen Tragödienanfänge des Äschylos zu kritisieren beginnt, was ihm dieser nachher zurückgibt. Nachdem sie dann einander gegenseitig ihre Manier in den Chören und darauf in den Monodien parodiert haben, ist man froh, wenn nur endlich die magere Erfindung des Waagebalkens kommt, auf dessen Schalen jeder einen Vers hineinsprechen muß, während er die Waage faßt. Da Dionysos noch keinen Entscheid wagen will, kommt Pluto, um ihn zu drängen, und erst, nachdem beide Dichter sich über Alkibiades in politischen Ratschlägen haben aussprechen müssen, nimmt Dionysos den Äschylos mit sich und läßt den Euripides sitzen, d. h. die Sache wird am Ende durch eine außerhalb der Poesie liegende Tendenzfrage entschieden; Äschylos hat für, Euripides gegen Alkibiades gestimmt.

Sophokles und Euripides

Sehr fein motiviert Aristophanes in diesem Stücke den Umstand, daß Dionysos Sophokles im Hades lassen will, während er Euripides evoziert. Überhaupt wird Sophokles, der dem Äschylos huldigt, hier würdevoll behandelt, während ihm im *Frieden* nachgesagt wurde, daß er vor Geiz um des Gewinnes willen auf einer Binsenmatte in die See stechen würde. Euripides aber wird überall schonungslos angegriffen, und außer der literarischen Kritik meldet sich hier so viel persönliches, an der Schmähung seiner Privatverhältnisse kenntliches Gift, daß man versucht ist, bei Aristophanes etwas wie gemeinen Neid gegen ihn anzunehmen. Diese persönliche Mißhandlung des Euripides und in den *Thesmophoriazusen* auch des Agathon, wobei sich zur Parodie noch die Denunziation gesellt, ist durch gar nichts zu beschönigen; zumal die *sittliche Entrüstung* des Aristophanes über Euripides aber wäre an und für sich gar zu lächerlich.

Sokrates und die „Wolken"

Was aber den in den *Wolken* persiflierten Sokrates betrifft, so bleibt es trotz der Anbiederung, die im platonischen *Symposion* zwischen ihm und Aristophanes stattfindet, Tatsache, daß er in seiner Verteidigungsrede die Komödie und ganz direkt Aristophanes mit seinen Wolken unter die Ursachen seines Verderbens rechnet, und zwar gehören diese Ankläger, die ihm das Aufsuchen der überirdischen Dinge und die Erhebung der geringeren Sache zur besseren vorwarfen, zu den früheren und älteren. Er sagt zu den Richtern: *Die Leute, die dergleichen hören, halten einen dann auch für einen Atheisten ... Diese Ankläger haben euch schon bestimmt, als ihr Knaben waret.*

Der Plutos

Das letzte Stück des Aristophanes ist der *Plutos*, ein noch immer höchst graziöses Werk. Abgesehen von einem einzigen Wechselgesange fehlen die Chorgesänge hier gänzlich (die Parabase findet sich schon in den *Ekklesiazusen* nicht mehr), und zur alten Komödie ist also dieses Stück schon der Form wegen nicht mehr zu rechnen; doch ist es deshalb nicht für die mittlere typisch. Meisterhaft ist der Konflikt von Plutos und Penia (Reichtum und Armut) mit dem vielseitigen Egoismus der Erdenmenschen gegeben. Hier handelt es sich eigentlich nicht mehr um Athen, sondern um die Welt, auch nicht um einen Moment der athenischen Entwicklung, sondern um ein moralisches Problem aller Zeiten.

9. Die mittlere Komödie

Ständeverspottung

Mit der sogenannten mittleren Komödie, welche zu Athen ungefähr von 380 bis 330 v. Chr. geblüht hat, und deren Hauptvertreter Eubulos, Anaxandridas, Alexis und Antiphanes sind, kommt die uralte, nur durch das vorwiegend politische Kolossalbild Athens, welches die alte Komödie heißt, in den Hintergrund gedrängte Richtung alles Lustspieles, die Ständeverspottung, wieder zu ihrem Rechte, das *megarische Element* scheint wieder vorgedrungen zu sein, die derbe Komödie (κωμῳδία φορτική), verbunden mit der Götterkomik und ohne Zweifel mit Liebesgeschichten als Substrat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von der megarischen Posse war früher die Rede. Sie soll bereits *die lächerliche Nachahmung bestimmter Stände und Geschäfte im Menschenleben*, besonders bereits die des Haus-Koches kultiviert haben, und an sie soll der sizilische Megarer Epicharmos angeknüpft haben, der, um eine Generation älter als Aristophanes, besonders unter Hieron in Syrakus lebte. In dieser Stadt war die Komödie unmöglich politisch, sondern von allgemein menschlicher Tendenz; der Dichter erging sich über Torheiten und Lächerlichkeiten aus dem gemeinen Leben, und seine Gestalten sind der Bauer, der Trunkenbold, auch schon der Parasit; dabei waren seine Komödien voll philosophischer Erörterungen nicht bloß moralischer, sondern sogar metaphysischer Art, wobei uns freilich rätselhaft bleibt, wie die Philosophie mit dem übrigen Stoffe zusammenhing. Ein großer Teil dieser Stücke hatte eine mythische Form; das ganze Götter- und Heroenwesen erschien darin in eine *Epicharmos*



Ariadne als Weinschenkin
(Silbermünze von Histiaea auf Euböa. Münzkabinett, Paris)

niedrige Sphäre versetzt; das Leben der Götter war nach der Weise der bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse des gemeinen Mannes aufgefaßt, die gemeinsten Triebe an ihnen hervorgehoben. Es findet sich der fressende Herakles, ein Hochzeitsmahl der Götter, ein Gelage, an dem Hephästos mit Hera streitet, aber trunken durch Bakchos auf den Olymp zurückgeführt wird, kurz die Respektswidrigkeit gegen die Olympier ist nicht kleiner als in den *Vögeln* des Aristophanes.

Von dieser älteren sizilischen Komödie also mit ihrer Verspottung nach Ständen und ihrer Götterkomik war der Übergang zur mittleren attischen Komödie viel leichter als von der alten attischen Komödie aus; daß diese letztere aber sich in Athen nicht halten konnte, hatte seine inneren Gründe. Der große aristophanische Spott auf den Staat und dessen Repräsentanten und Krisen war nämlich unmöglich geworden; man war zu schwach und unbedeutend, um die volle Karikatur, die sich nur für das Große lohnt, noch auszuhalten; auch war die Politik schon zu vielen klugen Leuten verleidet. Dazu gab es ein Staatsverbot gegen die persönlichen Masken; die persönliche Malice aber ließ man sich jedenfalls durch das verschiedentlich erwähnte Verbot, die Leute unter Nennung ihres Namens zu verhöhnen, nicht nehmen; vielmehr blieb dieser, auch neben der Persiflage ganzer Stände und stehender Charaktere, Tür und Tor offen; nur traf sie jetzt neben allerhand anderen Opfern des Stadtgespräches hauptsächlich die Philosophen, Redner, tragischen und epischen Dichter, allenfalls auch einen fremden Herrscher, und wenn man einmal auf einem Individuum herumtrat, so taten es gerne mehrere. *Fortdauer der Persiflage*

Von den Chören ist in dieser Komödie keine sichere Spur mehr vorhanden, und somit ist auch keine Rede mehr von einer Parabase; schon in den letzten Stücken des Aristophanes will das Wort *Chor*, wo es, ohne daß ein Chorlied folgt, zwischen den Szenen steht, nichts anderes mehr *Ende des Chors*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sagen, als daß hier eine Zwischenmusik durch den Flötenspieler oder auch ein kurzer Tanz stattfand. Im übrigen blieben die Aufführungen im Zusammenhang mit den dionysischen Festen; nur läßt sich angesichts der Massenhaftigkeit der Produktion ohne die Annahme kaum auskommen, daß auch zwischen denselben Aufführungen stattfanden; diese waren im ganzen wohl eher schon ein Geschäft geworden.

Das Erotische

Da diese Gattung nun auf Erfindung neuer Stoffe angewiesen war, bedurfte sie neuer Vehikel, und als ein solches scheint sich ihr bereits die Liebes- und Entführungsgeschichte geboten zu haben. Angeblich meldete sich diese zuerst bei Anaxandridas, daneben aber steht die beharrliche Behauptung, daß Aristophanes bereits in seinem späten Stücke *Kokalos* Verführung und Wiedererkennung und andere Motive Menanders gebraucht habe. Das Erotische wird vielleicht, wenigstens wenn das Stück keine Götterposse war, aber auch selbst dann das häufigste Substrat der Handlung gewesen sein, und am Ende hat sich die mittlere Komödie von der neueren nur durch die häufigere Stände- und Literaturparodie und durch das Mythologische unterschieden.

Die Götterburleske

Was nun die Götterburleske betrifft, so war dieses an sich, ohne aristophanische Bezüglichkeit, sehr dubiose Genre den Titelverzeichnissen nach sehr stark vertreten. Die einzige einigermaßen entsprechende Idee davon gibt uns der Amphitruo des Plautus. Wenn dieser wirklich die Nachahmung eines solchen Stückes ist, so mögen manche gute und spaßhafte Szenen darin vorgekommen sein: wie Merkur den Sosias, vermöge der Götterallwissenheit, an seiner eigenen Persönlichkeit irremacht und ihm durch Mitwissen des Geheimsten beweist, er sei Sosias, ist echt komisch. Der Rest, besonders die schamvolle Verwirrung der Alkmene, welche mit zwei Verschiedenen geschlafen hat und dagegen kummervoll protestiert, ist einfach frech; sie will und kann die Tatsache nicht zugeben, während der wiehernde Zuschauerpöbel sie weiß.

Ständekomik

Von der Ständekomik, worin die Neueren den Alten überlegen sein konnten, zeugen eine Menge pikanter Titel, die vielen athenischen Realismus erwarten lassen, freilich aber vielleicht pikanter lauten, als die Stücke selbst waren. In den Fragmenten finden sich hübsche Genrebilder, wie die von Athenäus aus dem *Olynthier* des Alexis mitgeteilte Rede, worin ein Bettelweib ausführt, wie sie ihrer fünf seien, ihr Mann, der Bettler, und sie, die Alte selbst, eine Tochter, ein junger Sohn und die Wackere, die sie bei sich hat (wahrscheinlich eine Tochter, die sie verkuppeln will), und was sie essen und wie sie nach Umständen abwechselnd hungern und dabei elend werden. In solchen Stellen würde für uns der Wert dieser Stücke, der ein kulturhistorischer wäre, am ehesten liegen. Auch kühne bildliche Prahlereien kommen vor, indem z. B. jemand die Gefährlichkeit seiner Tischgesellschaft mit dem Worte schildert: *unser Essen sind geschärfte Schwerter, als Zukost schlucken wir brennende Fackeln, zum Nachtisch bringt der Bediente kretische Dolche* usw. Gewiß aber spielte die Übertreibung nicht mehr dieselbe Rolle wie in der alten Komödie. Eine Liebhaberei dieser Dichter, die wir hier beiläufig erwähnen wollen, bestand nach den vielen Mustern bei Athenäus auch darin, ihre Personen Rätselfragen (γρίφους) aufgeben und lösen zu lassen, ohne daß man ahnt, welche Förderung das Ganze der betreffenden Komödie davon haben mochte; es war wohl nur eine athenische Liebhaberei.

Verhöhnung der Philosophen

Gern beschäftigt sich auch diese Komödie mit den Tragikern, besonders aber wird den Philosophen vieles nachgesagt. So schildert Epikrates aus Ambrakia eine Szene aus Platos Akademie, wo die ganze Schülerschaft über einen Kürbis streitet, ob er ein Kraut, ein Gras oder ein Baum sei, bis ein sizilischer Arzt sie deshalb verhöhnt. Als sie dann böse werden, erscheint Plato ruhig und befiehlt ihnen, nochmals über die Frage zu meditieren. Aus Antiphanes wird uns eine Hohntirade über die *Sophisten* im Lykeion, also die Peripathetiker, wegen ihrer Distinktion von Sein und Werden (εἶναι und γίγνεσθαι) mitgeteilt, die für uns ganz so klingt, als hörten wir die Parodie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hegelscher Logikoperationen. In verschiedenen Stücken ebendesselben und auch des Alexis fielen ferner Hiebe auf das armselige Leben der Pythagoristen, welche kein Lebendiges (ἔμψυχον) und keinen Wein genießen, wohl aber einen Hund, den man vorher getötet hat, so daß er kein Lebendiges mehr ist. Dagegen scheint man damals die Zyniker in Ruhe gelassen zu haben, vielleicht weil man ihr böses Maul fürchtete. — Immerhin beweist die Verhöhnung der Philosophie, wie sehr dieselbe eine Hauptsache im athenischen Leben geworden sein muß, als es sich nicht mehr lohnte, den Staat zu verhöhnen, und da die Philosophen einander gegenseitig in ihren Schriften fast noch ärger behandelten, als die Komiker taten, empfinden wir ihnen gegenüber kein großes Mitleiden; aber gut ist es, daß die mittlere Komödie so wenig als die alte und die neue der bildenden Kunst auch nur gedacht zu haben scheint; Skopas und Praxiteles hatten das Glück, von ihr ignoriert zu werden, vielleicht schon, weil sie nicht permanent in Athen verweilten.

Essen und Wohlleben

Gegenüber von diesem allen ist nun überaus bezeichnend die enorme Stelle, welche der Koch, das Essen und überhaupt das Wohlleben einnehmen. Weil die Dichter ein Publikum von solchem Geschmack voraussetzten, war bei ihnen so unbillig viel vom Essen und Trinken die Rede, und gerade von den angesehensten, von Eubulos, Alexis, Antiphanes, Anaxandridas, sind die Zitate dieser Art sogar zahlreich. Aus letzterem erhalten z. B. wir die Erzählung von der halbbarbarisch grotesken Aufwartung bei der Hochzeit des Iphikrates mit der Tochter des Thrakerkönigs Kotys. Ein anderes Mal erfahren wir von den Großfressern, welche stürmisch alle Fische auf dem Markt zusammenkaufen; auch der aus Äschines bekannte Misgolas kommt bei ihnen vor, welcher sich beständig mit Kitharisten und Kitharistinnen umgibt; im *Äsop* des Alexis, vielleicht einem Genrebild aus vergangener Zeit, das Äsop im Gespräch mit Solon zeigte, war auch von den Weinhändlern die Rede, welche den Wein verwässern, aber ja nicht aus Gewinnsucht, sondern um den Käufern die schweren Köpfe zu ersparen. Auch für dies Gebiet hatte Epicharm, der Ahnherr dieser mittleren Komödie, das wichtigste Präzedens abgegeben; er hatte bereits den Namen des Parasiten, der nun zur stehenden Figur wurde. Bei Alexis erscheint z. B. der Parasit Chärephon, der sich um jeden Preis freien Tisch verschafft, bei den Garköchen auskundschaftet, für wen sie rüsten müssen, und sogar nach Korinth fährt, um ungeladener Gast zu sein, und von Antiphanes gab es eine Komödie: *der Parasit*. Ein Prestissimo aus Mnesimachos bringt den Wortschwall eines Kochs, der seinen Sklaven auf die Agora aussendet, um die jungen Herrn, die dort Reitstunde nehmen, durch Aufzählung aller möglichen Genüsse in sein Lokal zu laden; bloß die Eßwaren machen sechzig Artikel aus, und der Vortrag dieser Stelle in einem Atem mochte für den Schauspieler ein Kunststück sein, schwerer als die großen Wortschlangen bei Aristophanes. Von der literarischen Seite wird man zugeben müssen, daß viel recht Komisches und gut Gemachtes in diesen Partien vorkommt.

10. Die neuere Komödie

Menander und Philemon

Die mittlere Komödie wurde durch die neuere (ungefähr vor 330 v. Chr.) abgelöst, welche neben der bukolischen Dichtung Theokrits die letztgeschaffene griechische Kunstform ist und für uns an die glänzenden Namen Menander, Philemon, Diphilos, Poseidippos, Apollonios von Karystos geknüpft erscheint. Ihr Schöpfer oder wenigstens derjenige Dichter, von dem das ganze spätere Altertum am meisten entzückt war, der Verfasser von über hundert Stücken, ist Menander von Athen, der Neffe des Alexis, Schüler des Theophrast und Freund Epikurs, zur Zeit auch des Demetrios von Phaleron. Obschon er im Wettstreit nur achtmal gesiegt haben soll, weil Philemon volkstümlicher war, folgte er doch einem Rufe des Ptolemäus Lagi nicht, der ihn nach Alexandria

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ziehen wollte, und ist zweiundfünfzigjährig in Athen gestorben, wo er *in sanften und gemäßigten Genüssen*, wie sie Epikur empfahl, aber eben doch mit Hetären, nämlich der seelenvollen Glykera und der übermütigen Thais, gelebt hatte. Nach der herrlichen vatikanischen Statue, die ihn sitzend darstellt, einem Meisterwerk von feiner Charakteristik, wäre er eine etwas bürgerliche, aber überaus geistreiche Persönlichkeit gewesen, ein Mann, der vor allem die gutmütige Außenseite zeigt, aber im Innern den Schalk birgt.

Römische Nachdichtungen

Aus Menanders zahlreichen Fragmenten und besonders aus den römischen Nachbildungen ist uns diese neuere Komödie nun viel bekannter als die mittlere. Plautus und Terenz nämlich hingen mit ihr nicht in stubengelehrter Weise durch bloße Kenntnis der Texte zusammen, sondern noch durch lebendige Tradition. Freilich ging man hier mit den Originalen oft frei um und scheute sich nicht, durch sogenannte Kontamination aus zweien ein neues zu machen.

Bühne und Kostüm

Wie wir nun aus den Nachbildungen wissen, stellte die Bühne in der Regel ziemlich lange Strecken von Straßen dar, wo man die Häuser der handelnden Personen und dazwischen mitunter öffentliche Gebäude, Heiligtümer usw. unterschied. Das Kostüm war etwa das der betreffenden Stände im gewöhnlichen Leben; dagegen verzichtete man nicht, wie man wohl gekonnt hätte, auf die Masken, um dafür Angesicht und Ausdruck walten zu lassen; denn im Grunde ist auch die neuere Komödie nicht individuell; vielmehr tat man nach der Seite des Individualisierens nur den einen Schritt, daß man mehr und andere feststehende Masken schuf, als die mittlere Komödie gehabt hatte; dieselben waren überaus lächerlich, nur die Weiber waren bisweilen anmutig. — Vom Chor war keine Rede mehr. In den Zwischenakten unterhielten wohl auch jetzt Flötenbläser oder Tänzer das Publikum. Das Rezitativ wird so laut und dröhnend wie in der Tragödie gewesen sein.

Athen als Schauplatz

Der Schauplatz dieser Stücke ist meist das diadochische Athen. Auch nach Chäronea und nach dem lamischen Kriege noch war die Stadt reich und selbst politisch nicht machtlos geblieben; aber sie war des kräftigeren alten Geistes bar, der jetzige Geist war teils den Philosophen und Rhetoren, teils dem Genusse des Privatlebens zugewandt. Trotzdem nun die Szene in Athen ist und die daherigen Ideenassoziationen mit Dank angenommen werden, stellt diese Komödie doch nicht mehr das konkrete Athen, sondern das allgemein Menschliche dar, und das Nationale, Politische, Religiöse hat sich zur Philosophie des Lebens und Lebenlassens verdünnt. Aus der mittleren Komödie lebt weiter die Komik der Stände und stehenden Beschäftigungen, zumal als höchst erwünschte Nebenfigur der Parasit und der Koch, der jetzt erst seinen ganzen Umfang gewinnt. Auch die Verhöhnung der Philosophen dauert fort und ebenso die Parodie der Tragödie (welche man allgemach hätte in Ruhe lassen können); als Rest der alten behält sich die neuere Komödie auch noch hier und da die persönliche Invektive vor. Mittelpunkt des Dramas aber wird nun, wie unter solchen Umständen bei allen Völkern, die Liebschaft, und zwar ist die Seele des Stückes jetzt Intrige und Spannung, Flechtung und Lösung des Knotens, innerhalb der Wahrscheinlichkeit, und die Träger sind Charaktere, aus deren Wesen sich die Handlung ergeben soll, und die durch ihre völlige Wahrheit das Interesse des Zuschauers pro und contra erregen sollen; neben der kunstreichen Intrige erscheint jene stellenweise noch vorhandene Verhöhnung der Ständetypen nur als Nebenziel.

Weiterlebendes aus der mittleren Komödie

Die Liebschaft Hauptinhalt

Kuppler, Hetären, Sklaven

Nach Plautus und Terenz zu urteilen, war es nun im Grunde ein beschränkter Kreis von Lebensverhältnissen, von Charakteren und von danach möglichen Intrigen, der hier auf die Bühne kam, und besonders die weiblichen Charaktere sind sehr einförmig und bei der völligen Abwesenheit jedes reicheren Empfindungslebens ziemlich geistlos. Vor allem hat man es mit der Hetäre zu tun, welche bald edler gemütlich, bald mehr gemeinschlau und gierig ist, ohne daß ihr aber letztere Eigenschaft viel schadete, und daneben steht die eigentliche Dirne, die Sklavin eines Kupplers

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

(leno). Eine solche kann, wenn ein Liebhaber sie auslöst, zur Hetäre werden. Auch zur rechtmäßigen Gattin wird sie leicht; wenn dies der Fall sein soll, so genügt der Nachweis, daß sie einst frei geboren und bloß geraubt worden sei; der Loskauf deckt dann die sittliche Inkongruenz völlig; vollends wird die Hetäre sehr leicht Ehefrau; ja es ist dies wohl ihr Ziel. Die Väter, welche oft geizig sind, wollen das Verhältnis der Söhne zu ihren Hetären zerstören, fallen dann aber etwa selber der Versuchung anheim, und so ist die Konkurrenz von Vater und Sohn um eine Hetäre kein seltenes Thema. Überhaupt genießen Eltern und alte Leute hier wenig Respekt, weil sie sich selber nicht sehr respektieren. Auch diese Gestalten und ebenso die des jugendlichen Liebhabers sind nicht sehr vielartig, und eine individuelle Vertiefung, wie wir sie in den *Charakteren* des Theophrast finden, wäre von ihnen nicht zu verlangen.

Die große Hauptperson und gewöhnlich der Träger der Intrige ist der Sklave, der damals durch die allgemeine Lizenz hoch emporgekommen war. Er kommt in allen guten und schlimmen Schattierungen, bald mehr wohlwollend, rettend oder durchhelfend, bald mehr egoistisch, vor und ist an zwei Haupteigenschaften kenntlich: dem Reichtum an Auskunftsmitteln und dem Toupet, d. h. der Eitelkeit, daß auf ihn der Ausgang ankommt. Auch die zwei Sklaven zweier Herren wurden von der neueren Komödie tali quali übernommen, bald als Intriganten, bald als niedrigere Reflexe des Tuns und Treibens ihrer Herren, bald als Konfidents.

Offiziere

Wir erwähnen hier ferner noch den Offizier, der nicht Bürger, sondern heimatloser Söldner und halber Barbar ist. Er ist der miles gloriosus, *den sein Parasit weit übersieht und ein gescheiter Sklave in den Sack steckt*, und in seiner Gestalt haben wir ein Beispiel dafür, wie sich neben dem Intrigenspiel auch die Satire auf bestimmte Menschenklassen im Sinne der mittleren Komödie behaupten konnte. Zu überbieten suchte man diese offenbar mit dem Koch, der in den mannigfaltigsten Varianten vorkommt, wie denn die ganze Eß- und Kochpoesie ihren Weg wie in der mittleren Komödie geht. Wir lernen den wissenschaftlich hochmütigen Koch kennen, der sich als Schüler Epikurs gibt, und den, der alle anderen für Ignoranten erklärt, ausgenommen ihn selbst und zwei Kollegen, die noch die Schule des großen Küchenklassikers Sikon aufrechterhalten; dieser nämlich hatte alle Reden über die Natur (λόγους περὶ φύσεως) inne und lehrte die Köche zuerst Astrologie, Architektonik, Strategik. Ein gebildeter Koch macht die Kochkunst zur Mutter aller Kultur. Ein anderer spielt sich speziell als den Koch der neuen Schule auf, deren Gründer die scharfen Gewürze, *die einst schon Kronos gebraucht*, abschafften, um den Gästen das Weinen, Nießen und Geifern zu ersparen. Er weiß, wie man für junge Schwelger, für Zöllner, für Greise kochen muß usw. Überhaupt wird gerne etwa die praktische Physiognomik der guten Kunden entwickelt. Andere brauchen lauter mythologische Redensarten oder ergehen sich sonst bei den geringsten Anlässen in poetischen Redeweisen, und über einen Mietkoch klagt ein Herr, weil dieser — er behauptet, es sei seine Gepflogenheit — in lauter homerischen Ausdrücken redet. Daß ärmere Kunden von den Köchen hochmütig behandelt werden, ist ebenso natürlich, als daß der große prahlerische Koch, den man samt seinen Dienern mietet, durch seine Grobheit alles in Schrecken setzt.

Köche

Der Zufall und die Wiedererkennungen

Herr der Dinge ist in dieser Komödie überall der Zufall; ein häufiges Vehikel der Erfindung, von dem freilich ein etwas sehr starker Gebrauch gemacht wird, ist die Wiedererkennung verlorener, in früher Jugend geraubter oder ausgesetzter Kinder, welche etwa schon als Sklaven verkauft worden oder doch von diesem Schicksal bedroht sind. Auch daß zwei einander täuschend ähnlich sehen, ist bei der großen Unwahrscheinlichkeit des Faktums wohl zu oft behandelt worden; gemeine Prellereien, an gemeinen Subjekten verübt, gelten als komisches Thema. Es mag fraglich sein, wieweit hier noch das ridendo castigat mores zu seinem Rechte kam; die Torheit mochte man allenfalls scheuen lernen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Prologe In seinen Prologen ließ Menander nicht, wie Euripides, Personen des Stückes, sondern allegorische Introduktionsfiguren auftreten, wie den Elenchos (Gott der Prüfung), den wahrheitsliebenden und freimütigen Gott. Was überhaupt seine Koinzidenz mit Euripides betrifft, so liegt sie nach unserer Ansicht nicht sowohl in der individuellen Ausgestaltung der Charaktere, als in der Freude an der verwickelten Handlung, am Räsonnieren und am sententiösen Ausdrucke, welcher *und Gnomen* letzteren wir die Erhaltung der vielen menandrischen Gnomen verdanken, die das Eleganteste *Diktion* sind, was sich auf Grund allgemeiner Beobachtung über das Leben sagen ließ. Menanders Diktion und Ausdrucksweise ist die gleichmäßige des gebildeten Tons, ohne das Burleske, das, wo es sich bei Plautus findet, Zutat des römischen Dichters oder aus Epicharm entlehnt ist; die Grazie dieses Stils war im Altertum eine allgemein zugestandene.

Wert der Gattung So viel feiner attischer Geist und Formensinn aber in dieser Poesie auch gelebt hat, wir werden doch sagen müssen: die alte Komödie und die Tragödie Athens sind nur sich selbst gleich und durch nichts unter der Sonne ersetzlich, das die neuere Welt schaffen könnte; dagegen die neuere Komödie ist aus jeder Literatur zu ersetzen, und zwar reichlich; sie ist bloß Sache des Esprit und einer mäßigen Lebensbeobachtung und von höherer nationaler Empfindung abgelöst.

11. Die alexandrinische Komödie und Posse

Die Hilarotragödie Dunkel ist die Geschichte des Theaters von Alexandria; wir wissen aber, daß daselbst alle Gattungen, sogar noch das Satyrdrama nachgeahmt wurden. Für die Komödie sind wir auf bloße Nachrichten angewiesen, und zwar solche, die nicht einmal von wirklichen Komödien, sondern von dramatisch gestalteten Satiren oder von Phlyakenpossen handeln. Auch die zur Zeit des Ptolemäus Lagi aufgekommene Hilarotragödie gehört hierher, welche vielleicht nicht wie die mittlere Komödie das komische Auftreten mythischer Personen und Götter zum Gegenstand hatte, sondern die wirklich tragischen Ereignisse des Mythus possierlich wiedergab. Deutlich wird uns als Komödien- *Machon* dichter nur Machon aus Sikyon genannt, der seine Stücke in Alexandria zur Aufführung brachte. Sonst gab in der Komödie jedenfalls Athen lange noch den Ton an und blieb für dieselbe die selbstverständliche oder doch weit vorherrschende Lokalität.

Verbreitung des Dionysischen Was nun aber die diadochische Zeit im allgemeinen betrifft, so herrschte dionysisches Treiben überall, sowohl an den Höfen als in den Hauptquartieren als in den Städten. Überall, wohin Griechen kamen und wo man die Mittel aufbringen konnte, wurden Theater gebaut, und die Aufführungen wurden von großen Vereinen *dionysischer Künstler* unternommen (die ihre Zentralstätte auf Teos hatten); das Agonale samt den Choregien aber war vom Theater verschwunden. Durch die dionysischen Künstler lebte die neuere Komödie weiter, freilich mit der Zeit wohl nur in ihren namhaftesten Vertretern, und daneben mag die Pose eine große Rolle gespielt haben. Wenn irgend etwas die Griechen im weiten Orient vom Strand des Nils bis hinauf zum Tigris und Indus zusammenhielt, so war es das Theaterwesen. Die Schaulust war etwas, das jeder mitbrachte, und wie das Schauspiel für die Griechen das Verbindende war, so war es für die Orientalen das Anlockende, wobei Mythologie und Kunst unwillkürlich mitgingen. So möchte gerade diese schauspielerische Zügellosigkeit das Panier und Feldzeichen der weit umher zerstreuten Griechen gewesen sein.

Ablösung durch den Pantomimus In der römischen Kaiserzeit, als von der Tragödie nur noch die festen (d. h. iambischen) Teile aufgeführt wurden, scheinen wenigstens während der ersten zwei Jahrhunderte noch vollständige Aufführungen von Komödien stattgefunden zu haben; vom dritten an scheinen sie größtenteils durch den Pantomimus verdrängt worden zu sein, von dessen Glanz uns Apulejus in seiner Schilderung des *Paris auf dem Ida* (Apul. metam. X, p. 232ff.) die lebhafteste Vorstellung gibt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ZUR PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFT UND REDEKUNST

I. FÖRDERNISSE UND HEMMUNG

Der vordere Orient

Indem wir zur Besprechung der Wissenschaft und Philosophie der Griechen übergehen, schicken wir voraus, daß unser Ziel nicht darin besteht, die Geschichte dieses Wissens, sondern sein Verhältnis zum hellenischen Geiste darzustellen, und beginnen mit einem Blick auf den alten vorderen Orient. Dieser hat an ansammelndem Wissen einen großen zeitlichen Vorsprung vor den Hellenen gehabt. Ägypten und Babylonien besaßen eine vielseitige Kultur, die unermeßlich viel älter als die griechische war, und wenn wir uns eine Vorstellung davon machen, wie diese Nationen, lange umwogt, bedroht und gestört von lüsternen Barbaren wie den Hyksos u. a., durch Verteidigungskämpfe und Ausfälle diese Kultur zu schützen hatten, so müssen wir gestehen, daß wir eine ganz kolossale Erscheinung vor uns haben. Wir haben es hier mit den ersten, großen Zusammenfassungen menschlicher Macht zu tun, und zum ersten Male mögen auch solche Staaten die Zwecke des Wissens zu den ihrigen gemacht haben. Mächtige Priesterkasten werden damit betraut, welche durch konsequente Bemühungen unendlich vielen Stoff sammeln können; die phönikische Kultur ist nach der Seite Griechenlands hin der erste Schößling dieser altorientalischen.

Späte Entwicklung in Hellas

Spät erst entwickelten sich die Griechen, und als sie nach langer Barbarei zu einer Staatenbildung kamen, da hatten sie nicht einen, sondern viele Staaten, und eine Kaste der Wissenden war bei ihnen völlig ausgeschlossen. Dafür hatten sie eine starke hellenische Eigentümlichkeit, die es nur sehr bedingt zu fremden Anleihen kommen ließ und sich das Fremde, z. B. das Phönikische, wo sie dessen Einwirkung erfuhr, durch sofortige Hellenisierung so aneignete, daß es als solches kaum mehr kenntlich ist.

Die Sprache

Ein gewaltiges Fördernis war ihnen für ihre wissenschaftliche Entwicklung so gut als für ihre Poesie von der Natur an ihrer Sprache mitgegeben. Es scheint, als ob das Griechische die künftige Philosophie schon virtuell in sich enthielte: so unendlich ist seine Schmiegsamkeit an den Gedanken, dessen durchsichtigste Hülle es ist, vollends aber an den philosophischen Gedanken. Wir haben es mit einer vollständig von den Einzeldingen abgelösten Sprachwelt zu tun; mit einer Sprache, die, wie man richtig sagt, an sich schon eine praktische Dialektik und schon darum in philosophischen Bezeichnungen überaus schöpferisch ist. Der Annahme gegenüber, daß die größten und entscheidenden Ideen aus Ägypten möchten gekommen sein, dürfte schon die Erwägung berechtigt sein, ob das Altägyptische überhaupt eines unbildlichen Ausdruckes fähig gewesen sei, ob es einen freien Fluß abstrakter Gedanken gehabt habe. Auch die semitischen Sprachen stehen hinter dem Griechischen weit zurück. Den Aristoteles ins Hebräische zu übersetzen, würde gewiß unmöglich sein, und sogar die Araber hätten ohne die griechischen Vorbilder keine Philosophie bekommen; nur die Inder und Germanen hatten wohl außer den Griechen eine Sprache, die von Hause aus zur Philosophie taugte.

Noch die frühesten griechischen Philosophen, ein Empedokles, ein Heraklit u. a., gaben den philosophischen Prozessen mythologische Namen oder personifizierten das Abstrakte. Bald aber schuf sich die Philosophie ihre eigene Sprache, teils indem sie sich an den Vorrat von Bezeichnungen alles Allgemeinen und Geistigen hielt, der schon aus früher Zeit vorhanden war, und die in ihrer Bedeutung sehr schwankenden psychologischen Ausdrücke (νοῦς, ψυχή, θυμός, φρένες, πραπίδες) fixierte, teils auch indem sie von der Leichtigkeit, substantivische Abstrakta neu zu bilden, den ausgiebigsten Gebrauch machte. Wie leicht konnte der Grieche für den Ausdruck eines Begriffes ein Kompositum schaffen oder sich durch Verbindung aller Verba und Nomina mit Präpositionen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

helfen, wie leicht die Neutra der Adjektive und Partizipien zur Bezeichnung von Prinzipien, Elementen u. dgl. verwenden. Wir erinnern ferner an die Existenz des Gerundivums (τὸ λεκτέον), an den unendlichen Reichtum aller Bezeichnungen und Schattierungen des Bedingten und Unbedingten im Verbum, an die Nuancierung des Verbalbegriffs durch das Medium, an den substantivisch gebrauchten Infinitiv und überhaupt an die Möglichkeit, durch den Artikel das verschiedenste zum Substantiv zu machen. Freilich hat diese Leichtigkeit auch ihre Schattenseite, insofern die Philosophie sich gerne mit einem solchen Abstraktum oder Neutrum beruhigte und damit schon eine Sache, eine Kraft, ein Prinzip in Händen zu haben glaubte; auch daß die Sprache für Übles und Böses dasselbe Wort (κακόν) und vielleicht kein Wort für *Selbstbewußtsein* hat, gehört zu den Mängeln; im ganzen aber wird man sagen müssen: diese Sprache ist nicht bloß ein Handwerkszeug, das man sich allmählich anschaffte, sondern sie ist schon Philosophie, wie sie auch eine aller geistigen Nuancen fähige Konversation ist. Und nun sind die Griechen μέροπες (unterscheidend Redende), d. h. sie vermögen Teile und Ganzes, Besonderes und Allgemeines zu erkennen und zu benennen, ohne daß unterwegs das Wort gleich geheiligt und in einer Art von Versteinerung angebetet wird. Hier ist keine Knechtschaft unter eine bestimmte Terminologie; wo ein Philosoph, eine Schule auf der Schulsprache beharrt, da tritt ein anderer mit Neuem daneben; auch hier waltet lauter Agon. Und wie auch das einzelne der geistigen Welt möge distinguiert werden, die Griechen werden immer lebendige Ausdrücke dafür vorrätig haben. Das Aufsteigen vom Empirisch-Vielen zum Begriff, und wiederum vom Begriff das Abwärtssteigen zum einzelnen wird sich leicht vollziehen. So wird es ihnen möglich, den ganzen Mechanismus des Denkens von dem Gedachten abgelöst anzuschauen; es wird eine Logik und eine Dialektik entstehen können, und vollends werden Rhetorik und Sophistik der Nation die Zunge lösen.

Philosophische Begabung der Griechen

Höchst abnorm war nun auch, abgesehen von der Sprache, die philosophische Begabung der Nation, und zwar ist das Entscheidende nicht dieser oder jener erreichte Grad der Erkenntnis, sondern die Fähigkeit zu jeder Erkenntnis. Auch die große Schwäche der Religion war für die Philosophie sehr förderlich. Zwar kann diese auch neben einer starken Religion aufkommen, wie dies in Indien und im Islam der Fall gewesen ist, aber doch nur als Ketzerei und Sekte. Bei den Griechen erhob sie sich vielgestaltig und nach Belieben, weil keine Kraft und keine Einrichtung da war, welche ihr hätte das Kommen unmöglich machen können.

Freiheit der Philosophie von Religion, Priestertum und Gesellschaft

Vor allem hatte hier kein Priestertum aus Religion und Philosophie eins gemacht, und besonders bedingte die Religion auch, wie schon gesagt, keine Kaste, welche als gegebene Hüterin des Wissens und Glaubens zugleich auch die Eigentümerin des Denkens hätte sein können. Es gab auch keine bestimmte *Sozietät*, an welche der Philosoph bei seinem Auftreten gebunden gewesen wäre, keine bestimmte Schicht von Beamtenfamilien u. dgl., keine *Bildung*, welche einen Riß konstituiert hätte. Aus von Anfang an höchst verschiedener Umgebung erheben sich diejenigen Männer, welche durch eine Art von selbstverständlichem Konsensus als Weise gelten. Die Nation ist es, welche sie zusammenrechnet, und da die Beschäftigung mit dem Geistigen durch nichts beschränkt war, da jeder Freie und bald jeder Sklave, ja selbst der hellenisch gebildete Barbar zur Philosophie Zutritt hatte, so war die Auswahl viel größer; die für Philosophie zugängliche Quote der Menschheit konnte sich wirklich beteiligen; die Berufenen fanden sich von überall zum Lehrer ein, und statt der Kaste hatte man konkurrierende Schulen.

Der Mythus als Hemmnis

Bei allen Fördernissen aber war die Philosophie auch von Anfang an stark gehemmt, und zwar durch den Mythus. Nachdem die Griechen zunächst naiv das Zeitalter durchlebt hatten, das ihnen später als das heroische erschien, herrschte er bei ihnen erst recht weiter als die Verherrlichung dieses Zeitalters, völlig ungestört und unreduziert. Dies glänzende Bild schwebt wie eine nahe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erscheinung über der Nation, die sich als die nächste Rechtserbin der von ihm gespiegelten Zustände fühlt; es ersetzt einstweilen die Philosophie durch eine stark ausgesprochene Lebensanschauung; es ersetzt das Wissen, indem es selbst dessen Urgestalt ist und Natur, Weltkunde und Geschichte, auch Religion und Kosmogonie in einem wunderbaren symbolischen Gewande mit in sich enthält; durch seine Gestalt, welche die prachtvollste Poesie ist, gefeit, ist der Mythus die Romantik, die Jugend der Griechen; er lebt fort, so weit es Hellenen gibt, und selbst bei Barbaren, solange die antike Welt dauert, wenn auch zuletzt nur als Wissenschaft, Sammlung, Vergleichung; sein beständiger Ausdruck sind Kunst und Poesie, in denen er immer neue Sprößlinge treibt. Diesen Konkurrenten und Todfeind des Wissens mochte man lange deuten, umdeuten und umstülpen, er blieb immer noch da; man mußte ihn stürzen, wenn freies Denken und Wissen aufkommen sollte; aber der Bruch mit ihm sollte sich doch nur langsam und nie ganz vollständig vollziehen.

II. DER BRUCH MIT DEM MYTHUS

Die sieben Weisen

Sehen wir uns nun nach den Persönlichkeiten um, in denen zuerst, zwar noch nicht ein Bruch mit dem Mythus, wohl aber eine Gedankenwelt auftritt, die vom Mythus unabhängig ist, so begegnet uns zunächst die allgemeine Voraussetzung, daß vor der eigentlichen Philosophie, welche mit der ionischen Schule beginne, die Gnome das Gewand der Weisheit war, und daß in dieser Gattung sieben berühmte Männer besonders groß gewesen seien. Sie werden verschieden aufgezählt. Konstant werden nur Thales, Pittakos, Bias und Solon genannt, weniger konstant Kleobulos von Lindos, der Spartaner Cheilon, Pherekydes, Anacharsis, ja Epimenides u. a.; bestritten wurde durch die spätere Anschauung, welche einen gnomischen Tyrannen nicht dulden mochte, Periander von Korinth, der griechische Salomo, den man durch den obskuren Malier Myson ersetzte. Im Grunde sind sie vorherrschend Staatsweise. Plutarch hat die Anschauung, daß nur Thales über das praktische Bedürfnis hinausgegangen sei, der ja zugleich Begründer der ionischen Philosophie gewesen ist und in der herodoteischen Tradition mit der Berechnung einer Sonnenfinsternis und der Teilung des Flusses Halys als eine Art Tausendkünstler erscheint; die übrigen hätten den Namen *Weise* von der politischen Trefflichkeit her gehabt. Auch ihre Gestalten aber werden von den Griechen noch halb mythisch und typisch aufgefaßt; es macht dieser Auffassung nicht das mindeste aus, sie, obwohl sie chronologisch um mehr als ein Jahrhundert differieren, in Delphi oder Korinth beim Symposion des Periander zusammenkommen zu lassen, und einen besonderen mythischen Ausdruck findet ihre Größe in der Geschichte von dem im Meere aufgefischten goldenen Dreifuße, der nach dem Spruche der Pythia dem Weisesten (nicht dem Frömmsten) zu Teil werden sollte, und der darauf von Thales (oder Bias) aus bei allen anderen die Runde machte, ohne daß ihn einer behalten hätte, bis er schließlich dem delphischen oder dem ismenischen Apollo geweiht wurde. In Delphi waren die einzelnen Worte der Sieben in goldenen Buchstaben an die Tempelwände aufgeschrieben; wir wüßten gerne, wann dies geschehen ist, und wie und von wem diese im Grunde sehr kecke Reklame zustande gebracht wurde. Die Reste ihrer Gnomen sind in mehreren Sammlungen enthalten; es sind übrigens nicht bloß Gnomen, sondern auch Antworten (Apophthegmen) und Anekdoten; unter den kurzen Sprüchen, meist ethischen Charakters, sind mehrere äußerst kurze und dunkle die wichtigsten; auch haben sie nicht immer schmeichelhaften Inhalt: hier findet sich das Wort: *Die Mehrzahl ist schlecht.*

Das Gnomische

Das Gnomische ist an und für sich natürlich viel älter, es findet sich schon in Hesiods *Werken und Tagen* in großer Fülle, und anderseits sind die Spartaner mit ihrer lakonischen Brachylogie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf dem gnomischen Standpunkt stehengeblieben; hier begegnen sich aber auch die Griechen mit dem Orient, nur daß dieser, Indien ausgenommen, über die Stufe des Gnomischen (d. h. des Einzel-Ethischen) und allenfalls noch der Parabel nicht hinausgekommen ist, und daß sich hier nicht eine Ethik als Ganzes davon hat lösen lassen.

Die wunderlichen Heiligen

Parallel mit den sieben Weisen, ihnen gleichzeitig und sich im Einzelfall mit ihnen berührend, geht eine andere Reihe von Männern, die sich schwer unter ein einziges Prädikat fassen lassen: wir könnten sie vielleicht die wunderlichen Heiligen nennen. Das ganze exzeptionelle spekulative Vermögen der Griechen hatte, wie oben gesagt, unter anderem eine Vorbedingung an der geringen metaphysischen Haltbarkeit und den zahllosen Inkonsequenzen der Volksreligion, welche offenbar ungenügend war, um das Weltall zu erklären, und zu machtlos, den Menschen eine Erklärung aufzuzwingen, und außerdem in keine ethischen Vorschriften ausmündete. Über diese Religion war nicht, wie bei mehreren orientalischen Völkern, eine priesterlich systematische Umstülpung gekommen; derjenige Prozeß, welcher brahmanisches System, Zarathustra, Moses usw. heißt, war hier unmöglich oder doch ungeschehen. So konnten einzelne Hochbegabte der Volksreligion einstweilen mit speziellen Ideen zusetzen, welche an sich ebenfalls Religion waren und bildlich-mythisch gestaltet wurden; denn man hatte größere Mühe, von der mythischen (und solange einzigen) Ausdrucksweise für alles und jegliches loszukommen, als wir meinen. Es sind das apollinische Männer, die wir so auf eigene Faust mythologisieren und dann wieder als Konkurrenten der neben ihnen bereits beginnenden Philosophie sehen, und zwar verbreiten sie einen wunderbaren Glanz um sich durch die Askese, durch enthusiastische Zustände des Gemüts, durch läuternde Weihen, welche dem leidenschaftlichen Hellas den Trost der Sühnung geben, durch Wundertaten und teilweise durch die Lehre von der Metempsychose. Von der Tradition aber wurden diese Männer in der Folge zu Phantasiegestalten aufs bunteste ausgebildet und so selbst wieder mythisch; besonders können sie selber ihren Leib verlassen.

Zu diesen einzelnen, wie Epimenides von Kreta, Aristeas von Prokonnesos und Pherekydes von Syros, in deren Gestalten sich offenbar die verschiedensten Anschauungen spiegeln, kommt nun

Die Orphiker

noch mit den nicht apollinischen, sondern dionysischen Orphikern zum ersten Male eine Partei oder Sekte, vielleicht bereits als Ausbeuterin einer Stimmung, wie sie die Genannten voraussetzen lassen, mit einer von Anfang an fälschlich an Orpheus angeknüpften Literatur, mit der Sicherung der Seligkeit durch Weihen, mit einer eigenen Kosmogonie, mit der Askese und dem Vegetarianismus und mit der neben dem seligen Hades gelehrten Metempsychose. Mit der letzteren wird wohl auch die Enthaltung vom Fleischgenuß in Verbindung zu bringen sein; das wichtigste ist, daß sie die Buße ins griechische Leben hineinbringen, das Erdenleben als einen grabähnlichen Übergang betrachten (τὸ σῶμα σῆμα) und frei zu werden trachten vom Kreise der Geburt (κύκλος γενέσεως); das wahre Leben beginnt für sie erst jenseits der Leiblichkeit. Das orphische Wesen strebte jedenfalls darauf hin, eine neue, besondere Religion zu sein; man weiß aber nicht, wieweit sein spezieller Inhalt wirklich zur Verbreitung kam.

Pythagoras, der Wundermann

Von dem mythischen Schimmer, der einen Epimenides und die ihm ähnlichen Wundermänner umfließt, hat nun aber nur zu viel der große Pythagoras, ja man kann sagen, daß sich hier der Mythus noch einmal über einer historischen Gestalt dicht zusammenschließt und sich verzweifelt gegen alles Exakte wehrt. Gerade das Wundersame an Pythagoras stammt aus relativ alten Quellen: es gab eine alte, angeblich von ihm selbst verfaßte Schrift, in der er von einer Fahrt in den Hades erzählte und wahrscheinlich auch von sich behauptete, er entsinne sich vier

Seine Präexistenzen

früherer Menschwerdungen, indem er bereits als Äthalidas, Euphorbos, Hermothimos und Pyrrhos gelebt habe; auch traute man ihm die Ubiquität zu, gemäß deren er nach konstanter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aussage an demselben Tage in Metapont und Kroton gesehen werden konnte. In Wahrheit muß er um 570 zu Samos geboren sein; um 532 erschien er in Italien, und sein Tod fällt in das Jahr 497, drei Jahre ehe zu Kroton die Umwälzung erfolgte, wodurch sein Anhang ausgetrieben wurde. Eine glaubwürdige Tatsache muß auch seine Reise nach Ägypten sein. Es war dies unter den Königen der XXVI. Dynastie, als dort das griechische Naukratis bestand, kein gar zu großes Kunststück, obschon es immerhin, bei aller Leichtigkeit des geschäftlichen Fremdenverkehrs, für ihn seine Schwierigkeiten haben mochte, mit dem echtesten Ägypter, dem Priester, anzubinden. Aus der Herodotstelle, wo ausgesagt wird, daß die sogenannten Orphiker und Bakchiker in Wahrheit Ägypter und Pythagoreer seien, geht jedenfalls mit Sicherheit hervor, daß pythagoreisches und ägyptisches Wesen sich stark geglichen haben, wie anderseits orphische und pythagoreische Begehung zum Verwechseln ähnlich waren. Ob Pythagoras auch nach Babylon gekommen ist, lassen wir dahingestellt; es liegt eigentlich kein triftiger Grund vor, es in Zweifel zu ziehen, und irgendeine Berührung mit Indien wird man ja doch anzunehmen haben; seine Metempsychose hat eher etwas Indisches als Ägyptisches.

Sein Leben und seine Reisen

Herod. II, 81

Die Hauptsache nun, die Pythagoras den Griechen brachte, ist seine auf diesen Seelenwanderungsglauben aufgebaute, mit Askese verbundene neue Religion und Ethik. Er ist nicht sowohl Philosoph als religiöser Reformer gewesen, der in einer Zeit, da die Qual des Daseins drückender als früher empfunden wurde, die irdische Existenz als einen Zustand der Buße für alten Frevel tragen lehrte, einen Zustand, nach dessen Aufhören der Mensch nicht als ein stummer Stein — wie Theognis meinte — im Grabe liegen, sondern nach einer Läuterung im Jenseits in immer neuen Gestaltungen werde wiedergeboren werden. Der Fromme allein, der, in geheimnisvollen Feiern geweiht, durch sein ganzes Leben die heiligen Gebräuche und Übungen befolgt, kann endlich aus dem Kreise ewigen Werdens und Vergehens ausscheiden. Zum Leben in dieser Hoffnung leitete Pythagoras seinen Bund an. Auch ihm ist, wie den Orphikern, der Leib ein Grab oder ein Gefängnis der Seele, welche höheren, himmlischen Ursprungs ist. Ob er gelehrt habe, daß die Seele nach allen Wanderungen durch Leiber endlich zum Lohne aufhören dürfe zu sein, oder daß sie (wie dies jedenfalls Platos und schon des Empedokles Hoffnung war) in die Gottheit werde aufgenommen werden, wird uns zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber mit ihrer unsterblichen Natur verträgt sich nur das letztere. Die Konsequenz der Anschauung, daß die Seele *zur Strafe* im Leibe sei, mußte dann aber der Gedanke sein, daß sie darin auszuhalten habe, bis die Gottheit selber sie erlöse, wofern sie nicht mehrerem und größerem Jammer verfallen wolle; daher denn bei den Pythagoreern die Scheu vor dem Selbstmorde und das bereitwillige Abwarten des *Todes im Alter* eingeschärft wurde.

Der religiöse Reformer

Seine Ethik

Wie sich in seinem Inneren die Vergangenheit spiegelte, und welche Verwandtschaften ihm da winken mochten, können wir nicht wissen, und darum ist jenem alten Bericht von seiner Erinnerung an viermalige Präexistenz nicht jede Glaubwürdigkeit abzusprechen, und ebenso steht es mit den Sagen von seiner Gewalt über Tiere: mit einer daunischen Bärin hielt er lange Zeit Zwiesprache, und friedlich zog sie von ihm wieder weg in den heimischen Wald; ein prachtvoller Stier, mit dem er vertraut gewesen, wurde bis ins höchste Alter in einem Tempel zu Tarent gepflegt; ein Adler schwebte aus den Lüften zu ihm nieder und ließ sich von ihm streicheln usw.: höchstwahrscheinlich spricht aus diesen Geschichten die Erinnerung, daß er in den Tieren Menschenseelen erkannte.

Unsicher ist, ob Pythagoras die Metempsychose, wie die Alten glaubten, von den Orphikern hatte, oder ob vielmehr diese ihm seine Lehre einfach aus den Händen nahmen. Wir werden vielleicht am besten sagen: die Metempsychose kam und nahm ganz einfach ihren Platz unter

Sein Verhältnis zu den Orphikern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Meinungen ein, weil niemand da war, der es ihr hätte wehren können. Jedenfalls aber hat Pythagoras damit seinen solchen Eindruck gemacht, daß die Griechen, wo immer der Unsterblichkeitsglaube einen neuen oder neu scheinenden Aufschwung nahm, sogleich an ihn dachten und sich z. B. den gewiß sehr eigentümlichen und von griechischer Tradition unabhängigen Glauben der Geten an das Jenseits dahin zurechtlegten, daß der getische Zamolxis (eigentlich ein Gott) ein Sklave des Weisen gewesen sein sollte; in seine Heimat zurückgelangt, habe dieser seinen Landsleuten einen glücklichen Zustand nach dem Tode versprochen. Von den Philosophen vor Plato aber lehrte ganz deutlich und fest die Präexistenz der Seele und ihre Bestrafung durch Wanderung (durch Mensch, Tier und Pflanze), wenn er auch sonst nicht Pythagoreer war, Empedokles von Agrigent, von dem uns das Wort überliefert ist: *Ich war schon Mädchen und Knabe, Lamm und Vogel und ein Fisch im Meere.*

Mathematische Kenntnisse

Aus Ägypten, dem Lande der Mathematik, zumal der Geometrie, hatte Pythagoras als wichtigsten Gewinn seine mathematischen Kenntnisse mitbringen können, und daher stammt jenes Stück Wissenschaft, das mit seiner Lehre verbunden war und *vermutlich die Anfänge zu jenen mathematischen und musikalischen Studien enthielt, die später den Charakter der pythagoreischen Philosophie so wesentlich bestimmten, daß der Pythagoreismus zu seiner mathematisch-musikalischen Weltkonstruktion gelangen konnte und sich nicht, wie die orphische Lehre, in eine monströse Theologie verlief.* Nun ist die Zahlenlehre, auf die man kam, allerdings ein vielumstrittenes Gebiet, und wie vieles davon dem Meister selber zuzuschreiben ist, ist unsicher; daß er aber selbst schon die Mathematik zu einer Hauptdisziplin seiner Lehre gemacht hat, geht doch wohl unwiderleglich aus dem Zeugnisse hervor, das Aristoteles seiner Schule schon für die Zeit vor Empedokles, Demokrit u. a. gibt; was diese bereits so früh übte, das muß vom Meister herstammen.

Die Zahlenlehre

Es will uns scheinen, daß dieser Mann auf dem Gebiete der Zahl absichtlich verschiedene Dinge miteinander vermischte. Die Zahlen müssen bei ihm als Gleichnisse von Kräften, die Zahlenverhältnisse als Gleichnisse von Gedanken aufgefaßt werden. An Einheit und Vielheit, an Grad und Ungrad, an die heilige Vier im Verhältnis zur heiligen Zehn ($1+2+3+4=10$) knüpfte er wohl einzelne Gedanken an und zog seine Zuhörer von diesen Dingen plötzlich ins Erhabene. Und neben der moralischen hat die Lehre auch ihre ästhetische Seite: der Kreis wird als schönste Figur, die Kugel als schönster Körper erklärt und deshalb der Erde die Form einer Kugel zugesprochen, was für jene Zeit, da man die Erde bald als Ellipse, bald als runde Scheibe betrachtete, etwas heißen will. Des ferneren werden die Töne für Zahlen erklärt und umgekehrt, so daß die Zahl auch als die Basis der Musik erscheint, und endlich haben die Elemente selbst ihre Vorbilder in bestimmten Körpern: das Feuer in der Pyramide, die Luft im Ikosaeder usw. Man denke sich, bis zu welchem Grade diese Auseinanderlegung der sittlichen, intellektuellen und materiellen Welt in Zahlen das ganze hellenische Leben aus den Angeln heben mußte; diese Richtung ging aber auch auf die Späteren über: Geometrie und Arithmetik sind die Handhaben (λαβαί) alles Wissens geblieben.

Die Kosmologie

Dies alles aber diente nur als Unterbau für das eigentliche Lehrgebäude vom Weltganzen (Kosmos). Es wird den unvergänglichen Ruhm, sei es des Pythagoras selbst oder seiner Schule bilden, daß hier zuerst die Erde aus demZentrum desWeltsystems weggewiesen wurde. Mochte man dabei immerhin zunächst auf die Wahnvorstellungen von einer Gegenerde und einem Zentralfeuer geraten, von hier aus konnte man doch schließlich zur Drehung der Erde um ihre Achse gelangen.

Seine Seelenlehre

Dem Pythagoreismus gebührt auch der Ruhm, die menschliche Seele durch die frühste psychologische Distinktion in Intellekt, Leidenschaften, Vernunft eingeteilt zu haben, wovon die beiden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ersten auch das Tier besitzt, während die Vernunft nur den Menschen eignet. Auch bei dieser Seelenlehre gelangt man übrigens nicht zur wünschbaren Klarheit darüber, was dem Meister und was den Schülern angehört.

Teilnahme von Frauen

Wäre diese Lehre nun bloße Philosophie gewesen, so hätte die Frau keinen Anteil daran gehabt, wäre wohl davon ausgeschlossen worden. Statt dessen finden wir auch Pythagoreerinnen, z. B. Theano, die Gattin, und Damo, die Tochter des Meisters, die für die höchsten wissenschaftlichen Probleme reges Interesse zeigen; auch wußte es die Gemeinde der Frauen, die sich bald nach seinem Auftreten um ihn scharten, durchzusetzen, daß die Buhlerinnen entfernt wurden. Wenn nicht alles trügt, so war es die Lehre von der Seelenwanderung, wodurch die Gleichheit der Geschlechter im edelsten Sinne hergestellt wurde; zugleich mag der Weise in den Frauen die Mütter der kommenden Geschlechter geehrt haben.

Pythagoras' Persönlichkeit

Die Persönlichkeit des Pythagoras muß, soweit sie sich aus der mythischen Umhüllung erraten läßt, etwas höchst Feierliches, Apollinisches an sich gehabt haben. Majestätischen Ansehens, mit herrlichem Antlitz und wallenden Locken, in weiße Gewänder gehüllt, trat er auf. Dabei leuchtete aus seinem Wesen eine milde Freundlichkeit ohne jede mürrische Zutat. Zu wenigen redete er erst, dann sammelte er mehrere um sich, und bald lauschte seinen Worten eine ganze Stadt. Vor allem zeigte seine Methode eine genaue Überlegung. Wenn die Tradition erzählt, seine Schüler hätten ihn während der ersten fünf Jahre des Unterrichts nicht zu Gesicht bekommen, so muß dies wohl so verstanden werden, daß er in einer Art Vorschule nur seine schon weiter gebildeten Jünger als Lehrer verwandte. Bei diesen Schülern ging die Autorität des Meisters über alles, und wenn etwas eingeführt wurde mit dem Wort: *Er selbst hat es gesagt*, so bedurfte es nicht weiterer Beweise. Echt möchte die Überlieferung über seinen eigenen Autoritätston sein. Schriftliches gab er nämlich nicht von sich, aber er pflegte etwa eine Lehre mit den Worten einzuführen: *Bei der Luft, die ich atme, bei dem Wasser, das ich trinke, werde ich keine Anfechtung dessen, was ich sage, dulden*. Damit wollte er andeuten, daß seinem Anhange Schweigen, Nachdenken und innere Sammlung in erster Linie not tue. Wenn es heißt, die Lehre sei geheimgehalten worden, so haben wir dies höchstens relativ zu verstehen. Ganz öffentlich wurden jedenfalls die Seelenwanderung und die pythagoreische Ethik gelehrt. Dagegen wurde möglicherweise die wissenschaftliche Lehre geheimgehalten, nicht weil Pythagoras das Wissen der Welt für unzuträglich hielt, sondern weil er damit die Wünschbarkeit einer behutsamen, ganz allmählichen Tradition andeuten und ein mutwilliges Vorwegnehmen der Resultate hindern wollte. Aus diesem Grunde bediente sich die Schule, um die Dinge nicht allzu öffentlich werden zu lassen, einer eigenen Mitteilungsweise, die unvermeidlich symbolisch und sehr feierlich war.

Verhältnis zur Volksreligion

Mit seiner Lehre war Pythagoras insofern nicht heterodox, als er dem Götterglauben nicht widersprach. Doch genügte ihm die alte Religion nicht; denn nicht nur war sie nicht imstande, das Weltgeheimnis zu erklären, sondern die meisten Götter erholten sich nie mehr von den Unwürdigkeiten, welche ihnen die Dichtkunst, in erster Linie die homerische Ilias, aufgebürdet. Ihm blieb unter solchen Umständen nur ein Protest des Abscheus; er nannte unter denjenigen, welche er im Hades mit den härtesten Strafen belegt gesehen, Homer und Hesiod. Daß er aber von den Göttern eine große Meinung hegte, beweist seine schöne Ansicht über das Gebet; er will darin niemals den Göttern ihre Geschenke an den Menschen vorschreiben, sondern er läßt ihnen ausdrücklich die Wahl der Gaben.

Der Kultus

Durch seine Metempsychose mochte Pythagoras zu Kroton und Metapont mit dem bisherigen prachtvollen Totenkult und dem damit verbundenen massiven Aberglauben von Totenbeschwörungen und Spukgeschichten in Konflikt kommen. Er hatte hier reinigend zu wirken, und er tat dies durch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Kult, den er einführte, und der einen weit ruhigeren Charakter als manche Gottesdienste des damaligen Griechenlands wird gehabt haben. Einen Kult sowie eine umständliche Lehre zog schon die Metempsychose nach sich.

Die Ethik

Das wichtigste wäre aber nun, zu wissen, wie die mit der Metempsychose verbundene neue und höhere Ethik lautete. Mit dem Verbote der Tiernahrung wird es nicht sein Bewenden gehabt haben, obwohl der Vegetarianismus in der Lehre alt und darauf begründet sein dürfte, daß im Tiere eine ehemalige Menschenseele ihr Tierleben durchdulden muß. Tatsächlich herrschten bei den Pythagoreern des IV. Jahrhunderts eine Menge Abstinenzen und andere Gebräuche, deren Befolgung Anspruch auf besseres Ergehen nach dem Tode verlieh; auch ihre besondere Tracht hatten sie. Indes ist die Askese, soweit sie geboten war, viel heller und heiterer als die der Orphiker, nicht eine solche für anbrüchige Gewissen, sondern eine solche für die Reinen zum Reinbleiben. Ihr Zweck war nur, den Menschen in einer Stimmung zu erhalten, die ihn höherer Menschwerdung würdig mache; darum war z. B. dem engeren Anhang der Wein durchaus untersagt, damit die Seele von unfreien Erschütterungen geschützt wäre. Als Schlußstein des pythagoreischen Lebens aber ist die unverbrüchliche Eidtreue und ihre Folge, die möglichste Vermeidung des Eides zu betrachten, für eine Zeit, da der Meineid auf allen Gassen herumlief, ein ganz eigener Zug.

Einfluß auf die Italioten. Schulbildung

Wenn Pythagoras durch die Städte zog, so ging, wie höchst bezeichnend berichtet wird, die Rede, er komme nicht, um zu lehren, sondern um zu heilen, und es muß sich denn auch in weiten Kreisen ein wahrer Zustand der Erweckung geltend gemacht haben. In einer Gesellschaft, wie die der unteritalischen Hellenenstädte war, wo Reichtum und üppiges Leben herrschten und die *Edeltrefflichen* für den Krieg und die Waffen, den Ringplatz und den Staat, also für das Agonistische im weitesten Sinne des Wortes lebten, warnte er vor der Ruhmsucht, weil, wer dem Ruhme nachjage, für die Knechtschaft bestimmt sei, und verachtete den Reichtum. Und seine Jünger machten mit dem, was der außerordentliche Mann gepredigt hatte, Ernst und legten ihre Habe zusammen, um in einer jener Gütergemeinschaften zu leben, die nur in Zeiten großer religiöser Aufregung unter dem Einfluß einer hohen Stimmung vorzukommen pflegten. Politischer Reformer dagegen ist er erst in einer relativ späten Auffassung geworden, welche der Reflex der wirklichen politischen Bestrebungen späterer, weltlicher Pythagoreer war, während die andere Partei im Bunde mit den Orphikern ein abergläubiges Asketentum ausbildete; von Plato, dem ältesten Zeugen, wird er nur als Stifter einer eigentümlichen Weise des Privatlebens bezeichnet und ausdrücklich von den Staatsmännern und Gesetzgebern wie Solon und Charondas unterschieden.

Wesen der Pythagoreer

Indes wurden die Pythagoreer doch eine Gruppe, welche den übrigen Griechen in den wichtigsten Dingen nicht mehr glich, und man dürfte fragen, ob in einer griechischen Polis die Absonderlichkeit des Privatlebens nicht von selbst etwas Politisches werden mußte, auch wenn der Meister es nicht wollte; hatte doch dieser Polis zuvor alles gehört, bis dieser Mann aus Samos kam und ihr die Alleinherrschaft streitig machte. So erklären sich die politischen Krisen, welche erst zu seiner Umsiedlung von Kroton nach Metapont und dann nach seinem, wie es scheint, friedlichen Ende zu den schrecklichsten Exekutionen gegen seinen Anhang geführt haben.

Seiner Schule aber wird es ewig zum Ruhme gereichen, daß sie der früheste völlig freie Verein ist, welcher zugleich religiös, ethisch und wissenschaftlich war. Als innig verbundene Gesamtheit sind die Pythagoreer etwas anderes als Ionier und Eleaten. Man weiß, mit welcher Aufopferungsfähigkeit sie einander halfen, wie man weite Reisen nicht scheute, um der Totenfeier eines verstorbenen Bruders beizuwohnen, den man oft nicht einmal persönlich kannte. Unser Staunen wächst, wenn wir mitansehen, wie die Wirkungen dieser Lehre sich noch zwei Jahr-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hunderte nach dem Tode des Meisters frisch erhielten. Solche Wirkungen aber konnte Pythagoras nur hinterlassen, wenn er eine große religiöse Tatsache war.

Bruch mit dem Mythus durch die Physik

Nun aber kam die Zeit, da das griechische Denken sich zu völliger Unabhängigkeit durchringen sollte, die Zeit der eigentlichen Philosophie in ihren drei nach der Physik, der Ethik und der Dialektik zu benennenden Epochen, von denen freilich die beiden letzten die erste mitnehmen und weiterpflegen mußten.

Mit der Physik, d. h. mit der Lehre vom Weltgebäude, führte sie sich trotz alles Widerstandes ein; dies ist der Bruch mit dem Mythus; hier war jedermann wißbegierig.

Allmählich aber entdeckte auch die Nation in sich die Kräfte des allgemeinen Räsonnements, und da traten Ethik und Dialektik ein. Aber die Möglichkeit einer Philosophie ergab sich nur durch die Physik, mit welcher, wie gesagt, der Anfang gemacht wurde.

Die milesischen Philosophen und Heraklit

Während über das Woher und Wie aller Dinge bei den meisten Völkern bereits die Religionen eine feststehende Lehre enthielten, hatten die Griechen, sobald sie ihren Mythus durchbrachen und sich über kosmogonisches Stammeln hingwegsetzten, volle Freiheit, sich nach Prinzipien der Dinge (ἀρχαί) umzusehen. Thales fand den Grundstoff im Wasser, Anaximander im Unbegrenzten (ἄπειρον), in dessen Mitte die Erde sich als eine schwebende Kugel hält, Anaximenes in der Luft, worin sich die Gestirne nicht wie eine Decke über der Erde, sondern um die Erde bewegen. Auf die drei Milesier aber folgt als bei weitem die bedeutendste Gestalt dieses Kreises Heraklit von Ephesos. Das Altertum war über seine Größe einig, so dunkel ihm seine Schriften waren, aus deren immer von neuem anregenden Fragmenten auch heute noch die allerverschiedensten Konsequenzen gezogen werden können. Dieser bedarf, um das Universum, wie er dies bereits tut, als Prozeß des Werdens auffassen zu können, des ruhelosen Feuers als Symbols des sich ewig Erneuernden. Nach ihm ist alles in beständigem Flusse und ewiger Umbildung, und der Vater aller Dinge ist der Kampf. In seinen Konsequenzen ging er so weit, daß er periodische Weltbrände annahm; überhaupt sprach er eine Anzahl großer und kühner Ideen zuerst aus, darunter die von der Unzuverlässigkeit der Sinneswahrnehmung. Wir finden auch bei ihm einen ausgesprochenen Haß gegen Homer und seine Götterwelt und die früheste heftige Abwendung des Philosophen von der konkreten Polis; er hat es mit den großen Problemen und nicht mehr mit der einzelnen Stadt zu tun und ist schon Weltbürger.

Die Eleaten

Und den Ioniern des Stammlandes stehen die Eleaten: Xenophanes, Parmenides und Zenon gegenüber mit dem Satze, alles sei eins und dies eine sei Gott, und mit ihrer Definition des Seins. Sie sind auf einem vielleicht schon pantheistischen Wege und protestieren wie Heraklit gegen die Volksreligion, weil sie das göttliche Wesen in seiner Reinheit zu erfassen trachten. Wie die ionische, so zeigt auch ihre Schule ein völlig freies Streben und Forschen; der freie Gedanke wird aus eigenem Bedürfnis zur Lehre, und Lehrer und Zuhörer sind entweder reich genug oder durch Einfachheit des Lebens unabhängig, so daß sie sich ihrer Forschung völlig hinzugeben vermögen. Schon in dieser Zeit aber herrscht unter den Philosophen ein allgemeiner Agon.

Freiheit von der Religion

Mochte man nun aber von einem materiellen Grundstoffe oder von der Bewegung, oder von der Einheit des vielen oder, wie die Pythagoreer, von der Zahl oder, wie Demokrit, von den Atomen ausgehen, in jedem Falle waren diese Systeme nicht bloße Kommentare zu einer Religion, sondern selbständige Schöpfungen. Diese physikalischen Entdeckungen und Ahnungen ohne allen priesterlichen Zwang und Anlaß sind die erste von der Religion wesentlich freie, von Privatleuten getragene Regung des Denkens und Forschens. Dieses Wissen braucht sich auch nicht mehr in Ritus und Mythus zu kleiden (wenngleich abstrakte Mächte wie Haß und Liebe (νεῖκος und φιλία) bei Empedokles noch immer ein Stück Mythus sind); die Ionier reden von der Natur (περὶ φύσεως),

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weil die Stunde dazu gekommen ist. Als Ausgangspunkt der meisten Kolonien, reich an Weltkunde und freierem Weltleben und selber von kolonialer Denkweise erfüllt, mußte sie schon ihre Heimat dazu anregen, in der gewiß alle religiöse Befangenheit sehr reduziert war, und ähnlich standen die Dinge in Großgriechenland.

Völlige Unabhängigkeit

Wenn nun gleich Thales laut Aristoteles sagte, alles sei von Göttern erfüllt, so beweist dies noch keine Unterordnung unter die Volksreligion; die ältesten Ionier, welche laut Aristoteles gar keine bewegende Ursache von ihrem Urstoffe unterschieden (denn Anaxagoras mit seinem *Geist* war eine große Neuerung), sind so voraussetzungslos verfahren als möglich; wie unabhängig sie in ihren Annahmen waren, zeigt z. B. die Erklärung, die Anaximander für die Entstehung der Einzelwesen gab, indem er ein allmähliches Heranreifen u. a. vom Fisch zum Menschen lehrte.

Überhaupt ist schon die große Verschiedenheit der Resultate bei den Ioniern ein echtes Zeichen der Unabhängigkeit; so schon bei den drei aufeinanderfolgenden Milesiern; von Heraklit aber wird, wie gesagt, bereits der Sinneswahrnehmung die Glaubwürdigkeit abgesprochen, weil sowohl das schauende Subjekt als das Objekt in stetem Flusse begriffen sei.

Die Asebieprozesse

Freilich, wenn man einen Philosophen aus irgendwelchen politischen oder sozialen Gründen verderben wollte, so meldete sich der Asebieprozeß, bei dem die Gottlosigkeit aber eben immer nur Vorwand für einen sonstigen Haß war, besonders wegen Einflusses auf die Staatsmänner des betreffenden Ortes. So zuerst von seiten der Feinde des Perikles gegen Anaxagoras, weil dieser die Sonne für einen Stein oder eine feuerdurchglühte Metallmasse, den Mond für eine Erde ausgegeben, Opferzeichen natürlich erklärt, die homerischen Mythen moralisch und die Götternamen allegorisch gedeutet hatte. Er kam mit Mühe frei, mußte Athen verlassen und starb in Lampsakos. Und doch hatte er den Begriff des Geistes (νοῦς) in die Philosophie eingeführt, obschon nur als Urimpuls, indem er den Rest der Naturgeschichte überließ. — Protagoras, der seine Rede *über die Götter* mit den Worten angehoben hatte: *Der Götter wegen kann ich nicht wissen, ob sie sind oder nicht sind*, wurde von den Athenern (411) verbannt, und seine Bücher, die er in Privathäusern oder selbst im Lykeion vorgelesen oder hatte vorlesen lassen, wurden verbrannt, nachdem der Herold sie bei den Besitzern zusammengesucht. Weiter ging man bei Diagoras, bei welchem noch der besondere Umstand hinzukam, daß er die (eleusinischen) Mysterien ausgeschwatzt hatte: als er entfloh, wurde der Preis von einem Talent auf seinen Kopf gesetzt; doch starb er, wie es scheint, unbehelligt in Korinth. Auch Diogenes von Apollonia, der da lehrte, das Meer werde einst ganz austrocknen, mußte sein Leben durch die Flucht retten. Von Sokrates soll später die Rede sein. Die ganze athenische Demokratie war überhaupt in Sachen der Götter der Philosophie gegenüber höchst konservativ, während sie dieselben der Komödie preisgab, und zumal konnte seit dem auf den Antrag des Diopeithes 432 v. Chr. gefaßten Beschlusse, wonach gegen alle, die nicht an Götter glaubten oder die Erscheinungen der Natur zu erklären versuchten, öffentliche Anklage erhoben werden sollte, alle Naturforschung in Athen nur heimlich betrieben werden. Allein im großen und ganzen war gar nicht mehr gegen die Philosophie aufzukommen. Schon Xenophanes verteidigte den ihm eigenen neuen Gottesbegriff, sein All-Eins (ἕν καὶ πᾶν), gegen die polytheistische und anthropomorphistische Volksreligion mit dem Satze: *Die Löwen würden, wenn sie malen könnten, auch die Götter löwenartig abbilden.* Und Demokrit konnte die Volksgötter leugnen, alles Geschehen aus der Notwendigkeit herleiten (die freilich im Grunde nicht schlimmer war als das Schicksal des Volksglaubens) und als Ziel des Lebens die durch Furcht und Aberglauben unerschütterte Seelenruhe (εὐθυμία, εὐεστώ) erklären; die von ihm ausgehende atomistische Schule bereitete die der Skeptiker und Epikur vor. Mochte nun auch das Gerede über solche Dinge, wie die *Wolken* des Aristophanes bis zum Überdruß zeigen, in Athen

Polemik gegen die Götter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch so sehr die Luft erfüllen, so schadete dies der Philosophie nicht viel. Denn einmal hatte die beständige Gefahr für Leben und Habe, welche von den Sykophanten drohte, das Leben aller Höherstehenden ohnehin viel gefährdeter gemacht, als es heute ist, und da man den Tod nicht so sehr fürchtete, fürchtete man auch die Asebieprozesse offenbar nicht so sehr, und sodann drückten sich auch die meisten um die Gefahren der Asebie herum, so gut sie konnten, wie denn bekanntlich Epikur in charmanter Weise zwar nicht die Götter, wohl aber deren Weltregierung leugnete.

Übrigens sollte die griechische Philosophie mit all der Unabhängigkeit von der Volksreligion (a potiori genommen) erst nicht beim Atheismus, sondern beim Monotheismus anlangen und am Ende ihres Kreislaufes, im Neuplatonismus, zur Religion werden.

Polemik gegen die Dichter

Fast noch mehr aber als die Polemik gegen die Götter will die Polemik gegen Homer und Hesiod, also gegen die große Voraussetzung aller griechischen Existenz und Bildung sagen. Aber freilich schon von Pythagoras an geschah diese Opposition meist im Namen einer größeren Ehrfurcht vor den Göttern, deren Dienst die Pythagoreer mit scharfer Religiosität beobachteten, wie ja auch ihre Ethik auf religiöser Grundlage erbaut war, ganz als ob man die Vielheit der Götter beibehalten und daneben den Einzelmythus opfern könnte. Während Pythagoras die Peinigungen der Dichter im Hades gesehen haben wollte, sagte Heraklit, Homer (wie auch Archilochos) verdiene aus den Dichterwettkämpfen verstoßen und gepeitscht zu werden, und Xenophanes, der übrigens den Mythus im Namen eines fast pantheistischen Begriffes bekämpfte, schrieb Elegien und Iamben gegen Homer und Hesiod, worin er ihnen das über die Götter Gesagte vorwarf. Am bekanntesten ist die Behandlung, welche Plato in seinem Werke *vom Staate* den Dichtern angedeihen läßt; Spätere wollten darin einen entschiedenen Neid gegen Homer erkennen; eine spezielle Quelle seines Mißverhältnisses zum Mythus dürfte darin zu suchen sein, daß er selbst die tragische Poesie, wie Sokrates die Bildhauerei, aufgegeben hatte.

Überall mochte nun der Bruch der Denkenden mit dem Mythus begonnen haben, und an die Physik hätte sich die Ethik und Dialektik rein durch die Philosophie anreihen können, da trat als neue Erscheinung die Sophistik zwischen hinein. Als sozialer Erscheinung wäre ihr eine besondere kulturhistorische Betrachtung zu widmen; hier möge kurz auf ihre Stellung im hellenischen Denk- und Wissensprozeß hingewiesen werden.

Die Sophisten

Die Sophisten waren eine sehr ernstliche Konkurrenz für die Philosophen, und wo man diese hört, steht es deshalb sehr schlecht um sie; aber wir müssen es wagen, dem gewöhnlichen Vorurteile entgegenzutreten. Nach Athen kamen sie sämtlich von auswärts: Protagoras aus Abdera, Gorgias aus Leontini, Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos. Sie machten das mächtigste Aufsehen, sprachen an Festen, entzückten die ganze Nation, ernteten die größten Ehren und ließen sich hoch bezahlen. Und das eben konnten die Philosophen nicht begreifen, daß sie trotz ihres Honorarnehmens solchen Anklang fanden; wir könnten es uns schon daraus erklären, daß der gewöhnliche Mensch nach dem Rezept der Klugheit das, was er bezahlen muß, höher schätzt, als was er umsonst bekommt. Sie setzten sich nun in Athen fest, und die allernamhaftesten Leute, Männer wie Perikles und Thukydides, begaben sich in ihre Schule und nahmen ihre Lehren an, ein effectus, der denn doch eine causa voraussetzt. Diese wird ja nicht nur in ihrer sittlichen Indifferenz bestanden haben. Freilich sollen sie, indem sie die Lehre aufbrachten, daß nichts an und für sich, sondern alles nur nach Meinung und Übereinkunft (δόξῃ καὶ νόμῳ) gut und böse sei, und daß es über alle Dinge ein Pro und ein Contra (δύο λόγους) gebe, und indem sie auch in religiöser Beziehung nicht bloß Skeptiker, sondern geradezu Leugner waren, die Athener zu allen möglichen Verkehrtheiten verführt haben. Indes erlauben wir uns zu bezweifeln, daß Leute wie die Sophisten eine solche

Ihre Lehren und Leistungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesinnungsweise in weiten Kreisen schaffen können; vielmehr war diese längst vorhanden, und sie gaben dafür höchstens die Formel her. Dagegen war ein höchst ersehnter Artikel, den sie vertraten, die methodisch ausgebildete Redekunst, deren Ausbildung freilich im Zusammenhange mit der Lehre von der Subjektivität aller Erkenntnis und dem Anheimgeben aller Dinge an die Überredung stand. Ferner waren sie, trotzdem sie nur ein Vorstellen, kein objektiv wahres Erkennen anerkannten, doch mit den kurrenten philosophischen Problemen vertraut; ihre Dialektik, in der die (den Eleaten abgeborgten) Fangschlüsse eine große Rolle spielten, mochte wohl eine geistige Gymnastik sein, und wenn es ihrer formalen Bildung auch an Tiefe gebrach und sie nicht den Anspruch erheben konnten, die Menschen *besser zu machen*, so brachten sie ihnen doch Kenntnisse und Fertigkeiten bei, und für diese war man ihnen äußerst dankbar. Hippias konnte sich als eine Art von enzyklopädischen Alleskönner ausgeben, indem er in Olympia in einer Tracht auftrat, in der bis auf den selbstgeschnittenen Stein des Siegelringes alles von seiner Hand verfertigt war; die Hauptsache aber war das viele positive Wissen, womit sie einer Zeit entgegenkamen, die wenige Bücher und einen großen Wissenstrieb besaß. Wenn wir uns in diese Zeit versetzen, so werden wir es leichter verstehen, daß sie eine ähnliche Wirkung wie die italienischen Humanisten haben konnten. Sie hatten ihre Lehre vom Weltgebäude (ἰδέα τοῦ κόσμου) und ihre Astronomie, sie besaßen geometrisches Wissen, wodurch sie es bis zur Verfertigung von Landkarten brachten, sie erklärten Dichter, sie lehrten die Musik, sie verstanden sich auf die Grammatik, Hippias behandelte die mnemotechnische Wissenschaft; ferner waren Geschichte und Archäologie, die Lehre von den Gattungen der Poleis, d. h. eine vergleichende Verfassungskunde, die wir als Vorarbeit zur Politik des Aristoteles betrachten können, die Kunde der Kolonien, die Rechtskunde, die Haus- und Staatsverwaltung in den Kreis ihrer Erörterungen gezogen. Kurz, wenn auch die berühmte Aufforderung des Gorgias, ihm Fragen beliebiger Art vorzulegen (das προβάλλετε), sich auf logische Operation beziehen und nicht den Sinn haben sollte, als hätte sich der Sophist alle Fragen aus allen Wissensgebieten zu beantworten getraut, jedenfalls war hier eine Fülle von Kenntnissen vorhanden, womit die Sophisten eine Wohltat für das damalige Hellas sein konnten; sie waren ein unvermeidliches Element im hellenischen Leben und lassen sich deshalb nicht so herunterdingen, wie schon geschehen ist.

III. DIE REDEKUNST

Förderung durch die Sprache

Von der Sophistik zweigt die Redekunst ab, eine Erscheinung, die wir kurz im Zusammenhange betrachten wollen, ehe wir uns wieder den Philosophen zuwenden. Auch hier müssen wir vor allem an die enorme Kraft und Gefügigkeit der griechischen Sprache für die Verdeutlichung alles dessen, was man anderen zu sagen und beizubringen hat, erinnern, die hierin z. B. zum Hebräischen in einem so sprechenden Gegensatze steht, und ferner an das große Fördernis, das die Beredsamkeit an der Fülle von Anlässen im täglichen, örtlichen, kriegerischen Leben hatte. Hier fehlen uns die Parallelen.

Dagegen ist uns Homer erhalten. Die Reden seiner Götter und Menschen haben die Form einer höchsten natürlichen Kraft und Schönheit und sind doch wohl am Ende nur denkbar bei einer schon großen willentlichen Ausbildung in der Polis. Das heißt: es gab schon damals ein Medium, wo auf Erreichung von Zwecken durch Rede und Gegenrede alles ankam und ein mächtiger Agon hierfür in vollem Gange war, und dieser mag es gewesen sein, welcher die Menschen zwang, sich über die Mittel des Redesieges die frühste Rechenschaft zu geben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine große Hauptsache ist nun freilich von Anfang an zu konstatieren: Ganz gewiß ist die Redekunst mit dem Volksversammlungs-Betrieb, in den sie gesetzt wurde, eine Konkurrenz des Denkens, Wissens und Forschens gewesen. Auch die Philosophen mögen sich von Anfang an der Konkurrenz bewußt gewesen sein, und das Klügste war dann, wenn sie mithielten, wie Aristoteles, welcher der Rhetorik einen großen Teil seines kostbaren Daseins gewidmet hat und ihr größter Ergründer wurde.

Die Quellen nun, die uns für die Betrachtung des gewaltigen Phänomens zu Gebote stehen, sind vor allem die erhaltenen Reden selbst. Sodann ist, was die Entwicklungsgeschichte der Beredsamkeit betrifft, der wichtigste Gewährsmann Cicero im *Brutus* und im *Orator*, derselbe hat aus guten Quellen und aus seiner eigenen griechischen Schule genaue Kunde gehabt. Von den Lehrgebäuden (τέχναι), deren es Hunderte gegeben hat, da fast jeder Philosoph eines hinterließ, haben wir vor allem die *Rhetorik* des Aristoteles und die *Rhetorica ad Alexandrum* übrig. Ferner ist auf die von Walz und von Spengel herausgegebenen *Rhetores Graeci* zu verweisen. Eine moderne Darstellung, in der das gesamte Material verarbeitet ist, ist *Die attische Beredsamkeit* von F. Blaß.

Geltendmachen des Plausiblen

Das Ziel dieser künstlerisch ausgebildeten Beredsamkeit, die es mit einem des Lesens noch wenig gewöhnten, aber durch seine Gewöhnung an Volksversammlung und Gericht (ἐκκλησιάζειν καὶ δικάζειν) sehr hörbegierig gewordenen Volke zu tun hat, ist das Geltendmachen des Plausibeln (εἰκός). Ein kostbares Geständnis bei Aristophanes lautet: *Durch Reden wird der Geist beschwingt und der Mensch gehoben*: am allersprechendsten aber zeigt uns diese Macht des Redegeistes eine Anekdote aus dem Leben des Antiphon. Dieser soll in Korinth, wo er sich offenbar als Verbannter aufhielt, eine Trostbude eröffnet haben mit der Aufschrift: er könne die Betrübten durch Reden heilen. Wenn die Leute dann kamen, horchte er sie aus, wo es ihnen fehlte, und redete ihnen dann durch seine trauerstillenden Vorträge das Unglück aus. Man frage sich, wem in unserer Zeit ein solcher Gedanke kommen könnte.

Entwicklung in Sizilien

Erst an die Entwicklung des demokratischen Gerichtswesens und den habituellen Anlaß zum Reden, den dieses bot, konnte sich eine systematische und theoretische Kunst schließen, und dies soll nach übereinstimmender Aussage zuerst in Sizilien geschehen sein, als nach Vertreibung der Tyrannen beim Aufschwunge der Demokratie *eine Menge privatrechtlicher Forderungen geltend gemacht wurde, welche durch Gewalt seit langer Zeit zurückgedrängt waren.*

Wieweit als Erfinder dieser neuen Redekunst der Philosoph Empedokles in Betracht kommen kann, lassen wir dahingestellt; sicher war in dieser Zeit Korax von Syrakus, der schon bei Hieron viel gegolten, als Volksredner und Anwalt vor Gericht angesehen. Und nun wird die sizilische Beredsamkeit durch den bereits unter den Sophisten erwähnten Gorgias von Leontinoi bei Gelegenheit einer Gesandtschaft sizilischer Städte 427 v. Chr. nach Athen gebracht, zugleich aber mit ihr als Grundlage eine Philosophie, und zwar, wie wir oben gesehen, eine negative. Von Gorgias an, dem bereits Protagoras durch seine Dialektik vorgearbeitet hatte, ist die Redekunst längere Zeit ein Hauptgegenstand der Sophisten, und Gorgias selbst nannte sich schon Rhetor.

Beredsamkeit in Athen

Von Gorgias an muß sich das Niveau der Beredsamkeit in Athen rasch gehoben haben, aber freilich zunächst auch nur hier, wo der Boden durch die früheren Staatsmänner am besten bereitet war; denn hier kam es ihr zu statten, daß es seit den Perserkriegen eine große griechische Politik und zwei große Hegemonien gab.

Weiter bildete der Redner Thrasymachos den der praktischen Rede angemessenen Stil, indem er an die Stelle von Gorgias Prunk und Antiphons steifer Würde die gerundete Periode und den gebildeten Ausdruck setzt. Mitten in dieser Bewegung stehen Männer wie Kritias und Andokides,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die selbst keine Sophisten sind und nichts Neues schaffen, sondern uns nur das im allgemeinen gewonnene Resultat aufweisen. Endlich geht Lysias, der zweite große Logograph, noch weiter als Thrasymachos und wendet ganz den Ausdruck des gemeinen Lebens an, indem er auch die Periode und den Figurenschmuck zwar kennt, aber nicht überall anwendet. Und schon konnte neben allen diesen Richtungen auch eine neue, wie die des Isokrates, entstehen.

Vor allem bekam die Staatsrede bald einen anderen Charakter. Im Gegensatz zur Ruhe des Perikles oder auch eines Antiphon, lief Kleon auf der Rednerbühne schon mit wildem Affekt hin und her, warf den Mantel zur Seite und schlug sich auf die Hüfte. Bald hat man es dann mit den gewerbsmäßigen Rednern (ῥήτορες) in der Volksversammlung zu tun, die ihre Beredsamkeit zur Einbringung und Unterstützung von Anträgen, wie man es verlangt, bereitwillig hergeben.

Inzwischen sorgte, wie gesagt, neben der politischen Beredsamkeit (γένος συμβουλευτικόν) für die Entwicklung der Beredsamkeit besonders das attische Richterwesen. Für das gerichtliche Genre (γένος δικανικόν) ist entscheidend, daß nicht, wie in den Oligarchien, der Beamte oder ein kleines, auserlesenes Kollegium zu richten hatte, welches durch künstliche Überredung gewinnen zu wollen wenig nützen würde, sondern große Gerichtshöfe, die aus dem Volke gebildet waren und sich ebensogut von einem geistig überlegenen Manne leiten ließen, wie dieses selbst in der Volksversammlung.

Da nämlich in Privatsachen die beteiligten Parteien doch immer selbst reden mußten und auch in öffentlichen Prozessen zwar jeder Athener klagen, aber beim Fehlen der Advokatur auch der fremder Hilfe benötigte Angeklagte keinen anderen für sich eintreten lassen konnte, trat der Redenschreiber (λογογράφος) in die Lücke, indem er für die Parteien schriftlich Reden verfaßte, die diese auswendig lernten und vor Gericht vortrugen. Wahrscheinlich war dies überhaupt der erste Anlaß zum Aufschreiben der Reden, und zwar tat dies erweislich zuerst Antiphon, der keine Reden vor dem Volke hielt, noch auch sich freiwillig in einen Gerichtskampf einließ, aber besser auf irgend jemand zu Athen imstande war, diejenigen, welche im Gerichte oder vor dem Volke einen Kampf zu bestehen hatten, durch seine Ratschläge zu unterstützen. Wie bezeichnend ist es, daß gerichtliche Reden einer Stadt des kleinen Griechenvolkes in sich interessant sein und zu Hunderten gesammelt werden konnten, während uns alle Gerichtshändel des alten Orients indifferent sind. Auch hier redet eben ein spezifisches Leben zu uns.

Die epideiktische Rede

Als dritte Gattung tritt nun neben die Rede in politischer Versammlung und vor Gericht die sogenannte epideiktische Rede. Sie hat ihren Namen von ἐπίδειξις, welches so viel bedeutet als eine von einem notwendigen, vorgeschriebenen Inhalt unabhängige Probe des Könnens, durch Behandlung eines beliebigen Gegenstandes. Das epideiktische Genre (γένος ἐπιδεικτικόν) hat eine ungeheure Ausdehnung gehabt, und zwar hat man verschiedene Verwendungen zu unterscheiden. Vor allem war es schon bei den Sophisten eine natürliche Vorschule des Praktischen; oft wurde, wie in Lucians *Lob der Fliege* bloß der rednerischen Übung wegen ein harmloses Thema ohne politischen oder gerichtlichen Inhalt behandelt, um daran die Kunst der Darstellung zu versinnlichen; oft aber auch ein würdigeres Substrat, etwas aus dem reichen Wissen der Sophisten in möglichst schöner Darstellung vorgebracht. Im Grunde gehört hierher des Gorgias *Apologie des Palamedes* als ein sehr gutes Musterstück für jede Art griechischer Verteidigung vor Gericht. Palamedes erweist hier zuerst die Unwahrscheinlichkeit seines Verrats auf alle Weise, indem derselbe unmöglich, unnütz und ohne denkbares Einverständnis töricht usw. gewesen wäre; dann geht er auf sein bisheriges Leben und seine Verdienste über, und ferner führt er den griechischen Helden als seinen Richtern ihre Würde zu Gemüt und schlägt vor, man solle ihn einstweilen gefangen behalten, um inzwischen die Wahrheit zu erkunden. Zum Schlusse erspart er ihnen die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rekapitulation, dergleichen nur vor geringen Richtern statthaft sei; den ersten unter den ersten der Hellenen, sagt er hochtönend, solle man nicht zutrauen, sie hätten nicht achtgegeben und das Gesagte nicht behalten.

Zunächst begegnet uns die öffentliche oder doch überhaupt wirklich gehaltene Rede, zumal der an Festen gehaltene Panegyrikus, und zwar stehen auch hier in erster Linie die berühmten Sophisten.

Reklamereden

Auch der Zeitgenosse des Gorgias, Prodikos, rezitierte seine bekannte Rede von *Herakles am Scheidewege*, und zwar gegen Entree. Sonst waren neben den panegyrischen besonders die Grabreden häufig; noch 352 vor Chr. war der große Agon der Trauerreden um Mausolos. Schon um des bloßen Ruhmes oder der Reklame willen war die Sache unerläßlich, indem der Lehrer der Rhetorik (der sich zugleich wohl als Philosoph irgendeiner Sekte gebärdete) es wünschbar finden mußte, hier und da auch öffentlich zu reden. Sonst aber war es schon im IV. Jahrhundert eine offenkundige Sache, daß die epideiktische Rede, obschon unter Umständen als wertvoll und wichtig geltend, wesentlich ein Literaturprodukt zum Lesen sei.

Dahin gehört die verlorene Rede des von dem gleichnamigen Staatsmann wohl zu unterscheidenden Sophisten Antiphon über die Eintracht, ferner die olympische, gewiß, obschon es behauptet wird, nicht in Olympia gehaltene Rede des Lysias und dessen Grabrede auf die im korinthischen Kriege gefallenen Athener, welche echt sein dürfte, obschon sie den übrigen Reden des Lysias nicht gleicht.

Zum epideiktischen Genre gehören ferner Gelegenheitsreden, welche wirklich gehalten wurden. Hierfür finden sich, freilich erst in später Zeit, in der Techne des Dionys von Halikarnaß Anleitungen und Rezepte, wobei man sich des Gedankens nicht erwehren kann, wenn viele sich darnach richteten, müsse das Publikum im ganzen griechischen Anteil des römischen Reiches das Schema jedesmal als altbekannt durchschaut und dazu gelacht haben; denn es sind lauter bekannte, voraus sichtbare Gemeinplätze.

Ob die fingierten politischen Reden bei den Historikern zur symbuleutischen oder zur epideiktischen Klasse gehören, darüber kann man zweifelhaft sein. Viele verhaltene und ganz besonders viele verspätete politische Beredsamkeit flüchtete sich in die Geschichtsschreibung. Zwei Prachtexemplare, auf die wir uns hier beschränken wollen, sind die Reden des Nikolaos und des Gylippos nach dem Siege der Syrakuser über die Athener, wie sie Diodor von Sizilien, sei es selbst ersonnen, sei es gut gestohlen hat.

Schulen wie die des Isokrates, mit hohen Honoraren der Lehrer, kamen in Blüte, fortwährend brachte man die größten Opfer, und als Lohn winkte ein eigentlicher Ruhm, konstatiert durch die frühen Ehrenstatuen, schon von Gorgias an.

Die Rhetorik des Aristoteles

Die Menge dieser Techniken beweist jedenfalls eine ganz abnorme Teilnahme für die Sache, für unsere Darstellung aber kommt nun vor allem diejenige Fassung in Betracht, welche die gesammelten Erfahrungen in der größeren *Rhetorik* des Aristoteles gefunden haben. In diesem Meisterwerke von vollkommen gediegener Ausführung lernt man die Sache bis in alle Details kennen. Wir erfahren, welches die Gattungen der Rede und die Bestimmungen einer jeden Gattung sind, was alle Gattungen gemein haben, ferner die Lehre von der Begründung (den πίστεις), wobei ein gutes Stück Logik und Dialektik mitgenommen wird, und dann kommt, nachdem das Was des Redens (ἃ δεῖ λέγειν) abgehandelt ist, die Erörterung des Wie (ὡς δεῖ λέγειν), und es wird vom Bau der Reden und von ihren Teilen gehandelt und von der Diktion bis in die feinsten Einzelheiten der Schönheit, der Sprachrichtigkeit, des Rhythmus der Worte, der Anwendung von Metaphern, Bildern usw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Kanon der 10 Meister

Indem wir uns nun zu einem kurzen Überblick über die zehn attischen Redner wenden, deren Kanon um 125 v. Chr. von den Pergamenern soll aufgestellt worden sein, beginnen wir mit Antiphon, in dem wir bereits den ältesten attischen Logographen kennengelernt haben. Von ihm sind außer den angeführten Übungsreden drei auf Todesklagen bezügliche Reden vorhanden, worunter die *über den Mord des Herodes* besonders interessant ist. Sie mag um 415 gesprochen worden sein, und wir lernen darin den Redenschreiber zum ersten Male in seiner Kraft kennen. — In seinem Stil zeigt Antiphon nach O. Müller Verwandtschaft mit Thukydides, der auch seinen rhetorischen Unterricht genossen hat, wie auch Kritias und Alkibiades nach Plutarch noch bei ihm gelernt haben sollen.

Von Andokides ist weit das Wichtigste die Rede über die Mysterien. Hier lernen wir das tief kompromittierte Subjekt kennen, das einst im wichtigsten Momente dabei gewesen ist. Wirklich sollte er bei dem mit der Hermokopidengeschichte zusammenhängenden Mysterienprozeß seinen eigenen Vater denunziert, aber durch die Behauptung gerettet haben, daß derselbe viele andere angeben könne, welche öffentliche Gelder unterschlagen hätten. In seiner Rede, die ein ganz exzeptionelles Dokument ist, sagt er über den Frevel selbst, so viel er eben will.

Lysias

Und nun der größte dieser Gerichtsredner, Lysias. In Athen geboren, stammte er durch seinen Vater aus Syrakus, und er dürfte das sizilische Blut auch nicht verleugnet haben. Daß er im Alter von fünfzehn Jahren nach Thurioi auswanderte, war für seine Entwicklung als Redner bedeutungsvoll; denn hier lehrte Tisias, der Schüler des Korax. Nach der Niederlage Athens vor Syrakus und dem Sturze der athenisch-demokratischen Partei zu Thurioi kam er 412 nach Athen zurück und pflegte hier als reicher Dilettant und Sophist der sizilischen Schule, da ihm als Metöken die Volksversammlung verschlossen war, die epideiktische Gattung. Unter den dreißig Tyrannen wurde sein Bruder Polemarchos genötigt, den Schierling zu trinken, und er selbst konnte sich mit knapper Not durch die Flucht retten. Diese Katastrophe zwang ihn, nachdem er mit Thrasybul wiedergekommen war, seinen Unterhalt durch Redenschreiben zu suchen, und hierin entwickelte er nun eine staunenswerte Produktivität. Sein Schüler Isäos kam ihm und seinem weiteren Lehrer Isokrates nicht gleich.

Isokrates

Isokrates hörte noch Gorgias und Tisias und hatte Umgang mit Sokrates. Körperschwäche und leise Stimme, besonders aber Mangel an Keckheit (τόλμα) hielt ihn von der Rednerbühne auf der Pnyx fern und ließ ihn hauptsächlich für die Schule und für Leser schreiben. Auch über die Redenschreiber dünkte er sich, obwohl es von ihm ein paar gerichtliche Reden gibt, hoch erhaben; sie erschienen ihm, seinen Studien gegenüber wie Puppenmacher gegenüber Phidias. Dafür ist er der vollendete Lehrer der Redner gewesen, und die Schule, die er errichtete, war die blühendste von Hellas und soll bald gegen hundert Schüler aus der ganzen griechischen Welt gezählt haben, von denen jeder tausend Drachmen Honorar zahlte. Im *Panathenaikos*, den er in seinem vierundzwanzigsten Jahre veröffentlichte, erklärt er ausdrücklich, alle früheren Gattungen der Redekunst aufgegeben zu haben, um sich auf Reden zum Heile von Athen und Hellas zu beschränken. Es mochte ihm mit diesen patriotischen Festreden, worin Gorgias sein Vorgänger war, ernst sein.

Hört man auf Isokrates, so war er übrigens nicht bloß Redner, sondern auch Philosoph, und er hat sich wirklich auch aus den verschiedenen Schulen dies und jenes angeeignet; wieweit er mit Plato zusammengegangen ist, ist zweifelhaft; mit der Zeit war er gewiß von den wirklichen damaligen philosophischen Richtungen sehr weit abgekommen. Groß aber ist er für alle Zeit als Redekünstler. Wie die Zeitgenossen, so wird noch die Nachtwelt bei ihm durch den höchsten Redestrom bezaubert, *von einer Gewalt ergriffen, mit der kein früheres Werk der Rede*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf Ohr und Geist wirkt. Ohne seine Umgestaltung des attischen Stils wäre kein Demosthenes, kein Cicero möglich. Isokrates hat nicht die Wucht (δεινότης) des Demosthenes und will sie nicht haben, aber er besitzt die schönste hellenische Diktion, die man sich denken kann.

Äschines

Eine ganz außerordentlich wichtige Stelle unter den attischen Rednern nimmt der große Gegner des Demosthenes, Äschines, ein. In seiner Jugend Gymnast und Schauspieler, kam er später in die Umgebung des Eubulos und wurde so in die Politik hineingezogen. Als Redner war er wesentlich Autodidakt, aber hochbegabt und durch eine schöne Erscheinung und ein sehr gutes Organ unterstützt (er war λαμπρόφωνος); er soll angeblich der Erfinder des Redens aus dem Stegreif gewesen sein. Aufgezeichnet hat er nur die drei noch erhaltenen Reden, die gegen Timarchos (der sich darauf erhängte oder doch gefangen und ehrlos erklärt wurde), die wegen Truggesandtschaft, d. h. die Gegenschrift gegen die Klage des Demosthenes und die gegen Ktesiphon, auf welche Demosthenes mit seiner Kranzrede siegreich antwortete. Da sich alle drei in das Leben und die Laufbahn des Demosthenes verflechten, verbindet eine Art gemeinsamer Berühmtheit die beiden Gegner, und jedenfalls steht Äschines der Nachwelt gegenüber in dem großen Vorteil, daß seine Reden vor allem hochwichtige historische Zeugnisse sind, die sich auf eine Hauptkrisis des athenischen Lebens beziehen. Er ist ein Meister der lichtvollen und durch Anmut hinreißenden Darstellung, zumal der effektvollen Anordnung.

Demosthenes

Und nun Demosthenes selbst, dessen Höhe die allgemeine Sonnenhöhe der antiken Rede ist. Bekanntlich hatte er in der Jugend gegen ungetreue Vormünder zu kämpfen, und so regten sich bei ihm das juristische Bewußtsein und das rhetorische Bedürfnis schon in frühen Lebensjahren. Er ging deshalb in die Schule des Isäos, unter dessen Leitung er in das Gerichtswesen und das Privatrecht eingeführt wurde und Übung in der Beredsamkeit gewann. Persönliche Nachteile, die bei ihm mit der enormen Begabung zusammentrafen: die schlechte Aussprache des Lautes R, das Zucken der Schulter u. dgl., soll er durch merkwürdige Anstrengungen überwunden haben; die Anekdoten, die darüber erzählt wurden, sind natürlich mythisch und entsprechen der typischen Erzählungsweise, die alle möglichen Züge, welche bei verschiedenen Rednern im Laufe von Jahrhunderten vorgekommen waren, auf einen bevorzugten Repräsentanten häuft.

Schüler des Isokrates war Demosthenes nicht, obwohl er seine Schriften studiert hat, und ebensowenig Schüler des Plato, letzteres vielleicht schon darum nicht, weil die Schulen der Rhetoren und der Philosophen im Streit miteinander lagen und sich gegeneinander abschlossen. Von der älteren attischen Literatur soll er sich aufs stärkste den Thukydides angeeignet haben.

Zunächst trat nun auch er als gerichtlicher Redenschreiber in Tätigkeit. Er hat als solcher eine merkwürdige Kraft der Aktualität und Charakterzeichnung entwickelt, ungefähr wie Lysias, obschon der Leser vielleicht bei diesem doch noch mehr mitgenommen wird.

Seine Staatsreden

Daneben aber lernen wir ihn in seinen Staatsreden, sowohl in den vor der Volksversammlung als in den bei Staatsprozessen gehaltenen, in seiner ganzen Macht kennen. Ihm ist die kunstvolle Rede vor allem nicht wie Isokrates Zweck, sondern Mittel, was kein Geringerer als König Philipp herausgefunden hat, indem er, gewiß sehr objektiv, seine Reden wegen ihrer kriegerischen Kraft mit Soldaten, die des Isokrates mit Athleten verglich, welche nur ein interessantes Schauspiel gewähren. Nachdem er erst mit Mühe alles hatte erringen müssen, trug ihn die Woge, wie keinen anderen, und er wurde mächtig und mächtiger zu einer Zeit, da Athen vor einer großen Schicksalsfrage stand und Philipp es bereits unsichtbar zu lenken begann. Diesem allen Widerstand entgegenzustellen, war sein hohes Tun, und er war dazu auch materiell gerüstet durch jene volle Herrschaft über den Gegenstand, die auf staatsmännischer Einsicht und großer Kenntnis der Geschäfte und Gesetze beruhte. Formell aber entwickelt er nun in den philippischen und olynthischen Reden den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gedrungenen und kräftigen Stil (die δεινότης) aufs wunderbarste, und während er im Ausdruck schlagend ist, erscheint er doch in hohem Grade sachlich. Sein Hauptthema ist: Wenn wir den Krieg nicht erheben, so kommt er zu uns und sucht uns daheim auf. Dies bringt er in beständig neuen Wendungen vor und immer in schöner und gediegener Form. Vielleicht hat er Unrecht getan, die Athener, wie sie einmal waren, gegen Philipp aufzustören. Und sicher hätte er besser getan, bei Chäronea zu fallen. Der alte Isokrates, dem es niemals so ernst gewesen als ihm, gab sich doch damals den Tod; er dagegen lebte weiter, und man könnte nicht sagen zu seinem Vorteile.

Genug, daß dieser Demosthenes im späteren Altertum als der allererste Redner bei den Griechen gilt, wie bei den Römern Cicero. Lucian im *Lobe des Demosthenes* äußert sich, die anderen attischen Redner seien der reine Spaß im Vergleich zu seinem Schall und Klang und dem schönen Rhythmus der Sätze und der Ausführung der Gedanken und dem geschlossenen Zusammenhang der Beweise und dem Bündigen und Schlagenden.

Ganz kurz erwähnen wir hier noch die drei letzten Redner des Kanons: Lykurgos († nach 326), Hypereides († 322) und Deinarchos († nach 292).

Die römischen Epigonen

Zu dem gewaltigen Depositum der griechischen Rhetoren kommen nun erst noch die Römer: der ältere Seneca, Quintilian, Rutilius Lupus, Aquila, Rufinianus, Rufinus, Fortunatianus u. a. Es ist ganz endlos, was auch in der lateinischen Reichshälfte an Bemühungen aufgewendet wurde, um sich eine Wirkung zu sichern. Wir können uns aber hier ebensowenig aufhalten als bei der ganzen großen Ergänzung, welche alle Redekunst im Zuhörenkönnen hatte, wovon Plutarchs Schrift *über die richtige Weise des Zuhörens* handelt. Genug, daß wir in einen Betrieb hineingesehen, bei dem die Souveränität der Rede über alles übrige eine zugegebene Sache ist.

IV. DIE FREIE PERSÖNLICHKEIT

Staatsfeindschaft gegen die Wissenschaft

Auf die Frage, wie es der Staat der sogenannten Blütezeit mit Wissenschaft und Forschung gehalten habe, müßte die Antwort lauten: er hat sie ignoriert oder angefeindet. Eine wissende Kaste gab es, wie schon gesagt, in Griechenland nie, die Polis aber verlangte von ihren Bürgern andere Dinge als Wissen, und vor allen Ideen, die den Griechen fremd waren, ist die allerfremdeste die, daß der Staat Anstalten für dasselbe hätte errichten sollen. Schon den Jugendunterricht überließ man völlig dem Privatleben; die Kinder lernten das, was man für zweckmäßig hielt, zu Hause und in privaten Anstalten; der Staat, schon mächtig genug, konnte die Tyrannei durch die Schule entbehren. Dagegen tötete oder verscheuchte die Polis bisweilen die Denker und Forscher, welche die hohe Volksanlage neben den Dichtern und Künstlern hervorgebracht hatte, und, wie wir früher gesehen, bestand zumal eine Gefahr für die Naturforschung, wenn sie die Welt als ein System von Kräften und die Himmelskörper astronomisch erklärte. Die Asebieprozesse waren häufig und todesgefährlich; denn die Masse war trotz ihrem geringen aktiven Fanatismus leicht so weit zu bringen, daß sie es (um der Rancüne der Götter willen) *sicherer* fand, wenn ein Zweifler getötet wurde; die gefährliche Denunziation in den aristophanischen *Wolken* wirkte gegen Sokrates noch nach vierundzwanzig Jahren zu seinem Verderben. Und auch das war für den Forscher und Philosophen eine Gefahr, daß, während er sich von der Polis abwandte, diese ihm nachstieg, wie Abdera dem Demokrit tat, indem es von ihm zu wissen verlangte, wofür er sein Vermögen ausgegeben habe. Derselbe soll sich dann durch Vorlesung seines großen *Diakosmos* und der Schrift *über die Dinge im Hades* gerechtfertigt haben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Keine Forschung ohne Philosophie

Als sich nun aber der Bruch mit dem Mythus gleichwohl vollzog, die Natur ihre Schätze hergeben mußte und große und herrliche Resultate erzielt wurden, da hatte man dies Männern zu danken, bei deren Geistestätigkeit Forschung und Philosophie nicht zu trennen sind. Sicher blieb es lange dabei, daß niemand gelehrt, niemand Sammler war, wenn es der Philosoph nicht war (und auch die Sophisten gaben sich ja für Philosophen): Aristoteles war der größte Systematiker und der größte Gelehrte; auf der Philosophie ruhte zugleich die ganze Erkenntnis jeglicher, auch materieller Wahrheit.

Entwicklung der freien Persönlichkeit

Die Philosophie als solche hat aber hier ihre absoluten Verdienste um alles Geistige. Die freie Bewegung, welche sie dem Gedanken errang, kam nicht nur jeglicher Forschung zugute, sondern auch im äußeren Leben entwickelte sie die freie Persönlichkeit, welche den Forscher ziert.

Nie mehr hat sich die freie Beschäftigung mit geistigen Dingen, amtlos, ohne obligate Berührung mit Staat und Religion, ohne offizielle Schule, ein solches Ansehen von Macht geben können; ihr Auftreten allein schon ist welthistorisch, mit lauter unmittelbarem, persönlichem, bei Lebzeiten der Philosophen fast gar nicht durch Bücher vermitteltem Wirken. Eine abnorme spekulative Begabung der Nation tut sich hier kund, und eine neue Potenz tritt im griechischen Leben auf.

Entscheidend aber ist für das Entstehen der griechischen Philosophie, daß überhaupt einzelne Individuen frei mit irgendeiner Lehre oder Offenbarung auftreten konnten, daß sie, wenn auch etwa durch Asebieklagen bedroht, doch nicht durch ein heiliges Recht gebunden war, welches Religion und Staat zusammenkettete. Ferner war wichtig, daß Hörer (ἀκουσταί, ἑταιροι) und Schüler vorhanden waren, um derentwillen es sich lohnen mochte, einen Lebensberuf aus der Sache zu machen, ja, daß die Lehre, wenn die Physiognomie des Lehrers mächtig genug dazu war, durch Transmission auf einen Nachfolger (διάδοχος), welcher das Haupt der Schule wurde, weitere Verbreitung fand. Daß dies Zusammensein eines Philosophen mit seinen Anhängern seit Perikles überhand nahm, während es vorher den Athenern wohl nicht geläufig war, zeigt die Karikatur, die wir davon in der Denkerbude (φροντιστήριον) der aristophanischen *Wolken* haben. Sparta freilich hielt die Philosophen samt den Rednern fern; aber es bildete eine Ausnahme. Anderseits sind die Philosophen, denen Athen sein Prinzipat verdankt, nicht nur Athener gewesen, sondern die Sophisten kamen aus den verschiedensten Orten, Anaxagoras aus Klazomenä, Aristoteles aus Stagira dahin. In den Städten aber gab es Örtlichkeiten, wo man sich zeigen und mit einzelnen oder zu vielen reden konnte: die Agoren, die Periboloi der Tempel, die Stoen, die Gymnasien, die Haine und Gärten mit ihren Exedren usw. In der Stoa Poikile z. B., welche durch Polygnots Fresken weltberühmt war, lehrte Zenon, dessen Anhänger nach dieser Lokalität ihren Namen führen. Dazu kommen als fernere Fördernisse die Muße, welche die Poleis bei ihren Bürgern voraussetzten, die relative Leichtigkeit des südlichen Lebens und die Gewohnheit an Sprechen und Zuhören, welche schon vom Gerichtswesen her in hohem Grade vorhanden war. Hier verstand sich eine natürliche Wohlredenheit von selber, wie denn auch die Anfänge einer Redekunst mit der Philosophie parallel gehen.

Vielheit der Philosophen und ihr Agon

Bedenken wir zu diesem allem noch die konkurrierende Vielheit der Philosophen und ihrer Lehren, den beständigen Agon, der zwischen ihnen bestand, und von dem uns am Anfang des platonischen *Protagoras* die große Cour im Hause des Kallias einen Begriff gibt, so werden wir es verstehen, daß, zum Glücke für die freie Persönlichkeit, kein Philosoph seine Meinung den übrigen auferlegen konnte, sondern daß alle nebeneinander bestanden.

So wurde die Philosophie (trotz des abweichenden Verhaltens des Pythagoras) ein Element des öffentlichen Lebens; neben der mit ihr verbundenen, bald ziemlich ausgedehnten Gelehrsamkeit — man denke nur an Demokrit — war sie bei vielen eine öffentliche Lehre, und im griechischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Volke fand sich eine abnorm starke Quote von Menschen, welche sich für diese Gedankenwelt und ihren Ausdruck interessierten, d. h. neben Religion und Mythus noch eine andere geistige Welt verlangten.

Reichtum der Probleme

Dieser empfänglichen Gesellschaft aber wurden nun nacheinander zum Verarbeiten dargeboten: die älteren Kosmogonien, die ionische Welterklärung mit den Lehren von Prinzipien und Elementen, Kräften und Atomen; daneben Richtungen auf das Ethische und Politische, die pythagoreische Reduktion des Seienden auf Zahlen, die eleatische Identität von Gott und Welt, die herakliteische Kritik der Sinneswahrnehmungen, die Lehre vom Sein, der *Geist* des Anaxagoras, die platonische Ideenlehre, der Beginn einer Dialektik, und nicht nur das ganze höhere Denken, sondern auch das ganze, hier freie und völlig unpriesterliche, vielartige und unbegrenzte Wissen ist durch die Philosophen einstweilen lebendig repräsentiert. — Dazwischen hinein tritt, die Philosophie kreuzend, die Sophistik, welche bloß eine subjektive Erkenntnis gelten läßt, wobei das Entgegengesetzte behauptbar und eine bedenkliche Anwendung auf Recht und Moral möglich ist. Alles wird der Überredungskunst anheimgegeben, Rhetorik und Logik werden (letztere mit Hilfe der Fangschlüsse) ausgebildet; auch die Sophisten beteiligen sich an verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und treten als Lehrer der einzelnen Disziplinen des Wissens und Könnens auf; mannigfache Kenntnisse und formale Bildung, wenn auch ohne Tiefe, werden von ihnen verbreitet. Überall aber, weite und zum Teil späte Schulen entlang, hat man es hier mit lauter Persönlichkeiten und nicht mit bloßen Schriftstellern zu tun, und man kann sich denken, wie der Umstand, daß sie beständig auf die persönliche Wirkung ihres Gesprächs angewiesen waren, diese Männer mußte emporbringen und sich allmählich ihrer bewußt werden lassen.

Freiwillige Armut

Diese hellenischen Philosophen haben nun namentlich eine Eigenschaft entwickelt, und das ist, daß sie arm sein konnten. Schon, ob man gegen Bezahlung lehren dürfe, war eine große Frage. Im allgemeinen unterschieden sich in der älteren Zeit die eigentlichen Philosophen durch die Honorarlosigkeit von den Sophisten, aber der Zwiespalt über die besoldete Philosophie (μισθωτὸς φιλοσοφία) reicht bis auf die Römerzeit, und so überhaupt der Zweifel, ob der Weise Vermögen sammeln dürfe (εἰ χρηματιεῖται ὁ σοφός). Diese freiwillige Armut wurde natürlich stark erleichtert durch das sehr vorherrschende Zölibat, das wir schon bei Thales finden, und das bei den Spätern (außer Sokrates und Aristoteles, der mit seiner Pythias bestattet sein wollte) so viel als selbstverständlich war; denn erst die spätere Stoa proklamierte die Ehe als Pflicht des Philosophen. Wie groß aber die Unabhängigkeit von Besitz und Wohlleben war, lehrt die große Zahl von Philosophen, welche ihr Vermögen ausgaben oder freiwillig aufgaben oder sonst mit Willen arm blieben. Xenophanes sagt in seinem Gedicht, es seien siebenundsechzig Jahre, daß er unstet im hellenischen Lande umherirre, und dies Wanderleben habe er im fünfundzwanzigsten Jahre angetreten. Freilich war er aus Kolophon vertrieben, zu so dauernder Apolitie muß er sich aber doch wohl freiwillig bequemt haben. Sodann Heraklit isolierte sich aufs Verachtungsvollste von seinem wirklichen ephesischen Staatswesen, das nach seinem Urteile den besten Leuten zuwider war. In bezug darauf, daß er seine Habe wegwarf, sagte er von sich: *Ich habe mich selbst gesucht* (ἐδιζησάμην ἐμαυτόν), wobei wir wieder an das Delphische *Erkenne dich selbst* erinnert werden. Empedokles von Agrigent, der vornehm, reich, freigebig und gemeinnützig war, verschmähte alle weltliche Würde und Macht. Aus ähnlichen Verhältnissen stammte Anaxagoras; aber auch er entzog sich den Staatsgeschäften von Klazomenä und der Verwaltung seines großen Vermögens. Als ihn jemand fragte, warum einer eher zu sein als nicht zu sein wünschen möchte, antwortete er: *Um den Himmel und die Ordnung im Weltganzen zu schauen.* Oder er deutete auch auf den Himmel als auf seine Heimat, indem er sich nicht bloß als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erdenbürger, sondern als Weltbürger in einem ganz besonders weiten Sinne fühlte. Bald nach den Perserkriegen wanderte er nach Athen aus und verpflanzte dahin die Philosophie, deren Sitz und Mittelpunkt Athen seit dieser Zeit blieb. Noch im Kerker, wohin ihn die Asebieklage gebracht, schrieb er über des Zirkels Viereck.

Bürger einer anderen Welt

Die früheren Philosophen und Forscher sind noch, von Ausnahmen wie Heraklit abgesehen, wie einst die sieben gnomischen Weisen, Ratgeber und Bürger bestimmter Städte; die späteren dagegen behandeln den Staat an sich, schreiben Politiken und Utopien und kümmern sich dabei um die konkrete Polis, in welcher sie leben, meist nicht mehr; der Gedanke bietet ihnen ein inneres Glück, das von dem zerrütteten Staat unabhängig ist, ein Refugium, wie es zur christlichen Zeit die Religion war. Die Welt aber ist dem Weisen überhaupt eine Fremde, das Leben nur eine Herberge, der Leib ein Grab; daher die Resignation gegen Armut, Exil und andere Schläge des Schicksals. Äußerlich drückt sich die Emanzipation von der Heimat auch in den vielen Reisen der Philosophen aus, welche teils Bildungsreisen sind, teils zum Zwecke des Dozierens an verschiedenen Orten unternommen werden. Nur Sokrates hatte kein Bedürfnis nach einer Ortsveränderung.

Ihr Machtanspruch

Nun wollen sie eigentlich lauter Originale sein, und den Sokrates hat man längst so benannt, — d. h. sie richten ihr Leben jeder auf seine Weise ein und geben sich geistig für souverän. Jeder begehrt die Zuhörer oder die Menschen überhaupt intellektuell von sich abhängig zu machen, und die Ethiker seit Sokrates begehren sie sogar *besser* oder *edeltrefflich* (βελτίους, καλοὺς κἀγαθούς) zu machen, was kein damaliger Tempelpriester beanspruchte.

Doch kommen auch Züge der Unabhängigkeit vom Urteile der Welt bei den Philosophen vor. Vor allem wird von Demokrit berichtet, daß er neben allem Selbstgefühl den Wunsch gehabt habe, verborgen zu bleiben. Er kam zwar nach Athen, bemühte sich aber, weil er äußere Ehre verachtete, nicht, bekannt zu werden, und sah zwar den um ein Jahr jüngeren Sokrates, wurde aber von ihm nicht erkannt. Epikur hat dann bekanntlich seinen Freunden geradezu das Leben in der Stille angeraten (λάθε βιώσας).

Die Ausnahmestellung der Philosophen

Aber das mochte unter Umständen so leicht nicht sein; denn auch die persönliche Geltung bei andern erscheint enorm groß, und zwar von Anfang an. Schon der enorme Haß aber, mit welchem einem Anaxagoras u. a. begegnet wird, beweist viel weniger für athenischen Religionseifer als für sozialen Neid auf eine völlig ausnahmsweise Geltung und Anziehungskraft. Plato und Aristoteles gegenüber ist die Verehrung so groß, daß die Schüler jenem die krumme Haltung, diesem einen Sprachfehler nachmachten. Seit Alexander aber kommt dann mit dem zunehmenden Ruin der Polis die Zeit, da Diadochen, Hetären und Philosophen die notorischen Persönlichkeiten sind, und im II. Jahrhundert sind es nur noch die Philosophen, die nun freilich in dieser späteren Zeit neben allem ihrem Denken und Forschen auch in hohem Grade ins Politisieren, selbst auf der Agora, verflochten sind und zugleich das vertreten, was jetzt Publizität und Presse sind.

Ihre Überschätzung durch die Nachwelt

Folgerichtig hat auch ein ganzer großer Zweig der modernen Geschichtswissenschaft sich mit der Ergründung und Darstellung der griechischen Philosophie abgeben müssen und dabei dem Objekt selbst teilweise einen beträchtlich höheren Wert beigelegt, als es im Grunde verdiente. Denn bei manchem dieser Philosophen ist nicht viel zu holen, und um einen neueren, der nur so wenig brächte, würde sich niemand kümmern. Auch wollen wir einer großen Hauptschranke dieser Philosophie gedenken, um derentwillen sie wohl etwas bescheidenere Ansprüche machen könnte: sie hat das große Problem von Freiheit und Notwendigkeit im menschlichen Handeln zwar hier und da gestreift, wie z. B. Aristoteles einmal von der angeblich durch Sokrates behaupteten Unfreiheit des Willens spricht, um dann sogleich dessen Freiheit zu beteuern, im ganzen aber es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Schwanken der populären Anschauung stecken- und liegenlassen; der alte populäre Fatalismus mit seiner Moira mag daran schuld sein, daß sie sich nie abschließend hierüber äußerte. Wir wollen zugeben: die wahre, unerreichbare Größe des Griechen ist sein Mythus; etwas wie seine Philosophie hätten neuere auch zustande gebracht, den Mythus nicht.

Das Wunder des freien Menschen

Das Entscheidende und Merkwürdige an ihr ist die Erhebung einer freien, unabhängigen Menschenklasse mitten in der despotischen Polis. Die Philosophen werden nicht deren Angestellte und Beamte; sie entziehen sich ihr, wie wir gesehen, gerne durch Armut und Entbehrung, und gegenüber von Polis und Geschäft und Gerede rettet die freie Persönlichkeit die Kraft und Möglichkeit zur Kontemplation.

Wir verzichten nun für diese Darstellung überhaupt auf den Inhalt der griechischen Philosophie, um uns dafür der Betrachtung der freien Persönlichkeit zuzuwenden, wie sie sich in der ethischen und dialektischen Periode im einzelnen darstellt, und beginnen mit der großen Originalfigur des Sokrates.

Sokrates

Sokrates ist neben dem mythischen Odysseus der bekannteste Hellene und, beim Lichte betrachtet, die erste Persönlichkeit der ganzen Weltgeschichte, von welcher wir völlig genauen Bescheid wissen — nicht zwar über das einzelne seines (zumal früheren) Lebens, wohl aber über sein Wesen. Diese merkwürdige Gestalt, die sich in die Mitte von Athen pflanzt und von hier aus auf die ganze Welt den größten Einfluß ausübt, war nicht nur ein Vorbild der Frömmigkeit, Selbstbeherrschung, Uneigennützigkeit und Charakterfestigkeit, sondern ein höchst eigentümliches Individuum und wirkte als solches; ein Mensch dieser Art, sagt Plato, sei noch nie dagewesen; jeder der großen Männer heutiger Zeit lasse sich mit einem großen Manne der Vergangenheit vergleichen, nur Sokrates nicht. Auffallend durch den überaus großen Kontrast seines Äußeren und seines Inneren, arm und bedürfnislos von Beiträgen seiner Freunde lebend, erging er sich von früh bis spät auf der Agora, in Gymnasien und Werkstätten, auch bei Festen

Der Mäeutiker

und an Gelagen, belehrend, erziehend, mäeutisch entwickelnd, ratend, ironisch, spöttisch, warnend, versöhnend usw. im Gespräche über alles mögliche. Keine Stufe, kein Sessel (in einer Stoa), keine feste Stunde band ihn dabei, sondern scherzend, wie es kam, und wo immer sich Gelegenheit bot, philosophierte er. Auch verkehrte er im Gegensatz zu allen anderen Philosophen mit jedermann und brachte die Weisheit, die bei ihm kein System, sondern eine Denkweise war, auf die Gasse; wir haben es bei ihm mit der größten Popularisierung des Denkens über Allgemeines zu tun, die je versucht worden ist. Dabei war er der pflichttreueste Bürger und Krieger, wenn auch ohne aktive Teilnahme am Staatswesen, da er von der Erziehung der Jugend das Hauptheil des Staates erwartete; seine einzige amtliche Stellung war bekanntlich die eines Prytanen im Jahre 406, da er sich im Feldherrnprozesse der Angeklagten annahm; im übrigen übten er und die Seinigen Kritik gegenüber dem Staate und flohen denselben meist.

Verzicht auf das Wissen

Vor allem verzichtet er auf das eigentliche Wissen. Er will nicht Kenntnisse (μαθήματα) mitteilen, wie dies die Sophisten tun, und sein berühmtes *Nichtwissen* ist wesentlich ein Spott auf diese. Auch die Verwechslung mit Anaxagoras verbittet er sich in der platonischen *Apologie* höchlich und nennt dabei dessen Ansichten, daß die Sonne ein Stein, der Mond eine Erde sei, widersinnig (ἄτοπα). Daß Aristophanes in den *Wolken* anaxagoreischen Unglauben und böse Sophistik auf ihn häuft, ist eine rohe Ungerechtigkeit, die nur dadurch erklärlich wird, daß schon *damals* bei den Athenern ein grenzenloser Widerwille gegen ihn bestand. Indem er aber die Mathematik und Naturforschung aufgibt, sucht er dafür das ethische Bewußtsein zu wecken, ein schweres Unternehmen, worauf er aber mit der ihm eigenen Genialität einging. Auf der neu gewonnenen Grundlage dieses Bewußtseins baut sich seine *Tugendlehre* auf; auch das Gottes-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bewußtsein und der Glaube an die Unsterblichkeit und Verantwortlichkeit werden als Tatsachen desselben nachgewiesen, und so treten Wissen, Wollen und Glauben in einen Zusammenhang wie noch nie. Seine Grundanschauung ist eine optimistische. Er glaubt an die Güte der schaffenden und erhaltenden Götter und führt diesen Gedanken teleologisch durch, und zwar so, daß ein kaum durch den Plural verhüllter *Monotheismus* stark anklingt. In der dialektischen und logischen Methode, die er für seine Erörterungen anwandte, mochten ihm die Sophisten vorangegangen sein und einen Antrieb gegeben haben, von dem er profitieren konnte, er allein hat sie aber ganz rein; schon Plato scheint dann allmählich wieder zum Dozieren übergegangen zu sein. So band Sokrates in seinem Athen, das er fast nie verließ, mit den Leuten auf Weg und Steg an. In einem wirklich löblichen Sinne, um sie besser zu machen, stellte er sie auf der Straße, um sie auszufragen, zu widerlegen, ihre Begriffe klarzumachen. Die Art, wie er dabei verfuhr, wird der platonische Sokrates ziemlich richtig wiedergeben: nachdem der Zuhörer (namentlich der Anfänger) seinen untergeordneten Standpunkt mit Zähigkeit festgehalten, pflegte er ihm denselben durch eine tiefer eingehende Betrachtung zu verrücken; bisweilen freilich auch nur, um ihn irrezumachen und dann stehenzulassen, wodurch er zum Weiterdenken anregen wollte. Wie dieser Sophist im Dienste des Guten seine Freunde begeisterte, davon gibt uns die Rede des Alkibiades in Platos *Gastmahl* einen Begriff, welche neben Xenophons *Memorabilien* und der platonischen *Apologie* mit die wichtigste Aussage über ihn ist. Dagegen darf man sich auch nicht im mindesten über die Feindschaft aller Individuen und Parteien wundern, die ihm mit der Zeit zuteil wurde. Schon das Bessermachen ist etwas, das die Menschen nicht immer gut aufnehmen, da jeder findet, er sei eigentlich gut genug für seine Lage, und wenn er die Leute konfus machte, um sie sich dann selbst zu überlassen, mußte er notwendig manchen spitzfindig vorkommen und einer Verwechslung mit den geringeren Sophisten rufen. Ganz bedenklich aber bleibt für uns das Gewicht, das er auf die Anfrage Chärephons in dem damals schon sehr verrufenen Delphi legt, eine Anfrage, bei deren Beantwortung sich die Pythia weislich negativ ausdrückte, *niemand sei weiser als Sokrates*. Er selbst legte die Aussage des Gottes freilich bescheiden aus: *Apoll habe nur den für weise erklären wollen, der wie Sokrates die Wertlosigkeit der menschlichen Weisheit einsehe*. Abgesehen davon, daß, wer so permanent redet, und wäre es Sokrates, auch nicht immer weise reden kann, und daß er die Leute mit seinen ewigen Gleichnissen ennuyierte, bediente er sich für sein *Überführen* vorwiegend der *Ironie*, und diese hat, da sie immer Anspruch auf Überlegenheit macht, nie gut geschmeckt.

Wirkung auf Freunde und Gegner

Das Orakel

Nun betont er in seiner Verteidigungsrede seinen göttlichen Beruf gegenüber den Athenern aufs stärkste, indem er ihnen zu Gemüt führt, schon seine Vernachlässigung des eigenen Hauswesens wäre auf menschliche Weise nicht zu erklären; auch beruft er sich auf das ihm speziell eigene Daimonion, d. h. die göttliche Stimme, welche ihm im Leben hin und wieder warnend in den Weg trat. Wir fürchten nur, mit dieser Berufung auf göttliche Inspiration könne er in den Augen seiner Mitbürger neben jedem Mantis an einer Straßenecke zurückgestanden haben.

Sokrates' Daimonion

Man hat Sokrates etwa insultiert und am Ende getötet; es scheint aber, daß niemand die nötige Ironie vorrätig hatte, um ihn einfach stehenzulassen; mit der seinen konnte er alle anderen verblüffen. Nur lief er eben mit seinem Chagrinieren in einer Zeit bei aller Welt herum, da schon die braven Leute (NB. die seiner Umgebung) in einem beständigen Belagerungszustand durch Sykophanten und andere Organe der Polis lebten und für diese Ironie unter Umständen wenig mehr empfänglich sein mochten. Die Wirkung mag allmählich doch die gewesen sein, daß alles ausriß, wenn man ihn um eine Ecke kommen sah, und am Ende hatte er jedermann gegen sich aufgebracht: die Priester, die Anhänger der hergestellten Demokratie, welche es ihm nicht

Seine Verurteilung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verziehen, daß von den Oligarchen mehrere zu seinen früheren Schülern gehört hatten, die Sophisten und die altfränkischen Feinde der Sophistik, die Patrioten alten Schlages. Als ihm nun ein Biß der Polis ins Genick fuhr, indem sich ihrer drei zu einer Anklage zusammentaten, mochte sich mit Ausnahme des kleinen Anhanges niemand für ihn wehren. Daß aber in der Bürgerschaft so gar keine Bewegung für ihn entstand, zeigt, daß er den Athenern (und auch vielen der Besseren) einfach verleidet war; ohnehin war man von den schrecklichen Tagen seit Ägospotamoi ohne Zweifel gegen das Schicksal von einzelnen gleichgültiger geworden und hatte selbst Sorgen genug, sich irgendwie einzurichten und durchzuhelfen. Sokrates aber selbst wollte tatsächlich den Tod, wenngleich in Platons *Phädon* der Selbstmord von ihm mißbilligt wird. Sein ganzer Prozeß bietet das Bild der höchsten persönlichen Souveränität bei völliger Legalität, und wahrhaft großartig ist der Schluß seiner Verteidigungsrede. Daß ihm, wenn das Urteil auf Verbannung gelautet hätte, der Aufenthalt in einer für ihn unempfänglichen Stadt das Härteste gewesen wäre, dürfen wir ihm glauben.

In Sokrates Wesen und Schicksal wird vieles am ehesten deutlich, wenn man sich ihn in die jetzige Zeit versetzt denkt. Zunächst würden ihn alle Erwerbenden hassen, dann aber auch die aus Pflichttreue Arbeitenden schwerlich gerne mögen; der Pöbel würde ihn genau soweit lieben, als er anständige Leute inkommodieren würde; die Mächtigen und Einflußreichen würden ihn belächeln; die Religiösen würden ihm eine tiefere Anschauung von Schuld und Läuterung entgegenhalten, während die Verbrecher ihm völlig unzugänglich blieben. Diejenige Quote, welche für ihn zugänglich wäre, wäre verschwindend klein, und seinen (besonders in Xenophons *Apologie* und *Gastmahl* hervortretenden) Eigenruhm würde ihm niemand passieren lassen.

Das Original

Immerhin aber war er für das damalige Athen eine unvergleichliche Originalfigur, hinterließ ein ungeheures Bild und wurde ein Ideal hellenischen Lebens; er wird stets ein Angelpunkt der ganzen attischen Welt bleiben, und die freie Persönlichkeit ist in ihm aufs sublimste charakterisiert.

Die Zyniker und ihre Lehre

Die höchste Steigerung der freien Persönlichkeit finden wir bei den Zynikern, deren Schule von Antisthenes, einem Anhänger des Sokrates, im Gymnasion Kynosarges gegründet war und nach diesem Ort ihren Namen erhalten hatte. Diese begehrten vor allem nicht, die Menschen besser zu machen, und machten sich somit auch nicht verhaßt wie Sokrates, der sich damit in dem unbußfertigen Athen groß und klein aufgedrängt hatte. Ob sie eine wirkliche philosophische Sekte gewesen sind und nicht vielmehr eine bloße Lebensweise (ἔνστασις βίου), darüber kann man im Ungewissen bleiben; jedenfalls verschmähten sie Logik und Physik und beschränkten sich auf die Ethik, und hier war ihr Hauptsatz, daß die Tugend lehrbar und unverlierbar sei, und als die Haupttugend erschien ihnen die Bedürfnislosigkeit, die Verachtung der Lust und die Abhärtung gegen Unlust. Die *Mühseligkeit ist das Gute*, sagte Antisthenes; alles andere ist ihm gleichgültig (ἀδιάφορον).

Die Bedürfnislosigkeit macht ihnen nun vor allem die Verachtung der Polis, des Einzelstaates möglich, dessen lebendige Kritik sie sind. Man mag mit Schwegler finden, daß in der Emanzipation von den Pflichten und Schranken des gemeinsamen menschlichen Lebens ein neuer Egoismus liegt, und jedenfalls hätten sie, die sich selbst jenseits des Sozialen stellten, keine sozialen Theorien aufstellen sollen. Indes ist die Apolitie ein allgemeiner Zug der Philosophen und die natürliche Reaktion gegen den Despotismus der Polis. Bei der Zerrüttung derselben *atmeten*, wie Bruno Bauer sagt, *die Philosophen auf, es war ein Alp von ihrer Brust genommen.*

Diogenes von Sinope

Dafür fühlte ein Diogenes sich als Weltbürger und nannte sich auf die Frage nach seiner Heimat so; auch konnte er sich etwa mit großem Wohlgefallen rühmen, daß an ihm alle tragischen Flüche in Erfüllung gegangen seien, er sei *ohne Stadt, ohne Haus, der Heimat beraubt, ein Bettler*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und fahrender Mensch, der von der Hand in den Mund lebe, und schon sein Vorgänger Antisthenes hatte sich über reines Ortsbürgertum und Demokratie in allen möglichen Sarkasmen ergangen.

Statt einer eigentlichen Lehre werden uns nun über die Zyniker eine Masse von Anekdoten und Einzelzügen überliefert, die im einzelnen großenteils erfunden sein mögen, aber einen richtigen Reflex aus dem allgemeinen Bild der Schule geben. Dies ist besonders mit der Hauptgestalt, Diogenes von Sinope, dem *toll gewordenen Sokrates*, wie ihn Plato nannte, der Fall. Derselbe soll infolge einer Münzfälschung, die sein Vater oder er selbst begangen, aus seiner Vaterstadt verbannt worden sein. Man braucht hiervon nicht viel zu glauben, daß aber sein Wesen durch einen starken Bruch mit der Vergangenheit entwickelt worden ist, erscheint nicht unwahrlich. Er hielt sich in der Folge bald zu Athen, bald zu Korinth und bald zu Theben auf. In Athen aber, das, als er hinkam, schon eine völlig gebrochene Macht war, war er bald beliebt und nistete sich in sein berühmtes Faß beim Metroon ein; und alles lachte, wenn er die ganze Welt in pleno beschimpfte; es sieht fast aus, als hätte man sich in ihm, weil man die alte Komödie nicht mehr hatte, ein abenteuerlich böses Maul haben wollen. Eine merkwürdige Zeit ist die, da er, schon als älterer Mann, von dem Piraten Skirtalos gefangen und in Korinth an einen gewissen Xeniades verkauft worden war. Bei diesem, dem er sich sofort als *Herrn* angekündigt hatte, blieb er und wies es ab, als Angehörige (οἰκεῖοι) und Freunde ihn loskaufen wollten, und zwar wahrscheinlich, weil ihm auf seine Manier wohl war. Auch Xeniades fand, daß mit ihm *eine gute Gottheit in sein Haus gekommen sei*, und machte ihn zum Erzieher seiner Söhne, die er turnermäßig erzog, aber auch mit einer ganz guten literarischen Bildung ausstattete; denn diese scheint er überhaupt, während er Musik, Geometrie und Astronomie als unnütz erklärte und die Kunst wegen der hohen Preise, die man für eine Statue bezahlte, höhnte, zum Unterschiede von den anderen Zynikern nicht verachtet zu haben. Daß er zwischendurch auch einmal nach Olympia kam, ist möglich, jedenfalls aber dachte man, er müßte hingekommen und auf seine Art laut geworden sein. Gestorben soll er am nämlichen Tage sein, da Alexander in Babylon starb, und zwar durch Zurückhalten des Atems; die, welche ihn im Gymnasion Kraneion außerhalb Korinths tot fanden, vermuteten gleich, er habe dies getan, *um sich dem Rest des Lebens zu entziehen*.

Die Askese des Zynismus

Was den Zynismus überhaupt betrifft, so ist vor allem darauf zu achten, daß hier die Askese auf kein Absterben des Leibes hinzielt und der Gesundheit nicht Abbruch tun darf. Sie ist ferner ohne Zusammenhang mit dem Seelenwanderungsglauben, überhaupt, was anderswo ganz unerhört ist, ohne jedes religiöse Motiv, sie ist nicht auf gänzliche Ertötung des Willens gerichtet und will nicht um ihrer selbst willen als verdienstliches Werk gelten, sondern sie will nur ein Mittel zur Unabhängigkeit von der Tyche sein und ist insofern ein notwendiges Produkt des griechischen Pessimismus. Was wohl die jetzige Polizei auch mit den echten Zynikern der alten Zeit anfangen würde, brauchen wir nicht zu fragen.

Lucian

Demonax

Von unwürdigen Zynikern der späteren Zeit bis auf einen Peregrinos Proteus weiß dann Lucian manches zu erzählen. Der nämliche aber schildert uns in dem zwar eklektischen, tatsächlich aber als Zyniker lebenden Philosophen Demonax den einzigen Menschen, den er, und zwar aus genauer Bekanntschaft, verehrte. Demonax war um 90 n. Chr. auf Zypern geboren, war aber in Athen eine gewohnte Stadtfigur geworden, nicht bloß als Philosoph, sondern als Zusprecher, Versöhner, Vermittler und Witzemacher. Er lebte ohne Krankheit und ohne Kummer, niemandem zur Last fallend außer durch sein (bescheidenes) Betteln, dem Freunde wert, ohne Feind. Wenn er kam, standen Archonten auf, und alles schwieg. Wenigstens im hohen Alter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

pflegte er ungeladen in beliebige Häuser einzutreten, um daselbst zu speisen oder zu schlafen, und die Bewohner empfingen ihn wie einen guten Dämon. Wenn er vorbeiging, zogen ihn die Brotverkäuferinnen zu sich, und jede wollte, daß er von ihr Brot annahm, und die, welche es ihm geben durfte, hielt dies für ein Glück. Auch die Kinder brachten ihm Obst und nannten ihn Vater (wie einen Kapuziner). Als einst in Athen ein Bürgerzwist war, brauchte er bloß in der Volksversammlung zu erscheinen, um alles zum Schweigen zu bringen; er sah, daß sie anderen Sinnes geworden, sagte nichts und ging. Als er, fast hundertjährig, merkte, daß er sich nicht mehr selber helfen konnte, sagte er noch einen schönen Vers, enthielt sich aller Nahrung und starb heiter, wie er stets den Leuten erschienen war; die Athener aber bestatteten ihn auf Staatskosten prächtig und betrauerten ihn lange; den steinernen Sitz, wo er auszuruhen gepflegt, verehrte und bekränzte man.

Fortleben in der Römerzeit

Daß der Zynismus sich bis in die Römerzeit halten konnte, ist ein Beweis dafür, daß er eine innere Notwendigkeit in sich hatte; er hätte es nicht so weit gebracht, wenn er nicht einer bestimmten Farbe im hellenischen Geistes- und Seelenleben entsprochen hätte.

Die Askese bei den Pythagoreern

Fragen wir nun, wo sich die Forderung der Askese in der griechischen Philosophie sonst noch vorfinde, so bieten sich uns erstlich die späteren Pythagoreer dar. Ihre Askese ist insofern echter als die zynische, als sie mit religiösen Gedanken zusammenhängt; die Seele scheint ihnen in den Leib als in einen Kerker gebannt zu sein, und diesen Kerker soll man keiner Bevorzugung genießen lassen. Auch sind sie dabei nicht ohne politische Absichten: sie suchen durch Erziehung von tugendhaften Panhellenen im Sinne eines Epaminondas auf den Staat zu wirken. Die zynische Bosheit findet sich bei ihnen nicht, in der Lebensweise aber müssen sie sich den Zynikern stark genähert haben. Während die früheren Pythagoreer in weißen Kleidern, gebadet, gesalbt und geschoren, einhergingen, heißt es von einem Diodor von Aspendos, daß er sich das

und Stoikern

Haar lang wachsen ließ und schmierig und barfuß daherkam. — Mit Maßen asketisch waren aber auch die Stoiker. Zenon, der, wie es heißt, für die zynische Roheit zu dezent war, hat doch noch ganz asketische Züge, und ein Komiker sagte ihm: *Er lehrt hungern und bekommt dabei dennoch Schüler.* Auch Kleanthes, der zur Entbehrung freilich anfänglich gezwungen war, muß sie später mit Willen geübt haben.

Ihr Gegensatz: Aristipp

Im Gegensatz zur zynischen Askese steht dann die Hedonik des Aristipp; denn dieser fand in dem Genuß, und zwar dem Genuß des Augenblicks das höchste Gut. Vom Staate aber wandte sich der Hedoniker ganz ebenso ab wie der Zyniker. Aristipp erklärte schon dem Sokrates, daß er sich in kein Gemeinwesen einschließe, sondern überall ein Fremder sei. Sokrates machte ihm darüber Vorstellungen: mit seinem Wanderleben begebe er sich nur in größere Gefahren; doch davon wollte Aristipp nichts wissen. Er ist dann allerdings den guten Schüsseln an den Tyrannenhöfen nicht genug aus dem Wege gegangen; die Hedonik war eben ohne Geld nicht möglich.

Platos Apolitie und Utopie

Die Philosophen sind dann fortwährend der Polis ausgewichen, und Plato ist durch seine Apolitie gleich ausgezeichnet wie durch seine Utopie. Das Stärkste, was seine völlige Abwendung nicht nur vom Staate, sondern von der ganzen Mitwelt betrifft, findet sich in dem in seinen mittleren Jahren verfaßten *Theätet*. Hier läßt er Sokrates von den Philosophen überhaupt sagen: *Diese kennen vor allem von Jugend an den Weg auf die Agora nicht, noch wissen sie, wo ein Gerichtslokal, ein Rathaus oder irgendein anderes gemeinsames Versammlungsgebäude der Polis ist. Gesetze und Volksbeschlüsse bekommen sie weder zu hören noch zu lesen. Und die Bestrebungen der Hetärien um Macht im Staate, die Zusammenkünfte, die Gastmähler, die Gelage mit Flötenbläserinnen kommen ihnen nicht im Traume vor. Von aller Stadtnachrede wissen sie*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht einmal, daß sie dieselbe nicht wissen. Vielmehr befindet sich in Wahrheit nur der Leib des Philosophen in der Stadt, sein Geist aber, dies alles gering achtend, schwebt überall frei umher und mißt die Tiefen und die Weiten der Erde und des Himmels und durchforscht die ganze Natur der Dinge, ohne sich je auf irgend etwas von den Dingen aus der Nähe herabzulassen. Wie vieler Übergänge mochte es in Platos Geist bedürfen, bis er nach einer solchen prinzipiellen Erklärung bei jenem Exzesse des philosophischen Selbstbewußtseins anlangte, der ihm die Forderung erlaubte, daß im vollkommenen Staate die Philosophen allein und unumschränkt über eine mechanisch gehorchende Bürgerschaft regieren sollten, und bis er seine eigene *Politeia* für ausführbar hielt? Aus allem ergibt sich also für ihn die eigentümliche Stellung, daß er seinem Athen gegenüber dem Staate abgewandt (ἄπολις) und für Hellas Utopist ist; daß der plötzliche Wunsch, tatsächlich einzugreifen, ihn aus der Rolle fallen und obendrein noch zum zudringlichen Arzte für Sizilien werden ließ, sowie daß seine Schüler hier und da tyrannische Staatslenker wurden, haben wir früher betrachtet. Im Vorbeigehen aber wollen wir hier noch daran erinnern, daß es vielleicht die letzte Philosophenhuldigung an ein Orakel gewesen ist, wenn Plato in seinem Werke *von den Gesetzen* an verschiedenen Stellen auf delphischen Entscheid abstellt, in einer Zeit, da die Pythia bereits zu Makedonien hinneigte oder es doch bald tun sollte.

Der Freiheitsbegriff der Stoa

Freiheit von den Bedürfnissen und vom Staat predigte auch die Stoa. Wir haben oben gesehen, daß Zeno und Kleanthes bis zu einem gewissen Grade asketisch lebten. Von Zeno, der aus dem hellenisiert-phönikischen Kittion stammte und ursprünglich einen Purpurhandel trieb, wird erzählt, daß er sich zum Verluste seines Vermögens durch einen Schiffbruch Glück gewünscht habe, weil das Schicksal ihn so der Philosophie zujagte. Er wurde dann Schüler des Zynikers Krates, hatte auch mit Megarikern und Platonikern Umgang und gründete, nachdem er sich zwanzig Jahre lang mit phönizischem Kaufmannssinn von überallher das Brauchbare angeeignet hatte, seine eigene Schule in der Stoa Poikile. Er lebte streng und einfach, und daß er überhaupt Honorar nahm, wird daraus erklärt, daß er hierdurch ein größeres Gedränge von Zuhörern vermeiden wollte. (Vgl. hierzu auch Quintilian Inst. or. XII, 7.)

Das stoische Idealbild des Weisen

Das Hauptpostulat der Stoa ist nun, daß das Subjekt sich durch eigene Kraft glücklich machen könne und solle; daraufhin entwarf sie das Idealbild ihres *Weisen und* kolorierte daran immer weiter; sie schlug aber diese Kraft viel zu hoch an, und wenn sie daher jemand nennen sollte, der in ihrem vollen Sinne ein Weiser gewesen wäre, so konnte sie es nicht; *die Stoiker suchen überall den Weisen, als wäre ihnen ein solcher entlaufen,* spottet ein Komiker. Und wenn wir nun fragen, wie dieser Weise sich zum Staate stellt, so lautet die Antwort, daß er theoretisch gar kein Verhältnis zu ihm hat; er hat es vielmehr nur mit der Welt zu tun, eine Trennung der Menschen in Staaten und Städte mit verschiedenen Gesetzen sollte nicht stattfinden, es sollten alle Menschen als Landsleute und Mitbürger angesehen werden. In diesem Sinne hinterließen Zeno und Chrysipp stoische Politien. Beides waren Utopien, die u. a. die Weibergemeinschaft enthielten, welches die unvermeidliche Lehre aller derer sein mußte, die mit dem Leben so kurzen und einfachen Prozeß machten. In der Praxis aber spielte im Gegenteil später der Stoiker hier und da eine ganz bestimmte Rolle im oder gegenüber vom Staat; manche traten als Tyrannenstürzer auf, und welchen Widerspruch die römische Stoa gegen die Monarchie erhoben hat, ist bekannt.

Epikurs praktisches Ziel

Im höchsten Grade strebt nach dem wirklich freien Menschen Epikur. Seine Philosophie hat einen rein praktischen Zweck: sie will Anleitung zur Glückseligkeit geben. Die theoretische Wissenschaft erklärt er für unnütz; die Physik will er nur als Befreierin von schreckhaften Vorstellungen (übeln Vorbedeutungen, Erwartungen göttlicher Strafe usw.), überhaupt dient nach ihm das Wissen nur zur Befreiung vom Wahn. Sein höchstes Ziel, die Lust (ἡδονή), ist ja nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die körperliche Lust — es ist zu fürchten, daß sich wenige Menschen mit der echt verstandenen epikureischen Lust begnügen möchten —, vielmehr die frohe Stimmung der Seele (χαρά) und die Freiheit von Schmerzen der Seele (ἀταραξία) und des Leibes (ἀπονία), weshalb die Tätigkeit des Weisen mehr auf Vermeidung des Unangenehmen als auf positive Lust gehen muß, ein Ziel, das ohne große Entsagung nicht zu erreichen ist. Die Götter leugnet Epikur nicht, hilft sich aber ihnen gegenüber auf seine Weise, indem er sie in eine hohe intermundane Sphäre verweist, wo sie höchst glücklich leben, weil und indem sie sich nicht um die Menschen kümmern. Bei unleidlichem Schmerz steht der Selbstmord frei; Furcht vor Tod und Unterwelt gibt es nicht; die Seele erlischt mit dem Tode, der kein Übel ist. — Was nun den Staat betrifft, so wurde früher darauf hingewiesen, daß Epikur ihm bloß den Wert eines gegenseitigen Sicherheitsvertrages vindiziert und ihn dafür ästimiert; seine Freiheit von allem politischen Ehrgeiz spricht sich in den berühmten Mahnungen aus, im Verborgenen zu leben (λάθε βιώσας) und sich vom Staate fernzuhalten (μὴ πολιτεύεσθαι), wobei er immerhin denjenigen, welche ohne Ehre und Ruhm nicht glücklich sein könnten, die Teilnahme an der Politik frei ließ. Ein starkes Zeichen seines Ernstes und seiner Unabhängigkeit ist, daß er zugunsten der Einfachheit auf die Rhetorik völlig verzichtete. Seine Sprache war eine die Dinge mit ihrem eigentlichen Namen, ohne Umschweife und Stilkünste bezeichnende (λέξις κυρία, ἰδιωτάτη), und in seiner Schrift über die Rhetorik verlangte er nichts anderes als Deutlichkeit (σαφήνεια). Genug, daß Epikur wenigstens den großen Rückschlag gegen eine Anzahl von Überspanntheiten bedeutet; in dieser Beziehung wird der Mann immer der Beachtung wert sein.

Generelle Skepsis des Pyrrhon

Durch gänzliche Zurückhaltung des Urteils erstrebte die Glückseligkeit der Skeptiker Pyrrhon von Elis. *Wer auf alle eigene Meinung verzichtet, lebt ruhig, ohne Sorge, Leidenschaft und Begierde, in völliger Gleichgültigkeit gegen die äußeren Güter und Übel, in dieser Unerschütterlichkeit des Gemüts* (ἀταραξία oder ἀπάθεια) *besteht seine Glückseligkeit.*

Das Personal der Philosophen

Betrachten wir das Personal der griechischen Philosophen und dessen Ergänzung, so sehen wir bald, daß sich nicht nur überall eine ansehnliche Quote von freien Griechen vorrätig findet, welche für die philosophische und wissenschaftliche Tätigkeit geeignet sind, sondern daß auch die Schranken der Nationalität, des Standes und des Geschlechtes übersprungen werden. Das

Beteiligung von Barbaren

große Vorbild eines barbarischen Philosophen ist der Skythe Anacharsis, den man an Krösos durfte schreiben lassen: *Geld bedarf ich nicht, mir genügt es, als ein besserer Mensch zu den Skythen zurückzukehren.* Er starb der Sage nach auf der Jagd durch einen Pfeil seines Bruders als Märtyrer der griechischen Weihen, vielleicht der griechischen Bildung überhaupt. Später gehörte dann ein persischer Prinz, Mithridates, der Sohn des Rhodobates zu den Verehrern Platos, dessen Statue von der Hand des Silanion er der Akademie stiftete. Zenon von Kittion mußte sich noch von Krates ein *Phönizierchen* schelten lassen; auch der Zyniker Menippos war von phönizischer Herkunft; ferner wird ein Babylonier Diogenes genannt, den Zenon zum Philosophieren brachte, und echte chamitische Karthager, deren hellenischer Name eine bloße Umtaufe ist, sind im IV. Jahrhundert Dionysios, der Megariker, später Herillos, ein Schüler des Zenon, und Kleitomachos, der Schüler des Karneades; dieser letztere hieß eigentlich Hasdrubal, philosophierte zuerst auf karthagisch in seiner Heimat und wurde in Athen, wohin er erst vierzigjährig kam, der offizielle Nachfolger seines Lehrers und ein fleißiger Autor. Wenn aber das Philosophenpersonal in Hellas durch solchen Zuzug ein national gemischtes wurde, so wurde die Nation mit der Zeit dafür in entfernten orientalischen Ländern durch griechische Philosophen repräsentiert. — So ging Archedemos, der Athener, ins Partherreich und hinterließ in Babylon eine stoische Schule. Die Erinnerung an die ägyptischen und asiatischen Reisen schon der ältesten griechischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Philosophen mag dazu beigetragen haben, daß sich später dann bei den Griechen selbst das Vorurteil bilden konnte, die Philosophie habe bei Barbaren ihren Anfang genommen.

und Sklaven

Daß auch viele Sklaven, ohne Zweifel von der buntesten Herkunft, Philosophen werden konnten, hängt vermutlich davon ab, daß der Philosoph einen begabten Sklaven leicht dressieren konnte. Während der Freie — welches auch seine Begabung sein mochte — sich oft gar nicht fangen ließ oder dem Philosophen nach Belieben davonging, mußte der Sklave, den man vielleicht schon wegen sichtlicher Begabung gekauft hatte, herhalten und sich ausbilden lassen und durfte nicht davongehen; das übrige tat die Freilassung, die Beschenkung im Testamente usw. So war schon Diagoras ein Sklave des Demokrit, der ihn wegen seiner großen Anlage mit 10000 Drachmen bezahlt haben soll; Bion, der Borysthenite aus Olbia, wurde von einem Rhetor erzogen und zum Erben eingesetzt; Pompylos, der Sklave Theophrasts, und Perseus, der des Zeno, galten später als namhafte Philosophen. Auch der Zyniker Menipp soll als Sklave aus Phönizien nach Griechenland gekommen sein; etwas anders lag der Fall mit Phädon, der aus angesehener elischer Familie stammte, erst durch Kriegsunglück in Sklaverei geraten war und auf Betreiben des Sokrates durch Kebes (oder Alkibiades oder Kriton) seinem Besitzer abgekauft wurde, welcher ihn zu gemeinem Gewerbe verwandt hatte. Das berühmteste späte Beispiel des philosophierenden Sklaven ist bekanntlich Epiktet.

und Frauen

Was die philosophierenden Frauen betrifft, so haben wir die Pythagoreerinnen schon früher erwähnt; als Zuhörerinnen Platos finden wir Axiothea von Phlius und Lastheneia, die Arkadierin; auch Arete, die Tochter Aristipps, war zugleich dessen Schülerin, und ihr Sohn, der jüngere Aristipp, heißt der *Mutterschüler*. So ergeben sich bei der Philosophie Verhältnisse, die im stärksten Kontrast zu allem sonstigen griechischen Wesen und seinen Vorurteilen stehen; hier wird schon die Menschheit die allgemeine Basis des Wissens.

Philosophen contra Philosophen

Die Nachreden von Philosophen gegen Philosophen bezeichnen eine der widerlichsten Stellen im Charakter der Griechen und sind besonders mit der enorm vielen Ethik und den vielen Reden über die Tugend nicht zu vereinigen; denn hier taucht aller Agon in absoluter Gemeinheit unter; sie sind die unfreie Ecke an der freien Persönlichkeit; wenn wir bei den Griechen sonst nirgends Fanatismus finden, so kommt er hier zutage; es geht aber nicht an, eine solche Erscheinung unbeachtet zu lassen, sie mag uns so wenig gefallen, als sie will.

Grund für die Verachtung der Philosophie

Hier konnte aber auch die Verachtung, welche später die Philosophie überhaupt traf, Anlaß oder wenigstens Vorwand finden. In der früheren Kaiserzeit lebten noch einige Schulen weiter — wenigstens gaben sich etwa Sophisten-Rhetoren der Kaiserzeit noch irgendwie die Farbe davon —, man memorierte noch die Systeme, kam aber dabei zum Bewußtsein der einander mannigfach exkludierenden Resultate und Dogmen, und dabei erschien das sichere Gesamtresultat als null im Verhältnis zu dem großen Aufsehen; man bekam ferner auch die Kunde von den Feindschaften unter den Philosophen im Leben, besonders dem großen Haupthaß, den auch in der späteren Zeit die Stoiker gegen die als Götter- oder doch als Weltregierungsleugner für landesgefährlich ausgegebenen Epikureer zur Schau trugen, und damit ging die Achtung unter. So konnte ein Lucian, dem persönlich der Zynismus, freilich nicht der ganze, sondern nur eine Farbe oder Seite davon, genügte, im *Ikaromenippos*, im *Gastmahl oder den Lapithen* und sonst überall die sämtlichen Richtungen in ihren Stichworten und Resultaten wie in den Personen ihrer Träger verhöhnen; aber ohne vielen aufgehäuften Hohn seit Timons *Sillen* hätte es noch jetzt keinen Hohn wie den seinigen gegeben. Zu seiner Zeit, wenn auch nicht gerade durch ihn, stirbt die Philosophie. Was folgt, der *Neuplatonismus*, ist bereits *Theosophie*, d. h. wesentlich Religion. Freilich hatte es unter den Kaisern des II. Jahrhunderts auch nicht mehr gelautet: weil man

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Philosoph ist, kann man arm und frei leben, sondern: wer aus Armut sich nicht mehr zu helfen weiß, gibt sich als Philosophen.

Äußere Organisation

Die platonische Akademie

Die äußere Organisation des Lebens bei den Philosophen wollen wir nur kurz berühren. Vor allem mußte man irgendwo eine Lokalität für Zusammenkünfte, für das Dozieren und für irgendwelche Sammlungen und Bibliotheken haben. Als solche diente Plato bekanntlich die Akademie, d. h. ein außerhalb der Stadt, nicht ferne vom Kolonos Hippios gelegenes Gymnasion, oder vielmehr die Liegenschaft, die er sich in dessen unmittelbarer Nähe selbst erworben hatte. Hier erbaute er ein Haus und dasjenige Heiligtum der Musen, in welches später Speusippos die Bilder der Chariten gestiftet hat; auch das Bauwerk, welches die Exedra hieß, war daselbst. Von da an werden die philosophischen Schulen in Athen förmliche Lehranstalten und Korporationen; sie haben ihre Scholarchen, die einander regelmäßig sukzedieren, und sie besitzen einen eigenen Versammlungsort, der sich von Generation zu Generation forterbt, und ein eigenes Stiftungsvermögen, dessen Einkünfte der Scholarch genießt, und das sich durch Stiftungen mehren kann; doch tut man gut, sich alle diese Dinge und besonders auch die Lokalitäten höchst bescheiden vorzustellen; es genügte, wenn die Öffentlichkeit der Schule und die Sicherung der wichtigsten Sammlungen dadurch ermöglicht wurden. Von der Einfachheit des Lebens, die an Platos Akademie herrschte, berichtet übrigens eine bezeichnende Anekdote.

Das Lykeion

Die besuchteste von allen Schulen war die, welche Aristoteles bei seinem zweiten Aufenthalt in Athen im Lykeion, einem mit Baumgängen (περίπατοι) umgebenen Gymnasium, für sich eröffnet hat; ob er dazu der Genehmigung des attischen Staates bedurfte, dem die Gymnasien doch wohl gehörten, wissen wir nicht. Da er nur Metöke war, konnte er kein Grundstück besitzen; erst sein Nachfolger Theophrast erwarb, angeblich mit Hilfe des Demetrios von Phaleron, den Garten beim Lykeion. Aristoteles aber hielt in dem Gymnasium selbst, wie berichtet wird, des Morgens akroamatische, d. h. streng wissenschaftliche, abends exoterische, d. h. populäre Vorträge, jene für seinen engeren Schülerkreis, diese (zumal die über Rhetorik und Staatswissenschaften) für einen weiteren Kreis von Zuhörern. Daß Theophrast deren dann über zweitausend gehabt haben soll, gibt wegen der Masse von *Philosophen*, die sich hierbei ergab, immerhin zu denken, wenn wir auch berücksichtigen, daß sich diese Menge wohl auf eine lange Lehrzeit verteilte, und kaum der zehnte Teil wirklich Leute vom Fach werden geworden sein. — In späterer Zeit ist eine vielgenannte Lokalität für eine philosophische Schule auch der Garten, worin Epikur von 306 v. Chr. an lehrte und die Freundschaft pflegte, die bei ihm eine wirkliche Wahrheit war.

Aristoteles' Nachfolger und sonstige Transmittierung der Lehre

Berühmt ist die Geschichte, wie der dem Tode nahe Aristoteles den Theophrast aus Lesbos zu seinem Nachfolger designierte. Seine Schule dauerte dann in Athen, das er selbst verlassen hatte, *damit die Athener sich nicht zum zweiten Male an der Philosophie versündigten*, noch lange fort, wenn auch die meisten Diadochen nur durch Kommentierung der Schriften des Stifters bedeutend waren. Nach Alexander waren überhaupt die Schulen und Systeme schon zahlreich. Neben den fortlebenden Akademikern und Peripatetikern bestanden als eigentliche Schulen die Stoa, der Epikureismus und die Skepsis, jede in exklusivem Gegensatze zu allen anderen, und innerhalb jeder Richtung wurde die Nachfolge als Schulhaupt noch spät genau notiert. Dafür, daß sich die nötigen Mittel zur Führung der Anstalten fanden, sorgten auch die Testamente der Philosophen selbst. So vermachte Theophrast seinen Garten, seine Baumgänge und alle Häuser beim Garten denjenigen von zehn weiterhin benannten Schülern, welche dort jederzeit würden zusammen studieren und philosophieren wollen; sie sollten ihn wie einen geweihten Boden gemeinsam besitzen und darin, wie auch er, einfach begraben werden. Auch der Peripatetiker

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lykon hinterließ seinen eigenen Spazierplatz an einige Schüler; besonders aber ist das in dieser Hinsicht wahrhaft klassische Testament Epikurs zu beachten. Dieses sichert den (um bloß 80 Minen gekauften) Garten mit allen möglichen Kautelen der Schule auf alle Zeit; das Haus wird dem Schüler Hermarchos vermacht, der mit ihm in der Philosophie alt geworden war und nun die Schule leiten soll, sowie denen, die mit ihm philosophieren, solange Hermarchos lebt; ferner werden bestimmte Einkünfte für die Totenopfer seiner Familie, für seine eigene Geburtstagsfeier, für die allmonatlich am zwanzigsten stattfindende Feier zu seinem und zu Metrodors Gedächtnis, für eine Feier des *Tages der Brüder* im Monat Poseideon und für eine Feier des Polyänos ausgesetzt. Schließlich trifft er Fürsorge, alle, die mit ihm philosophiert, möglichst vor Dürftigkeit zu bewahren, und verfügt Freilassung mehrerer Sklaven.

Staat contra Schulen

Einmal freilich mischte sich auch der Staat in die Angelegenheiten der Schulen ein. Es geschah dies 305 v. Chr., als ein gewisser Sophokles ein Gesetz durchsetzte, wonach kein Philosoph einer Schule vorstehen sollte, wenn es nicht dem Rat und dem Demos gefalle; dem Übertreter war der Tod angedroht. Alle Philosophen verließen hierauf Athen, kamen aber bald wieder, als ein gewisser Phillion den Sophokles der Ungesetzlichkeit angeklagt und die Athener das Gesetz für unwirksam erklärt, ja den Sophokles um fünf Talente gebüßt hatten. Dies geschah besonders, damit Theophrast (mit seiner großen Schülerfrequenz) wiederkehre. Also es gab einen Fall, da der Staat den Philosophen nachging und sie kontrollierte. Diese wunderhübsche Geschichte ist aber recht genau zu besehen, weil Athen hier plötzlich auf einen Moment überaus und impertinent modern wird.

Schriften

Was die philosophische Literatur anbetrifft, so hat sie den großen Vorzug, daß die Philosophen wesentlich aus innerer Nötigung für sich schrieben und ohne Rechnung auf den Verkauf, wenn derselbe auch vorkam. Sodann aber war sie von früh an unendlich fruchtbar: Schon das erhaltene Depositum ist groß, besonders aber sehen wir vermöge der enormen Masse von Titeln, welche bei Diogenes von Laerte und anderen Autoren überliefert sind, in viele Tausende von Büchern hinein; allein der Stoiker Chrysipp soll deren 705 geschrieben haben. Das mögen freilich oft nur kleine Rollen gewesen sein, und vieles, was zitiert wird, war wohl auch bloße Kopie oder Exzerpt aus früheren Autoren, wie das vor Erfindung des Bücherdruckes überall vorkam; auch dürfen wir nicht vergessen, daß außer der Philosophie fast das gesamte übrige Wissen: Naturkunde, Mathematik, selbst Geschichtliches und besonders Politisches in dieser Schriftenwelt vertreten war; aber trotz all diesen Erwägungen kann der Reichtum an Echtem und Originalem Staunen erwecken.

Nun sind diese Werke allerdings ungleich erhalten. Von Polygraphen und Polyhistoren wie Demokrit, dem großen Denker und Forscher vor Aristoteles, der uns, wenn wir ihn besäßen, für eine Fülle von Fragen ganz unentbehrlich wäre, haben wir fast nichts; es ist, als ob er schließlich doch systematisch vernichtet worden wäre, was ja zu den Amönitäten philosophischer Gegner gehörte; dagegen von Plato haben wir alles und von Aristoteles wenigstens das meiste Wichtige, freilich mit Ausnahme der *Staatsverfassungen*, nur hat man bei dem unter seinem Namen Gehenden wohl zu unterscheiden; denn neben ausgearbeiteten Schriften enthält es 1. Kollektaneen und Vorarbeiten, 2. nachgeschriebene Hefte und 3. Exzerpte anderer aus namhaften Werken. Die spätere Stoa und der Neuplatonismus sind in ganzen Stößen von bedeutenden Originalwerken vertreten, von Epikur aber, der mehr als Aristoteles schrieb, besitzen wir wieder nichts im Original; vielleicht haben die späteren Stoiker seine Werke verbrannt, was freilich vergeblich geschehen wäre; denn gerade die vielen ihm gewidmeten Widerlegungen haben die Kunde von seiner Lehre gerettet, und durch die Begeisterung des Lucrez schwimmt er doch oben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte der Philosophie

In der Aufzeichnung des früher Geleisteten war das Altertum eifrig. Schon Aristoteles stellte in einer Reihe von Arbeiten frühere Philosopheme dar und spricht zudem auch gelegentlich sehr oft von seinen Vorgängern. Die Alexandriner arbeiteten dann in dieser Richtung weiter, und durch eine Fülle von historischen Notizen sind auch Cicero, Seneca, Plutarch und noch die Kirchenväter wichtig, abgesehen von Diogenes aus Laerte, der etwa unter Septimius Severus sein Kompendium der Geschichte der Philosophie verfaßt hat.

Die Dialogform

Hier ist nun noch ein Wort über die dialogische Form zu sagen, in der so viele dieser Schriften gehalten sind. Dieselbe wurde schon vor Plato von Zenon, dem Eleaten, angewandt und hat sich von da an neben der systematischen mit größter Hartnäckigkeit behauptet, ist auf die Römer übergegangen, bei denen sie nicht nur von Cicero, sondern noch in allerspätester Zeit von Gregor dem Großen zu Ehren gebracht wurde, und hat schließlich noch das Mittelalter und die Renaissance nach sich gezogen. Ob bereits eine ältere, asiatische Nation den Dialog zur Ermittlung der Wahrheit oder zur Erzielung irgendeines Denkresultates gebraucht habe, läßt sich fragen. Uns ist nichts Ähnliches bekannt als das Buch Hiob. Hier suchen die Freunde Eliphas, Bildad und Zophar durch ihre Gegenreden die Theodicee gegen Hiobs Jammern zu verfechten (der später eintretende Elihu ist vielleicht ein Zusatz), und endlich tritt Jehova selbst im Wetter auf, setzt dem Hiob und seinen Tröstern und Tadlern den Kopf zurecht und macht jenen wieder glücklich; es treten also jedesmal ganze Weltanschauungen gegeneinander ins Gefecht. Aber wie alt ist das Buch? Jedenfalls doch nicht vor dem Exil verfaßt und wegen der Einmischung des Perserglaubens mit Satan und Engelscharen vielleicht erst nachexilisch, so daß es jünger sein könnte als der griechische Dialog. Für die Griechen aber hat diese Form etwas besonders Natürliches und dürfte bei der Belehrung als praktische Dialektik wohl so alt als der akroamatische Vortrag sein; denn die Gedanken entwickelten sich hier wirklich mehr als anderswo im Gespräch, und darum war auch die Philosophie, wie früher schon gesagt, zunächst vorherrschend eine mündliche Sache. Besonders dürfte ein Sokrates, der selbst nichts schrieb, seine Zuhörer zu schriftlicher Fixierung seiner Gespräche gereizt haben; der weitere Schritt, daß die Philosophen selbst schriftliche Dialoge in sorgsamer Redaktion verfaßten, könnte sich hieraus erklären. Sicher ist, daß Plato und andere Sokratiker auf die Form die größte Mühe verwandten; Plato soll, um sich den Ton des Gespräches zu sichern, die (in Prosa verfaßten) *Mimen* (d. h. Gespräche aus dem Volksleben) des Sophron studiert haben; auch sagt eine Nachricht, daß er sein langes Leben lang an seinen Dialogen herumgekämmt und gekräuselt habe. Zwar die gottlose Parodie Lucians, wie wir sie z. B. im *Gastmahl oder den Lapithen* lesen, bleibt klar und dramatisch. Plutarch dagegen verteilt im *Amatorius* seine Reden und Standpunkte auf eine ziemlich unbehilfliche Weise, läßt störende Zwischenereignisse melden u. dgl. In der inhaltlich sonst sehr interessanten Schrift *de genio Socratis* bringt er alle seine Künste mit einem Male vor. Nach dem Vordialog der Einleitungspersonen spielt sich die ganze thebanische Verschwörung gegen die Spartaner in lauter Dialogen der Hauptpersonen ab, unterbrochen durch philosophische Diskussionen, ja durch eine umständliche Seelen- und Dämonenlehre in Gestalt einer Vision, die Timarchos von Chäronea im Orakel von Lebadea gehabt haben soll; was denn ganz ähnlich klingt, wie wenn bei Tieck und anderen Romantikern die Personen zwischen Entführungen und sonstigen Roman hinein literarische Gespräche führen.

Das platonische Kunstwerk

Fortführung der Form bis in die Renaissance

Jedenfalls haben die Griechen am Dialoge Vergnügen gefunden. Daß unsere Zeit, nachdem ihn noch die Renaissance eifrig gepflegt, davon abgekommen ist, könnte seinen Grund darin haben, daß man überhaupt nicht mehr so gerne hört, wie man vor Zeiten den Leuten zugehört hat. Plutarch hat eine besondere Schrift geschrieben: *de recta ratione audiendi.*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

V. DIE WISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG

Privatcharakter der allgemeinen Bildung

Die allgemeine Bildung des griechischen Mannes bestand darin, daß er in gewissen Normalgegenständen (ἐγκύκλια παιδεύματα), nämlich im Lesen und Schreiben, in der Musik und in der Gymnastik unterrichtet wurde. Welchen Wert man ihr beilegte, geht z. B. daraus hervor, daß abgefallenen Untertanen als schwerste Strafe das Verbot soll auferlegt worden sein, ihre Kinder unterrichten zu lassen; von berühmten Männern, wie Plato, wurden die Namen der drei Lehrer aufbewahrt; daß aber in der früheren Zeit der Staat über die Qualifikation dieser Leute eine Aufsicht geübt hätte, erfährt man nicht. Im ganzen verließ sich die Polis auf die Bildung der Bürger, die durch das Leben kommt.

DiePhilosophie als Grundlage der Wissenschaften

Der höherstrebende Teil der Nation begehrte mehr, und als nun die Philosophie den Mythus an allen Orten durchbrochen hatte, war sie für ihn sofort auch die Trägerin aller möglichen Wissenschaften. Vor allem betrachtete sie die Geometrie als ihre Vorstufe, aber auch (höhere) musikalische und astronomische Kenntnisse gehörten dahin. Besonders schuf sie Wissenschaften, insofern sie große Zweige des Wissens und Könnens durch ihre Einmischung systematisierte, sie ihren Ideen untertan machte. So entsteht durch ihre Einmischung in das Staatswesen die Politik, durch sie in die Poesie, mit welcher die Philosophen sich massenhaft beschäftigten, die Poetik; auch ihre eigene Geschichte schafft sie, indem sie ihre Entwicklung schildert. Dazu kommen geschichtliche, mythologische, antiquarische Abhandlungen aller Art, so daß man beim Lesen dieser Titel nie weiß, wo die Philosophie aufhörte und das Spezialwissen anfing; nur von den bildenden Künsten wurde, wie wir früher gesehen, fast gar nicht gehandelt; es ist dies, bei Lichte besehen, ein großes Glück für dieselben gewesen. — Eine Ausnahme aber macht doch auch in dieser Beziehung der erste ganz große Gelehrte: Demokrit von Abdera, der, 460 v. Chr. geboren, über hundertjährig 357 gestorben sein soll. Wieweit er in seiner Forschung durch seine Reisen gefördert wurde, die ihn wirklich oder angeblich nach Ägypten, Persien, ans Erythräische Meer, sogar bis zu den indischen Gymnosophisten führten, lassen wir unentschieden; jedenfalls war er Schüler der verschiedensten Lehrer, auch der Pythagoreer. In tiefer Zurückgezogenheit der Forschung betätigte er dabei seine wunderbare Gabe, Physisches zu *erraten* und auch Zukünftiges zu weissagen, womit er seinen Mitbürgern den Eindruck einer *übermenschlichen Weisheit* machte. Er war ein wahrer Polyhistor und vielleicht von allen Griechen der Zeit um 400 v. Chr. derjenige mit dem weitesten Gesichtskreis und der größten geistigen Macht; seine Schriften aber waren u. a. der große und der kleine Diakosmos, ein besonderes Buch über Pythagoras, die Werke über das Wohlsein und über die Dinge im Hades, eine Kosmographie, eine Uranographie, eine Schrift über die Planeten, Schriften über Anthropologisches, Physiologisches, Mathematisches, über Wasser- und Sonnenuhren, über den Magnet, über Medizinisches und Diätetisches, über die Rhythmen und die Harmonie, über poetische Schönheit, über die Dichtkunst, dann wieder über den Landbau, ein Traktat über Taktik und Fechtkunst, Schriften über die Forschung überhaupt, über die heiligen Aufzeichnungen in Babylon und die in Meroe, ein Buch über die Chaldäer und eines über die Phryger, und zu diesen allen kommt nun noch seine Schrift über die Malerei, und daß er irgendwo über die Kunst des Wölbens geschrieben haben muß.

Demokrit

Nun mag man ja trotzdem immerhin zugeben: nicht das Wissen ist die starke Seite der Griechen gewesen, sondern ihre Poesie und Kunst, mit denen wir vollkommen zufrieden sein könnten, wenn wir auch nichts anderes von ihnen hätten. Ihr Verdienst erscheint uns aber von negativer Seite her besonders gewaltig, wenn wir die Hindernisse erwägen, die ihnen im Wege standen. Vergessen wir die Konkurrenz nicht, welche die Forschung an dem alles umwogenden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mythus, an der Redekunst und an der spekulativen Philosophie selbst hatte. Sodann aber waren auch die Opfer, welche der griechische Gelehrte zu bringen hatte, überaus zahlreich und setzten einen äußerst festen moralischen Willen voraus. Erst in den Diadochenlanden entstanden gesicherte Positionen für die Forschung; vorher mußte jeder Forscher selbst sammeln, was ohne die größte Entsagung nicht möglich war; diese Leute arbeiteten ungeheuer und waren dabei arm, ohne Verlagsrechte, Honorare usw. Auch ihrer Reisen, soweit sie erwiesen sind, ist hier zu gedenken. Ganz gewiß wurden auch sie unter Armut und vielen Gefahren gemacht; aber um Kunden und Anschauungen zu gewinnen, Wissende aufzusuchen, auch wohl um zu lehren, wo man sich noch auf griechischem Boden befand, wagte man sie. An der Tatsächlichkeit weiter Reisen des Pythagoras zweifelt denn auch niemand mehr, Xenophanes sagt, daß er siebenundsechzig Jahre die Welt durchstreift habe, Demokrit, daß er von allen Menschen seiner Zeit das meiste Land durchirrt, die meisten Luftstriche und Länder gesehen, die meisten unterrichteten Männer gehört, bei den Weisen in Ägypten fünf Jahre in der Fremde gewesen sei. Von Plato ist es sicher, daß er nach dem Tode des Sokrates Athen verlassen hat und erst in seinem vierzigsten Jahre daselbst wieder aufgetaucht ist. Auch er war u. a. in Ägypten und ebenso war es später Eudoxos von Knidos. Sie konnten lernen, weil sie nicht die hochmütige Ignoranz des Orientalen hatten, die diesen verhindert haben würde, mit allen Leuten zu verkehren.

Forscherreisen

Mangel an Sammlungen

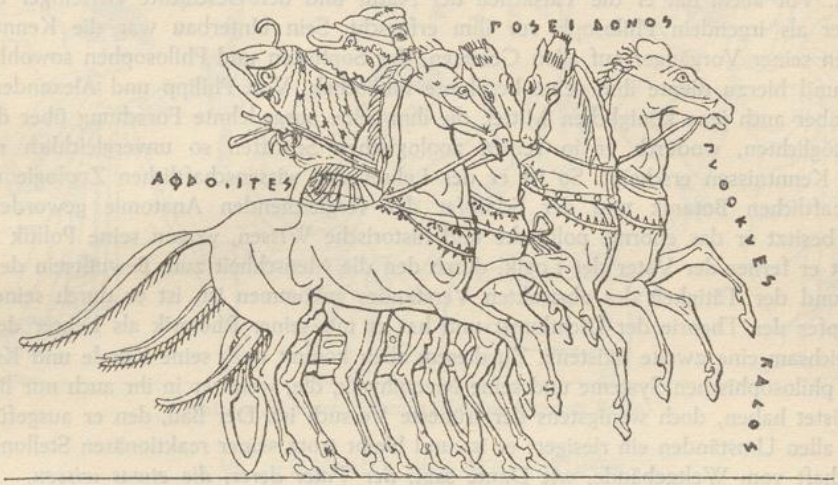
Dazu fehlten die Bibliotheken sehr lange, und Jahrhunderte hindurch war der einzelne Forscher gezwungen, die für ihn notwendige Literatur selbst zu sammeln und oft auch selbst abzuschreiben, bis die Philosophenschulen und die diadochischen Fürsten hierin Hilfe schafften. Sodann fehlte der gleichmäßige Ausbau der Wissenschaft. Wohl hat man angenommen, Meister wie Plato und Aristoteles hätten nach einem einheitlichen, großen Plane die verschiedenen Gebiete durchforschen, Materialien sammeln, Aufgaben bearbeiten lassen, für jede Arbeit die geeignete Kraft zu ermitteln gewußt, die größten Mathematiker hätten sich um Plato gedrängt, und Aristoteles im Lykeion habe das weitere Forschen einem Theophrast und Dikäarch gleichsam vermacht. Man möchte dies gerne glauben. Im ganzen forschte doch jeder auf eigene Faust weiter, und Schüler und Lehrer fanden sich zusammen, wie das Schicksal sie zusammengeführt hatte. Auch ergab sich dadurch, daß man voneinander nichts wußte, tatsächlich viele vergebliche Arbeit. Manche Dinge wurden mehrmals entdeckt, was nach der heutigen Theorie Kraftverschwendung ist; nur läßt sich dem entgegenhalten, daß es damals um so viel mehr Glückliche gegeben hat. Damals war kein Bürger genötigt, irgendeine Quote von Wissen vorzuweisen; denn eine Beamtenkarriere im modernen Sinne existierte nicht; die als etwas Hohes geltenden Ämter für die wesentlichen Verrichtungen im Staate waren von kurzer Dauer, die eine dauernde Tätigkeit verlangenden Anstellungen aber als etwas Banausisches mehr oder weniger verachtet.

Astronomische Ahnungen

Was nun die Kunde vom Weltsystem und der Natur betrifft, so ist es, wie schon gesagt, keine Frage, daß Ägypter, Babylonier und Assyrier viel früher gesammelt und viel reichere Kenntnisse von Tatsachen besessen haben als die Griechen; sie hatten hierzu bevorzugte und wohldotierte Kasten und Priesterschaften. Sie konnten das Verhältnis der Mondläufe zu den Sonnenläufen berechnen und ein richtiges Kalenderwesen herstellen, sie konnten die Geometrie bei sich so weit entwickeln, daß es möglich wurde, Landkarten herzustellen; sie konnten durch das einfach geniale babylonische System, wonach ein Kubus von einer Elle in den verschiedenen Dimensionen zugleich die Basis für das Gewicht ist, Längenmaß, kubisches Maß und Gewicht in einen gesetzlichen Zusammenhang bringen. Ägypten hatte durch die Mumifizierung der Leichen den großen Vorzug, allen anderen Völkern in der Anatomie voran zu sein, und schuf ein System der Medizin,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das wesentlich richtige Prinzipien hat. Groß müssen die Kenntnisse in den angewandten Wissenschaften: der Chemie, Metallurgie, Statik, Mechanik usw. gewesen sein. — Nun wollen wir gar nicht leugnen, daß die Griechen von diesen Völkern manches direkt oder indirekt überkommen haben; man tut ihnen damit kein Unrecht. Aber fragen wir ein wenig weiter: Enthält irgendein Papyrus aus Ägypten oder ein Täfelchen aus Babylon Wahrheiten wie der Satz Anaximanders: *Die Erde ist ein Körper, der frei im unendlichen Raum* (ἄπειρον) *schwebt*, oder der des Anaximenes: *Die Gestirne gehen nicht über der Erde hin, sondern rings um dieselbe*, oder der des Diogenes von Apollonia: *Es sind viele Welten entstanden durch Verdichtung und Verdünnung der Luft*? Mögen diese Weltkonstruktionen der Jonier aus Prinzipien an sich auch nur ein schwaches Erraten gewesen sein; bedeutend und bezeichnend ist eben, daß sie überhaupt so etwas



Aphrodite mit Poseidon und Viergespann (Archaische Hydria)

wagten. — Und nun kommt bei den Pythagoreern des V. Jahrhunderts die größte Lehre, welche die Abschaffung der geozentrischen Vorstellung mit sich bringt: *Die Erde liegt nicht in der Mitte des Weltsystems, sie ist ein Weltkörper wie viele andere und nicht einmal einer der bevorzugten, die Mitte nimmt vielmehr das Zentralfeuer ein, dem die bewohnten Gegenden der Erde abgekehrt, Sonne und Mond zugekehrt sind.* Und es folgt Platos Schüler Heraklides Pontikus, der zwar die Erde wieder in die Mitte der Welt rückt, aber die täglichen Bewegungen der Gestirne durch eine Drehung der Erde um ihre Achse erklärt und auch erkannt haben soll, daß die Venus um die Sonne kreise. Endlich um 260 v. Chr. lehrte Aristarch von Samos wenigstens hypothetisch, die Sonne ruhe still und die Erde umkreise sie *durch* Achsendrehung, und Seleukos, der Babylonier, behauptete bereits, der heliozentrische Weltbau lasse sich beweisen. Damit war doch diejenige dem täglichen Augenschein abzuringende Entdeckung κατ' ἐξοχήν, die wir das kopernikanische System nennen, in ihren Grundzügen bereits gewonnen. *Vor-entdeckungen*

Aber keine Macht schützte das einmal errungene Wissen: neben jenem allem entstand und behauptete sich, besonders durch die Autorität des großen Aristoteles, ungefähr dasjenige geozentrische System, welches später das ptolemäische hieß. Danach schwebt die Erde in der Mitte konzentrischer Hohlkugeln, welche sich mit Sonne, Mond, Planeten und Fixsternen um sie *Das geozentrische System*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das heliozentrische System

herumbewegen. Dieses System hat das Mittelalter beherrschen können. Wenn aber geschrieben steht, daß eine einmal entdeckte Wahrheit nicht mehr kann verlorengehen, so erfüllt sich dies auch. Indem er auf zerstreute pythagoreische Winke horchte, hat Kopernikus am Anfang des XVI. Jahrhunderts einer ganzen kirchlichen Anschauung zum Trotz sein heliozentrisches System aufstellen können.

Da wir hier Aristoteles auf seiten der wissenschaftlichen Reaktion gefunden haben, möge überhaupt zu den Klagen Stellung genommen werden, die in neuerer Zeit über ihn erhoben wurden.

Aristoteles' Universalismus

Dazu muß man sagen: Wenn Aristoteles alle Zweige der Wissenschaft empirisch so hätte durcharbeiten müssen wie die Rhetorik und die zoologischen Werke, so wäre dazu eine ganze Reihe von Lebensläufen nötig gewesen; er aber verfügte nur über einen, und diesen hat er wohl ausgefüllt. Vor allem hat er die Tatsachen der Natur und der Geschichte vielseitiger und eindringender als irgendein Philosoph vor ihm erforscht. Sein Unterbau war die Kenntnis der Leistungen seiner Vorgänger auf allen Gebieten, der Sophisten und Philosophen sowohl als der Dichter, und hierzu diente ihm seine berühmte Bibliothek. Von Philipp und Alexander erhielt er dann aber auch jene königlichen Mittel, die ihm seine ausgedehnte Forschung über die Tierwelt ermöglichten, wodurch er in seinen zoologischen Schriften so unvergleichlich reich an positiven Kenntnissen erscheint. So ist er der Lehrer der wissenschaftlichen Zoologie und der wissenschaftlichen Botanik und der Schöpfer der vergleichenden Anatomie geworden. Und daneben besitzt er das enorme politische und historische Wissen, wovon seine Politik Zeugnis ablegt, ist er ferner der Vater der Logik, durch den die Menschheit zum Bewußtsein der reinen Formen und der Tätigkeit des abstrakten Verstandes gekommen ist, ist er durch seine Poetik der Schöpfer der Theorie der Dichtkunst und hat er mit seiner Rhetorik als Lehrer der Redekunst gleichsam eine zweite Existenz. Zu diesem allen kommt noch seine Kunde und Kritik der früheren philosophischen Systeme und seine Metaphysik, die, wenn er in ihr auch nur Bedingtes mag geleistet haben, doch wenigstens der früheste Versuch ist. Der Bau, den er ausgeführt hat, ist unter allen Umständen ein riesiger; er ist und bleibt trotz seiner reaktionären Stellung in der Wissenschaft vom Weltgebäude, wie Dante sagt, *der Vater derer, die etwas wissen.*

Der Mangel in der griechischen Forschung

Die Griechen waren eben, sobald sie wollten, der größten und umfassendsten empirischen Forschung fähig, allein weil keine Polis in Examenform einen bestimmten Grad des Buchwissens von Schulkindern und später von Beamten verlangte, und weil keine Priesterschaft den Geist der Bevölkerung gegen Wahn und Aberglauben hin abzugrenzen und zu hüten suchte, waren sie bei ihrer Art von Bildung niemals genötigt, die Resultate der höheren Forschung oder eine bestimmte Quote von Einzeltatsachen daraus offiziell in sich aufzunehmen, und an diesen Verhältnissen, die später bei den Italienern der Renaissance ganz ähnlich wiedergekehrt sind, änderte auch kein Diadochenzeitalter und keine alexandrinische Schule das mindeste. Denn auch das Museion von Alexandria war keine mit Examinibus verbundene Lehranstalt — und schließlich war auch Rom nichts weniger als ein China.

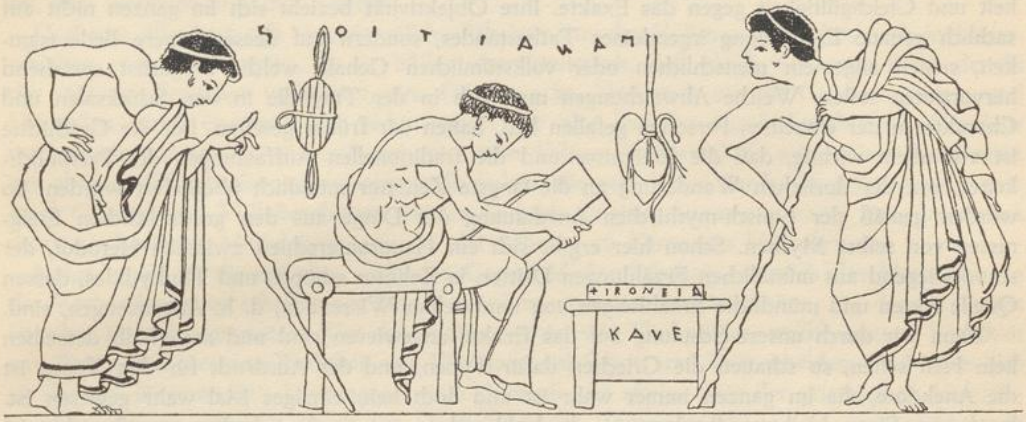
Die Griechen fabulierten gerne, nahmen einander aber auch, wie heutzutage die Jäger, ganz gutmütig die Lügen ab. Und ob die jetzige geschulte und lesende und dadurch von den Fabelwesen und mancherlei Naturschrecken emanzipierte Welt im großen und ganzen wahnfreier ist und nicht praktisch viel gefährlicherem Wähnen nachhängt, dürfte noch zu fragen sein.

Große Verdienste der griechischen Forscher

Je mehr aber den Griechen das Dafürhalten, das Nichtgrübelnmüssen angenehm und der Mythus das Geliebte war, desto größer stehen ihre Forscher da, die dem Wahn aus dem Wege gehen konnten. Welch gewaltiger Ernst muß sie beseelt haben, einen Eudoxos von Knidos z. B., der da wünschte, in der Nähe der Sonne weilend und ihre Gestalt, Größe und Erscheinung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ergründend, wenn es sein müßte, zu sterben wie Phaethon! Bei solcher Gesinnung brachten sie es trotz allem dazu, daß allmählich eine gewaltige Anhäufung wenigstens schriftlich gesicherten Wissens u. a. auf den Gebieten der Mathematik, Astronomie, Mechanik, Medizin entstand, und noch die Stoiker, welche sonst eine ziemliche Geringschätzung des (geometrischen, physikalischen usw.) Wissens bekundeten, sind dafür die Begründer des traditionellen Systems der Sprachlehre geworden, desselben, welches durch die lateinischen Grammatiker bis zu uns gelangt ist; der Erfinder der meisten grammatischen Kunstausdrücke für Redeteile und Flexionen war Chrysipp. So hat diese Nation mit ihrem offenen Sinn für alles Wissenwerte in der Welt der Erscheinungen am Ende doch das Auge der Welt werden können.



Mediziner in der Vorlesung (Kyathis. Museum, Berlin)

VI. GESCHICHTE UND VÖLKERKUNDE

Historische Inferiorität der Orientalen

Ganz offenbar zeigt sich die Inferiorität des alten Orients gegenüber den Griechen auf dem historischen Gebiete. Die Inder sind völlig geschichtslos, und zwar mit Willen; hat doch die ganze äußere Welt Platz in einer Falte von Brahmas Mantel. — Ägypter und Assyrer haben ihre Regentenchronik, worin das eigene Volk nur beiläufig und als Sache, das ganze Ausland aber nur als Beute und Objekt von Rache und Gier figuriert. — Die Perser besitzen statt des präzisen Bildes ihrer Herrschergeschichte ein typisch verklärtes in ihrem Königsbuch und ordnen dabei alle Personen und Ereignisse einseitig dem Kampf der beiden Weltprinzipien unter. — Auch bei den Juden treffen wir die Unterordnung der Geschichte unter einen großen Gegensatz: den der Theokratie des echten Jehovadienstes und ihrer Feinde; man hat es bei ihnen mit den Akten eines Prozesses zu tun. — Erst von den Phöniziern und Puniern ist es denkbar, daß sie nicht nur in der Ethnographie und Kosmographie, sondern sogar in objektiver politischer Betrachtung zwar nicht die Vorbilder, wohl aber die Vorgänger der Griechen gewesen sein mögen; denn auch sie hatten eine Vielheit von Poleis und konnten vergleichend verfahren; es konnte sich objektiver, politischer und handelspolitischer Geist entbinden und zu wissenschaftlicher Darstellung drängen, wofern nicht aus Klugheitsgründen von oben Stillschweigen erzwungen wurde, was wir uns für Karthago am ehesten vorstellen könnten.

Die Griechen „sehen"

Ganz sicher aber haben nun die Griechen ein Auge, womit sie die Welt um sich herum als ein Panorama schauen, und objektiven Geist, und das nicht nur für ihr Volkstum, sondern sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

führen die Feder für alle Völker. Sie erst können etwas sehen und sich dafür interessieren, ohne es zu besitzen oder auch nur zu begehren; und da sie in lauter einzelne Poleis und diese wieder in Parteien zerfallen, kennen und schildern sie auch einander. Die unparteiische Beschauung fremder Völker und vergangener Zeiten bildet aber einen ewigen Ruhmestitel für sie; denn seit ihnen und durch sie sind alle Kulturvölker genötigt, von allen Völkern und Zeiten Notiz zu nehmen; dieses Allinteresse verdanken wir nur ihnen; wir können uns nicht denken, wie es gekommen wäre, wenn sie nicht mit ihrer Denkart die Römer angesteckt hätten.

Ihre Inexaktheit

Und doch ist der größte Feind der genauen historischen Wissenschaft bei den Griechen nicht der Mythus, denn diesen würde man bemeistert haben, sondern ihre unverbesserliche Ungenauigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Exakte. Ihre Objektivität bezieht sich im ganzen nicht auf sachlich genaue Ergründung irgendeines Tatbestandes, sondern auf dessen innere Bedeutsamkeit, seinen allgemein menschlichen oder volkstümlichen Gehalt, welche möglichst sprechend hervortreten sollen. Welche Abweichungen man sich in der Tragödie in den Schicksalen und Charakteren der einzelnen Personen gefallen ließ, haben wir früher gesehen. Für die Geschichte ist vor allem wichtig, daß die Ereignisse und die traditionellen Auffassungen der Persönlichkeiten von der dorischen Wanderung an die längste Zeit nur mündlich überliefert wurden. So wurden gemäß der typisch-mythischen Anschauung der Dinge aus den geschichtlichen Ereignissen von selbst Mythen. Schon hier ergibt sich ein Hauptunterschied zwischen Herodot, der so vorwiegend aus mündlichen Erzählungen Dritter, ja Zehnter schöpft, und Thukydides, dessen Quelle Akten und mündliche Erzählungen von unmittelbar Wissenden, d. h. Augenzeugen, sind.

Ihre Typologie

Wenn wir durch unsere Schulung auf das Exakte angewiesen sind und außerhalb desselben kein Heil sehen, so schauen die Griechen dafür Typen, und der Ausdruck für den Typus ist

Die Anekdote

die Anekdote, die im ganzen immer wahr ist und doch kein einziges Mal wahr gewesen ist. In diesem Sinne bleibt z. B. das erste Buch Herodots ewig wahr, obschon gewiß nicht viel davon übrigbliebe, wenn man das Typische abzöge.

und deren kritische Beurteilung

Die neuere Kritik hat manches von diesen Anekdoten, oft mit leichter Mühe, schon durch Nachweisung von Anachronismen, anderweitigem Vorkommen usw. beseitigt, und doch wird man z. B. bei Plutarch nie mit allem aufräumen können, noch auch wollen. Aber nun hat sie es neben den spontanen charakteristisch-typischen Geschichten auch mit der absichtlichen literarisch erarbeiteten Erdichtung, der geflissentlichen Erfindung zu tun gehabt, die sie als die Unart ganzer Schulen hat nachweisen können. Mit Pythagoras wird geradezu alles und jegliches aufs gewaltsamste in Verbindung gebracht: Numa so gut als Zaleukos, der sein Schüler gewesen sein soll; ja, als die Demokraten von Sybaris die Auslieferung der vor ihnen nach Kroton Geflüchteten unter Kriegsdrohung verlangten, muß er das Volk von Kroton zur Rettung der Schutzflehenden bewogen haben. Wer vollends den Komikern in die Hände fiel, wie Euripides, der wurde samt Eltern und Großeltern zum Märchen. Ferner herrscht das Anekdotische in der ganzen Lebensgeschichte Platos, sowohl bei Diogenes von Laerte als bei den übrigen Biographen. Selbst die wahren Tatsachen werden mit Gesprächen, Umständen und Witzen referiert, welche das größte Mißtrauen rege machen, so daß schließlich fast jeder Punkt im Leben des Philosophen bestritten ist, und mit Hippokrates steht es ähnlich. Hierher gehört auch die Ausmalung der verschiedenen Arten, wie Tyrannen herrschten und gestürzt wurden, und überhaupt aller Verschwörungsgeschichten.

Bewußte Erfindungen

Überhaupt scheint die Vulgata des Perserkrieges, wie sie schon Herodot vorfand, besonders was die odysseischen Listen des Themistokles und sein angebliches Zusammenwirken mit Aristides betrifft, zurechtgemacht. Auch das böse Ende der drei Ankläger des Sokrates, denen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihre Mitbürger eine solche Verachtung bezeugt haben sollen, daß sie sich schließlich erhängten, wird so erzählt worden sein, wie man es ihnen gegönnt haben würde. Auch der Reiselügner ist hier noch Erwähnung zu tun. Die Erdichtung erfolgte bei ihnen in doppelter Richtung, indem erstens übertriebene und wunderbare Dinge, die im Orient sein sollten, frei ersonnen und zweitens griechische Mythen mitgenommen und hinverpflanzt wurden. Letzteres wagten besonders die Begleiter Alexanders, um ihm zu schmeicheln. Dieselben verlegten z. B. den Kaukasus aus dem Norden nach dem östlichen Meer, indem sie gewisse indische Berge Kaukasus nannten, und zeigten dem König in den Parapamisaden eine heilige Höhle als das Gefängnis, woraus Herakles den Prometheus befreit habe. Alexander sollte damit, weil er gleich weit gelangt sei, dem Herakles verglichen werden.

Dokumentenfälschung

Und nun offenbart sich eine eigentliche Fälschernatur der Hellenen besonders auch im Unterschieben von Dokumenten. Es ist höchst charakteristisch, daß gleich der erste Brief, der in der späteren Trojasage vorkommt, eine Fälschung ist. Und auch um die Geschlechtstafeln und Urkunden stand es manchmal nicht besser: der alte ionische Geschichtsschreiber Akusilaos war, so wie man ihn später besaß, ein notorisches Falsum (νοθεύεται). Er sollte seine Genealogien aus ehernen Schreibtafeln zusammengestellt haben, die sein Vater durch Ausgrabung gefunden. Auch Gesetze und Volksbeschlüsse wurden leichthin fingiert; letztere verraten sich dann etwa durch geschwätzige Motivierung, wie der der Athener zu Ehren des Hippokrates.

Schwierigkeit des kritischen Forschens

Nehmen wir zu diesem allen noch das Gegenbild des Fälschens, nämlich das Unterschlagen des Vorhandenen, so erhalten wir eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, die dem kritischen Forscher überall begegneten. Wer das Wahre suchte, wie Thukydides, mußte erstens Wahrheit von Poesie und zweitens Wahrheit von Fälschung auf Schritt und Tritt scheiden. Und schließlich ist das seit längerer Zeit Vergangene dann doch nie die starke Seite der griechischen Historiographie gewesen, sondern durch die Darstellung des Zeitgenössischen oder noch nicht lange Vergangenen wurde sie groß.

Orts- und Länderkunde

Historie (Erkundung) im griechischen Sinne enthält nun neben der Geschichte Orts- und Länderkunde, ja Geschichte nach Ländern. Die Griechen sind spät dazu gekommen, aber dafür ist ihre Geschichtsschreibung auch so gesund als möglich entstanden. Ihre Basis war die Topographie des einzelnen Ortes oder Landes, die Ortsmythen, lokale Antiquitäten, Erinnerungen aller Art, wofür das Verzeichnis der olympischen Sieger, das (freilich notorisch aus der Erinnerung ergänzte) der spartanischen Könige, die der Prytanen von Korinth, der Archonten von Athen, der Priesterinnen von Argos und ähnliches der Art, das notwendigste chronologische Gerüst abgeben mochten. Erst nachdem man mit der Vaterstadt, dem einzelnen kleinen Staate, begonnen hatte, dessen Aufzeichnungen, wenn er solche besaß, eher wie Antiquitäten als wie Geschichte werden ausgesehen haben, ging man zur Geographie und Historiographie auch anderer Länder und dann zu der Verflechtung der Schicksale mehrerer Länder über; aber man entschloß sich schwer und langsam, zumal zur Erzählung der nächsten Vergangenheit; auch brachte erst der Perserkrieg Ereignisse, die an Gesamtbedeutung für die Nation den mythischen gleichstanden, welche bisher alles Interesse auf sich gezogen hatten.

Wichtigkeit Milets

Ihren Anfang aber hat die hellenische Historiographie in Ionien gehabt, und zwar in Milet, welches überhaupt statt Athens die Lehrerin der Völker geworden wäre, wenn nicht die Knechtung durch die persische Übermacht der geistigen Entwicklung ein gewaltsames Ziel gesetzt hätte. Von

Kadmos

dieser Stadt gab es schon um 540 v. Chr. eine in Prosa verfaßte Gründungsgeschichte (κτίσις), die auch von dem übrigen Ionien handelte und einem Kadmos zugeschrieben wurde. Bereits um

Hekatäos

502 aber, beim Beginn des ionischen Aufstandes, war hier Hekatäos ein Mann von Ansehen, der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein bald *Historien*, bald *Genealogien* benanntes Geschichtswerk mit dem Satze beginnen durfte: *Also spricht Hekatäos von Milet: Ich schreibe dies so, wie es mir als wahr erscheint, denn die Erzählungen der Hellenen sind mannigfaltig und albern, wie mir vorkommt.* Er ging hier auf die Stammsagen der Griechen ein und besonders auch auf die Stammbäume, und muß daneben auch manche Ereignisse der geschichtlichen Zeit erzählt haben. Außer den Genealogien gab es von Hekatäos aber auch eine *Fahrt um die Welt* (γῆς περίοδος), worin von dem vielgereisten und auf alle diejenigen Länder, mit welchen Griechen in Verbindung traten, aufmerksamen Mann Europa und Asien in zwei Büchern behandelt waren. Seine Kenntnisse reichten von den Säulen des Herakles bis zum Indus, und seine Länderschilderungen waren umständlicher als die Herodots und bezogen sich auch auf die Länder, die dieser nicht kannte.

Die übrigen Logographen

Charon von Lampsakos verfuhr in der Art des Hekatäos. Auch er schrieb zwar Jahrbücher (ὧροι) seiner Vaterstadt, daneben aber beschäftigte ihn die Völkerkunde des Orients: er verfaßte einzelne Werke über Persien, Libyen, Äthiopien und war als Erzähler des Perserkrieges der Vorgänger Herodots. Ebenfalls von persischer Geschichte hatten schon früher die Werke des Dionysios von Milet gehandelt, erst zur Zeit der Perserkriege dagegen verfaßte Hippys von Rhegion als der erste eine Geschichte Siziliens, worin auch eine Darstellung der Besiedelung Italiens vorkam. Bis gegen den Peloponnesischen Krieg hin scheint ferner Xanthos, der Lyder, gelebt zu haben, der Verfasser eines auch geographisch und ethnographisch wichtigen Werkes über Lydien, das laut den Fragmenten treffliche Kunde gegeben haben muß. Dessen Zeitgenosse, der noch zu Anfang des Peloponnesischen Krieges lebte, der erste historische Gelehrte, Hellanikos von Mitylene, endlich vertrat alle möglichen Gattungen. Er schrieb außer über seine äolisch-lesbische Heimat und über Attika auch ein Werk über das persische Reich und gab in seinen Schriften, wenn auch in kurzer Form, eine Zeitgeschichte, deren Inhalt die Ereignisse zwischen dem Persischen und dem Peloponnesischen Kriege waren.

Dies sind die Logographen, wie man Herodots Vorgänger gewöhnlich nennt, zu denen man noch seiner ethnographischen Schriften wegen den (freilich etwas jüngeren) Demokrit und diesen oder jenen früheren Philosophen rechnen könnte. Während die großen Tragiker den Mythus auf ihre Weise in die Kur nehmen, sammeln sie ihn noch einmal stofflich und bringen ihn auch wohl (durch Genealogien und Chronologie) in ein System oder doch in einen größeren Zusammenhang; daneben aber erzählen sie die Lokalgeschichte oder Lokalsage ihrer Polis, berichten die Zeitgeschichte und entdecken Geographie und Geschichte des Orients, d. h. das begabte Volk κατ' ἐξοχήν, beginnt Buch zu führen über die Welt überhaupt und hat dabei kein anderes *Prinzip*, als das des Interessanten.

Freiwilligkeit der Leistung

Das Verdienst dieser Geschichtsschreibung aber wäre nicht bloß nach deren absolutem Wert (nach Inhalt und Tiefe) und namentlich nicht bloß nach dem relativen Wert für unsere Kuriosität zu beurteilen, sondern wesentlich nach der völligen Freiwilligkeit der Leistung. Wir möchten nun gerne wissen, ob die Städte jemals ihre Logographen honorierten und etwa als Stadthistoriker anstellten, ob sie Reisende beauftragten und unterstützten, und ob es in ihnen Käufer für die Bücher gab, oder ob die Forscher, wie die meisten Philosophen, in freiwilliger Armut lebten. Nach unserem Eindruck geschah fast alles spontan, und die Tätigkeit muß eine wesentlich aufopfernde gewesen sein.

Die Kosmographen

Dasselbe wird aber auch für die Kosmographen des IV. Jahrhunderts, die Fortsetzer von Anaximanders, Hekatäos' und Demokrits Forschung, gelten. Auch sie hatten noch damit zu tun, die stärksten Wahnvorstellungen, die sich allmählich festgesetzt hatten, zu beseitigen, und so hat die systematische Geographie auch einem Eudoxos, Dikäarch und Ephoros vieles zu verdanken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pytheas von Massalia

Am meisten interessiert uns aber Pytheas von Massalia, von dessen Persönlichkeit und Lage wir gar zu gerne Näheres wüßten. Er reiste nach 340 v. Chr., etwa zu derselben Zeit, da Alexander, in seiner Art auch ein großer Entdecker, die Welt eroberte, und man kann sich denken, daß so in den nämlichen Jahren Griechen zum ersten Male nach Thule und an den Indus gelangten. Seine Fahrt ging von Gades um Spanien herum und an der Küste von Frankreich vorbei nach Britannien, wo er das Zinnland besucht zu haben scheint, und dann bis sechs Tagefahrten nördlich von Britannien, bis nach dem genannten Thule, welches am ehesten irgendein Shetlandseiland ist. Er bestimmte die Lage des Bernsteinlandes und ist der erste und einzige Zeuge für die Unterscheidung von Skythen und Kelten an der Nordsee, während er von Germanen noch nichts weiß. In seiner Schrift, welche den Titel *Über den Ozean* führte, brachte er zuerst den Mond in Beziehung zu Ebbe und Flut und maß auch Fluthöhen.

Inzwischen war nunmehr die Zeit eine literarische geworden, und für die Vielen begann jetzt das Vorlesen. Da kam und las in Athen und vielleicht auch in Olympia: Herodot.

Herodot

Sein Leben

Von Herodots äußeren Schicksalen erfahren wir, daß er 484 zu Halikarnaß geboren wurde und in seinen Jünglingsjahren lange in Samos lebte. Später half er seine Heimat von Lygdamis befreien, fand aber vielen Verdruß und zog wahrscheinlich zunächst nach Athen. Von hier aus beteiligte er sich irgendeinmal an der Kolonisation von Thurioi, und an diesem Orte scheint er sowohl die Hauptsache an seinem Werke geschrieben zu haben, als vor dem völligen Abschlusse desselben — denn es schließt zufällig und wie unvollendet — noch vor der zweiten Hälfte des Peloponnesischen Krieges gestorben zu sein. Seine große Weltkenntnis förderten die Reisen, die er in seinen früheren Jahren bis Elephantine in Ägypten, nach Kyrene, Phönizien, Babylon, dem kimmerischen Bosporus, dem Skythenland und Kolchis unternahm; ob er nach Persien kam, ist fraglich. Von ihm meldet nun wirklich eine alte Nachricht, daß er auf seine Vorlesungen in Athen hin aus der attischen Staatskasse ein Geschenk von zehn Talenten empfangen habe.

Zweck seines Werks

Mit einer Kraft, die nur von seinem reinen Forschungstrieb stammen konnte, ging Herodot an seine große Aufgabe, die darin bestand, den Gegensatz zwischen Griechenland und Asien mit seinem großen Ausgange im Perserkrieg darzustellen. Daß sein Werk daneben die Tendenz gehabt habe, eine Weltanschauung zu predigen, deren Inhalt die Anschauung der Wandelbarkeit des Irdischen, der Neid der Götter, die Verwerfung der maßverachtenden Hybris usw. war, scheint uns nicht ganz wahrscheinlich. Uns scheint der einzige Zweck, den er bei seiner Darstellung des kolossalen, die verschiedensten Nationen in Konnex bringenden Konfliktes verfolgte, der in seiner Einleitung proklamierte gewesen zu sein: *damit nicht große und wunderbare Taten, die teils von Hellenen, teils von Barbaren getan worden sind, der Vergessenheit anheimfallen.* Dies ist ein Gedanke, der keinem Ägypter oder Juden hätte kommen können.

Herod. I, 1

Komposition

Die Komposition ist episodisch bis zum VII. Buche; von der Schlacht bei Marathon an oder doch bald hernach folgen die Ereignisse sich ununterbrochen. Er läßt jedes Land da, wo es in den Zusammenhang der Ereignisse eintritt, seine Geschichte, bald höchst umständlich (Ägyptern), bald nur quantum satis erzählen.

Verwendung mündlicher Erzählungen

Seine große Frische stammt gutenteils daher, daß er mündliche Erzählungen aufzeichnet, ja sein meistes Erzählen ist der Art a priori mündlich, daß das Entlehnen aus schriftlichen Erzählungen daneben sofort als tot und langweilig erscheinen würde. Natürlich ist dabei das wenigste exakt, das meiste schon von selber typisch aufgefaßt. Nur schon im ersten Buch wimmelt es von solchen Geschichten, die, obwohl er sie als glaubwürdige Geschichte gibt, vollständig den Charakter der Novelle haben; es ist keine darunter, für die wir ihm nicht innig dankbar wären. Die Geschichte vom Tode des Kambyses geht orientalisch etwa bis zu den abgeschnittenen Ohren des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herod. III, 70ff.

Pseudosmerdis fort; *von da an* ist es eine völlig hellenisierte Novelle, vielleicht aus zehnter griechischer Hand. Zum Schönsten aber gehört doch immer die Anlage und Durchführung des ersten Buches, welches völlig mündlich und noch ganz wie ein Epos lautet.

Seine Gespräche

Eine Menge Gründe und Motive, nicht, wie die Betreffenden sie hatten, aber wie sie sie gehabt haben könnten, und außerdem seine eigenen allgemeinen Gedanken legt Herodot in den von ihm selbst fingierten Gesprächen nieder, während er anderseits noch gar keine Volksreden bringt. Dieser Art sind außer den Reden Solons bei Krösos die meisten Reden und Gespräche des Xerxes mit seinen Großen (VII, 8 ff., 45 ff.).

Pragmatische Darstellung

Vollendet reif in Komposition und Darstellung ist dann am Ende des V. und Anfang des VI. Buches die Geschichte des ionischen Aufstandes. Ganz meisterlich, indem Herodot es dem Leser nicht aufdrängt, sondern nur fein andeutet, ist die Wendung der Dinge in die Ionier selbst

Herod. V, 49

und ihren Charakter verlegt. Schon Aristagoras mit seiner Welttafel als (zuletzt sehr zudringlicher) ionischer Schwindler ist eine überaus sprechende Gestalt; wenn man aber die Insubordination der Griechen betrachtet, wie sie sich vor der Schlacht bei Lade darstellt, ist die moralische Kausalität mit Händen zu greifen. Wenn eine Darstellung, die auf den Nachweis des inneren, ursächlichen Zusammenhangs ausgeht, pragmatisch ist, so handhabt hier Herodot das Pragmatische schon mit dem größten Genie.

Seine Objektivität

Über seine Objektivität haben wir von ihm das sein Verfahren im allgemeinen kennzeichnende Wort: *Ich habe die Pflicht zu erzählen, was erzählt wird, es zu glauben bin ich nicht durchweg*

Herod. VII, 152

verpflichtet, und diese Erklärung soll für meine ganze Darstellung gelten. Auch scheidet er genau die Autopsie vom Hörensagen und gibt den Grad der Gewißheit an, indem er etwa sagt: *Soweit*

Herod. II, 99

geht meine Anschauung, meine eigene Meinung und meine Forschung, im Ferneren werde ich die ägyptischen Erzählungen, wie ich sie gehört, berichten, doch ist etwas von eigener Anschauung auch hierbei. Man möge daneben halten, wie die Geschichtsschreiber anderer Völker eine Sache nur entweder gar nicht oder apodiktisch zu sagen imstande sind, und man wird den enormen Fortschritt inne werden, der hier von den Griechen getan ist.

Verstehen des Fremden

Beim festesten Bewußtsein seines Wertes als Griechen, welches deutlich durchblickt, hat er doch gar keinen Dünkel gegen die Barbaren; er respektiert nicht nur deren Macht und alte Kultur (womit ohnehin indirekt der Sieg der Griechen über Persien im Werte steigt), sondern es freut ihn überhaupt, wenn er feste Lebensformen (Nomoi) antrifft, mögen diese an sich mehr oder minder lobenswert sein.

und vor allem fremder Religionen

Höchst bedeutend ist sein Verständnis fremder Religionen. Hierbei muß ihm freilich das griechische Bewußtsein (durch uralte Göttermischung und die von den Kolonien herstammende Kenntnis einer Menge von Barbarenkulten) längst vorgearbeitet haben; da er aber der erste ist, der in diesem Sinne spricht, so ist er für uns der Gründer der vergleichenden Religions- und Dogmengeschichte. Der Grieche ahnt und sucht, wenn auch nicht immer mit sonderlicher Kritik, Affinitäten und Identitäten fremder Götter mit den seinigen und forscht endlich innerhalb der

Herod. I, 105

Fremdenreligion eines nach dem anderen aus. Er hat keinen Abscheu gegen das Fremde; es interessiert ihn, daß die Uranientempel auf Kypern und Kythera Ableger des uralten Tempels

Religionsgeschichte

von Askalon sind u. dgl., und dabei geht ihm die große Anschauung eines zeitlichen Entstehens, Wachsens und Sichänderns der Religionen auf. Er glaubt zu wissen, daß die hellenischen Götternamen aus der Fremde stammen, und daß die Pelasger, welche die Götter erst nur namenlos verehrten, diese Namen erst allmählich erfuhren, am spätesten den des Dionysos. Von Beinamen,

Herod. II, 53

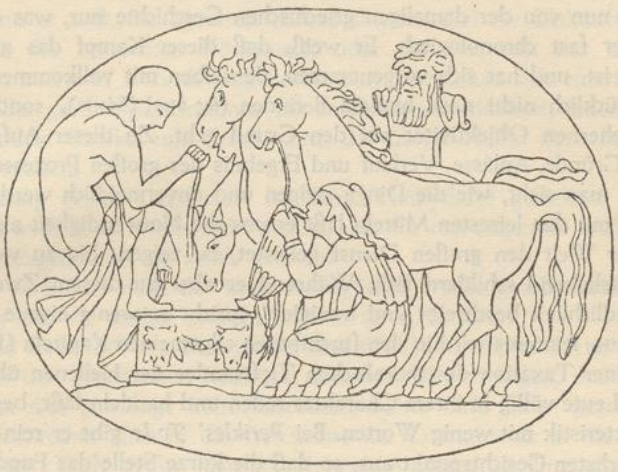
Ehren, Verrichtungen und Aussehen der Götter aber samt der Theogonie sagt er, daß sie vollends erst von Homer und Hesiod stammten; *denn die angeblichen früheren Dichter halte ich für später.*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie die Namen, leitet er auch (dies vielleicht in hohem Grade richtig) feierliche Kulthandlungen (Festversammlungen, Prozessionen, Bittgänge) von den Ägyptern her, bei denen die Griechen sie gelernt; in Ägypten seien sie uralt, bei den Hellenen aber viel später eingeführt. Dies alles hindert ihn aber durchaus nicht an großer Pietät für die Götter und für heimische wie fremde Weihen und Kulte, für die samothrakischen wie für die ägyptischen; er will von ihnen ausdrücklich nur sagen, was alle Menschen wissen, und nur, soweit der Zusammenhang ihn dazu nötige. *Herod. II, 58*

Von seinen Resultaten könnte im einzelnen alles falsch sein, und dennoch bliebe ihm seine hohe Bedeutung als Gründer einer objektiven Religionsbetrachtung.

Auch in der Weltkunde, worin ihm freilich die Ionier viel vorgearbeitet hatten, ist Herodot für uns der ausgesprochenste Vertreter der Griechen, welche, obwohl sich deutlich von den



Pelops tränkt seine Pferde (Von einer Kamee)

Barbaren geschieden wissend, sich doch mit der ganzen Welt verwandt und auch durch ihren Mythus verflochten fühlen, wie ja auch gerade sie Heroen und Götter haben, welche in anderen Ländern reisen. — Seine Anschauung, daß die Ränder das beste an der Welt seien, und daß Hellas mit seinen herrlich temperierten Jahreszeiten und ebenso Indien und Äthiopien mit ihrer gewaltigen Tierwelt und Fruchtbarkeit dahin gehören, ist im Hinblick auf das dürre Persien und Arabien nicht so unverzeihlich.

Schon gingen andere weiter, zumal diejenige Quelle, aus welcher Thukydides seine erstaunliche Ethnographie von Sizilien schöpfte. Sie ist das Höchste, was an Aufzählung und richtiger Schichtung von Völkerbestandteilen im Altertum geleistet worden ist. *Thukydides' sizilische Quelle VI, 2 ff.*

Von Thukydides wissen wir das Geburtsjahr nicht und vom Todesjahre nur, daß es in die Zeit nach der Wiederherstellung Athens fällt. Aus angesehenem attischem Hause hervorgegangen und mit einer reichen Frau verheiratet, verwandte er, wie sein Biograph Marcellinus sagt, seine Mittel zu Forschungen über die Geschichte des großen Krieges, den er sich zu erzählen vorgenommen, und dessen Bedeutung er schon vor dem Ausbruche geahnt hatte. Er ließ es sich zu diesem Zweck z. B. viel Geld kosten, nicht nur von athenischen, sondern auch spartanischen und anderen Soldaten die nötigen Aussagen zu erhalten, und ermittelte vermöge dieser Verhöre *Seine Forschungsmethode*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von Leuten beider Parteien aus der Übereinstimmung der Mehrern die Wahrheit. Seiner Bildung nach gehörte er zu den höchsten Kreisen Athens: als Philosoph war er Anaxagoreer und in der Redekunst Schüler Antiphons, doch sollen auch Gorgias und Prodikos stark auf ihn eingewirkt haben. Ein Kommando, das er 423 an der thrakischen führte, und wobei er das Unglück hatte, daß Brasidas ihm mit der Einnahme von Amphipolis zuvorkam, wurde, trotzdem daß er bei dieser Gelegenheit Eïon hatte retten können, die Veranlassung seiner Verbannung aus Athen *wegen Verrates*. Er hielt sich von da an großenteils in Skapte-Hyle, wo er infolge seiner Heirat Goldbergwerke besaß, aber auch an anderen Orten auf; nach Beendigung des Krieges konnte er zwar in die Heimat zurückkehren, soll aber hier nach wenigen Jahren gestorben sein, ohne sein Werk vollenden zu können, dessen Gesamtausarbeitung übrigens erst in das letzte Jahrzehnt seines Lebens fallen dürfte.

Sein Leben

Sein Werk

Thukydides gibt nun von der damaligen griechischen Geschichte nur, was den großen Kampf berührt, dieses aber fast chronologisch. Er weiß, daß dieser Kampf das größte Ereignis seit Menschengedenken ist, und hat sich vorgenommen, denselben mit vollkommener Wahrheitsliebe zu schildern, ausdrücklich nicht nach bloßem Befinden (ὡς ἐμοὶ ἐδόκει), sondern indem er den Dingen mit einer ehernen Objektivität auf den Grund geht. Zu dieser Aufgabe bringt er die Fähigkeit mit: für Gründe, Anlässe, Verlauf und Ergebnis des großen Prozesses hat er den allerweitesten Ausblick: man sieht, wie die Dinge steigen und unvermeidlich werden; ohne aufdringliche Bemerkungen, mit den leisesten Mitteln läßt er uns die Notwendigkeit als solche empfinden. So hat er denn der Welt den großen Dienst geleistet, zu zeigen, bis zu welchem Grade eine Krisis sich wahrheitsliebend schildern läßt. Während er aber zu diesem Zwecke die Tatsachen mit großer Umständlichkeit beschreibt und motiviert, spricht er wenig eigene Meinung oder gar moralisches Urteil aus; letzteres wird in den furchtbaren allgemeinen Kapiteln (III, 82f.) absolviert, wo er einmal zu einer Taxation des moralischen Tiefstandes der Hellenen übergeht.

Thukyd. I, 22

Zurücktreten der eigenen Meinung

Während er die Leute völlig in ihrem Charakter reden und handeln läßt, begnügt er sich in der eigentlichen Charakteristik mit wenig Worten. Bei *Perikles' Tode* gibt er rein nur das Politische, dieses aber vom höchsten Gesichtspunkt aus, so daß die kurze Stelle das Fundament des ganzen seitherigen Urteils geblieben ist, und vermeidet selbst hier auf das strengste alle weiteren Personalien, und ähnlich sparsam ist er überall. Ob das ausgezeichnete *Lob des Brasidas* reine, hohe Objektivität ist, oder ob es ihm wohltut, in seinem eigenen Kommando einem großen Manne gegenübergestanden zu haben, dürfte sich freilich fragen lassen.

Thukyd. II, 65

Thukyd. IV, 81

Subsumption unter Gesamtbeobachtungen

Der eigentliche, große Fortschritt aber über Herodot und alle früheren Griechen und alle alten Nationen hinaus liegt in der Subsumption der Ereignisse oder Phänomene unter allgemeine Gesamtbeobachtungen. Jedenfalls kommt die allgemeine politische Reife Athens in ihm zum Worte, und für uns ist er der Vater des kulturhistorischen Urteils, d. h. derjenigen Weise die Dinge zu betrachten, hinter die die Welt nun einmal nicht mehr zurück darf. Mag er nun auch im einzelnen häufig irren, so ist er doch für alle Zeiten der große Bahnbrecher.

Einleitung von Buch I

Für diese subsumierende Behandlung ist von allerhöchster Bedeutung und auf alle Weise eine große Neuerung die Einleitung des ersten Buches mit ihrer als Konstruktion gegebenen älteren Geschichte der Hellenen. Indem er mit der Frage nach den Ursachen des häufigen Wohnungswechsels beginnt, findet er diese in der Notwendigkeit, vor einer Überzahl zu weichen, und in der Leichtigkeit des Entschlusses, bei mangelndem Handel, dürftigem Ackerbau, unbefestigten Orten und leichter Möglichkeit, die tägliche Notdurft zu befriedigen. Er erkennt, daß der beste Boden (Thessalien, Böotien, der Peloponnes außer Arkadien) die meisten Wanderungen über sich mußte ergehen lassen, indem sich hier, sobald einige zu größerem Besitz und Einfluß gelangten,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

innere Zwistigkeiten erhoben, woran man zugrunde ging, und zugleich auch Leute anderen Stammes solchen Bevölkerungen mehr nachstellten; Attika dagegen wegen seines mageren Bodens blieb von Unruhen meist frei und behielt dieselbe Bevölkerung. So dient zum Beweis, daß die griechischen Länder wegen der Wanderungen nicht gleichmäßig emporkamen, gerade das schnelle und starke Wachsen des davon nicht mitgenommenen Athen. Es wird die Beobachtung mitgeteilt, daß die neuen, seit der Entwicklung des Seewesens gebauten Städte am Meere oder auf Isthmen, die älteren des damaligen Seeraubes wegen landeinwärts, entfernt vom Meer angelegt worden seien. Die allgemeinen Phänomene hat er richtig: die Gründung von Poleis durch Ausgetriebene aus anderen Poleis, auch die Verbreitung eines kleinen ausgetriebenen Volkes, das an neuer Stelle zu einem herrschenden wird, wie dies mit den aus dem thessalischen Arne ausgetriebenen Böotern der Fall war. Und auch für das Weitere, nach der dorischen Wanderung, hat er merkwürdige Blicke, wenn er z. B. die Tyrannis daraus ableitet, daß die Einkünfte größer geworden seien als zur Zeit des heroischen Königtums, oder die Seemacht der hellenischen Staaten zusammen mit dem zuerst in Korinth aufgekommenen Trierenbau sich entwickeln läßt oder auf die Schwierigkeit aller großen gemeinsamen Unternehmungen hinweist, indem in der alten Zeit nur der Krieg zwischen Chalkis und Eretria auch das übrige Hellas dazu brachte, sich in zwei große Parteien zu spalten.

Gegenwartsschilderungen

Für die Schilderung seiner Gegenwart ist dann Thukydides geradezu der Anfänger und Vollender, wenn er auch leider vieles nicht meldet, was für uns ungemein wichtig wäre, sich aber für ihn und seine Zeitgenossen von selber versteht.

Schließlich möge auch hier noch der nach vorzüglicher Quelle gearbeiteten Ethnographie von Sizilien am Anfang des VI. Buches gedacht werden (s. o. S. 254).

Xenophons Hellenika

Persönlichkeit und Entschluß des Thukydides sind offenbar exzeptionell; er erhöht mit Herodot zusammen plötzlich den allgemeinen Maßstab, und wir können sagen, daß die beiden großen Historiker schon an sich gewaltige kulturhistorische Fakta sind. Ihnen gegenüber scheinen die späteren Geschichtsschreiber eher in die Geschichte der Literatur als in die allgemeine Kulturgeschichte zu gehören; doch müßte man für Xenophon eine Ausnahme machen, wäre es nur wegen der zwei ersten Bücher der *Hellenika*, worin die letzten Zeiten des Peloponnesischen Krieges und die Zeit der dreißig Tyrannen so ergreifend und reich dargestellt sind, daß man schon an Benutzung thukydideischer *Materialien* hat denken können. Von diesen gewaltig und herrlich geschriebenen Partien stechen dann freilich die späteren Teile stark ab. Vom dritten Buche an hat man es mit bloßen Annalen der spartanischen Macht oder mit einem Journal des spartanischen Hauptquartiers zu tun; für das Aufkommen Thebens hat Xenophon so wenig Sinn, daß er selbst die Namen der zwei großen Thebaner fast bis ans Ende verschweigt, wo es ihn förmlich würgt, sie doch nennen zu müssen, und ebenso die ganze Herstellung von Messene und Arkadien übergeht.

Memorabilien, Kyropädie und Anabasis

Die *Memorabilien* und die übrigen sokratischen Schriften Xenophons geben, woran wir beiläufig erinnern wollen, nach unserer Ansicht neben einigen Partien Platos das treuste Bild vom wirklichen Wesen des Weisen. Einen großen Schritt seitwärts tut der Autor mit der *Kyropädie*, indem er eine geschichtliche Grundlage zu einem freien Tendenzbild benützt. Kyros ist hier das Ideal eines nach sokratischen Begriffen gebildeten Monarchen, nach den Vorstellungen eines Hellenen, wie der der attischen Demokratie feindlich gesinnte und zum Dorismus hinneigende Xenophon war, gerade wie dessen Ideal eines Feldherrn Agesilaos ist; bei der scheinbar völligen Naivität erinnert nichts an eine Kunstabsicht. Unter den ganz großen Leistungen Xenophons dagegen wird immer das Vorbild von Cäsars Kommentarien, die *Anabasis*, genannt werden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

müssen. In diesem nach offenbar unmittelbaren und guten Aufzeichnungen vielleicht zwanzig Jahre nach dem Zuge des jüngeren Kyros redigierten Werke, worin der Autor von sich selbst beständig in der dritten Person spricht, wird mit herodoteischem Geiste eine unbeschreibliche Reihe von Bildern vor uns entrollt. Dabei ist das Werk schmucklos, ohne alle gesuchte Beredsamkeit; die Wirkung wird völlig dem Geschehenen überlassen. Für die vollendete Objektivität ist mit Recht u. a. die Erzählung vom Morde der Feldherrn berühmt. Man fragt sich, ob vor Xenophon irgend etwas von diesem Wert an Gegenstand und Darstellung zugleich vorhanden war.

Xen. Anab. II, 5

Die späteren Historiker

Uber alle folgenden Autoren fassen wir uns hier kurz. Wir würden sonst zunächst von den Isokratesschülern Ephoros und Theopomp zu sprechen haben, von denen jener in dreißig Büchern die Taten der Hellenen und Barbaren von der Rückkehr der Herakliden bis zu Philipps Belagerung von Perinth darstellte, dieser in seinen zwölf Büchern Hellenika (parallel mit Xenophons ersten Büchern) den Thukydides bis zur Schlacht bei Knidos fortsetzte, in den 58 Büchern Philippika aber die Geschichte Griechenlands im philippischen Zeitalter gab. Ferner würde Kalisthenes zu nennen sein, der außer seinen hellenischen Geschichten, worin er die Ereignisse vom Antalkidasfrieden bis zum Heiligen Krieg mitteilte, eine Darstellung von Alexanders Zug schrieb, den er bekanntlich zu seinem Unglück mitgemacht hat, und ebenso Duris von Samos, der in seinen Historien bis zum Tode des Lysimachos kam. Sie alle sind verloren; aber aus den erhaltenen Notizen über sie, aus den Fragmenten und aus den Autoren, welche sie ausschreiben, ersehen wir, welch eine unendliche Tätigkeit in die Geschichtsforschung gekommen war. Es müssen in dieser Literatur ganz herrliche Werke vorhanden gewesen sein; denken wir z. B. nur, welch hohe Idee wir von den letztgenannten Sikelioten durch Diodor erhalten, der ihnen die Kenntnis des schmerzenreichen Schicksals seiner schönen Insel verdankt. Der große Geschichtsschreiber des II. Jahrhunderts Polybios ist doch nicht rein aus dem hellenischen Wesen, sondern nur daher denkbar, daß inzwischen Rom aufgekommen war. Aber trotz allem macht, was wir von den historischen Leistungen dieser Zeiten hören, den Eindruck hoher Achtbarkeit; die Griechen haben einmal ihre Geschichte nicht mehr aus den Augen gelassen.

340 v. Chr.

281 v. Chr.

Polybios

Monographien von Gau- und Stadtgeschichten

Auch der Monographien über Gau- und Stadtgeschichten ist hier zu gedenken, worüber sich bei Grammatikern und Lexikographen so viele Notizen finden. Wir erinnern hier vor allem an die im III. Jahrhundert verfaßte *Atthis* des Philochoros, dessen Tätigkeit überhaupt eine erstaunlich vielseitige muß gewesen sein; aber schon gleichzeitig mit dem großen Alexander schrieb ein Bruder des Antigonos und Kamerad des Königs, Marsys von Pella, *Makedonika* in zehn Büchern, welche mit den frühesten Königen Makedoniens begannen und bis zu Alexanders Rückkehr aus Ägypten reichten, und ein gewisser Kriton aus Pieria verfaßte später *Pallenika*, eine Gründung von Syrakus, *Sikelika*, eine Beschreibung von Syrakus, *Persika* und ein Werk über *die Herrschaft der Makedonier*. Auch in der Geographie fängt die Monographie an, eine Rolle zu spielen: durch Beschreibungen (περιηγήσεις) von hellenischen Landschaften und Örtlichkeiten erwarben sich im II. Jahrhundert Polemon u. a. einen Namen.

Versuche einer Allgemeingeschichte

Im Gegensatz zu diesen Spezialschriften stehen dann die der Sammelhistoriker. Polybios stellte den verzettelten Einzelgeschichten (σποράδες πράξεις) der früheren Zeit die jetzige auf das Ganze gehende Historie (σωματοειδής) gegenüber, und in der augusteischen Zeit verfaßte *Diodor* aus Sizilien, kein großer Autor, aber ein solcher, dem, wie gesagt, gute Quellen zu Gebote standen, seine *historische Bibliothek* und *Nikolaos* von Damaskos seine *allgemeine* Geschichte: es waren die frühesten Universalhistorien.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verdienste der hellenischen Historiographie

Die Welt hat, sobald sie aus der Barberei heraus war, an die Geschichtsschreiber der Hellenen anknüpfen müssen und wird von ihnen nicht mehr loskommen. Während die sonstigen wissenschaftlichen Leistungen dieser Nation nur noch aus Pietätsinteresse berücksichtigt werden und wir das Material des Wissens nicht von den Griechen zu lernen brauchen, ist man hier an die griechische Forschung selbst und an ihre Resultate gebunden. Im übrigen aber macht die historische Wissenschaft der Griechen denselben Eindruck auf uns wie ihre sonstige Wissenschaft: den der Jugendlichkeit und des Erfrischenden. Wir fühlen bei ihnen die vollkommene Unabhängigkeit von allen Vorschriften und die Freude des Selbsterwerbens heraus. Bei ihnen ist immer freier Wille gewesen; darum sind sie Vorbilder für alle Zeiten geworden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ÜBER JAKOB BURCKHARDT

Mit dem großartigen Aufschwung der deutschen Geschichtswissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist aufs engste der Name des Schweizer Kunst- und Kulturhistorikers Jakob Burckhardt verbunden.

Burckhardt, am 25. Mai 1818 in Basel geboren, wandte sich nach anfänglichem theologischem Studium (1837—1839) in seiner Geburtsstadt unter De Wette und Hagenbach bald der Geschichte und der deutschen Literatur unter Wackernagel und Vischer zu. Im Bann der nach den Freiheitskriegen aufgeblühten deutschen Romantik ging er dann zu weiterem Studium dieser Disziplinen 1839—1841 nach Berlin und Bonn, wo Leopold von Ranke, Franz Kugler und Gottfried Kinkel besonderen Einfluß auf ihn ausübten. Nach Abschluß seiner Studien in die Schweiz zurückgekehrt, habilitierte er sich 1844 in Basel.

Zwei Reisen nach Italien und die auf ihnen gewonnenen Eindrücke bewirkten seine Abkehr von der romantischen zur klassischen Kunst und Geschichte. 1855 wurde er, nachdem er eine Reihe wertvoller Arbeiten auf dem Gebiete der Kultur- und Kunstgeschichte veröffentlicht hatte, als Professor an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich berufen, an dem auch Gottfried Semper (seit 1853) sowie später (seit 1866) Kinkel, den Karl Schurz nach dem Scheitern des badischen Aufstandes aus der Festung Spandau befreit hatte, und der Schwabe Johannes Scherr (seit 1860) lehrten. Zürich war damals der Sammelpunkt deutscher Revolutionäre: vor anderen seien noch genannt Richard Wagner und Georg Herwegh.

Von Burckhardts Veröffentlichungen bis zum Antritt seiner Lehrtätigkeit in Zürich seien die folgenden bedeutenderen hier genannt: *Die Kunstwerke der belgischen Städte* (Düsseldorf 1842), *Jakob von Hochstaden* (Bonn 1843), *Erzbischof Andreas von Krain und die letzte Konzilversammlung zu Basel, 1482—1484* (Basel 1853), *Die Zeit Constantins des Großen* (Leipzig 1853), worin er den geistigen Untergang der antiken Welt aus dem unaufhaltbaren inneren Zerfall des Heidentums herleitet. Schließlich wurde sein *Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens*, der 1855 als Ergebnis seiner Italienreisen erschien, ein willkommener Führer zum Verständnis und praktischen Genuß der Meisterwerke der italienischen bildenden Künste des Trecento bis Cinquecento.

1858 erhielt Burckhardt einen Ruf als Professor an die Universität zu Basel und gleichzeitig als Lehrer an das Baseler Pädagogium und hat beide Tätigkeiten bis zum Jahre 1893 ausgeübt.

1860 erschien sein Hauptwerk, die rasch berühmt gewordene *Kultur der Renaissance**. Sie zeigt in einem farbigen und figurenreichen Totalgemälde die Entstehung des modernen Staates und das Werden der Persönlichkeit des Uomo singulare. Sieben Jahre später folgte — im Rahmen einer neuen Auflage von Franz Kuglers *Handbuch der Kunstgeschichte* — die ergänzende *Geschichte der Renaissance in Italien* (Stuttgart 1867), kam aber über die Baukunst nicht hinaus, da Burckhardt sie nicht vollendete.

Von da ab schwieg der Schriftsteller Burckhardt und beschränkte sich auf seine einflußreichen akademischen Vorlesungen. Nach seinem Tode (1897) wurde der ungeheuere Reichtum dieses tiefanregenden Kulturhistorikers offenbar. Die Hauptwerke seines Nachlasses sind die hier mit gewissen Kürzungen vorliegende epochale *Griechische Kulturgeschichte* (in 4 Bänden herausgegeben von Jakob Oeri, Stuttgart 1898—1902 im Verlag von W. Spemann) und die *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* (herausgegeben von Jakob Oeri, ebenda 1905).

*Im Safari-Verlag nach der 2. Aufl. von 1869 (der Aufl. letzter Hand Burckhardts) in unverkürzter Form herausgegeben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es ist bekannt, wie Burckhardt grundlegend auf die Arbeiten seines Baseler Kollegen, des jungen Professors Friedrich Nietzsche, gewirkt hat. Seine Darstellung der Renaissance wiederum blieb nicht ohne Einfluß auf seinen großen Schweizer Landsmann Conrad Ferdinand Meyer und dessen lyrische und epische Schöpfungen aus der Zeit der Hochrenaissance.

Was nun seine hier vorliegende *Griechische Kulturgeschichte* insbesondere anbetrifft, so hat Burckhardt das unvergängliche Verdienst, an die Stelle einer neuhumanistischen Verklärung der griechischen Geschichte eine durchweg absolut reale Darstellung der vielfach wüsten und verworrenen Entwicklung des antiken Hellas gesetzt zu haben. Ohne den ewigen Werten des hellenischen Kunstschaffens und philosophischen Denkens etwas von ihrem Glanze zu nehmen, zeigte er doch rückhaltlos die Schwäche der agonalen Zerspaltung der Poleis, vor allem die traurige Form der athenischen Demokratie.

Folgende Thesen aus seiner Einleitung in seine Vorlesungen über *Griechische Kulturgeschichte*, die zum ersten Male in Basel im Sommersemester 1872 gelesen und von da an bis 1880 jeden zweiten Sommer vierstündig wiederholt wurden, mögen Burckhardts Auffassung weiter erläutern:

Unsere Aufgabe ist, die Geschichte der griechischen Denkweisen und Anschauungen zu geben und nach Erkenntnis der lebendigen Kräfte, der aufbauenden und zerstörenden, zu streben, welche im griechischen Leben tätig waren. Nicht erzählend, wohl aber geschichtlich, und zwar in erster Linie, insofern ihre Geschichte einen Teil der Universalgeschichte ausmacht, haben wir die Griechen in ihren wesentlichen Eigentümlichkeiten zu betrachten, in denen, worin sie anders sind als der alte Orient und als die seitherigen Nationen, und doch den großen Übergang nach beiden Seiten bilden. Hierauf, auf die Geschichte des griechischen Geistes, muß das ganze Studium sich einrichten.

Das Interesse an der Geschichte ist in hohem Grade abhängig geworden von den allgemeinen Schwingungen des abendländischen Geistes, von der allgemeinen Richtung unserer Bildung; die alten Einteilungen und Methoden genügen weder in Büchern noch auf dem Katheder.

Ein Vorteil der kulturhistorischen Betrachtung überhaupt ist nun vor allem die Gewißheit der wichtigeren kulturhistorischen Tatsachen gegenüber den historischen im gewöhnlichen Sinne, den Ereignissen, welche der Gegenstand der Erzählung sind. Die Kulturgeschichte hat primum gradum certitudinis, denn sie lebt wichtigerenteils von dem, was Quellen und Denkmäler unabsichtlich und uneigennützig, ja unfreiwillig, unbewußt und andererseits sogar durch Erdichtungen verkünden, ganz abgesehen von demjenigen Sachlichen, welches sie absichtlich melden, verfechten und verherrlichen mögen, womit sie wiederum kulturgeschichtlich lehrreich sind.

Sie geht auf das Innere der vergangenen Menschheit und verkündet, wie diese war, wollte, dachte, schaute und vermochte:

Hab ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Unser Streben geht nun dahin, die Teilnahme für das alte Griechentum, soweit unsere schwache Wirksamkeit reicht, am Leben zu erhalten. Es handelt sich um keine Verklärung, und die enthusiastische Schönfärberei gedenken wir nirgends zu schonen. Aber die große weltgeschichtliche Stellung des griechischen Geistes zwischen Orient und Okzident muß klargemacht werden. Was sie taten und litten, das taten und litten sie frei und anders als alle früheren Völker. Sie erscheinen original und spontan und bewußt da, wo bei allen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

andern ein mehr oder weniger dumpfes Müssen herrscht. Darum erscheinen sie mit ihrem Schaffen und Können wesentlich als das geniale Volk auf Erden, mit allen Fehlern und Leiden eines solchen.

In allem Geistigen haben sie Grenzen erreicht, hinter welchen die Menschheit, wenigstens in der Anerkennung und Aneignung, nicht mehr zurückbleiben darf, auch wo sie die Griechen im Können nicht mehr erreicht.

Daran liegt es, daß überhaupt dies Volk aller Nachwelt sein Studium aufzuerlegen vermocht hat. Wer sich dem entziehen will, bleibt einfach zurück.

Betrachten wir nun Burckhardts Verhältnis zum Griechentum und seine Auffassung noch im Hinblick auf die Gegenwart:

Er, der mit Sorge auf die geistig verflachenden Tendenzen des 19. Jahrhunderts blickte, flüchtete sich in die schöne Welt des Griechentums, die seine seelische Heimat wurde, und machte sich die hellenische heroisch-tragische Weltanschauung zu eigen. Seine Worte vor den immer mehr erbleichenden Fresken von *Leonardos Abendmahl* passen auch auf das tragische Geschick der Griechen: *Das Schönste auf Erden muß untergehen in der Kunst und in der Menschenwelt, das Herrlichste verschlingt der Tod am liebsten.* Er war aber im Gegensatz zu den deutschen Klassizisten (Winckelmann, Lessing, Voß, Goethe, Schiller und Wilhelm von Humboldt) nicht blind für die Schwächen des Griechentums, sondern hielt auch mit seinem Widerspruch nicht zurück, wenn er es für nötig erachtete, und betonte den Fortschritt, den das Christentum der hellenischen Welt gebracht hat.

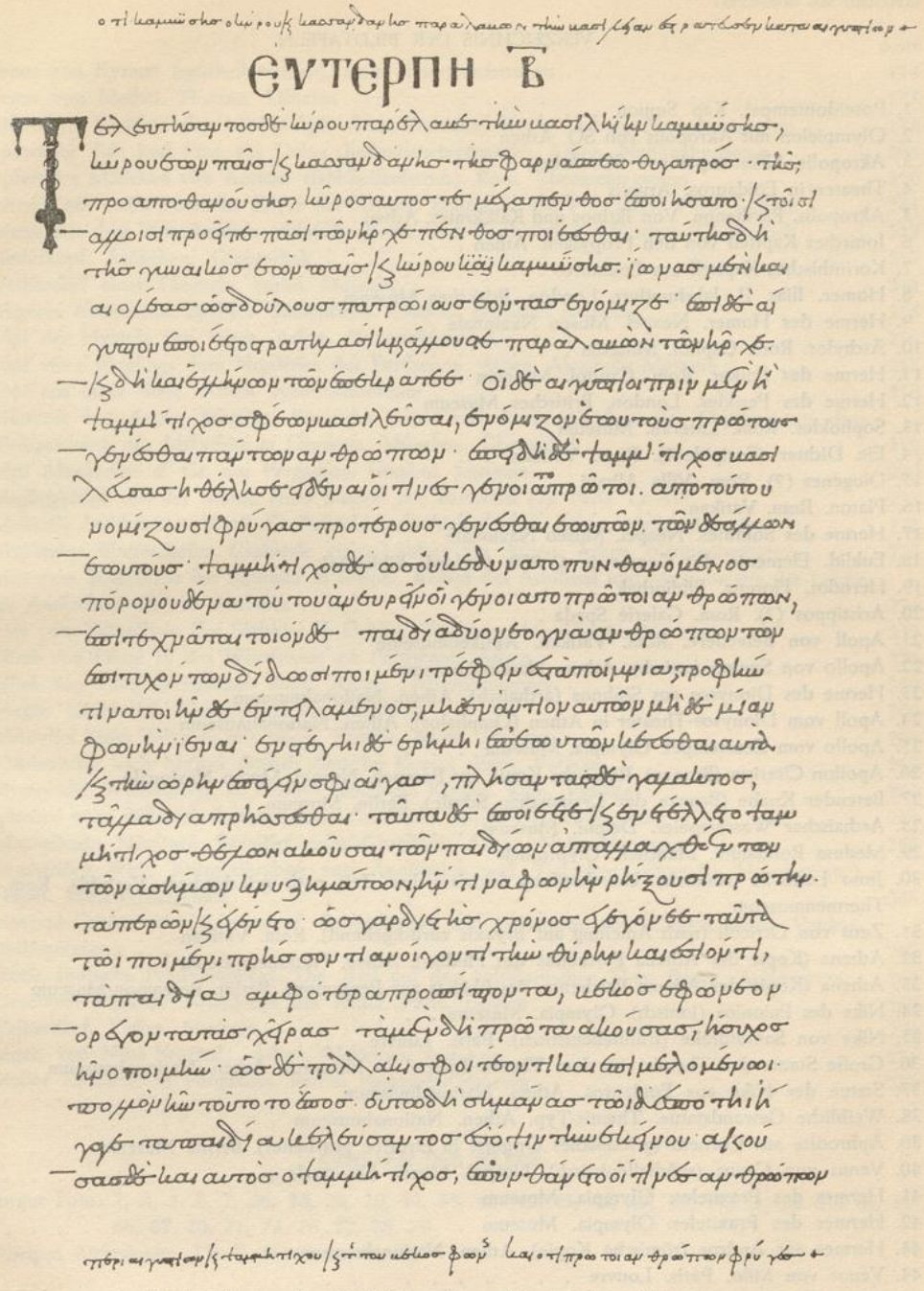
Warum blickte Burckhardt trotzdem mit Bewunderung auf den *griechischen Charakter*? — Dieser entwickelte sich *nach einem höheren Menschentypus hin, der imstande war, den hohen Anforderungen einer aristokratischen Lebensführung (Homer, Heraklit, Peisistratiden) zu genügen.* Der aristokratische Grieche strebte nach der *Kalokagathie* bei seinen agonischen Wettkämpfen (Olympia usw.), schuf dann — auf *Plato* stark einwirkend — das volkstümliche Ideal der *Sophrosyne* und behauptete sich in der ewigen Spannung des unermüdlichen Kampfes um den tragischen *amor fati*:

Hoch über den Häuptern der Menschen thront das Verhängnis,
Die rastlos reifende Ernte der eigenen Saaten.

Hierzu dienten ihm die agonalen Werte, und diese hebt Burckhardt immer wieder als entscheidend hervor: *Agon* ist für den Griechen *der Kampf ohne utilitaristischen Nebenzweck*: die Leibesertüchtigung im Sinne des *mens sana in corpore sano* wirkt unmittelbar auf Rasse, Volksgemeinschaft, Kultur und Bildung: die vom Leibe her ausgeübte Erziehung schafft Diesseitsfreudigkeit und Kulturharmonie und will eine gewisse Vollendung im Diesseits erreichen.

So wird der Blick des Geschichtschreibers auf die *Ganzheit einer geschichtlichen Zeit* gerichtet, und er entgeht der Gefahr einer unfruchtbaren ideologischen Spekulation. In Burckhardts kulturgeschichtlicher Darstellung werden daher Politik und Kultur vom einheitlichen Gesichtspunkt aus erfaßt. Wir Deutsche der Gegenwart, die wir immer wieder die innere Verwandtschaft mit dem Hellenentum spüren, müssen in seiner *Griechischen Kulturgeschichte* ein gerade für uns bedeutsames Werk erblicken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Handschrift aus dem Geschichtswerk von Herodot, dem „Vater der Geschichte", um 484–425 v. Chr., aus der Laurenzianischen Bibliothek.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seite

1. Poseidontempel. Kap Sunion 97
2. Olympieion mit Akropolis von SO. Athen 98
3. Akropolis. Niketempel von SO. Athen 99
4. Theater in Epidauros. Argolis 100
5. Akropolis. Parthenon. Von Iktinos und Kallikrates. Athen 101
6. Ionisches Kapitell von den Propyläen. Athen 102
7. Korinthisches Kapitell aus Epidauros 103
8. Homer. Ilias. II. Jahrhundert. London. Britisches Museum 104
9. Herme des Homer. Neapel. Museo Nazionale 105
10. Äschylos. Rom. Capitol. Museum 106
11. Herme des Epikur. Rom. Capitol. Museum 107
12. Herme des Perikles. London. Britisches Museum 108
13. Sophokles. Rom. Lateran. Museum 109
14. Ein Dichter (Euripides?). Rom. Vatikan 110
15. Diogenes (?). Rom. Villa Albani 111
16. Platon. Rom. Vatikan 112
17. Herme des Sokrates. Neapel. Museo Nazionale 129
18. Euklid. Elemente der Geometrie a. 889. Oxford. Bibliothek 130
19. Herodot. Florenz. Bibliothek 131
20. Aristippos (?). Rom. Galerie Spada 132
21. Apoll von Belvedere. Rom. Vatikan. Antikenmuseum 133
22. Apollo von Sunion (attisch). Athen. Nationalmuseum 134
23. Herme des Dionysos aus Siphnos (archaisch). Athen. Nationalmuseum 135
24. Apoll vom Dionysos-Theater in Athen (Omphalos). Athen. Nationalmuseum 136
25. Apollo vom Zeustempel. Olympia. Museum 137
26. Apollon Citarista (Bronze). Römische Kopie aus Pompeji. Neapel. Museo Nazionale 138
27. Betender Knabe (Bronze der Lysippschen Schule). Berlin. Museum 139
28. Archaischer Wasserspeier. Delphi. Museum 140
29. Medusa Rondanini. München. Glyptothek 141
30. Juno Ludovisi (römische Umschöpfung hadrianischer Zeit nach griechischem Vorbild). Rom. Thermenmuseum 142
31. Zeus von Otricoli (nach Amelung auf Bryaxis zurückgehend). Rom. Vatikan 143
32. Athena (Kopie der Athena Parthenos des Phidias). Athen. Nationalmuseum 144
33. Athena (Kopie der Athena Parthenos des Phidias aus Pergamon). Berlin. Pergamon-Museum . 161
34. Nike des Paionios (ionisch). Olympia. Museum 162
35. Nike von Samothrake (frühhellenistisch). Paris. Louvre 163
36. Große Statue der Themis aus dem Themis-Tempel in Rhamnus. Athen. Nationalmuseum . . 164
37. Statue der Nike aus Epidauros. Athen. Nationalmuseum 165
38. Weibliche Gewandstatue. Themis-Typ. Athen. Nationalmuseum 166
39. Aphrodite aus Corneto (griechisches Original in Etrurien gearbeitet). Berlin. Museum 167
40. Venus von Capua (späthellenistisch). Neapel. Museo Nazionale 168
41. Hermes des Praxiteles. Olympia. Museum 169
42. Hermes des Praxiteles. Olympia. Museum 170
43. Hermes aus Andros (römische Kopie). Athen. Nationalmuseum 171
44. Venus von Milo. Paris. Louvre 172
45. Venus Anadyomene (römische Kopie). Rom. Thermenmuseum 173

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seite

46. Venus von Kyrene (späthellenistisch). Rom. Thermenmuseum 174
47. Venus von Medici. Florenz. Uffizien 175
48. Aphrodite. Variante der Medici-Aphrodite. Römische Kopie. Athen. Nationalmuseum . . . 176
49. Aphrodite. Pan und Eros aus Delos (hellenistisch-römisch). Athen. Nationalmuseum 209
50. Opferndes Mädchen von Antium (frühhellenistisch). Rom. Thermenmuseum 210
51. Artemis aus Gabii (römische Kopie der Artemis Brauronia von Praxiteles). Paris. Louvre . . . 211
52. Eirene mit dem Plutosknaben (römische Kopie nach Kephisodot). München. Glyptothek . . . 212
53. Kinderkopf. München. Glyptothek 213
54. Weiherelief einer Tänzerin. Berlin. Museum 214
55. Jüngeres Artemision. Ephesos. Säulenbasis. London. Britisches Museum 215
56. Kopf der Hygieia aus Tegea. Athen. Nationalmuseum 216
57. Kopf eines Jünglings vom Nordfries des Parthenon. Athen. Akropolis-Museum 217
58. Kopf aus einer Stele. Athen. Nationalmuseum 218
59. Dionysos von Argos. Jüngling. Römische Kopie nach Bronze-Sitzfigur des Orpheus aus dem Weihgeschenk des Mikythos in Olympia. München. Glyptothek 219
60. Kopf Alexanders d. Gr. aus Pergamon. Istanbul. Museum 220
61. Jünglingskopf von der Statue eines Siegers aus Benevent (?). Paris. Louvre 221
62. Grabstele des Aristion. Werk des Aristokles aus Velanidezza. Athen. Nationalmuseum 222
63. Sterbender Waffenläufer. Grabstele eines Läufers aus Athen. Athen. Nationalmuseum . . . 223
64. Fries vom Schatzhaus der Siphnier in Delphi. Kampf des Achilleus und Memnon um die Leiche des Antilochos. Delphi. Museum 224
65. Fries vom Schatzhaus der Siphnier in Delphi. Gigantomachie. Delphi. Museum 257
66. Reiter von Platte IV des Westfrieses am Parthenon. Athen 258
67. Relief von einer dreiseitigen Basis. Athen. Nationalmuseum 259
68. Krieger. Grabrelief. Kopenhagen. Ny Carlsberg 260
69. Grabrelief eines Kriegers mit seiner Familie. Berlin. Museum 261
70. Diskuswerfer nach Myron (attisch-römische Kopie). Rom. Vatikan 262
71. Olympische Wettläuferin in Exomis (römische Kopie). Rom. Vatikan 263
72. Epheben beim Ballspiel. Basrelief einer Grabfigur. Athen. Nationalmuseum 264
73. Ballspielende Jünglinge. Basrelief einer Grabfigur. Athen. Nationalmuseum 265
74. Farnesischer Stier. Kolossalgruppe von Apollonios und Tauriskos (römische Umarbeitung). Neapel. Museo Nazionale 266
75. Laokoon-Gruppe von Agesandros, Athenodoros und Polydoros von Rhodos. Rom. Vatikan. Antikenmuseum 267
76. Große apulische Prachtamphora: Die Jagd auf den kalydonischen Eber. Berlin. Antiquarium . 268
77. Caeretaner Hydria: Totenklage um Achill. Paris. Louvre 269
78. Weiherelief. Piräus. Museum 270
79. Sieger, von Nike bekränzt. Athen. Akropolis. Museum 271
80. Großer Zeusaltar in Pergamon. Berlin. Pergamon-Museum 272

QUELLEN DER BILDER:

Marburger Foto: 1, 4, 5, 6, 7, 26, 28, 29, 30, 34, 35, 40, 42, 43, 48, 49, 51, 53, 55, 58, 59, 60, 61, 66, 67, 70, 71, 73, 76, 77, 78, 79

Alle übrigen Aufnahmen: Dr. F. Stoedtner, Berlin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

QUELLEN DER TEXTABBILDUNGEN

Karl Woermann, Geschichte der Kunst I. Leipzig, Bibliographisches Institut

Percy Gardner, The principles of greek art. London. Macmillan & Co. Ltd.

M. Collignon, L'Archéologie Grecque. Paris. A. Quantin

Friedrich Gerke, Griechische Plastik. Zürich. Atlantis-Verlag

Theodor Panofka, Dionysos und die Thyaden

Theodor Panofka, Die griechischen Eigennamen mit Kalos

Theodor Panofka, Die griechischen Trinkhörner

Theodor Panofka, Poseidon und Dionysos
alle in Berlin, Königliche Akademie der Wissenschaften

Theodor Panofka, Antikenschau zur Anregung erfolgreichen Museenbesuchs, Berlin. T. Trautweinsche Buchhandlung (I. Guttentag).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERZEICHNIS DER HANDZEICHNUNGEN NACH ALTEN KUPFERN

Seite

Giebelgruppe des Zeustempels in Olympia (Westen). Rekonstruktion 16
Krieger mit Schild von Pfeilen bedrängt (Innenbild einer Kylix) 23
Silen mit Bacchantin (Innenbild einer Trinkschale) 54
Sieger mit Flötenspieler und Komarch (rotfiguriges Vasenbild) 67
Die Amazone Hippolyte im Kampf mit Theseus (Vasengemälde) 83
Giebelgruppe des Aphaiatempels von Aegina (Osten). Rekonstruktion 89
Aphrodite des Praxiteles (Nachbildung auf einer Münze von Knidos) 114
Athene mit Poseidon und Dionysos (Thyrrhenische Amphora. Gregorianisches Museum) 117
Giebelgruppe des Parthenon von Phidias (Osten) auf der Akropolis 120
Giebelgruppe des Parthenon von Phidias (Osten) auf der Akropolis 121
Athene (Tetradrachme) 122
Strahlen- und lorbeerbekränzter Zeus (Münze von Katana) 123
Gewandstudien in ihrer Entwicklung 125
Myrthenbekränzter Ringer (Innenbild einer Kylix) 127
Hochzeit des Peleus und der Thetis (Vasenbild. Britisches Museum) 145
Poseidon, Amphitrite und der junge Theseus (Vasenbild, Bologna) 146
Korinthisches Tafelbild (Museum, Berlin) 148
Marsyas vor Dionysos Flöte spielend (Vasengemälde des Hieron. Museum, Berlin) 157
Herakles besiegt Geryoneus (Vasengemälde des Euphronios, München) 177
Achill im Frauengewand und Lykomedes (Vasengemälde) 179
Achill verbindet Patroklus (Schale des Sosias. Museum, Berlin) 181
Freiermord des Odysseus (Attisches Vasengemälde) 184
Freiermord des Odysseus (Attisches Vasengemälde) 185
Hephästos mit Hammer auf Flügelwagen (Vasengemälde) 191
Apollo und Artemis in einem Hochzeitszug (Vasengemälde Museum, Berlin) 193
Europa auf dem Stier (Vasengemälde. Gregorianisches Museum) 199
Eos und Tithanos mit Lyra, auf der Rückseite der fliehende Dardanos (Nolanische Diota) 203
Hochzeit der Ariadne und des Dionysos mit Flötenspieler (Vasengemälde. Britisches Museum, London) 205
Flötenspieler und Thyaden (Stamnos von S. Maria di Capua) 207
Der Sänger Thamyros mit zwei Chorsängerinnen und der Nymphe Argiope (Gregorianisches Museum) . . . 225
Nächtliches Symposion mit Psaltrien und Hetären (Vasengemälde von S. Agata de'Goti. Museum, Neapel) . . . 231
Ganymed und Eros (Nolanische Diota. Vorder- und Rückseite) 233
Kopf der Sappho (Goldmünze von Mytilene. Münzkabinett, Paris) 237
Trinkgelage (Vasengemälde. Antikenkabinett, Wien) 238
Thyadenfest auf dem Parnaß (Kylix des Hieron. Museum, Berlin) 241
Orest und Elektra (Innenbild einer Trinkschale) 251
Menelaos und Helena (Attisches Vasengemälde. Gregorianisches Museum) 273
Lanzenkampf der Pygmäen mit den Kranichen (Vasengemälde, Britisches Museum, London) 285
Ariadne als Weinschenkin (Silbermünze von Histiaea auf Euböa. Münzkabinett, Paris) 291
Aphrodite mit Poseidon und Viergespann (Archaische Hydria) 331
Mediziner in der Vorlesung (Kyathis. Museum, Berlin) 333
Pelops tränkt seine Pferde (Von einer Kamee) 339
Handschriftenprobe aus Herodot (Laurenziana, Florenz) 347

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

INHALTSÜBERSICHT

Seite

A. Staat und Nation 5

I. Die Polis 5

II. Die Polis in ihrer historischen Entwicklung 16
1. Das Königtum 16
2. Sparta 18
3. Untertänige Bevölkerungen anderer Poleis 37
4. Die Sklaverei 38
5. Die griechische Aristokratie 43
6. Die Tyrannis 46
7. Die Demokratie und ihre Ausgestaltung in Athen 60
8. Die Demokratie außerhalb Athens 73
9. Lebenszähigkeit der Stadtbevölkerungen 77

III. Objektive Betrachtung der Staatsformen . . 79

IV. Die Einheit der griechischen Nation 83
1. Der gegenseitige Kampf und die Kräfte der nationalen Einigung 83
2. Griechen und Barbaren 90
3. Das hellenische Pathos 96

B. Die bildende Kunst 114

I. Das Erwachen der Kunst 114

II. Die Kunstgattungen 119
1. Die Skulptur 119
2. Die Malerei 146
3. Die Architektur 148

III. Die Philosophen und Politiker und die Kunst 153

C. Poesie und Musik 156

I. Die Urzeit 156

II. Die hexametrische Poesie 160
1. Das homerische Epos 160
2. Homer und die Griechen 189

Seite

3. Die homerischen Hymnen 191
4. Zyklische Dichter, Rhapsoden und spätere Epiker 192
5. Das alexandrinische erzählende Gedicht 196
6. Die Bukolik. — Das späte Epos 197
7. Die didaktische Poesie (Hesiod) 200

III. Die Musik 203

IV. Die Poesie außerhalb des bloßen Hexameters 229
1. Allgemeines 229
2. Die Elegie 229
3. Das Epigramm 232
4. Der Jambus 234
5. Allgemeines über die Lyrik. — Die äolische Lyrik 236
6. Die chorische Lyrik 238
7. Die Tragödie 243
8. Die alte Komödie 282
9. Die mittlere Komödie 290
10. Die neuere Komödie 293
11. Die alexandrinische Komödie und Posse 296

D. Zur Philosophie, Wissenschaft und Redekunst 297

I. Fördernisse und Hemmung 297

II. Der Bruch mit dem Mythus 299

III. Die Redekunst 308

IV. Die freie Persönlichkeit 314

V. Die wissenschaftliche Forschung 329

VI. Geschichte und Völkerkunde 333

Über Jakob Burckhardt 344

Verzeichnis der Bildtafeln 348

Verzeichnis der Handzeichnungen 351

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

- 4. Dez. 1980

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

GHP: 03 M21955

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN


M
21 955
P
03
JACOB BURCKHARDT GRIECHISCHE KULTUR